Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXVIII.

(Juli — August — September 1906.)

86605
29/4/08

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg**, (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 128

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertachtundzwanzigsten Bande (Juli — September 1906).

		Seite
I.	Opus 23. Erzählung von **Adolf Wilbrandt.** I.	1
II.	Der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und der Kronprinz Karl Johann von Schweden während des Feldzuges 1814 in den Niederlanden. Von Generalleutnant z. D. **A. v. Janson**	40
III.	Wirtschaft und Kultur Toskanas vor der Renaissance. Von Dr. **Fedor Schneider,** Assistenten am Königl. preußischen historischen Institut zu Rom	55
IV.	Eine altnordische Bauerngeschichte. Übersetzt von **Arthur Bonus**	66
V.	Das Disziplinarverfahren gegen E. T. A. Hoffmann. (Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs.) Von **Georg Ellinger**	79
VI.	Wissen und Glauben in der Naturforschung. Von **Walther Löb**	104
VII.	Aus dem Leben des Tiermalers Rudolf Koller. Verkehr mit Böcklin und Lebensausgang. Von **Adolf Frey** . .	116
VIII.	Neue Musik-Literatur. Von **Carl Krebs**	131
IX.	Das Chantrey-Vermächtnis. Ein Bericht des englischen Oberhauses. Von **W. v. Seidlitz**	143
X.	Politische Rundschau	147
XI.	F. A. Brockhaus. 1805—1905. Von **Arend Buchholtz** . .	153
XII.	Die Topographie von Athen. Von **Albert Thumb** . .	155
XIII.	Literarische Notizen	157
XIV.	Literarische Neuigkeiten	159
XV.	Opus 23. Erzählung von **Adolf Wilbrandt.** II. (Schluß)	161
XVI.	Goethesche Fernwirkungen. Von **Eleonore v. Bojanowski**	198
XVII.	Giosué Carducci. Zu seinem siebzigsten Geburtstage. Von **Annie Vivanti**	207
XVIII.	Eduard von Hartmann. Von **J. Reinke**	220

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Aus Amerika. Von **Albert Pfister**	226
XX.	Orientalische Stoffe in der englischen Literatur. Von **Johannes Hoops**	255
XXI.	Das Wesen der Toleranz. Von **Ludwig Stein** (Bern)	264
XXII.	Zur Geschichte des Schreibens. Von **M. Manitius**	287
XXIII.	Italien und seine Stellung in der europäischen Politik. Von **Friedrich Paulsen**	298
XXIV.	Politische Rundschau	301
XXV.	Therese Devrient	307
XXVI.	Neuere Memoiren-Literatur	311
XXVII.	Literarische Notizen	316
XXVIII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXIX.	Primavera. Novelle von **Ossip Schubin**	321
XXX.	Maria Stuart, Königin in Schottland. 1561—1566. Von **Lady Blennerhassett**	357
XXXI.	Briefe des Grafen Christian zu Stolberg-Stolberg aus der Zeit der Befreiungskriege. (1812—1815.) Mitgeteilt von **Hans von Olfers**	378
XXXII.	Erlebnis und Dichtung. Von **Richard Weißenfels**	400
XXXIII.	Die Religion des Propheten Jesaia. Von **Hans Schmidt**	410
XXXIV.	Friedrich Paulsen. Von **Theodor Kappstein**	428
XXXV.	Mschatta. Von **Ad. Michaelis**	442
XXXVI.	a) Eine neue Napoleon-Biographie. Von **Paul Bailleu**	445
	b) Entgegnung. Von **Max Lenz**	451
	c) Schlußwort. Von **Paul Bailleu**	462
XXXVII.	Politische Rundschau	463
XXXVIII.	Rembrandt. Von **Otto Seeck**	468
XXXIX.	Dem Andenken Franz von Lipperheides. Von **Julius Lessing**	470
XL.	Hermann Kurz. Von **Helene Raff**	472
XLI.	Literarische Notizen	475
XLII.	Literarische Neuigkeiten	479

Opus 23.

Erzählung

von

Adolf Wilbrandt.

I.

„So leben Sie denn wohl!“ sagte Frau Karoline mit ihrer etwas kränklich sanften Stimme und gab dem Kapellmeister ihre blasse Hand. „Und machen Sie uns im Herbst das Vergnügen, Sie in München wiederzusehen!“

Harry Unger nickte und küßte ihre Hand. Sein rötliches Gesicht sah gesund für zwei aus, es leuchtete neben ihrem schwachgefärbten, zarten wie eine heitere Abendröte. „Ich laß Ihnen also in Gottes Namen meinen Edmund hier und ziehe als einsamer Waisenknabe in die Berge. Eigentlich wundere ich mich nicht sehr, daß er hier gleich in Kufstein hängen bleibt: ein ordentlicher Bergsteiger war er nie! Mit seinem Rucksack sieht er mehr so aus, wie wenn er 'nen Buckel hätte. Und diese komische Vorliebe, die er für die Täler hat!“

„Die Täler sind musikalischer,“ sagte Edmund lächelnd.

Frau Karoline legte ihre Hand auf Edmunds Arm: „Ich bin ihm sehr dankbar, daß er seiner alten Freundin ein paar Wochen Gesellschaft leisten will. Für mich sind die Täler das leidige Muß; die Berge mögen mich nicht. Hoffentlich langweilt er sich nicht mit der kranken alten Frau und der kleinen Cilla.“

Edmund schüttelte den Kopf: „Fräulein Cilla ist nicht klein — angenehme Mittelgröße — und Sie sind nicht alt. Sie seufzen nur gern Übertreibungen. Nun wird's aber Zeit, Harry! Züge warten nicht. Hol mich der Teufel, ich bringe dich zur Bahn!“

„Hol dich der Teufel, das tust du nicht!“ Der Kapellmeister schob den kleineren und schmaleren Edmund mit beiden Armen zurück: „Fang mir das auf unsre alten Tage noch an! Die Bahnhofsabschiede mag ich nicht. Deutsche Männer trennen sich so!“

Er nahm Edmunds beide Hände und drückte sie. Mit seinen kleinen, grauen Augen sah er ihm in die großen, schwarzen; dabei ward sein Blick doch

wärmer, weicher, als er wollte; dies war nun einmal sein liebster Mensch. „Alter!“ stieß er noch heraus. Er grüßte alle drei zum letzten Mal mit der Hand und ging.

Alle drei sahen ihm nach. Von der Terrasse des Hotels trat er auf die Straße und sogleich auf die Brücke, die über den Inn zum Bahnhof führt. Der Rucksack leuchtete auf seinem breiten Rücken in der Abendsonne; den Bergstock schwenkte er in der Hand. Hinter den ersten Häusern drüben war er bald verschwunden.

Edmund Halland sank auf seinen Stuhl an dem weißgedeckten Tisch zurück, an dem sie mit dem abreisenden Harry früh zu Nacht gegessen hatten; „ja, so sind diese Bergfexe!“ sagte er mit einem hellen Seufzer. „Er konnte hier mit uns das schönste Leben haben, dieser Musikante, in dem musikalischen Kufsteiner Tal, auf dieser idealen Terrasse am rauschenden Inn. Aber er muß klettern, klettern! Er muß Wege gehen, auf denen er keinen andern Gedanken fassen kann als: wie komm ich hinauf? und wie komm ich 'runter?“

Ich möcht doch klettern! dachte Cilla.

„Wenn ich nur wüßte,“ entgegnete Frau Karoline, „warum Sie das Kufsteiner Tal musikalisch nennen?“

„Aber teure Freundin! Das ist ja große Orchestermusik; eine Symphonie! Aus der endlosen Münchener Hochebene auf einmal ins Gebirg hinein — und nun gleich links das Kaisergebirg, eine Welt, ein Prachtbau, ein Alpenkalkmärchen, als wäre man schon mitten im Hochgebirg. Und unten der holde Gegensatz, dieses Adagio, diese grünen Matten; da rauscht das herrliche, ernste Andante durch, der feierlich schöne Inn mit der großen Stimme. Nein, gegen dieses Tal sagen Sie mir nichts! Und so mitten drin die Kufsteiner Festung auf ihrem grauen Fels; der steigt Ihnen wie ein geniales Scherzo übermütig plötzlich aus dem flachen Grün, beinah aus dem Inn herauf. Von wo Sie auch kommen, immer steht der Fels mit der Festung da — als wär's der Weltmittelpunkt — ein Prachtgedanke. Zuletzt das Finale, stromauf, im Süden, die Ferne — und noch eine Ferne — blaue und violette Berge — Alpen hinter Alpen. Sehnsucht in die Ferne. Ahnung. Unendlichkeit. Kind, was wollen Sie? Das ist große Musik!“

Wie reizend er das alles sagt! dachte Cilla. Sie hörte ihn so gern. Mit seinem ergrauten, krausen Haar und dem noch rein schwarzen Vollbart war er so eine gute Mischung von alt und jung.

Frau Karoline, die seiner feurigen Beredsamkeit gern widersprach, schüttelte den Kopf. „Nein, ich kann doch nicht finden, daß Kufstein —“

Er fiel ihr aber schon ins Wort, dazu neigte er: „Und der Beweis, daß die Gegend musikalisch ist — ich spür's ja am eigenen Leib! In Leipzig fiel mir nichts mehr ein; wahrhaftig, bei Gott, es war eine Schande. Dieser gute Kerl, der Harry Unger — ein Goldmensch, einer von den besten Menschen — aber manchmal ärgerte er mich mächtig, wenn er mir seine gute, breite Tatze auf die Schulter legte: ‚Na, Edmund, Junge, wo bleibt deine Musik?‘ — ‚In der Pleiße ertrunken!‘ hab ich ihm einmal zugerufen; ein andermal: ‚In der Elster ertrunken!‘ — Leipzig ist nicht meine Luft. Hier in Kufstein —

gleich ging's! Ja, und da fällt mir ein: als ich heut nachmittag mit Harry von Sparchen zurückging — auf dem oberen Weg, am Berg; allerliebst, schöne Durchblicke, hundert Ruhebänke — da saßen wir 'ne Weile und träumten, und mir kamen plötzlich zwei Melodien: die Tante und die Nichte."

„Was heißt das?" fragte Frau Karoline.

„Na, Sie sind doch die Tante und Fräulein Cilla ist die Nichte. Mir ging durch den Kopf: wie könnte man die beiden musikalisch ausdrücken? Sehen Sie, so regt Kusstein an! Und da hab ich Sie dann beide vor mich hingesummt; die zarte, etwas lebenverneinend elegische Tante in Moll, die gernlebende, sportliebende Nichte in Dur. Charakterdarstellungsmusik, hochmodern! Vielleicht wird aber auch ein Duett daraus; ja, wer kann das wissen. Vielleicht wird auch 'ne Oper draus!"

Karoline lächelte. „Mich freut, daß Sie so frisch und produktiv und vergnügt sind. Und daß wir dabei helfen."

„Ja, das macht uns ja stolz!" nahm Cilla das Wort. „Und Sie werden uns dann doch auch drucken lassen?"

„Kann wohl sein," erwiderte Edmund heiter. „Man muß erst sehen, was draus wird."

„O, geben Sie uns nur heraus! — Mich hat überhaupt schon neulich gewundert — Tante hat Ihre letzten gedruckten Kompositionen oben — Opus 22. Das letzte! Ich wollt es gar nicht glauben. Mehr sind's wirklich nicht?"

Er schüttelte den Kopf.

„Andre haben doch so viel, viel mehr. Und ich dachte, Sie —"

„Liebes Fräulein Cilla! Ein Beethoven bin ich nicht. Aber ein Durchschnitts-Vielschmierer auch nicht; lieber viel zu wenig als auch nur ein bißchen zu viel! Ich hab immer gedacht: mach aus deinem Leben ein gutes Opus; auf die vielen Opusse kommt's nicht an! Und werd ein guter, ein bester Gesanglehrer —"

„Und sie sagen, Sie sind der beste," fiel ihm Frau Karoline ins Wort.

„Ach du lieber Gott!"

„Und dann, unter Ihren Opussen sind ja doch auch so große, umfangreiche Sachen. Ihre beiden Opern ... Warum schreiben Sie eigentlich keine Opern mehr? Die hatten doch beide so schönen Erfolg. Und die Kenner sagten: der kann noch mehr; also nur heraus mit dem Mehr!"

Edmund verneigte sich: „Für diesen süßduftenden Weihrauch meinen schönsten Dank! — Ach ja, Oper. Ich möchte wohl. Aber nicht wie früher; nein, ganz was andres. Auch weder wie Wagner Vater noch wie Wagner Sohn; und auch gar nicht opernhaft. Für mein nächstes Opus, Opus 23, hab ich was im Sinn, das noch keiner machte; — einer hat's versucht, ein Franzose; ich möcht aber höher hinauf!"

„Wohin denn? Was wollen Sie?"

„Das Leben, Frau Karoline! Das Leben — den Strom des Lebens! Den — — Schauen Sie auf den Inn hinunter, wie der da heranrauscht. Ein Götterkerl. Der Inn!"

„Was tut denn der Inn dabei?“ fragte Karoline, innerlich den Kopf schüttelnd. Edmund Hallands Gedankenflüge waren ihr oft zu kühn und absonderlich.

„In dem rauscht das Leben daher! Wenn man ihn so herankommen sieht — — Sie wollten vorhin etwas gegen Kufstein sagen; aber ich bitte Sie, wie kann man das, wenn man auf dieser Terrasse sitzt! So grad überm Inn, er rauscht uns gegen die Mauer — und dann unter der Brücke durch — diese Terrasse des Hotels Post in Kufstein, das ist ja ein Unikum! Morgens, mittags, abends, hier ist's immer schön. Ein wundervoller Knabe, der Inn; ich kenn ihn von Kindesbeinen an, das heißt von seinem Ursprung her: wie er im Oberengadin bei Maloja von seinem Felsberg herunterstürzt — gleich am Anfang vier Seen; vier Andante- und Adagio-Variationen auf das Allegrothema ‚Der Inn‘!“

Frau Karoline spitzte den Mund: „Eigentlich wollten Sie aber von Ihrem Opus 23 sprechen.“

„Na ja! Davon sprech ich auch. Der Strom des Lebens; wie das heutige, das allerneueste Leben daherrauscht, das in ein Musikdrama einzufangen, mit Menschenstimmen und Instrumenten zu packen — das ist mein Gedanke! Nichts von Göttern, Helden, Feen, Hänsel oder Gretel: Leute in gewöhnlichen Kleidern wie wir; nur erleben müssen sie was, das zu Herzen geht. Kein Verbrechen; weder Mord noch Totschlag. Was in lebendigen, warmen Menschen vorgeht, was der Tag so bringt. Am liebsten, wenn ich's selbst erlebe;“ Edmund lächelte: „dann hab ich's aus der ersten Hand!“

„Wenn Sie's selbst erleben?“

„Ja: ein Stück Herz verbluten — und sich dann darauf besinnen, daß man Musikant ist, und die Geschichte in Noten setzen und singen lassen und so verjauchzen, verweinen, verklären — das dächt ich mir wunderschön!“

„Lieber, guter Edmund —“

„Was denn?“

Frau Karoline lächelte mild: „Sind Sie nicht zu alt dazu?“

„Ah, bah!“ Edmund füllte sein leeres Glas mit rotem Tiroler aus seiner Halbliterflasche und trank. „Die grauen Haare und die fünfundfünfzig Jahr, ach, die machen's nicht. Um mein Opus 23 zu schaffen, bin ich jeden Tag bereit, noch was zu erleben! — Aber das hab ich ja nur so hingehaucht. Ich nehme ja, was ich kriegen kann. Ich wart nur schon so lange auf so ein rechtes Stück schönen Lebensstrom; der Inn will nicht kommen.“

„Herr Halland, ich verstehe noch nicht recht,“ nahm Cilla bescheiden das Wort. „Aus so was ganz Alltäglichem — ganz Modernem, mein ich — in modernen Kleidern — daraus wollen Sie ein Musikdrama machen, das man singen kann?“

„O ja, Fräulein Cilla; singen von Anfang bis zu Ende; Rezitativ und Lied und Zweigesang und Dreigesang, alles, was Sie wollen. Nur halt auch modern, wie's zu so 'ner Sache gehört!“ — Edmund lächelte: „Ihre Tante traut mir's nicht mehr zu, daß ich selber so 'nen Stoff erleben könnte; freilich, ich seh wie ein Onkel aus. Und die Tante — so fein und hübsch sie noch ist —“

Karoline vollendete seinen Satz, mit einer abschneidenden Handbewegung: „Hat sich ganz und für immer zur Ruhe gesetzt!“

„Hat sich zur Ruhe gesetzt,“ wiederholte Edmund. „Aber Sie, Fräulein Cilla! Ihre neunzehn Jahre! Tun Sie doch was für so 'nen armen Musikanten, erleben Sie ein Drama.“

„Um Gottes willen!“ sagte die Tante, stand auf und nahm ihre Handschuhe und ihr Buch vom Tisch. „Hetzen Sie mir das Mädel nicht auf — Sie stoffsuchender Egoist. In der Familie Mohr gibt es keine Stoffe! — Spielen Sie uns lieber noch am Klavier Ihre Melodien oder Motive, mit denen Sie uns musikalisch charakterisieren wollen; auch ein echter Hallandscher Gedanke. Ich bin doch neugierig, wie Sie das gemacht haben. Und dann geh ich mit meinen Kopfschmerzen früh und brav zu Bett!“

Edmund zuckte nur mitleidig die Achseln; was sollte er noch über ihre Kopfschmerzen sagen, die hatte sie fast jeden Tag. Sie gingen über die Terrasse ins Haus hinein und durch das große Speisezimmer in das kleinere Gemach, in dem ein Piano stand; Edmund hatte schon darauf gespielt, die klavierliebende Karoline auch. Er setzte sich, suchte im Kopf seine Tonreihen, seine Akkorde, und hauchte, scherzhaft übertreibend — aber doch fein und zart — eine ziemlich ausgesponnene weiche Melodie von resigniert elegischem Charakter auf die Tasten hin. „Das sind Sie,“ sagte er dann humoristisch trocken, mit einem ernsten Blick der schwarzen Augen auf Frau Karoline.

„Wirklich? Das soll ich sein?“

„Photographisch treu!“

Er wirbelte dann ein kurzes, heiteres Capriccio übers Klavier, in dem eine anmutige Melodie sich halb versteckte. „Fräulein Cilla Mohr,“ sagte er darauf, „aus dem Hause Mohr, in dem es keine Stoffe gibt. Aber viele Sports gibt es; wenigstens in diesem Fräulein. Reiten, Kutschieren, Schlittschuh laufen; Radeln, Tennis spielen, Turnen — was noch?“

Cilla antwortete nicht. „Rudern, Segeln, Tanzen,“ fuhr statt ihrer die Tante fort. „O, dieser Unband kann noch mehr so brotlose Künste; hab ich Ihnen gestern nicht noch mehr gesagt? Mir fällt's jetzt nicht ein.“

Sie setzte sich ans Klavier, da Edmund aufgestanden war, versuchte ihm nachzuspielen, was er auf sie komponiert hatte; es blieb aber bei den ersten Takten. Sie kam auf eine andre, altbekannte, träumerische Melodie, die sie leise spielte.

Edmund ging geräuschlos durchs Zimmer, zum Fenster; Cilla ging ihm nach. So gedämpft, daß die Tante sie nicht hören konnte, sprach sie gegen seine Wange hin: „Übrigens, Herr Halland — Sie kennen mich doch noch zu wenig; es ist ja auch erst der fünfte Tag. So wie Ihre Musik auf mich, so bin ich doch nicht.“

„Wieso sind Sie's nicht?“ Er drehte sich und schaute ihr ins Gesicht, das er immer gerne sah; die feine gelbliche Farbe, das samtene Braun der eigentümlich verschleierten Augen, das wellige tiefbraune Haar standen dem jungen Mädel gut. „Sie sind doch das Sportfräulein?“

„Man kann ja doch auch noch andres sein,“ gab sie in ihrer ruhig

verschlossenen Weise zurück. „Man radelt doch nicht so einfach durch das Leben hin."

„Man rennt auch einmal gegen einen Baum, meinen Sie? Oder in den Graben hinein?"

Sie antwortete nicht; ihre linke Schulter ging hoch. Frau Karoline spielte weiter.

„Was ist, Fräulein Cilla?" fragte er. „Sie schweigen sehr hübsch, aber ich versteh es nicht."

„Ach, ich möchte nur — — Sie nehmen mich nicht ernst genug."

„Tu ich das nicht? — Liebes Fräulein, das klingt nur so; dumme Gewohnheit, drauf los zu reden. Ihre ernsten Augen, die seh ich ja. Nur weil Ihre Tante Karoline sagte —"

„Ach, die Tante!" erwiderte Cilla leiser. „Die weiß doch nicht — — man sagt doch den Leuten nicht, was man — so erlebt. — Sie sprachen gestern abend von Schicksalen, und wie die erst den Menschen machen und bilden. Ich hab auch schon —"

Sie verstummte wieder. Ihr Gesicht, so jung und rundlich es war, war wie ein verschlossenes Buch.

Er betrachtete sie mit stillem Vergnügen; solche Charakterköpfchen liebte er. „Sehen Sie, das freut mich," sagte er langsam, nun ganz Aug in Auge. „Dann fängt das wahre Leben erst an, wenn — die Schicksale kommen. Ob etwas härter oder sanfter, das macht nichts; da hab ich auch kein sentimentales Mitleid, wie die dummen Menschen so oft. Der wird erzogen! denk ich und freue mich dran."

Sie nickte, mit einem dankbaren Blick, daß er nun so zu ihr sprach. Dann lächelte sie herzlich: „Und nun sehen Sie ein, nicht wahr —?"

„Was, Fräulein Cilla?"

„Daß Ihre Musik auf mich —"

„Nein, dann paßt sie nicht. — Die muß anders werden. — Lassen Sie mich nur einmal einen Blick — in die verschlossene Seele, wissen Sie — — dann komponiere ich Sie um!"

Tante Karoline stand auf und wandte sich zur Tür; „komm, mein liebes Kind," sagte sie mit müder Stimme, „leiste mir noch Gesellschaft!" Sie hatte sich gewöhnt, früh zu Bett zu gehen, es war ihr aber ein Bedürfnis, bei ihrem langsamen, träumerischen „Abrüsten" noch mit Cilla zu plaudern, die sie in ihrer Weise zärtlich liebte. Sie glaubte sie auch rücksichtsvoll und selbstlos zu lieben; doch wie so viele leidende Menschen hielt sie gern die andern, die gesunden, gleichsam an den Flügeln fest, um sie, sich zum Trost oder Zeitvertreib, in ihre Krankenluft mit hineinzuziehen. Cilla zuckte einen Augenblick mit den jungen Flügeln; dann ging sie aber gehorsam mit. Sie war ein elternloses, armes Mädchen — wie es so viele gibt! dachte sie — und Erbnichte und Gesellschafterin bei der reichen Tante. Nach einem stummen Abschiedsgruß an Edmund Halland, den sie um die Terrasse beneidete, auf der

er nun noch in die Nacht hinein sitzen, trinken, träumen werde, unterdrückte sie einen Backfischseufzer und wandelte ehrenfest der davonrauschenden Tante nach.

Im ersten Stock wohnten die beiden in drei Zimmern auf den Inn hinaus: ein gemeinsamer „Salon", neben dem rechts Frau Karoline, links die Nichte schlief. In ihrem Schlafzimmer angekommen, blieb die Tante vor dem Spiegel stehen, was sie gerne tat, obwohl sie an ihrem „verwelkenden Leidensantlitz" wenig Freude hatte; es war ihr aber doch eine festgewurzelte Gewohnheit, sich beim elektrischen Glühlicht einmal anzuseufzen. „Was sagst du zu unserm Komponisten?" fing sie nach dem Seufzer an. „Wie sonderbar die Menschen sind! Die Musik, mit der er dich charakterisiert, ist ja ausgezeichnet, wundervoll gelungen, obgleich er dich erst seit Kufstein kennt; und die auf mich — der reine Unsinn. Und mich kennt er nun schon fünfunddreißig Jahre!"

Ich dachte, mit der Musik wär's umgekehrt! ging's durch Cillas Kopf. Sie sagte aber nur: „Fünfunddreißig Jahre? Damals war er wohl mächtig in die schöne Karoline Hellwald verliebt."

„Aber Kind! Damals war ich zehn Jahre alt!"

Cilla schlug sich auf den Mund: „Ach ja! Ich war dumm. — Dann hat er sich später in dich verliebt."

„Was ihr doch für Alfanze seid, ihr jungen Mädels, immer: ‚verliebt!' ‚verliebt!' — Als wir uns zehn Jahre später wiedersahen, da wär's wohl geworden" (Frau Karoline suchte im Spiegel ihr Gesicht von damals); „aber da kam ja dieses Weltwunder, diese hochpikante und — berühmte Schönheit, die Alwine Hesse, und an die verlor er dann Herz und Kopf und alles. Weißt du, wenn so ein Musiker in Flammen gerät, das gibt eine Feuersbrunst! Ich dachte, er erschießt sich oder geht ins Wasser. Aber zu aller Welt Erstaunen — kein Mensch hat's begriffen — diese Urkokette, der alles zu Füßen lag, sie nahm Edmund Halland. Ob nun diese wahnsinnige Leidenschaft sie rührte oder seine Lieder — er dichtete sie selbst, ganz wie Peter Cornelius, er komponierte sie selbst, er sang sie ihr vor — oder ob seine feurigen schwarzen Augen für dieses abergläubische Geschöpf etwas Magisches hatten — sie ging mit ihm zum Standesamt und dann zum Altar!"

„Sie hat ihn also doch lieb gehabt —"

Karoline lächelte: „Wie so eine lieben kann!"

„Auf den Bildern, die du von ihr hast, ist sie wunderschön."

„O ja — gewiß — sie war schön." Karoline seufzte wieder: ihr Leidensantlitz sah sie aus dem Spiegel an. „Schrecklich, wie mein Gesicht vergeht. — Das wird nicht lange mehr dauern, Kind, dann beerbst du mich!"

Cilla zog die schwarzen Brauen hinunter. „Ich bitt dich, Tante, du weißt doch — sag so was nicht. Ich kann's doch nicht hören!"

„Ach, meine gute Cilla: so 'ne Erbtante, verachte das nicht. Wirst's noch einmal segnen, daß ich —"

Das Mädchen hielt es nicht aus, sie stampfte mit dem rechten Fuß auf den Boden. „Kannst du mir nicht die Liebe tun? Ich will dich nicht beerben, ich will's nicht! Leb noch hundert Jahr! — — Verzeih, daß ich

gestampft habe. Wenn du so redest, das macht mich toll. Wovon sprachen wir? — Ach ja, Edmund Halland. Er hat die wunderschöne Frau doch gehabt, hat sein Glück gehabt."

„Bis sie ihm durchging, mein gutes Kind!"

Ach, das tut nichts, dachte Cilla. Vorher hatte er doch sein Glück! — Und das sind die Schicksale, die — — ihr eigenes junges Schicksal trat ihr vor die Augen. Es stieg auf einmal der Wunsch in ihr auf, dem Edmund Halland davon zu sagen; diesem Edmund Halland, der so überglücklich und dann so tief unglücklich war; der wohl jedes Schicksal verstand; der die großen schwarzen, guten, verstehenden Schicksalsaugen hatte.

„Wie lange ist sie bei ihm geblieben?" fragte sie nur so hin.

„Ein paar Jahre höchstens. Da war ja dann mittlerweile dieser Don Juan gekommen — halb Italiener, halb Deutscher — der auch Frau Halland kennen lernte — der mich aber heiraten wollte — jawohl, das hat er gewollt. Wie hat er sich aufs Knie geworfen, wie hat er gebeten! Na, und ich — — ich war jung. Und er war ein auffallend schöner Mensch; in seiner Art so schön wie Frau Halland. Daß ich ganz ruhig und kalt blieb, will ich nicht behaupten! Aber ich hatte Furcht vor ihm. Was soll daraus werden? Er kann ja nicht treu sein! Er bleibt dir nicht! ‚Sie taugen nicht zur Ehe', hab ich ihm gesagt. ‚Lassen Sie mir meinen Frieden!' hab ich ihm gesagt. Aber wie die Männer sind: wenn sie etwas haben wollen — es durchsetzen, um jeden Preis! O nimm dich vor den Männern in acht! ‚Ich sterbe, wenn Sie mich nicht nehmen' — das hat er wohl zehnmal gesagt. ‚Aber wenn Sie mich nehmen, so retten Sie der Welt einen Menschen, der zu allem Guten geschaffen ist — und der Ihnen so treu sein wird, wie Sie ihm — also bis zum Tod!' Er hatte ein braunes und ein blaues Auge; beide wunderschön. Ich seh die beiden Augen noch, wie sie leuchteten, während er mir das von der Treue sagte. Und an der weißen Hand, die er sich auf die Brust legte, hatte er einen Ring mit einem Rubin darin: was Schöneres hab ich nie gesehen. Ich schüttelte aber immer wieder den Kopf, und das ist gewiß mein Glück gewesen: ‚Sie taugen nicht zur Ehe! Wie kann ich Sie retten? Das kann vielleicht ein Engel, ich nicht!'"

„Und dann ging er?"

„Ja. Aber wohin? Zu Alwine Halland. Und mit der in die Welt! — O, das war eine böse Zeit. Das hat alles in Dresden gespielt. Edmund Halland — ein Jammerbild! Und ich selber, mir war schlecht zumut, kannst du dir wohl denken. Aber ich hab ihn getröstet, hab ihn aufgerichtet: ‚Seien Sie ein Mann!' hab ich ihm gesagt. ‚Tragen Sie es wie ein Mann! Es ist ja eine Befreiung für Sie!'"

„Er hat es gewiß wie ein Mann getragen," sprach Cilla vor sich nieder.

„Warum meinst du, Kind?"

„Sieht er nicht so männlich aus?"

„O ja, nachdem ich ihn aufgerichtet hatte, hat er's schön getragen. Er hat sie nicht wiedergesehen, Gott sei Dank! Sie ist ja noch immer Frau Halland, vor Gericht gehen hat er nie gewollt; das ist ganz was Eignes an

ihm, dieses stolze Herz. Sie lebt irgendwo da drüben, in Nord- oder Südamerika; in Rio de Janeiro glaub ich. Der Don Juan verließ sie natürlich bald; ob er noch immer Herzen knickt, das weiß ich nicht, brauch's auch nicht zu wissen. Ich kriegte dann mein solides Glück, meinen guten Mann, deines Vaters Bruder; du hast ihn ja noch als Kind gekannt. Der war mehr ein stilles Wasser; aber tief genug; man mußte ihn nur kennen. Ein guter, seelenguter Mensch. Wenn Gott mir den nicht genommen hätte —"

Sie seufzte wieder. Sie hatte sich halb ausgekleidet, nun entließ sie Cilla. Mit einem milden Mutterblick küßte sie sie auf die Stirn: „Gute Nacht, mein Kind!"

Zu Frau Karolinens Leiden gehörte auch, daß sie beim Wandern bald ermüdete oder zu ermüden glaubte; wie weit es Einbildung war, das erfuhr man nie. Von den Spaziergängen um Kufstein, deren es so viele gibt, konnte sie nur die wenigsten machen; sie kam nur bis zur „Zellerburg" und in die Allee, wo sie die schönen, malerischen Durchblicke zwischen den Bäumen auf die Festung genoß, oder sie schlenderte am Inn stromab, oder sie erkämpfte die Kienbergklamm und las dann Bourgets kleine Geschichten in den neuen Anlagen am Berg, Stadt und Burg vor sich. Cilla sah oft von der Hotelterrasse weit ins Land hinaus und zu den Bergen hinauf, Sehnsucht in den Augen. Sie kam sich vor wie ein junger Vogel, dem man die Flügel beschnitten hat; sie lernte Goethes „Adler und Taube" auswendig, aus Kummer und Zorn, und rezitierte sich die leidvollen Verse, wie's dem edlen, angeschossenen „Adlersjüngling" ergeht. Länger als eine Stunde ließ Karoline die Erbnichte nicht von sich fort, mehr Alleinsein ertrug sie nicht. In einer Stunde, wie weit konnte Cilla kommen? Nicht zum Pfrillsee und Längsee hinauf, nicht zum Hechtsee hinunter; auch auf keinen der waldigen Gipfel, die sie mächtig lockten; geschweige denn ins Kaisergebirg. „Europäisches Sklavenleben! O, hätt ich hunderttausend Mark!" murrte sie vor sich hin.

So stand sie gerade auf der Terrasse, am nächsten Morgen; unter ihr rauschte der Inn vorbei, der niemand Gesellschaft leistete, keine Tante hatte, der freie, der glückliche. Edmund kam gegangen und zog mit einem fröhlichen Lächeln den Hut vor ihr: „Fräulein Cilla, heut kann ich Ihnen helfen! Ich hab die Tante eben zum Auracher-Garten am Inn gebracht, ein paar Minuten von hier, dort sehen Sie ihn; da sitzt sie im Schatten, mit einem dicken, gescheiten Buch, auf das sie sich freut. Sie hat uns anderthalb Stunden bewilligt, damit ich Sie wenigstens am Sparchener Wasserfall herumführen und auf dem oberen Weg, am Berg, gemütlich heimgeleiten kann. Und wenn's noch 'ne Viertelstunde mehr wird, die nehm ich auf mein schuldiges Haupt. Haben Sie Lust? Und wie lange brauchen Sie, bis Sie fertig sind?"

„Wie lang ich brauche?" antwortete Cilla und drückte sich den Hut auf den Kopf. „Drei Sekunden; so! Ob ich Lust habe? 'ne Million!"

„Aber Ihr Sonnenschirm —"

„Ich brauche doch keinen. Meiner gelben Haut ist die Sonne recht. Aber wie sind Sie gut, wie lieb, so an mich zu denken."

„Fräulein Cilla, erlauben Sie: für wen tu ich's denn, für Sie oder für mich?"

Es blieb unentschieden, für wen er's tat; Cilla schritt aber von einem warmen Gefühl durchsonnt dahin. Sie kamen durch die kleine Vorstadt, die sich eben gegen Norden anzusiedeln begann, und wanderten dann auf dem Fußweg weiter, der schräg, wie über ein grünes Billardtuch, nach Sparchen führt. Es war Mitte Juli und ein wolkenloser Sommertag. Der warm graue Kalkfels des Kaisergebirgs, so viel man davon sah, schwelgte in der Morgensonne; auf den weiten, frisch grünen Wiesen lachte das farbenfrohe Blumenvolk, das hier und da aufzufliegen schien; es waren aber nur Schmetterlinge auf der Schmarotzerfahrt. Süßes Summen durchzitterte mit seinen gemütlichen Baßtönen die gewürzte Luft. Ein kühlendes Lüftchen flatterte lautlos von den Bergen her, koste an den Wangen. Der Cilla war so dankbar zumut.

Als sie zu dem Dörfchen Sparchen kamen, das am Ausgang des Kaisertals liegt, und eine kleine Höhe überschritten, stieß Cilla einen hellen Laut der Überraschung aus: die Welt war auf einmal wild geworden, aus der schroff umfelsten Klamm stürzte der schäumende, lärmende Bach in mehreren Wasserfällen hervor, dem unsichtbaren Innstrom zu. Aus den Wassergängen der Sägemühlen spritzte die eingefangene Flut in silberweißen Bogen herunter; darüber stiegen die letzten Hochwände des Gebirgs jäh und übermütig empor, von allerlei ebenso übermütigem Gebüsch und Gebäum erklettert. Der Blick in die Klamm hinein rührte sogleich die Sehnsucht auf; Cilla legte sich eine Hand auf die Brust, ohne es zu wissen. Fels stieg dort hinter Fels in die blaue Luft, jeder anders gefärbt, jeder schien zu rufen: Komm!

„O, da geht's ins Kaisergebirg!" rief ihre junge, hohe Stimme. „Da geht's ins Kaisergebirg!" wiederholte sie.

„Das heißt, da kommt der Wildbach heraus," sagte Edmund lächelnd; „der Mensch geht aber nicht hinein, denn da ist kein Weg. Der Weg muß dort links über den Berg hinüber; ich führe Sie ein Stück hinauf, damit Sie's sehen; dann — kehren wir im Namen des Gesetzes und der Resignation wieder um. O Gott, was für ein Mündchen Sie aber machen. Hab ich in Ihrem Alter auch getan, haben wir alle getan. Entsagen — ein ganz verwünschtes Wort! Und das geht so mit uns durchs Leben hin. So oft man an ein Paradiesestor kommt — es gibt ja deren genug, für jederlei Geschmack —, so steht eine Schildwache davor mit dem flammenden Schwert: ‚Eintritt verboten!'"

Cillas Wangen wurden eiferrot. „Ja, ja, ja; wie schändlich!"

Er lachte, aber voll Mitgefühl. „Sehen Sie, es hat jeder sein Kaisergebirge, in das er nicht hineinkommt. Denken Sie an Moses und sein gelobtes Land! — Sie sollen aber von dem Fels da drüben quer durch die Klamm herübergehen, das ist auch nicht übel; und dann gehen wir einen langen, herrlichen Berg- und Waldweg heim, und das Gefühl der Entsagung, das verduftet, und in uns trompetet jemand: hurra, wie ist das Leben schön!"

Wie gut er ist! dachte Cilla. Wie gut er zu mir spricht! — Sie nickte ihm verstehend zu; die Ferne hinter der Klamm mochte sie aber nicht mehr sehen. Er führte, sie ging mit, suchte alles zu fassen, sich an allem zu freuen, redete dem Jemand in ihr zu, tüchtig zu trompeten. Er tat es auch, sie hörte ihn. So stiegen sie endlich wieder aus der Klamm empor, in den Wald hinein. Der schmale Weg ward eben, führte oben über dem Wiesengrund zwischen Sommerlaub und Immergrün gen Kufstein zurück. Eine rührende Fülle von Bänken begleitete den schönen Pfad; die einen standen im Baumschatten, für den, der vor der Sonne floh, die andern gaben einen herzerfreuenden Durchblick ins Kufsteiner Land, auf den Tierberg mit Kapelle und Turm, auf die alte Festung, oder in die bläulichen Schleier der Hochalpenferne.

„Wenn Sie einmal sitzen wollen," sagte Edmund nach einem schönen, genießenden Schweigen, „hier ist schon die sechste oder zehnte oder zwölfte Bank."

Cilla schüttelte den Kopf. „Ich bin ja nicht müde." Der Klang seiner weichen, guten Stimme schwebte ihr aber noch im Ohr; auf einmal war das Gefühl wieder da, das gestern abend im Schlafzimmer der Tante erwacht war: ihm ihr Schicksal sagen! Sie trug es nun schon so lang allein. Und wer weiß: vielleicht! Vielleicht hörte sie von ihm ein Wort, das ihr ein wenig Klarheit gab, das sie weiterführte . . .

Sie setzte sich auf die Bank; sie sagte aber noch nichts. Es war doch so schwer.

„Sie wollen doch —?"

Sie nickte. Es ist *nicht* so schwer! sagte sie zu sich, um sich Mut zu machen. Wenn ich zu *dem* nicht Vertrauen habe, zu wem denn sonst? — Sie sah, wie er sich setzte; sie starrte aber noch in die Luft hinaus.

„Schauen Sie die Ruine auf dem Tierberg an?" fragte Edmund. „Von hier wirkt sie gut."

„Nein — ich möcht Ihnen was sagen," stieß sie ungeschickt heraus. „Gestern abend sagten Sie mir — das wissen Sie wohl noch —, daß das wahre Leben erst anfängt, wenn die Schicksale kommen. Und ich, ich hab *auch* schon — — sagt ich Ihnen gestern. Wissen Sie das noch?"

Er wunderte sich, wie stoßweise ungelenk sie sprach; so hörte er sie zum erstenmal. „Wie sollt ich das nicht mehr wissen," gab er zur Antwort, die Augen auf ihr Profil gerichtet, denn sie sah ihn nicht an. Ihre Wangen glühten. „Was Sie mir da von sich sagten, ging mir ja zu Herzen. Sprechen Sie, liebes Fräulein. Mir wird alles, alles — —"

Was für ein junges, aber feines, gutes Profil! dachte er.

Sie bewegte den rechten Fuß unruhig auf und nieder. „Ich bin ja noch jung; aber ich habe schon ein Glück gehabt — und durch meine Schuld hab ich es verloren."

„Ah!" stieß nun *er* heraus, durch dieses offenherzige Bekenntnis überrascht. „Durch — durch Ihre Schuld!"

„Durch meine allein — nein, das nicht. Er, er hatte *auch*. Aber ich hatte die meiste Schuld! — Als ich noch nicht bei der Tante lebte — damals

lebte mein Vater noch — ich war sechzehn Jahr —, da hab ich mich verlobt. Das ist früh, nicht wahr. Sie denken wohl: wie leichtsinnig —?"

Jetzt endlich sah sie ihn fragend an, mit einem treuherzigen Blick.

Er schüttelte den Kopf. „Da gibt's keine Regel. Der eine so, der andre so!"

„Aber wir hatten uns heimlich verlobt. Niemand hat's gewußt. Nur seine Schwester hat's gewußt, die war ein Jahr jünger als er; er war neunzehn alt. Ich kannte sie — und bei ihr fing's an, bei ihr lernten wir uns kennen. Dann Tennis spielen, Schlittschuh laufen, radeln; o, wir sahen uns oft. Und — und auf einmal war ich verlobt. Nicht wahr, das brauch ich Ihnen nicht zu sagen: wir hatten uns furchtbar lieb."

„Brauchen Sie nicht," murmelte er und lächelte sie an.

„Da starb dann mein Vater; ich kam zur Tante; und Max — er heißt Max — ging nach Hannover, um Elektrotechniker zu werden. Viele, lange Briefe schrieb er; sie kamen durch seine Schwester an mich. Über viele Menschen schrieb er, die er kennen lernte —"

Es erschien nur noch ein Seufzer, sie sprach nicht weiter.

„Liebes Fräulein Cilla, warum seufzen Sie?"

„Hier fängt sie ja an — meine Schuld. Er schrieb auch von Damen, von Mädchen, die er kennen lernte. Von Gesellschaften, in die er ging. Von interessanten, anregenden, bildenden — — Das mocht ich nicht lesen; das ward mir eklig; verstehen Sie? Die Briefe waren so voll davon. ‚Bitte, tu mir die Liebe', schrieb ich ihm endlich, ‚schreib mir weniger, wenn du willst — das müßt ich ertragen —, aber nicht von all den Leuten, die du kennen lernst. Ich brauch's nicht zu wissen. Ich mag's nicht wissen!'"

Sie seufzte wieder, sah ihn wieder an, als sollten ihre braunen Augen ihm sagen: ja, ich war so verächtlich dumm!

„Also ein heißes, eifersüchtiges Blut," sagte Edmund herzlich lächelnd.

„Ja, ich bin wohl eifersüchtig. Aber lieber Gott, er war's ja noch viel, viel mehr! Er war's schon, eh wir verlobt waren; was er da für wunderliche Sachen machte — aber die erzähl ich nicht. Ich hatte doch die meiste Schuld! Ich wurde immer schlimmer; als er mir nun lange Briefe schrieb, mir mein Verlangen auszureden, mich zur ‚Vernunft' zurückzuführen — — Dieses gräßliche Wort ‚Vernunft'! Von ihm geschrieben, an mich, konnt ich's gar nicht lesen; es empörte mich. Er sollte mir recht geben, meinen Willen tun. Statt dessen immer neue Versuche, viele Seiten lang, mich in den reinen Äther der Vernunft zu bringen; — einmal schrieb er wirklich vom Äther! Wahrhaftig!"

Ein kurzes Lächeln huschte über ihr traurig ernstes Gesicht.

„Das ist das Briefschreiben, liebes Fräulein: darin steckt der Teufel. Wenn so Monat um Monat vergeht, man sieht sich nicht, man schreibt nur immer; und zu dem, was man liest, hört man nie die Stimme, die Worte klingen nicht. Auf einmal kriegen sie einen falschen Klang — das erste Mißverständnis ist da. Die sind wie Spaltpilze, wie Bakterien, die Mißverständnisse; das hab ich alles erlebt. Hab an guten Freunden erlebt, an

heiß Liebenden, daß sie sich auseinanderschrieben. Wenn man nun noch gar so ein junges Reh ist wie Fräulein Cilla Mohr — wohl noch keine achtzehn alt —"

„Nein, das war ich noch nicht. Und wenn ich wohl herrschsüchtig war, er war eigensinnig. Und ich wurde immer empfindlicher und er immer stolzer; — ach, es war wohl schrecklich. Ich war noch immer nicht achtzehn alt, da war's aus! Mein letzter Brief. Keine Antwort mehr. Er hatte mir schon sein Abschiedswort — — O, da war er fort. Aber nicht, daß ich ihn anklagen will. Ich hatte die meiste Schuld!"

Sie waren beide eine Weile still. Ihr Fuß scharrte leise. Sie sah auf den Weg, auf dem ein goldiger Käfer kroch. Ein paar Waldvögel sangen noch; die meisten waren um diese Jahreszeit schon verstummt. Durch die Zweige über ihnen säuselte ein fast einschlafender Mittagswind.

„Also über ein Jahr ist's her," murmelte Edmund endlich, „daß Sie auseinander sind."

„Ja," seufzte sie.

„Und Sie haben ihn nicht mehr gesehen."

„Nie mehr. — Ich bereu es aber — mehr und mehr. Ich fühle meine Schuld. — Ich wollt, es wär nicht geschehen."

„Das heißt — das soll wohl heißen, Fräulein Cilla, daß Sie ihn noch lieben?"

Sie sah ihm tief in die Augen und nickte. Ihr oft so eigen umschleierter Blick verschleierte sich stärker, wie wenn sich etwas Feuchtes hineindrängte. Der junge Charakterkopf wehrte sich aber mit aller Macht, wie es schien; die braunen Augen blieben trocken. „Ja, das tu ich noch," sagte sie, starrte aber in die Luft. „Und ich sag's Ihnen, weil ich Ihnen alles sagen will. Ihm könnt ich's nicht sagen. Nie! nie!"

Sie schüttelte sich. — Sie waren wieder still.

Edmund nahm den Käfer vom Boden, legte ihn auf seine flache Hand, betrachtete ihn scheinbar sehr aufmerksam; dann setzte er ihn freundschaftlich neben sich ins Moos. „Ich würde wohl gern ein Bild von ihm sehen," sprach er dann ins Moos hinein.

„Möchten Sie es sehen? — Ich hab schon diesen ganzen Monat eines in meiner Tasche; — ich wollt's bei mir haben." Cilla griff in die Seitentasche ihres Kleides, die sich fast versteckte, und zog eine kleine, ungerahmte Photographie hervor; es war aber ein großer Kopf darauf. Sie reichte sie ihm hin; Edmund dankte, nahm sie und hielt sie ins Licht. Ein angenehmes Gesicht! dachte er auf den ersten Blick. Unter lockigem Haar, das in die nicht hohe Stirn fiel, leuchteten helle, lachende, mutige Augen; um den wohlgeformten Mund lagen Wille und Geist, wie es schien. Es schaute aber auch ein warmes, frohes Herz heraus; man konnte fast die heimliche Liebe sehen. Über der kühnen Oberlippe dunkelte der erste Flaum. Jugend, lauter Jugend!

„Liebes Fräulein Cilla — — ein guter Kopf. Sympathisch. — Wie groß?"

„Nicht besonders groß; aber doch viel größer als ich."

„Liebes Fräulein — eine Frage. Da Sie schon so offen und so ehrlich zu mir sprechen. Glauben Sie, er ist Ihnen noch gut?"

Sie zögerte; dann wollte sie nicken; dann hielt sie den Kopf wieder still. „Ach, ich weiß es nicht. Aber seine Schwester schreibt mir, er fragt noch immer, wie's mir geht."

„Wenn sie Ihnen nun schriebe: er sehnt sich nach Dir! Er wartet auf ein gutes Wort von Dir?"

„Ach, das tut sie nicht. Die ist ja noch stolzer als er. Die würde immer denken: Und was Max auch will oder wünscht, Cilla muß von selber kommen, muß bereuen, abbitten, sonst nicht."

„Und das könnten Sie nicht?"

Sie sah ihn fast erschrocken an. „Nein, das könnt ich nicht!"

Edmund gab ihr das Bild zurück, legte es auf ihre Hand, drückte sanft ihre Finger darüber, bedeckte dann ihre mit seiner Hand. „Da wir nun aber schon von den Schicksalen sprachen, liebes Fräulein Cilla — die sollen den Menschen machen und bilden, nicht wahr. Die erziehen ihn. Wenn sie das nicht tun, so sind sie keinen Groschen wert. — Es kommt wohl alles darauf an: wie steht man zu seinem Gott? Hat man den Sinn, das Bemühen, in allem, was einem geschieht, seine Hand und seinen Willen zu sehen? Nicht so kindlich persönlich von Fall zu Fall, als schaute er immer aus dem Himmelsfenster auf Edmund Halland oder Cilla Mohr herunter. Aber so, daß er seine großen Gedanken in die Welt gelegt hat: da leben sie geheimnisvoll, nie zu fassen, aber wohl zu ahnen; und in einem willigen Herzen, da keimen sie. So steh wenigstens ich zu meinem Gott. Wir alle irren und fehlen, nicht wahr. Das tut auch nichts, das soll auch sein. Aber: besser machen! Oder lieber noch: gut machen! — Wär ich zum Beispiel in Ihrem Fall —"

Er sah sie an und hielt inne; mit Absicht, aber auch aus stiller Freude über ihr tief nachdenkliches, bang bewegtes Gesicht.

„Was würden Sie dann tun?" fragte sie, als fürchte sie sich vor der Antwort, aber doch mit tapferem Mut.

„Ich würde mich von meiner Schuld reinzumachen suchen, vor dem andern und noch mehr vor Gott. Und würde dem andern offen bekennen, was dann auch draus wird: Ich habe dir unrecht getan, ich bereu es, ich will es büßen und sühnen, darum gesteh ich dir meine Schuld. Und darum gesteh ich dir auch: mein Herz hängt noch an dir. Hängt deines nicht mehr an mir, so muß ich das tragen. Das ist meine Strafe dann; ein Teil meiner Buße. Ich nehme hin, was du mir sagst, wie es nun auch ist. Ich beuge mich vor Gott und vor dir!"

Ein Zittern flog über Cilla hin; aber nur einen Augenblick. — „Was dann auch draus wird?" hauchte sie.

„Liebes Fräulein, würden Sie es sonst wahre Buße nennen?"

Sie starrte vor sich nieder; dann schüttelte sie den Kopf.

„Wenn Sie es wirklich büßen und gut machen möchten — so in meinem Sinn —"

Ihre jungen Augen suchten die seinen. Es war, wie wenn sie dort Hilfe oder Stärke suchten; oder wie eine Hand die andre nimmt. „O ja," hauchte sie. „Das möcht ich ja."

„Dann wissen Sie Ihren Weg! — Wir beide müssen nun aber unsern gehen: unsre Zeit ist um. Tante Entsagung erwartet uns. Also auf zur Post-Terrasse; und nun reden wir von andern Dingen; was da jetzt in Ihnen gärt und arbeitet, das braucht seine Zeit!"

Er stand auf. Sie saß noch. Ihr wieder gesenkter Kopf hob sich langsam, mit einem innig dankbaren, gerührten Blick; die großen Augen waren nun überraschend schön. „O, wie sind Sie lieb zu mir," sagte sie.

„Aber liebes Fräulein, wir sind beide Menschen."

„Nein. Es ist — es ist —"

Sie konnte die Worte nicht finden, oder die Zunge wollte nicht. Sie sah ihn auch nicht mehr an. Sie stand auf und ging.

Ihre Schritte wurden rasch und heftig; mit dem andächtigen oder träumerischen Schlendern von vorhin war es ganz vorbei. Die Sonne stand hoch und brannte tüchtig, da sie mehr und mehr aus dem Schatten kamen; Cilla fühlte es nicht. Die Villen und Gärten der Kienbergvorstadt, der Kalvarienberg, die Festung wuchsen heran; Edmund wies auf dies und jenes, das einen reizenden Anblick bot. Sie nickte, sie schaute auf; sie schien aber eigentlich nichts zu sehen. So kamen sie in die Stadt zurück und gingen den großen Platz hinunter, dem Inn und dem Gasthof zu.

Plötzlich stand sie still. „Lieber Herr Halland — ich danke Ihnen!"

„Was ist da zu danken?"

„Ich will alles tun. Ich will an seine Schwester schreiben. Ich will ihr schreiben, daß ich — — daß ich eine andre geworden bin — und wie mir zumut ist — was ich für ihn fühle. Dann soll sie ihm schreiben — nicht was ich Ihnen gebeichtet hab, nichts von meinen Worten — das könnt ich nicht. Aber sie soll ihn fragen, ganz wie von sich: wie sieht's in dir aus? Hast du sie noch lieb? Und wenn sie von mir dies freiwillige Bekenntnis hat, ja, dann wird sie's tun. Und er wird ihr ehrlich antworten — ehrlich ist er durch und durch — und dann werde ich hören!"

Warum nur so halb? dachte Edmund. Warum nicht gradaus? an ihn? Doch noch ungebeugter Stolz? — — Aber freilich — so ein junges Ding. Wie sie dasteht, auf dem weiten Platz, das feine, zierliche Wesen, mit den weich runden Wangen. Wie viel hat sie sich doch schon abgekämpft, in der halben Stunde. Wie viele hätten das gekonnt? — Laß sie gehen. „Nichts zu sehr!" wie der alte Grieche sagte. Was noch fehlt, wird kommen!

„Liebes Fräulein Cilla," sagte er, nickte und lächelte ihr zu und ging langsam weiter. „Sie wollten mir danken; ich danke Ihnen. Sie haben mir diesen Morgen eine große Freude gemacht!"

Der Brief, den Cilla an die Schwester, die Ulrike, geschrieben hatte, war schon eine Woche und länger fort; es kam keine Antwort. Edmund wunderte

sich und erregte sich; ihm schien, daß er sich mehr erregte als das „junge heiße Blut"; oder verstellte sich das so gut? Es verging kein halber Tag, ohne daß er sie wenigstens mit den Augen fragte: kam noch immer nichts? und ohne daß ihre verschlossenen Augen sich ein wenig lüfteten und antworteten: immer noch Geduld! — Freilich, sie waren in Kufstein, die Schwester in Breslau, der Bruder in Hannover. Aber auf den großen Straßen gingen die Posten ja Tag und Nacht. Durch Edmund Hallands grauen Kopf fuhr manches „Hol's der Teufel" durch. „Hol's der Teufel, ist das junges Volk? Gibt es keine Herzen mehr?"

Am neunten oder zehnten Tag — sie schlenderten nach Tisch auf der Innbrücke hin und her, während die Tante schlief — „was hilft's, Fräulein Cilla?" fing er an. „Sie müssen wieder schreiben; müssen fragen, drängen; hätten Sie nur gleich im ersten Brief etwas mehr gedrängt! — Aber nur still, ich sage nichts. Ich bin der Vertraute, und Vertraute müssen nicht viel reden. Wir haben aber doch ein Recht auf Antwort — wir, Sie und ich!"

„Ach ja, wir," sagte Cilla mit einem lächelnd gerührten Blick. Ihre Gedanken flogen neun, zehn Tage zurück; wie viel vertrauter war ihr dieser Mann geworden jeden, jeden Tag. Wie hatte sie so nach und nach, in gestohlenen Viertelstunden der sonst gefangenen Tage, die ganze kleine Geschichte ihres Herzens vor ihm ausgebreitet; wie andächtig hatte er gehorcht, wie allesverstehend zu ihr gesprochen, als wäre er nur erfahrener als sie, sonst so jung wie sie. Dann die festlich schönen Stunden, wenn das Volk der Hotelgäste ausgeflogen war, das Haus unten leer, und Edmund am Klavier seinem kleinen Publikum seine Sonaten vorspielte oder seine Opern sang; mit dem himmlischen Jugendfeuer der durchgeistigten Stimme, dem jubelnden Humor, der tragischen Gemütsgewalt. Und er sang für sie, das fühlte die „kleine Cilla" wohl; seine Augen flogen zu der blassen Frau Karoline hin, flogen wieder weiter, ruhten auf Cillas horchend glühendem Gesicht, wie der Falter im Blumenkelch, und sogen und sangen sich fest. Sie hatten ihre Bilder getauscht, „da wir nun doch Schicksalsgenossen sind"; auf seiner Photographie hatte er sich ihren „Freund" genannt. Ja, ja, dachte sie jetzt, von der Brücke in den aufrauschenden Inn hinunterträumend, der ist wohl mein Freund! Wie geduldig, wie herzlich teilt er meine Sorgen — sorgt sich mehr als ich. Wie lebt er sich hinein in dies dumme Kind!

Sie hätte ihm die Hand wohl küssen mögen — wär's nicht die Brücke gewesen, sondern der Tante Salon. Ihre Lippen ruhten aber heimlich, in Gedanken, auf seiner Hand. „Ja, ich geh, ich gehe," gab sie ihm gehorsam zur Antwort; es tat ihr wohl, diesem guten Freund gehorsam zu sein. „So lang die Tante noch schläft, muß ich diesen Mahnbrief schreiben. O, wie will ich machen;" sie lächelte mit heimlich innigem Übermut: „sonst verlieren Sie noch alle Geduld!"

Wieder waren ein paar Tage vergangen; endlich kam Cilla einmal unlustig geschlichen, als Edmund am Nachmittag allein auf der Terrasse saß, und trat vor ihn hin. „Eh die Tante zum Kaffee kommt, muß ich's Ihnen

sagen: Ulrike hat geschrieben. Was hat sie geschrieben? Nach meinem ersten Brief hätte sie nichts getan, weil sie nicht geglaubt hätte, es ist mir ernst Oder weil sie geglaubt hätte, das ist nur so ein Strohfeuer in meinem. Herzen, das flammt noch einmal auf und vergeht! Nun hat sie sich gewundert, daß ich wieder schreibe; es kommt ihr nun freilich vor wie Ernst. ‚Aber was soll denn nun werden?‘ fragt sie. ‚Was verlangst du, was soll ich tun?‘“

„Hm!“ kam es wie ein verstimmter Ton aus Edmund heraus. „Die Vermittlerinnen! Sehen Sie, das ist nichts; die hole der — — Aber lassen wir den Teufel; fassen wir uns geschwind, eh die Tante kommt. Was die Schwester nun tun soll? Ich will's Ihnen sagen —“

Er sagte es aber nicht: die sanft elegische Gestalt der Frau Karoline kam schon gegangen, das Zwiegespräch war zu Ende. Es ward der gewohnte Nachmittag und Abend: nach dem Kaffee etwas Musik am Klavier (Edmund sang seine wildesten Sachen, eine Saite sprang); eine halbe Schlenderstunde der drei, stromab, mit einer Ruhe- und Lesestunde auf einer Uferbank; dann stürmte Edmund noch eine Weile allein ins Land hinaus. Endlich hatten sie zu dritt auf ihrer Terrasse, am gewohnten Platz, das Nachtmahl genommen; der Mond war zwischen den Bergen emporgestiegen und füllte die beginnende, laue Nacht mit seinem silbergoldenen Licht. Karoline stand auf, um hinaufzugehen, sie liebte den Mondschein nicht. Ihr Kopf wendete sich schon langsam, in bekannter Weise, um der Nichte zu winken: komm, mein Kind! Edmund trat aber zu ihr und nahm ihre Hand. „Liebe Freundin!“ sagte er mit seiner besten, seiner Schmeichelstimme. „Nun muß ich Ihnen etwas gestehen: ich habe Fräulein Cilla in einem unbesonnenen Augenblick versprochen, am nächsten schönen Mondscheinabend sie für eine Stunde freizubitten und hier eine Flasche vom besten Terlaner mit ihr auszutrinken. Der Terlaner verdient es, Fräulein Cilla auch. Ich hab an ihr eine Freundin fürs Leben gefunden; für einen werdenden Komponisten und Menschen wie ich ist das viel wert; ich will auch darauf trinken. Der schöne Mondscheinabend ist da, es fehlt nur noch Ihr Amen!“

Karoline schlug ihm sanft auf die Hand, sprach ein Wort vom „Verführer der Jugend“, strich dabei über sein graues Haar und trat ihren einsamen Rückzug an. Edmund bestellte den Terlaner, füllte Cilla und sich das Glas. Sie saß ihm gegenüber; die Tische rechts und links waren leer. Er dämpfte aber doch die Stimme, während seine schwarzen Augen blitzten: „Nun will ich Ihnen was sagen, Cilla;“ — zum erstenmal nannte er sie so, ließ das Fräulein weg. „Der Mondschein ist da; ich denke, Sie auch. Ich seh's Ihnen an: ja, Sie auch! Ich bin heut abend herumgelaufen, habe nur an Sie und Ihr Schicksal gedacht. Was die Vermittlerin jetzt tun soll? Gar nichts soll sie tun; aus dem Wege soll sie. Ja Kind, so steht's! Heute kann ich's sagen; mittlerweile sind Sie älter und reifer geworden — Fräulein Cilla reift geschwind; da steht's ja auf Ihrem Gesicht. Weg mit der Schwester, um den Bruder geht's; dem wollen Sie Ihre Seele auftun, um die Schuld zu büßen! — Liebe, gute Cilla. Wie hab ich Ihre Augen

gern, wenn sie so bang auf mich herschauen und doch auch der gute Engel schon mit herausblickt, der in Ihrem Fremdenzimmer wohnt. An den Bruder schreiben! Sehen Sie, unterwegs hab ich so was aufgesetzt; es ließ mir keine Ruhe. Nur daß Sie herauslesen, wie ich's meine; Sie sollen ihm ja Ihre eignen Worte sagen — wenn sich überhaupt Ihr Herz drein fügt. Bitte, lesen Sie's!"

Er zog ein Blättchen hervor, das er aus seinem Taschenbuch herausgerissen und im Stehen mit dem Bleistift bekritzelt hatte. Mit einem ermutigenden Lächeln hielt er es ihr hin.

Sie nahm es und schüttelte tiefverwundert den Kopf. „Lieber Herr Halland — wie komm ich dazu. Was Sie alles für mich tun. Warum sind Sie zu mir so lieb und gut?"

„Lesen Sie nur, lesen Sie. Ob's auch der lieben Seele gefällt!"

Cilla las, nicht ohne Mühe; es war eine etwas überstürzte, zitterige Schrift. Sie las zweimal, langsam. „Nur so ein paar Sätze," murmelte er, „die die Hauptsache sind, nach meinem Sinn. Daß Sie auf alles gefaßt sind, daß Sie nichts erwarten. Daß Sie nur Ihre Brust erleichtern, durch Ihr Bekenntnis sich demütigen und befreien wollen. Daß es ein Sühnopfer ist."

„Ja, ja, ja," erwiderte sie leise. „Das sagen Sie da alles so schön, so gut."

„Sie werden es besser sagen — wenn's von Herzen geht. Schauen Sie, wie schön die Nacht ist, Cilla! So schön war wohl noch keine, wenn Sie mit Ihrem Herzen etwas abzumachen hatten; sie ist wie durch Ihren guten Engel oben ausgebeten und durch einen der großen Cherubs mit seinem ‚Bewilligt!' heruntergeschickt. Wie der mächtig gewachsene Mond auf dem Inn seine Brücke baut, — vom Cherub zu Ihnen in das ‚stolze' Herz. Wie der Prachtstrom heraufrauscht; ohne Lärm, melodisch, aber so eindringlich, wie in uns an den Seelenschicksalstagen unsre guten Geister sprechen. Trinken Sie einmal aus, liebe Cilla! Angestoßen; so! Es ist für Sie ein guter Tag. Tirol freut sich mit. Ich schenk wieder ein. Man könnt's in Musik setzen, so schön ist die Nacht. Auf Ihre Zukunft und auf Ihr Glück!"

Was hat er für eine weiche, melodische Stimme! ging's durch Cillas Brust.

„Ach, wozu sagen Sie mir das alles," antwortete sie nun endlich; sie hatte bisher wie in halbem Traum wehmütig-selig zugehört. „Ich tue ja, was Sie wollen. Was Sie für mich wollen, ist ja alles gut! — An ihn selber schreiben. Ihm alles sagen. Damals konnt ich's nicht. Damals lebten Sie noch nicht so in mir. Jetzt ist mir, als ob — — Ich tu's ja! Morgen früh! Heute nacht!"

„Kind, wie dank ich Ihnen." Er trank ihr zu; er leerte sein Glas. „Ich hab's ja gehofft — geglaubt — gewußt!"

„Es soll alles werden nach Ihrem Sinn! — Nur eins muß noch sein: der Juli ist zu Ende, die Techniker gehen so früh in die Ferien; er wollte eine Reise machen, schrieb Ulrike mir. Wohin? Das weiß sie, ich nicht.

Meinen Brief an ihn muß ich ihr doch schicken; verschlossen. Nur durch ihre Hand, für ihn."

„Gottes Segen auf des Briefes Weg!" Edmund winkte mit der Hand über den mondgoldzitternden Strom hinüber, als gäbe er auch seinen Segen mit. „Sehen Sie, liebe, teure Cilla, das hat dieser schöne Abend getan."

„Das hat der getan, der ihn mir freigebeten hat. Nun trink ich auf den mein letztes Glas!"

Edmund wohnte im ersten Stock der „Post", wie die beiden Damen, aber am andern Ende des Korridors. Als er am nächsten Morgen aus seinem Zimmer trat, um zum Frühstück zu gehen, stand Cilla vor ihrer Tür; sie hatte offenbar auf ihn gewartet, sie ging ihm entgegen. Der Korridor war eben menschenleer, sie zog einen Brief aus der Tasche, der schon beschrieben und mit seiner Marke beklebt war, nahm den Inhalt heraus und hielt ihn Edmund hin. „Guten Morgen," sagte sie mit fast feierlich ernstem Gesicht, aber einem herzlichen Zunicken. „Da ist beides, der Geleitbrief an die Schwester — heut früh geschrieben — und der Brief an ihn; den schrieb ich heut nacht. Wollen Sie ihn lesen?"

Vor vierzehn Tagen hatte sie das nicht gesagt, als sie an Ulrike schrieb. Sie stand nun auch anders vor ihm da, so viel weicher, beseelter, innerlicher, in allen Zügen, selbst in Schultern und Armen Hingebung, Dankbarkeit. „Bitte, lesen Sie!" fuhr sie leiser fort, da er sie schweigend betrachtete. „Ist er Ihnen recht, dann kleb ich ihn zu — damit ihn Ulrike nicht liest — und fort in den Kasten!"

Edmund nickte und las. Er wollte ihn nur durchfliegen, der Brief hielt ihn aber fest; wie erstaunlich in seiner Kürze, wie viel darin, wie wahr und gut jedes Wort! Was Edmund ihr gestern auf das Blatt geschrieben, hatte sie treu und doch frei benutzt, in ihr Eigenes mit vielleicht unbewußter Kunst hineingeflochten. Alles war in Edmunds Geist und Sinn, schlicht, hold, ergreifend. Sein Kopf bewegte sich hin und her: mit neunzehn Jahren so ein Brief!

„Ist es Ihnen nicht recht?" fragte sie beklommen, da er gar so lange schwieg.

„Mir nicht recht? Gute Cilla! — Jedes Wort. Ich — wunderte mich nur. Ich freute mich. — Mir nicht recht?"

Er legte eine Hand auf ihre Schulter und drückte sie sanft an sich heran. In Cilla regte sich etwas, die Schulter hinwegzuziehen; sie hatte es aus alter Gewohnheit nicht gern, wenn man sie berührte. Das war aber nur ein Augenblick; dann kam ihr ein so wohliges Gefühl, daß seine Hand dort lag. Wie ein süßer Lohn für das, was sie getan . . . Sie hielt still wie ein Kind. Sie genoß das Glück. Dann stieg ihr aber das Blut plötzlich ins Gesicht.

„Wenn's also recht ist —!" stieß sie hervor und nahm ihm das Papier aus der Hand. Sie schloß erst den einen, dann den andern Brief und lief die Treppe hinunter zu dem Briefkasten vor der Tür.

Edmunds Abreise nahte; ehe er diesem Stilleben ein Ende machte, wollte er doch noch ins Kaisertal hinein, wie es sich gehörte, im Hinterbärenbad übernachten und auf einem andern Weg wieder nach Kufstein gehen. Am Nachmittag nach diesem Morgen war er zum Aufbruch bereit; gleich nach dem Mittagessen stieg er mit den Damen in den ersten Stock hinauf, um seinen „Buckel", den Rucksack, zu holen und davonzuwandern. „Ich wünsche Ihnen das allerschönste Vergnügen," sagte Karoline, als sie in ihrem Salon standen und er zum Abschied nach ihrer Hand griff. „Aber wenn ich nur verstehen könnte, wie man nach Tisch mit so 'nem schweren Sack auf dem Rücken in die glühende Sonne hinausstürmen mag, um eine endlose Bergwanderung zu unternehmen!"

Edmund lachte auf. „Ich kann Sie einigermaßen beruhigen, liebe Freundin. Der Rucksack, für die eine Nacht, hat fast kein Gewicht. Die Sonne ist heute den ganzen Tag hinter Wolken versteckt. Ich will nicht stürmen, sondern schlendern. Ich gehe nicht zu Berg, sondern im Tal. Und die endlose Wanderung ist drei Stunden lang."

„Ja, ja, wenn Sie nur widersprechen können!" gab Karoline zur Antwort. „Wenn ich nur begriffe, welche Freude es euch robusten Männern macht, zarter organisierten Damen stets zu widersprechen!"

Er küßte ihre Hand; sie wünschte ein fröhliches Wiedersehen und ging auf ihr Zimmer. „Ja, wann sieht man Sie wieder?" fragte Cilla mit gedämpfter Stimme. „Sie kommen doch ganz gewiß zurück?"

„Ja, wieso denn nicht?"

„Ach, ich dachte nur. Wenn Sie sich zum Beispiel französisch empfehlen wollten — es gibt ja solche Künstler — und uns morgen oder übermorgen irgendwoher schreiben: ich liebe die Abschiede nicht, ich bin durchgebrannt, schickt mir meinen Koffer nach!"

„Nein, so bin ich nicht," sagte Edmund lächelnd. „Ich halte philisterhaft solid mein Wort. Morgen nachmittag bin ich wieder hier."

„Also doch noch eine Galgenfrist! — Nun halt ich Sie nicht mehr auf. Viel Ver— — Ach, noch eine Frage. Die Tante sprach vorhin gar so ernst mit Ihnen; und Sie wurden dann auch so ernst — — ich mocht's gar nicht sehen. Etwas, das Sie sehr betrübt?" .

„Gute Cilla, nein. Es handelt sich nur um einen Menschen, der einmal sehr dramatisch in mein Leben eingetreten ist. Die Tante hat Ihnen erzählt, nicht wahr, daß, als meine Frau mich verließ, ein Mann — mit ihr ging. Ein Mann, der vorher der Tante seine Hand —"

Cilla nickte mit erröteten Wangen.

„Nun, der Mann ist tot. Eine Freundin hat's Ihrer Tante geschrieben; aus Nizza oder Cannes. Er hatte sich zuletzt dem Spiel ergeben, wie die Freundin schreibt. Da hat er weniger Glück gehabt. In Monte Carlo hat er sich erschossen. — Nun — das bedeutet nicht viel. Er war kein notwendiger Mensch. Er war einer von denen, die man, so von draußen gesehen, überflüssig nennt. Indessen, wer ist überflüssig? Jeder hat seinen Platz in der Welt; auf den hat ihn ein unbekannter Wille gestellt. Mit

jedem geht's zu Ende, wenn die Zeit gekommen ist. Das ist alles hinter dem großen Vorhang — da sieht keiner durch!"

Cilla blickte ihm in die Augen; wovon sprachen die? Von Befreiung oder Erschütterung? In seiner Stimme war so ein eigener, ergreifender Klang. Dachte er nun wieder sehr an die alten Zeiten? Rührte sich ein Narbenweh? Gar noch ein Gefühl für die Frau? nach so langer Zeit? — Nein, nein, nein. Cilla schauderte. Für so eine verlorene Frau — die *den* Mann verließ!

Edmund lächelte mit ernstem Gesicht. „Was Sie für merkwürdige Augen haben; wie die fragen und sprechen können. Nein, meine Gute, mir tut das nichts. Mein wahrer Kummer in diesem Augenblick ist, daß ich *allein* ins Kaisergebirge wandern soll, nicht noch jemanden mitnehmen kann, der so gerne möchte."

„Wen meinen Sie?" fragte Cilla verträumt.

„O Sie holdes Kind! *Cilla Mohr*, die mein ich. Aber ‚ganz unmöglich!' hat die Tante gesagt. ‚Eine Nacht ausbleiben? Und mit einem Mann? Sie sind doch noch ein Mann!' Und so kam ich ungesegnet davon."

„Wirklich? Sie haben sie gefragt? haben drum gebeten?"

„Ja, wofür halten Sie mich denn? — Sie haben so wenig Freiheit und so wenig Freude. Sind wir denn nicht Freunde, Cilla? Sind wir nicht Verbündete? — Und was soll ich allein im Kaisertal? Wenn Sie mit mir gingen — wenn Sie mit mir gingen —"

Auf ihrer Schulter lag wieder seine Hand, wie an diesem Morgen. Die Schulter erschrak; sie zuckte leise. Es zog aber wie ein warmer Strom durch sie hin, und allmählich von ihr durch den ganzen Leib. Die Schulter hielt ruhig still; nein — sie schmiegte sich in die warme Hand. Sie drängte sich zu ihr hin. So war wenigstens Cillas Gefühl. Gott! mein Gott! durchfuhr es sie. Was ist denn das? Was geschieht mit mir?

Ihr Blick flog zu Edmund auf; in dessen Augen glühte etwas — das hatte sie noch nie gesehen. Wie ein sonderbares Lachen war's in seinen Augen; oder ein Fassen, Ergreifen, Umfangen; oder was denn sonst? — Ist er mir so gut? dachte sie auf einmal. Bin ich ihm so gut?

Sie zog langsam die Schulter weg. „Ach," sagte sie, da sie noch etwas Kraft in sich fühlte, die nahm sie zusammen — es ward aber dunkel um sie her —, „wie haben Sie das wieder gutgemeint. Und ich danke Ihnen. Nun gehen Sie aber. Auf Wiedersehen!"

Sie floh in ihr Zimmer. Edmund ging. Er holte seinen Rucksack, hängte ihn sich um, stieg die Treppe langsam, Stufe für Stufe, wie im Traum hinab.

In dieser Nacht lagen die Tante wie die Nichte ohne die gewohnte Ruhe da, fanden wenig Schlaf. Karoline, den Kopf in die hochgetürmten Kissen gedrückt, in ihrem koketten Spitzenjäckchen — für wen? — hielt die tagmüden Augen geschlossen, dachte aber all die Fragen durch, die der Tod dieses „Don Juan" in ihrer so gerne rückwärtsschauenden Seele wachgerufen hatte. Wenn ich ihn damals erhört hätte? dachte sie. Er gefiel mir ja doch sehr. Ich

war ihm gut. Ob er dann auch so schrecklich geendet hätte? — Er kann nicht treu sein, das sagten sie alle. Wenn ich nun doch an meine Macht über ihn geglaubt, ihn genommen hätte? Wenn ich mich ihm dann so ganz hingegeben, ihn mit all meiner Liebenswürdigkeit so gefesselt hätte, daß es wahr geworden wäre, was er mir auf seinen Knien sagte: Sie retten mich! Ich bleib Ihnen treu! — War ich hübsch genug? Ich war ja sehr hübsch. Hatte ich geistige Ressourcen genug? Meinem zweiten Mann — ach nein — meinem ersten und einzigen — dem genügten sie. Aber hätten sie auch diesem verwöhnten Flattergeist genügt? — Da liegt man nun und grübelt und weiß es nicht. Ach, das Leben ist wie ein Schattenspiel! Was weiß man? Was erfährt man? Ich weiß nur, daß ich einen guten Mann hatte, und daß der mir treu war. — Ach Gott! Weiß ich auch nur das gewiß? — Man geht wie im Nebel hin. Laßt mich schlafen, ich bitte euch, ich will nicht mehr denken!

Zwei Zimmer weiter lag Cilla unter ihrer leichten Decke, die rechte Wange auf einem kleinen, dünnen Kissen, sonst gerade ausgestreckt; die offenen Augen starrten auf die Wandtapete. Gott im Himmel, dachte sie immer wieder, ist's möglich? ist's möglich? Konnte mir das geschehen? Wenn ich's einmal in Büchern las, wollt ich es nicht glauben, nie. Zwei zugleich lieben? Einen Jungen und einen Alten? — Ach nein, nicht alt; er ist auch noch jung. Wie er singt. Wie er spielt. Wie er denkt und fühlt. Aber Gott im Himmel! Den Mann lieben, der mich wieder zu dem andern geführt hat? Dieser Brief an Max — auf sein Verlangen — hab ich den nicht erst diesen Morgen an ihn abgeschickt? Cilla, wirst du verrückt? Wie ist das gekommen? sag doch, Cilla. Wie im Schlaf, wie über Nacht, wie im Traum ist mir das gekommen. Ich hab Edmund Halland lieb. O Gott, wie mein Herz an Edmund hängt. Edmund — Edmund — Edmund!

Und hat auch er mich lieb?

Ihr Kopf bewegte sich auf dem Kissen, sie nickte; nickte immer wieder. Ja, sie fühlte es, in jedem Nerv: Edmund hat mich lieb! Der lag nun wohl im Hinterbärenbad auch so ausgestreckt, konnte auch nicht schlafen: Was ist mir geschehen? Ich führe sie zu ihrem Max zurück und hänge selber mein Herz an sie? Hat das schon ein Mensch erlebt?

O du! dachte Cilla, als sähe sie ihn, als spräche sie zu ihm. Du und ich, wir beide haben das erlebt! Wie durch ein Wunder erlebt! — Ach, wir sind doch zwei; müssen es miteinander tragen. O wie süß und wie schwer ist das. O wie quält mich das. Und ich habe dich doch unbegreiflich lieb; kann's nicht ändern, Edmund. Ach, wie wird das enden?

So verging die Nacht. Endlich schaute der Morgen herein. Cilla starrte in das junge Licht. Sie starrte so lange, bis es dunkel wurde: ihre Augen schlossen sich, und sie sank in Schlaf.

Edmund kam, wie er gesagt hatte, am nächsten Nachmittag zurück; die Sonne sank schon sehr gen Westen, hinter die Berge, es war aber noch voller Tag. Regenwolken drohten; Karoline entschloß sich dennoch zu einem Abend-

spaziergang, dem letzten: denn morgen im Lauf des Tages wollte Edmund fort. Mit alten Freunden hatte er sich ein Stelldichein auf dem Semmering gegeben; dort wollten sie bis in den Herbst hinein bleiben, dann zusammen nach Venedig gehen. Während die drei zu den Anlagen vor der Kienbergklamm schlenderten, besprachen sie diese seine Reisepläne; den Semmering warf Karoline weg, der Semmering war ein Berg, die Berge „mochten sie nicht". Aber Venedig! Da hatte Edmund recht, das war gut. Venedig, die traumhaft stille Stadt; die geräuschlosen Kanäle; keine Pferde. Ja, in Venedig einmal ein paar Jahre leben; in Venedig sterben!

Sie saßen auf einer der vielen Bänke in den Stadtberganlagen; vor ihnen lag die Häusermasse der kleinen Stadt, wie Küchlein unter die große graue Henne, die Festung, gedrängt; dahinter stieg der Pendling hoch in die dunklen Wolken und streckte sich die den Inn begleitende Mauer des Gebirgs. Die Wolken hatten aber nicht umsonst gedroht; bald begann ein feiner Regen zu fallen, seine Tropfen wuchsen. Edmund und Cilla kümmerten sich nicht um ihn, sie hingen ihren Gedanken nach; Karoline spannte aber den Regenschirm auf, und auch ihre Züge spannten sich. „Ach, mein alter Feind!" sagte sie. „Der Regen und ich, wir vertragen uns nicht. Da heißt's wieder gehen!"

Edmund rührte sich nicht: „Aber warum? Lassen Sie ihn doch. Ein kleiner milder Schirokkoregen; tut der durstigen Erde gut."

„Aber dem Menschen nicht!" Karoline stand auf: „Nein, ich kenne mich; da verlangen meine Nerven nach Haus, unters Dach. Aber bleibt ihr sitzen, ihr brutal Gesunden; ich will euch nicht stören, ich geh allein. 's ist der letzte Abend;" sie lächelte freundlich spöttisch: „und das Alter und die Jugend haben sich wohl noch allerlei zu sagen; ihr hieltet ja immer zusammen. Auf Wiedersehen beim Abendessen!"

Sie ging unter ihrem Schirm dahin, in ihrem beschleunigt bedächtigen Schritt. Edmund erhob sich auch, von einer inneren Unruhe emporgetrieben; „es tröpfelt ja nur," murmelte er scheinbar kalten Blutes, mit einem Blick in die blaue Luft. „Wollen wir nicht ein paar Schritte höher steigen — von den Leuten weg?" Hier und da waren noch Bänke besetzt. „Oder verlangt Sie auch nach Haus?"

Cilla schüttelte stumm den Kopf; ihr war nicht nach Reden zumute. Sie folgte ihm, wie er führte, auf den oberen Fußweg im Wald, der langsam ansteigend über den Stadtberg geht. Sie sprachen einige Zeit kein Wort. Als sie zu einer letzten Bank kamen, blieb Edmund stehen: „Hier wären wir nun recht allein. Wollen wir hier sitzen?"

Sie nickte und setzte sich.

„Liebe Cilla!" Er saß neben ihr. „Scheiden ist so dumm. — Es wird mir so schwer, mich von Ihnen zu trennen."

„Wird es Ihnen schwer? — Mir auch." Nicht weniger wahr sein als er es ist! Das war in allem Kummer ihr starkes, tiefes Gefühl.

„Wir haben doch viel miteinander erlebt, gute, tapfere Cilla. Und was noch besonders mit mir herumgeht — mir das Herz bedrückt —: Sie haben zu wenig freie Luft. Wenn ich nun hoch auf dem Berg hausen werde, frei

mit freien Menschen — und dann in Venedig, so sorglos und sorgenlos wie im Paradies —, da werden Sie wieder in München sitzen, mit der kränklichen Frau. Sie meint's Ihnen gut, aber da sie leidend ist, meint sie's vor allem sich selber gut. Sie liebt Sie mit dem bedürfenden Ich. Weil Sie ihre beste Gesellschaft sind, hält sie Sie mit beiden Händen fest: bleib bei mir! umgib mich! — Sie sind aber neunzehn Jahre alt und gesund und hungrig. Sie hungern nach Leben, Freiheit und Glück."

„Ach, was liegt an mir?" stieß Cilla hervor.

„Sprechen Sie nicht so; das kann ich nicht hören. Und was zunächst die Hauptsach ist, denn auf das Glück kann man warten: Sie sind zwar gesund, aber doch etwas zart gesund. Viel Bewegung, viel Luft, sich darin tummeln, das brauchten Sie, — das Sportfräulein. Sie sind aber auf halbe Ration gesetzt, weil Sie die ‚beste Gesellschaft' sind. Was wird daraus folgen, wenn Sie sich nicht wehren? Verkümmernde Nerven; blasses Blut. Abnehmende Lebensluft."

Sie hörte ihm traurig, aber mit einer Art von Wonne zu: wie gut, wie süß, so von ihr zu sprechen. „Wie soll ich mich wehren?" fragte sie.

„Wie ich mich gegen das Altwerden wehre: durch viel Luftbaden, Zimmerturnen; das ersetzt Wanderstunden und Alpenluft. Das gibt Lebensmut! — Liebe Cilla, Sie haben nun schon dies und das getan, das ich Ihnen anriet. Wollen Sie mir versprechen, auch Ihren äußeren Menschen zu stärken? so für sich zu leben, daß, wenn wir uns einmal wiedersehen, Sie mir keinen Kummer, nur reine Freude machen?"

Sie antwortete nicht. Sie sah ihn an. Die samtbraunen Augen feuchteten sich.

„Warum sagen Sie mir nichts?"

„Ach!" seufzte sie leise. „Warum sind Sie immer und immer gar so gut zu mir?"

„Warum? — Ich habe Sie lieb. — — Sehr, sehr lieb."

„Und ich?"

Die zwei Silben sagten ihm alles. „Cilla!" rief er aus.

Ihre Augen baten ihn, leiser zu sprechen. „Ja — ich faß es nicht. Wie ist das so plötzlich über mich gekommen?"

„Cilla!" wiederholte er leise. Seine Arme legten sich um ihre Schultern; noch bang und scheu zogen sie sie heran. Cilla widerstrebte nicht. Ihr Kopf sank wie etwas Willenloses, wie ein Apfel vom Baum, an seine Brust. Er hob ihn, um ihr Gesicht zu sehen. Es war traurig selig, die Wangen ein wenig tränennaß. Der Mund so tief ernst, und doch so kindlich süß irgendwas erwartend. Edmund legte Mund auf Mund.

So vereinten sie sich in langem Kuß. Sie nahm nicht nur, sie gab zurück. Ihre zitternden Arme umfaßten ihn, hingen fest an ihm. Plötzlich wichen sie hinweg, ihr Kopf, die ganze Gestalt riß sich los; mit den aufgerissenen Augen starrte sie ihn an.

Er erwiderte ihren Blick; sie schwiegen beide. Seine Hände lagen auf seinen Knien. Der Widersinn dieser Stunde, dieses ganzen Schicksals lag ihnen wie ein Fels auf der Brust.

„Ja, so steht's nun!" begann er endlich. „Ich sah ja schon gestern diese Wolke kommen. — Was wird nun aus uns? — Ich habe Sie zu lieb; — ich hab dich zu lieb. Und wenn's nach mir geht — ich kann ja nicht anders als wünschen, daß auch du mich zu lieb hast. Und doch muß ich dir zuliebe innig, inbrünstig wünschen: vergiß mich! hab nur den andern lieb! — Das ist qualvoll; Marter. Das ist mit mir ins Kaisertal gegangen und von da hierher. Cilla! Sag mir auch ein Wort! wie es in dir aussieht!"

„Wie es in mir aussieht?" antwortete sie, mit einem Zucken der Lippen lächelnd. „Müssen Sie mich noch fragen? Wissen Sie's noch nicht? — Ich will's Ihnen sagen: zu meiner Qual — ich hab auch meine Qual — lieb ich Sie so sehr, daß ich's nicht begreife. Mehr als — als alles andre. Es ist gekommen, ich weiß nicht wie. — Vergiß mich! sagen Sie. Ja, wie kann ich das? — Können Sie es denn?"

Sein gesenkter Kopf ging hin und her.

In ihren noch feuchten Augen leuchtete etwas Helles auf; sie atmete lange, tief, als atme sie irgendeine frische Kraft, neues Leben ein. „Nein, ich kann es nicht," sprach sie mit andrer Stimme weiter. „So wenig wie Sie. Aber warum denn auch? Nein, ich war nur einen Augenblick schwach, verzagt; nein, mein Traum hat recht! Ich glaub an meinen Traum! — Ich konnte heut nacht nicht zur Ruhe kommen, Ihr und mein Geschick drehte sich rastlos in mir herum; am hellen Tag schlief ich endlich ein — und dann kam der Traum. Ich lag irgendwo im Heu oder Stroh, ich weiß nicht; ich war ganz verzweifelt, nannte Ihren Namen, sprach laut vor mich hin. Da ließ sich neben mir eine Stimme hören; sie war wohl ähnlich wie Ihre Stimme — aber Sie waren es nicht. Fürchte dich doch nicht, sagte sie. Weißt du denn nicht, warum es so ist? Wenn dein Freund dich liebt, das ist Gottes Wille. Freue dich über diese reine, hehre Liebe, als dein höchstes Gut! Und so sprach sie noch eine Weile fort, die Stimme — ‚helfen' und ‚Leitstern', das weiß ich noch —, dann wacht ich auf. Aber so im Bett hab ich dann daran herumgedacht. Ach, wenn Sie mir gut sind —"

„Cilla!"

„Dann sagen Sie nicht: vergiß mich — und vergessen auch Sie mich nicht. Lassen Sie mir Ihre Liebe, wie die Stimme sagte, als mein höchstes Gut! Der Gedanke an Sie und was Sie mir sind, der soll mir helfen, über alles Schwere hinwegzukommen; ja, er soll mein Leitstern sein — jetzt und für alle Zeit! Lieber, lieber Freund — diesen Platz in meinem Herzen wird sich nie ein andrer erringen können; der ist und bleibt Ihnen eigen bis in alle Ewigkeit. Ob und wann wir uns wiedersehen — behalten Sie mich lieb! Und glauben Sie an mich!"

„Süße Stimme!" erwiderte Edmund erst nach einer Weile. „Deine Stimme war eben immerfort Musik! — — O, dann ist dies ja doch noch ein gesegneter Tag. Wenn du mich so lieb hast — und so denkst, fühlst und willst — dann vergiß mich nicht! bleib mir so gut! Und ich dir; ich dir! — Wie du träumen kannst. Aber sieht man's nicht deinen Augen an? — ‚Mein Leitstern' sagst du. Ja, ja, laß den Gedanken an mich — nein, laß mich nur

selber deinen Leitstern sein; ich hab einigermaßen leben gelernt — auch das ist eine Kunst, wie Musik — und dir meint's vielleicht niemand auf der Welt so gut wie ich. Cilla! Kleine, große, süße Cilla! Ich will dein Leben begleiten, dir helfen; dir es nie verwirren; das nie. Sag mir nur: ich bin dir gut!"

„Ich bin Ihnen gut."

„Nein, nicht ‚Ihnen'. Kein Sie mehr. Gönn mir das tröstliche Du!"

Mit ihrer weichsten Stimme sagte sie ihm so recht ins Angesicht: „Ja, Edmund, ich bin dir gut."

„O, das gibt Kraft. Für alles, was auch kommen mag! — Nun will ich dich morgen nicht mehr sehen, nur noch diesen Abend, da's sein muß; nach einer solchen Stunde kein Morgen mehr! Mit dem Frühzug fort. Wenn auf deinen Brief an — den andern Antwort kommt, schreibst du mir ins Südbahn-Hotel auf dem Semmering. Ach, wie traulich du nickst. Dein Vertrauter — der bin ich doch. Gott in deinem Himmel, was ist uns geschehen! — Ein ‚Schicksal'. — Ich murre nicht. Wenn der Oktober zu Ende geht, dann komm ich durch München, dann seh ich dich . . ."

Sie neigte ihr Gesicht ihm schweigend zu. Er stand aber auf, zog sie von der Bank empor und in seine Arme; so fanden ihre Lippen sich im zweiten und letzten, schmerzlich langen Kuß. Darauf machte er nur noch eine Bewegung mit der Hand zur Erde: 's ist aus! drückte sich den Hut tiefer in die Augen und trat stumm seinen Heimweg an.

Der Sprühregen hatte aufgehört. So lange sie auf dem Bergpfad waren, gingen sie Hand in Hand; als sie in die dämmernden Anlagen hinunterkamen, ließen sie sich los und kehrten wie ein paar entflohene, wieder eingeholte Gefangene in den Kerker „die Welt" zurück.

II.

Wochen gingen hin; Edmund Halland saß auf dem Semmering, er wanderte meilenweit bergan und bergab, er stritt mit seinen Freunden über Musik, Poesie, Politik, er sehnte sich nach Cilla — und wartete Tag für Tag auf die Entscheidung, auf des andern Brief. Es kam nichts; Cilla schwieg. Edmund war ein ungeduldiger Mensch, er knirschte in die Zügel, ging mit dem „Philosophen" Halland durch, der ihn zähmen wollte. Was hinderte denn diesen Max, auf eine so rührende Seelenbotschaft zu antworten? Wie hatte so ein Mensch die Stirn, ein Mädel wie Cilla und einen Helfer wie Edmund Halland so zu martern?

Aber warum diese Ungeduld? staunte er dann wieder. Solange keine Antwort kommt, ist ja Cilla noch dein; dein allein. Kein andrer hat ein Recht an sie. Es gilt nur ihre Liebe zu dir! — — Ach, wie verrückt das klingt. Wie unsinnig das alles ist! — O, wie wird es werden, wenn er nun sein großmütiges Jawort gibt, die zwei wieder einig sind. Ich als Dritter — draußen! Wohl gar des jungen Paares Protektor werden . . . Und wenn mir dieser Max nicht gefällt — schon aus Eifersucht? Gut Freund mit ihm werden?

Er schüttelte sich. Er lief seinen Freunden, allen Menschen davon, stieg auf den Sonnwendstein oder stürzte sich in die Adlitzgräben, um sich an seinem Martyrium einsam zu zerdenken.

Endlich kam eine große, nur in flüchtigen Augenblicken geahnte Überraschung: der ersehnt gefürchtete Brief, Cillas Brief. Sobald Edmund ihn in die Hand bekommen, floh er in sein Zimmer hinauf, schloß die Tür ab, warf sich auf sein Sofa, riß ihn auf und las:

„Teurer Freund! Meinem Versprechen getreu nun endlich diese Zeilen für Sie; — nein, Du willst, ich soll sagen: für Dich. Es ist so unerwartet viel Zeit vergangen: Ulrike wußte nicht, wo der Bruder war, er war nach England und Schottland gegangen; in London, bei Verwandten, hat ihn dann mein Brief erreicht. Hier ist seine Antwort. Schon vor mehreren Tagen versucht ich, sie Dir abzuschreiben — aber ich konnte nicht.

„Es ist also gekommen, wie ich ahnte; höre!

„‚Ich danke Dir von Herzen für Deinen Brief, der mich tief bewegt hat. Es wäre eine Lüge, wenn ich sagen wollte, ich erwidre Deine Gefühle nicht mehr. Ich habe schwer und lange gelitten, und ich hänge noch heut an Dir. Aber ich bin jung — und die Jungen verändern, entwickeln sich. War vor Jahren die Liebe das Mächtigste in mir, so ist nun der Ehrgeiz das Stärkere geworden. Meinen Ehrgeiz kennst Du. Du warst seine Feindin; jetzt ist er Dein Feind; ja, so muß ich sagen. Er will mich allein haben, ich soll ihm gehören, soll ihm alles opfern, die Eintracht mit der Mutter, den Frieden mit den Menschen — das Glück mit Dir. Denn um mir die Zukunft zu erkämpfen, nach der ich nun mehr als jemals strebe, muß ich ganz mit meinem Ehrgeiz verbündet sein! Noch ist alles gegen mich. Ich ringe um mein Recht. Ich habe dieses Recht, Gott hat mir's gegeben!

„‚Wie der Kampf ausgehen wird, noch weiß ich's nicht. Aber einen Liebenden von dieser Art, den kannst Du nicht brauchen. Ich hab keine Ruhe, zu nichts. Ich könnte Dir nichts bieten als einen mit allen hadernden, friedlosen, zerrissenen, von allen Banden, auch denen der Liebe, hinwegstrebenden Menschen. Du siehst, ich bin nicht mehr der, an den Du dachtest, als Du mir so ergreifend schriebst. Wie ich heute stehe, sag ich mir: es war für Dich und für mich das Beste, daß wir uns trennten. Lassen wir's Gottes Willen gewesen sein! wenn es auch aus unsern Fehlern und durch unser Verschulden gekommen ist. Ich klage Dich nicht mehr an als mich. Aber ich sage mir: meine Schuld würde zehnmal größer als Deine, wenn ich jetzt den Mut oder die Schwachheit hätte, Dich an mein dahinrasendes Schicksal zu fesseln.

„‚Leb wohl!'"

„Lieber Freund! Jetzt, da ich volle Gewißheit habe, ist mir leichter; ja ich selber sage, es ist gut, daß es so gekommen ist. Können Sie das verstehen? Kannst Du das verstehen? Ich will Dir erklären, was mit seinem Ehrgeiz gemeint ist. Da ich den überwunden glaubte, hab ich Dir in Kufstein nichts davon gesagt. Max Erbach hat einen schönen Tenor; er ist musikalisch sehr begabt; wohl auch für die Schauspielkunst. Einige Sänger, die er kennen

lernte, redeten ihm zu: ‚Geh doch auch zur Oper!‘ Es zog ihn sehr. Seine Mutter war mit Hand und Fuß dagegen, und sein Vormund auch. Mir war der Gedanke schrecklich: er ein Tenorist an der Oper und ich eines Tenoristen Frau! Er gab es mir zuliebe auf. Nun ist's wieder da!

„Nur das quält mich jetzt, daß diese unselige Leidenschaft ihn wieder erfaßt, und so ganz und gar. Alles muß nun so bleiben, wie es ist. Ich bin Dir von Herzen dankbar, daß Du mich dazu bewegt hast, ihm zu schreiben. Und daß ich jetzt alles so viel leichter überwunden habe, das dank ich auch Dir allein. Lieber, lieber Freund!

„In dankbarer Liebe grüßt, umarmt und küßt Dich Deine Cilla.“

Edmund blieb diesen ganzen Tag allein; er kam nicht hinunter zum Mittagsmahl, aß in seinem Zimmer — wenig —, lag stundenlang auf seinem Sofa, wanderte stundenlang ruhelos vom Fenster zum Ofen und zum Fenster zurück. Welch ein Durcheinander in seinem Hirn! Wilde Freude seines selbstischen, liebeverlangenden Ichs; Mitleid mit Cilla, die an diesem Ausgang schwer zu tragen hatte, er fühlte es in jedem Wort ihres Briefes. Aber Freude doch auch für sie, daß sie von einer solchen Zukunft befreit war; — und tiefe Sorge: ist sie nun auch ganz befreit? Kommt der junge Sturmwind nicht vom Ehrgeiz zur Liebe zurück? Und sinkt dann ihre Liebe nicht in seine Arme?

Ihre Liebe? Sie liebt ihn noch! — Aber liebt sie nicht den Edmund auch? „In dankbarer Liebe“ stand am Ende ihres Briefes geschrieben. Ach, wen von beiden liebte sie mehr? — „Grüßt, umarmt und küßt dich . . .“ Edmund drückte seine Lippen auf diese Stelle, auf jedes Wort.

Endlich, gegen Abend, fühlte er sich Manns genug, ihr als Freund, Verbündeter, Helfer zu erwidern. Er setzte sich an seinen Tisch und schrieb:

„Geliebte Cilla! Ich danke Dir, die Qual ist zu Ende; hast mich lange warten, bangen, sorgen, grübeln lassen. Nun ist wenigstens klarer Tag! — Ich habe heut an nichts gedacht als an Dich. Eine neue Welt stieg mir auf aus Deinem und aus seinem Brief. Das alles ahnt ich ja nicht, was in ihm wühlte und gärte; was aus ihm ein ungelöstes, schwer zu lösendes Rätsel macht.

„Aber ich fühle wie Du, und ich freue mich von Herzen, daß wir so ganz das gleiche fühlen: ist und strebt und denkt er so, dann ist dies der rechte Ausgang für Dich! Es war schön und Deiner würdig, daß Du ihm Deine innere Wandlung offenbartest; es war zu Eurer beider Heil, daß Ihr Euch noch einmal, und so viel gereifter, ausgesprochen habt; und es ist vernünftig und gut, wenn Eure Wege nun auseinandergehen. Zwar, warum soll er nicht versuchen, ein großer Sänger zu werden, falls ihn eine große Begabung treibt? Aber die Begabungen täuschen so oft! Und ein Jüngling, der so schreibt wie er, von seinem ‚dahinrasenden Schicksal‘, seinem ‚friedlosen, zerrissenen Menschen‘, der scheint wohl zu denen zu gehören, die sich ewig täuschen. Aber wie auch immer: einen so ruhelos Gärenden auf seinem vielleicht langen, langen, hin und her irrenden und wankenden Entwicklungsweg, den man allein durchmachen soll, als bräutliche Last zu begleiten, das wäre schweres Unheil für Dich, vielleicht Dein Verderben.

„Du wirst Dich als meine tapfere Cilla fassen; und so viel ich Dir dabei helfen kann, werde ich Dir helfen.

„Ich umarme Dich, ich küsse Dich, Dein Dich segnender und liebender Freund."

Edmund mischte diesen heimlichen Brief unter ein Häuflein Ansichtskarten vom Semmering-Gebiet, die er in einen Umschlag gesteckt und mit herzlichen Grußworten an Cilla, auch an Frau Karoline, beschrieben hatte. Nach wenigen Tagen kam Cillas Antwort:

„Leider München, und Sommers Ende.

„Mein geliebter Freund! Vor allem bitt ich Dich, sei nicht böse, daß ich Dir nicht eher schrieb! Es war sehr häßlich von mir, Dich so lange warten zu lassen, ach, das fühl ich wohl; aber ich brauchte einige Zeit, um ein wenig ruhiger zu werden. In mir kämpfte so vielerlei, das mußt ich erst bezwingen ... Du weißt nicht, wie ich Gott gedankt habe, daß er Dich mir geschickt, grade zur rechten Zeit. O, mein heißgeliebter, teurer Freund, wenn ich Dich nicht hätte, dann hätte ich den Glauben an die Menschheit verloren. Ich bin in diesen Kufsteiner Wochen eine ganz, ganz andre geworden, ich kenne mich fast selbst nicht wieder. Glaubst Du, ich sei unglücklich, daß alles so gekommen ist? Nein, ich weiß jetzt, daß er und ich nie füreinander getaugt, nie einer den andern ergänzt hätte. Wir sind beide zu aufgeregte, heißblütige Naturen; das gibt keine Harmonie.

„Ich denk an Dich, da fühl ich's so sehr. Wieviel hab ich von Dir und an Dir gelernt! Das auch. — Ich muß Dir was sagen. Und hätten er und ich uns wieder zusammengefunden — ich hätte Dich doch immer lieber gehabt; o, das weiß ich jetzt.

„O, wie ist es lieb von Dir, daß Du da draußen in der schönen Welt, mit Deinen begabten, von Gott gesegneten Freunden, mich unbedeutendes Menschenkind nicht vergessen hast. Da schreib ich nun wieder an Dich mit dem trauten Du, weil Du es möchtest — mein lieber, lieber Edmund. Ich bin schwach Dir gegenüber, kann den Stolz nicht finden, den ich haben sollte. Denk an mich, wie auch ich denke an Deinen Mund, an Deine Augen. Nimm diesen Kuß, der hier für Dich ruht!

In ewiger Liebe Deine Cilla."

Der Mensch gewöhnt sich an alles, warum nicht auch an sein Glück. Durch Cillas zweiten Brief hatte Edmund die Gewißheit gewonnen, daß sich ein wunderliches Märchen begeben hatte: aus dem Berater, der für das Glück eines andern warb, war er der „Heißgeliebte" geworden, an dem ihr vereinsamtes Herz mit leidenschaftlicher Zuneigung hing. Konnte das in ihr noch Selbsttäuschung, heißblütige Irrung sein? Konnte dahinter doch die unvertilgbare, urnatürliche Liebe der Jugend zu der Jugend lauern? — Nein, so blind war diese frühreife, helläugige Cilla nicht. Es kam ihr alles so wahr, so voll aus der sonnenklaren Seele. O, nur nicht ewig zweifeln und deuteln und die Gespenster aller Möglichkeiten aus dem Abgrund rufen! Nein,

an die liebe Stimme glauben, die wie vom Himmel herunter sprach, und die selige Gegenwart in die Arme drücken!

So lang war nun freilich kein Herbst wie dieser, wenigstens für Edmund nicht. Viele schöne Tage kamen, er tat jedem unrecht, indem er jeden fragte: wie viele kommen nun noch nach dir bis zum Wiedersehen? Es erschien ihm doch das ganze Märchen noch wie unbestätigt, noch wie ein Gedicht, so lange ihm nicht Cillas Augen, Arme, Hände, Lippen sagten: ich gehöre nun dir! — Die Zeit wegzutäuschen, flogen wenigstens die Bildgrüße hin und her, die sich Ansichtskarten nennen und wohl oft „Lieder ohne Worte" heißen könnten: sie reden eine Art von Fächersprache, die der Eingeweihte mit dem Scharfsinn des Verliebten deutet. Wohin Edmund kam, da schoß er einen oder ein paar solche Pfeile ab, in Cillas Albums hinein, die nach Ansichtskarten schrien; vom Semmering, von Mürzzuschlag, von Triest und Abbazia, aus Venedig und aus den Inseln um Venedig her. Cilla hatte nichts als München, da blieb aber kein Museum, kein Schloß, keine Kirche verschont; die Isar und die Isarauen, der Englische Garten, die Lenbachsche und die Stucksche Villa, alles zog als Ansichtskarte dem „eifrig sammelnden" Edmund zu. So gingen doch allmählich mit Hilfe der menschenliebenden Post, der weitherzigen Briefträger September und Oktober hin. Es kam doch der Tag, an dem Edmund von Bozen her, an Kufstein vorbei — wie lugte er nach der Terrasse am Inn! — über die Hochebene von München rollte und wieder einmal das alte Wunder erlebte,

Daß auch die längste, verwünschteste Frist
Auf einmal, plötzlich zu Ende ist.

Und aus Abend und Morgen ward der nächste Tag! Einer der seltenen, aber unaussprechlich berauschenden Tage, an denen auch in unserm Norden Paradiesesluft weht und die Erde sich ganz in Wonne kleidet; Tage des Frühlings, aber auch des Herbstes, wenn die Gärten, die Wälder noch in allen Farben des „Vergehens" leuchten und die Sonne, ihren goldenen Arm durch den mild reinen Äther reckend, auf dieser Farbenpracht selig geigt und spielt, die süßesten Harmonien für das Auge zaubert. Edmund hatte diesmal all seine Macht eingesetzt, der alten Freundin Karoline nach dem „fröhlichen Wiedersehen" ins Gewissen gesprochen: deine Gesellschafterin wird dir stubenbleich, sie braucht mehr Sonne, mehr Luft; heut sind Luft und Sonne herrlich, gib sie mir mit hinaus bis zum Nachmittag; ich bringe sie dir durchsonnt zurück! Mit einem sanften Seufzer des Opfermuts hatte die Tante „ihr Kind" dahingegeben; „das Alter und die Jugend" waren auf der Bahn nach Groß-Hesselohe gefahren und schlenderten nun durch den Perlacher Forst oder „Park" zurück. Es war märchenschön. Zwischen all den sammetweichen Tiefen des Immergrün sangen die sich verfärbenden Laubbäume und Gebüsche ihre hellen Töne: das leuchtendste Gelb, das glühendste Rot, die herrlichste Orangepracht; gegen wunderreifes Goldbraun schmetterte noch übermütig frischfrohes Grün, als wär es gegen den Herbst gefeit, und hüllte sich sorglos in Sonnenlicht. Es gab keine Waldsänger mehr, aber der Wald selber sang. Unter seine Füße hatte er einen

Teppich gebreitet, aus abgefallenen Blättern aller Farben gewebt. Über seinen Wipfeln und Kronen schimmerte die einzige Farbe, die er selbst nicht hatte, das ernsthaft lachende Himmelsblau. In der Luft war es kirchenstill; nach dem Wind von gestern, der milden Regen gebracht und viel leichtfertig loses Laub abgeschüttelt hatte, lag heut das tiefe Schweigen im Wald.

Der Weg war zuerst noch belebt, endlich kamen sie in Einsamkeiten; Edmund blieb stehen. Er weidete seine sehnsüchtigen Augen an dem jungen Mädchen, mit dem die Strahlen der Sonne kosten. Sie hatte ein Mäntelchen lose umgehängt, darunter noch ein Sommerkleid. Stubenbleich — nein, so konnte man dieses holde Geschöpf noch nicht nennen; die rundlichen Wangen blühten in dem goldenen Licht; aber unter den Augen dämmerte es zart bläulich-blaß, vielleicht aus ungestilltem Hunger nach frischer Luft, vielleicht auch aus Durst nach Liebe und Glück. Sie lächelte ihn innig an. „Cilla!" sagte er. „Drei Monate Trennung; aber dafür nun solch ein Wiedersehen! als hätten sie's da oben für uns gemacht! — Dort verschwindet eben der letzte Mensch. Gibst du mir den ersten Kuß?"

Sie gab ihm ihre Lippen hin. Ihn durchrieselte ein Gefühl, als wär's die Fortsetzung jenes Abschiedskusses am Kufsteiner Stadtberg — ohne Zwischenzeit. Aber die Wehmut damals, die er von den trauernden Lippen sog, nun das selige Glück.

Er hielt sie dann an den Schultern, sie schauten sich an; ein tiefer Ernst erfüllte ihr Gesicht. „Ach, du geliebter Mann! Warum küß ich dich? Manchmal lieg ich so da, eine schreckliche Angst und Unruhe kommt über mich; dann glaub ich, es wäre besser gewesen, wir hätten uns nie gesehen — nie so gut kennen gelernt. Ist es nicht ein Unrecht, daß ich dich so lieb hab? — Aber ich kann nicht anders. Ich kann nicht!" Sie umklammerte seine Hände und drückte sie.

„Gute Cilla! Ein Unrecht? an wem? — *Damals* sagte ich dir selbst, über mein Herz weg: vergiß mich! hab nur den andern lieb! Aber wer steht denn heute noch zwischen dir und mir? — Ist unsre Liebe nicht rein und gut? Deine Lippen gib mir und weiter nichts. Ich will dein Leben begleiten, sagt ich dir einmal, dir es nie verwirren. So sag ich *heut* — werd *immer* so sagen. Deine Zukunft ist mir heilig, Cilla. In jeder Stunde, wenn dein Schicksal kommt und dich fordert, geb ich dich zurück. Jetzt hat es uns zwei zusammengeführt. Ist das Unrecht?"

Sie warf sich an seine Brust. Er küßte ihr braunes, welliges Haar. „Ich kann auch nicht anders, ich kann nicht," wiederholte sie, die Wange an seine Brust gedrückt. „Was nützt noch das Kämpfen gegen diese Macht. Ich bin nun gefangen. O du, das hast du getan; mich ganz gefangen genommen — mein ganzes Herz. Das war nicht schön von dir; nicht? Und ich hab dich doch so lieb. Sollt dir's wohl gar nicht sagen, du. Aber ich *kann's* ja auch nie mit Worten sagen, wie groß meine Dankbarkeit, wie grenzenlos meine Liebe ist!"

Er zog ihr Gesicht empor, es ward Kuß auf Kuß. „O du liebe, warme, holde Seele," sagte er dann, in das süße Antlitz versunken. „Deine innigen

Augen. Deine weichen, liebevollen, so ersehnten Lippen. — Im Perlacher Park. — Wie wunderbar ist unser Geschick!"

„Ja, das ist es wohl. — Aber wie ist's möglich, Edmund, daß du, der Künstler, der so singt, so spricht — der die Sonaten und die Opern schrieb — daß du mich dummes Mädel so lieb hast?"

„Warum ich dich lieb hab?" Er drückte sie an sein Herz, hielt sie fest umschlungen. „Weil so viel Poesie an und in dir ist. Und weil du eine süße Seele bist. Und die da oben haben es offenbar gewollt, da sie uns so unerwartet, ahnungslos verstrickten! — — Aber nun sag mir was andres, Kind. Auf einer deiner Ansichtskarten, da hattest du an den Rand geschrieben: ‚Nicht wahr, Erledigtes ist abgetan.' Das verstand ich, das sollte heißen: von Max sprich nicht mehr! Aber eine Frage vergönn mir doch. Du hast ihn nicht wiedergesehen? nicht von ihm gehört?"

„Nicht gehört, nicht gesehen. — Er ist wie aus der Welt."

„Und — du hast's überwunden?"

Sie schaute ihm redlich in die fragenden Augen: „Etwas bleibt, nicht wahr, von so einem Schluß. Wenn man sich so gut war. Und er war ein entzückender Mensch. Und es tut mir so leid: was wird aus ihm?"

Edmund horchte mit gespanntem Ohr. War in ihrer Stimme noch ein Klang, daß ihm bangen mußte, der zu tief aus der Seele kam? — Nein, so klang es nicht. Er atmete wieder mit freiem Mut. Cilla nahm seine niederhängende rechte Hand und zog sie leise, langsam an ihre Brust. Sie lehnte sich an ihn, wie an eine Säule.

Links von ihrem Weg zog sich noch ein gewundener Pfad etwas hügelan; junge Laubbäume standen dort in langen Reihen zwischen Fichten- oder Kiefergrün. Dort war offenbar noch tiefere Einsamkeit; und ferne Schritte näherten sich, in den abgefallenen Blättern raschelnd. „Bitte, komm!" sagte Edmund und führte Cilla den Pfad hinan. Er hätte sie tragen mögen, die holde Last auf den Armen halten; ihn durchwogte das Gefühl der Kraft. Zu ihren Füßen war alles leuchtend grün: das noch unverwelkte Laub der jungen Bäume bedeckte den Boden, vielleicht vom gestrigen Wind und Regen herabgeschüttelt. In einzelnen gekrümmten Blättern war silbern blitzendes Naß gesammelt wie in kleinen Bechern. „Schau!" sagte er, „ein grüner Teppich, für uns zwei da hingestreut. Das haben über Nacht die Elfen getan; die lieben ja die Liebenden. Sie haben auch gebechert, schau her; viele von den Bechern sind nicht ausgetrunken."

„O du Phantasierer!" Sie lächelte ihn an. „Du machst wohl noch Verse daraus, und dazu eine Melodie! — Aber warum wird es vor uns so licht?"

„Ah, das geht zum Isartal; dort fließt sie vorbei!" Er kannte die Gegend aus alten Zeiten. Sie schlenderten eine Weile vorwärts, Cilla in seinen Arm geschmiegt; nun standen sie unter den letzten Bäumen und sahen auf die grüne Isar und ihre flachen Auen hinab. Sie floß am Fuß der waldigen Höhe hin; etwas weiter abwärts entfernte sie sich, gegen Mittersendling zu. Ihren Auen folgend, fiel der Blick auf die Münchner Stadt,

aus der viele schlanke Türme in den stahlblauen Himmel stiegen; über alle ragten die beiden mächtigen Liebfrauentürme empor.

„Wie schön," murmelte er, „das von hier oben zu sehen, aus dem Paradies."

„O Gott, sag das nicht! Morgen bin ich wieder da unten, und du fährst nach Leipzig, und ich bin in der Hölle allein!"

„Meinst du? Ich dich wieder verlassen?"

„Ja, verläßt du mich denn nicht? Zu deinem Harry Unger zurück?"

„Mein guter Harry Unger — ach ja, der wird stöhnen; er hängt so an mir. Aber wie soll ich wieder in Leipzig leben, wenn Cilla in München lebt; das ist aus; ich kann nicht!" Er drückte sie mit dem zitternden Arm: „Es sprach nur noch eine dumme Warnerstimme in mir: erst sie anschauen, Edmund, ihre Stimme hören, ob sie wirklich und wahrhaftig so ist wie ihr letzter Brief! Nun hab ich dich, nun halt ich dich, nun glaub ich an dich wie an Gott. Ja, beisammen bleiben — so lang, wie es ihm gefällt!"

„Edmund! Du in München?"

„Ja; euch so nah, wie's geht. Junges Volk, das von mir singen lernen will, find ich auch in München; einstweilen hab ich zum Leben genug; viel zu viel. Ich fahre nur nach Leipzig, um Abschied zu nehmen; dann im Flug zurück. Harry Unger besucht uns, so oft er kann. O Gott im Himmel, wie dank ich dir! Ich hab diese Cilla!"

„Und *ich* dank ihm *auch*," sagte Cilla leise. Sie nahm Edmunds Hand und küßte sie.

„Um Gottes willen!" schalt er und küßte sie geschwind auf den Mund. „Einen Mann, dem ein Mädel die Hand küßt, den ernennt sie damit zum Greis!"

„O nein, nein. Du Junger! — Wie dir eben die Augen leuchten; auch aus denen kommt Sonnenschein. O, wie sind die jung. — Edmund! Wenn du wüßtest — ich bin gar so glücklich!"

„Bin ich dir heut noch jung genug?" — Er schaute sein kleines, großes, glückliches Glück mit überschwenglichen Augen an; dann irrte sein Blick wie beflügelt in der Welt umher. Auch in den Auen und überall jubilierte die Farbenmusik des Herbstes in der Sonne, wie in verjüngendem Frühlingslicht. Herbstwunder, Frühlingswonne ... So stand er, der Herbst Edmund Halland, neben Cilla, seinem Frühling. Auch in ihm jauchzte der Lenz; er fühlte sich verjüngt, wieder neu geschaffen.

Das *Alter* — die *Jugend* ...

Ein melodisches Motiv erklang in ihm; ein zweites, wie sein Gegensatz, folgte nach. — Dann erschien ein drittes — als wollt es die beiden verbinden.

Die *Liebe* ...

O wie phantastisch, sein Schicksal; wie standen sie hier nun da, die Verbundenen. Die Welt wie ein Zaubergarten um sie her; die Sonne aus der Himmelshöhe wie Gottes segnender Blick. „Es sangen drei Engel einen süßen Gesang": das alte Volkslied fiel ihm ein. So sangen jetzt die drei Motive

in ihm einen süßen Gesang . . . Verse fehlten noch; ja, sie mußten sich auf Verse schwingen und auf ihnen durch die Himmel ziehen. Gedichtete Musik! Gesungene Dichtung!

Ein Sonnenstrahl fiel in seine Brust. Sein Musikdrama!

Was er an jenem Abend auf der Innterrasse der Karoline und der Cilla vorgeträumt — das allerneueste, gegenwärtige, noch pulsende Leben einzufangen, daß es sich auf der Bühne im Gesang verblutet — so frisch aus der Menschenbrust — „aus der eigenen, wenn ich's haben kann: dann hab ich's aus der ersten Hand!" Wie sagte er damals, ahnungslos? „Um mein Opus 23 zu schaffen, bin ich jeden Tag bereit, noch was zu erleben!" Nun stand er da, mitten im Gedicht. Ihn umrauschte die Musik seines eigenen Lebens. O Gott, dachte er, gib mir, was du willst — ende es wie du willst — aus diesem goldensten Tag bis in die dunkelste Nacht — laß mich nur mein Drama vollenden!

Das Alter — die Jugend — die Liebe . . .

„Was hast du?" fragte ihn Cillas liebe, hell weiche Stimme; so lieblich hatte er sie noch nie gehört. „Dein Gesicht ist ja wie verzückt. Bist wohl weit weg von mir?"

Er wandte sich zu ihr, wie erwacht: „O nein — ganz bei dir. Es kam mir etwas Musik; die kam von dir. Verse wollen kommen. O, sie sollen kommen, wenn ich von dir weg nach Leipzig rolle. Jetzt — — o mein schönster Tag! Um mich her singt mein Glück. Ich kann's fühlen, fassen, ich hab's. Sag nicht, daß es ein Unrecht ist!"

Er schlang die Arme um die junge Gestalt, sie umhalste ihn; es ward wohl ihr längster Kuß.

Bis zum Ende des Oktober hatte die Natur ihr Festgewand behalten; der November riß es ihr rauh und rasch von den Schultern weg. Als Edmund von Leipzig wiederkam und in die vorher gemietete kleine Wohnung zog, war die Welt schon kahl und winterlich geworden; der frühe Münchener Vorwinter blies durch die Gassen und frostete in die Erde hinein. Also Winterleben! dachte Edmund, sein Mißbehagen von sich schüttelnd; wenn wir nur beisammen sind! Karoline wohnte in der vornehm teuren Prinzregentenstraße, auf den Englischen Garten hinaus; der „Musikante" hatte sich in einer der schlichten Querstraßen angesiedelt und war doch nur wenige Häuser von seiner Cilla entfernt. Er konnte auf einen Abend, auf eine Stunde und „auf einen Sprung" kommen; er konnte musizieren, vorlesen, vorsingen, Karolinens Klagen hören, in Cillas heimlich schmachtende Augen sehen — und dann und wann auch ein Du von den lieben Lippen hören, einen Gruß der Liebe von ihnen pflücken. Mehr war ihnen nicht vergönnt; die „allgegenwärtige Tante", wie Edmund sie nannte, war zu ungern mit sich allein. Sie brauchte so wenige Menschen, wie sie zu ihrem Lob und nicht mit Unrecht von sich sagte; aber die wenigen Menschen brauchte sie desto gründlicher, und „ihr Kind" fast den ganzen Tag.

So war der November vergangen und der Dezember weit vorgerückt; die Weihnachtstage nahten. An einem unwirtlichen Nachmittag — die elektrischen Lichter in den Straßen brannten schon seit Stunden — trat Edmund in Karolinens Wohnzimmer, ein paar Päckchen im Arm; er hatte heimlich für Cilla zu Heiligabend eingekauft, wollte aber seine Erwerbungen noch Karolinens sachverständigem Urteil unterbreiten. Zu seiner Verwunderung fand er nur Cilla; sie saß am runden Tisch, an einer Weihnachtsarbeit näherd. „Wo ist die Hausfrau?" fragte er, nachdem er sie mit einem freudigen Lächeln begrüßt hatte, und legte seine Heimlichkeiten auf den nächsten Stuhl.

„Fort," antwortete Cilla halblaut; „aber komm nicht näher, das Dienstmädchen geht ab und zu. Ausgegangen ist sie."

„Ausgegangen, ohne dich? Das tut sie ja nie?"

„Heut also doch. Vielleicht ist Heiligabend dran schuld; der stellt ja alle Menschen und alle Gewohnheiten auf den Kopf."

„Und mein liebes Mädchen?" fragte er leise. „Wie geht's ihr? Ist sie ihres Lebens froh?"

„Mittelfroh!" antwortete sie und zuckte mit den wehmütigen Achseln. „Schau, wie es uns eben jetzt wieder geht: allein und doch nicht allein. Ach, warum hab ich dich nur so lieb? Ewig, ewig ist irgend jemand zwischen dir und mir! In Kufstein sprachst du einmal von ‚Tante Entsagung'; die steht immer da, wie ein Gespenst, wie die ‚Ahnfrau'. Edmund — mein Geliebter — ich hatte mir's schöner gedacht! Seit dem himmlischen ersten Tag, im Wald, keine so goldige Stunde mehr! Ist das nun für immer vorbei? Sag doch. Ist's vorbei, vorbei?"

„Warum soll's vorbei sein, mein Herz?" entgegnete er mit seiner tapfersten Stimme; ihm war aber selber nicht sehr herzhaft zumute. „Ich denke, wir werden jetzt auf die Probe gestellt; das ist in allen Märchen und meist auch im Leben so; wenn wir die Probe gut bestehen, dann ziehen sie uns die zu engen Stiefel aus, und wir springen frei herum! Wird schon schöner werden; versuche nur einmal zu lächeln, Kind! Das freut die da oben; — ja, nun lächelt sie. Ich kam ja eigentlich als Bote her: mein Harry Unger ist angerückt. Diesen Nachmittag. Sein Vorwand ist: Sehnsucht nach mir. Ich hab ihn noch nicht gesehen; vom Bahnhof abgeholt werden, das will er nicht. Da hab ich ihm in seinen Gasthof geschrieben, er soll mich hier aufsuchen; so sieht er auch gleich die Tante und dich. Denn mich ritt der Teufel — das heißt, mich packte die Sehnsucht —, es zog mich eine wilde Wut, dich zu sehen!"

Er hatte das letzte geflüstert, da er Schritte hörte; es trat auch schon das Mädchen ein, das etwas für Karoline Gekommenes brachte; sie legte es auf den Tisch. Gleich darauf ging wieder die Klingel; nicht Harry Unger, aber Karoline erschien. Die Verweichlichte war stark vermummt, sie grüßte aber mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit, ein besonderes Wohlbehagen lag auf den zarten Zügen. Während sie sich mit Edmunds Hilfe entmäntelte, begann sie schon ihren Bericht: „Ach, nun ist mir wohl. Er hat eingewilligt, ich hab's erreicht. Zu Neujahr bin ich frei!"

„Wer hat eingewilligt?" fragte Edmund, noch ahnungslos.

„Mein Hausherr. Ich war bei ihm. Denn das Münchener Klima — ich halt's nicht mehr aus! Ich habe bis jetzt zu Ihnen, zu Cilla nicht davon gesprochen; ihr hättet gleich Widerspruch und Gegengründe gehabt, ich kenn euch ja. Aber mir bekommt dieses München nicht! Dieser rauhe Winter! Die Hochebene, sagt der Doktor. Warum baut man denn eine so große Stadt so viele Meter hoch und so nah am Gebirg?"

Cilla war blaß geworden, Edmund rieb die Finger an den Händen; die beiden starrten einander an. „Fortziehen wollen Sie?" stieß Edmund heraus. „Zu Neujahr, sagen Sie?"

„Ja, der Hausherr läßt mich zu Neujahr aus der Miete; es hat sich gerade ein andrer gemeldet, der auf drei Jahre mieten will."

„Ganz von München fort? — Sie waren hier ja doch so gern?"

„Na ja — es hat seine Reize, seine großen Reize. Aber es bekommt mir nicht! Ich brauch eine andre Luft!"

Abwechslung, Veränderung brauchst du, dachte Edmund ergrimmt, verstört. Deine Nerven ziehen mit dir in der Welt herum! — „Und wohin denn?" fragte er mit fast barscher Stimme.

„Ach, es zieht einen doch immer wieder zur Heimat, lieber Freund. In der Heimat sterben! Ich lebe nicht mehr lange, ich fühl es ja. In Danzig war ich ein glückliches Kind. Will mit meiner Cilla nach Danzig ziehen!"

Cilla fuhr vom Stuhl empor. Danzig! am andern Ende der Welt! Edmund hier, sie dort! — Sie stammelte beinahe: „Ich versteh nicht, Tante. Ich habe dich doch Danzig verwünschen hören —"

„Ach, das ist wohl lange her. Man wird älter, Kind. Jetzt zieht mich's hin."

Cilla konnte nicht schweigen, es überwältigte sie: „Aber Herr Halland, Tante! der um unsertwillen — — nein, nicht allein um unsertwillen; aber er ist nun doch hier. Ihr bester Freund, sagen Sie. Von dem plötzlich fort?"

Karoline sah wehmütig auf den verfinsterten Edmund: „Ja, mein guter, getreuer — — das wird wohl ein großer Verlust. Wer gewinnt, verliert auch. Was für ein ewig wahres Wort! — Man kommt nicht aus dem Verzichten, Kind. Sie werden uns besuchen, Edmund. Nicht wahr, Sie geben mir gleich Ihr Wort: Sie werden uns besuchen?"

Edmund verneigte sich stumm; er mochte nicht mehr reden.

Karoline wandte sich ihrem „Boudoir" zu, durch den es in ihr Schlafzimmer ging: „Ach, ich wußte ja, ich würde hier viele Gegenworte finden. Nun ist auch schon meine halbe Freude weg. Bitte, laßt mich jetzt; die armen Nerven möchten etwas Ruhe haben!" Sie ging aus der Tür.

Cilla sah ihr mit glühenden Augen nach; dann trat sie zu Edmund, ergriff ihn am Arm und zog ihn einer andern Tür, ihrem eigenen Zimmer zu. Das hatte sie noch nie getan; in diesem Augenblick war ihr alles eins, sie mußte mit ihm reden. „Komm, komm, komm!" hauchte sie und drängte ihn hinein. Als sie drinnen stand, rang sie nach Luft. „Ich ersticke, Edmund! Ich sterbe!"

Er schloß die Tür und blieb an ihr stehen, wie um sie zu bewachen. „Ich beschwöre dich," flüsterte er, „fasse dich. Ich muß es auch. Mir saust der Kopf. Aber in Ruhe, in Ruhe müssen wir's besprechen!"

„Was ist da noch zu besprechen? O Gott! Ihre Sklavin bin ich. Sie geht fort — und ich mit. Ich kann nicht mehr ohne dich leben, Edmund. Wie sie nur sagte: von München fort — und dann gar: nach Danzig — das war wie mein Tod! Ich lebe nur noch in dir. Es ist so gewachsen! Eben schalt ich noch auf unser Leben hier: allein und doch nie allein — o, ich will ja ewig so leben, nur dich nicht verlieren!"

„Bitte, leiser, leiser —"

„Ich geh in die Isar!" flüsterte sie. „Fortgehen tu ich nicht! Kannst du dich noch so fassen, Edmund? Stehst so ruhig da? — Ach, aber blaß bist du doch. Ist man denn so wehrlos?" Sie reckte ihre Arme aus. „Hat man keinen Willen? Was so einer kranken Frau durch den Kopf geht, das müssen die Gesunden tun? Weil sie auf der Welt kein Glück mehr weiß, muß ich meins verlieren? Weil ihr Herz tot ist, soll meins brechen? — Ich kann nicht ohne dich leben, Edmund! Laß mich lieber sterben!"

Er winkte ihr: „bitte, still!" und deutete nach der Tür. Es war ihm, als hätte er Schritte gehört. Richtig, noch ein Schritt. Dann ward an die Tür geklopft. „Darf man eintreten?" fragte eine männliche Stimme.

„Das ist Harry!" sagte Edmund. „Da ist er!" Cilla fuhr sich geschwind mit dem Taschentuch über die Augen, die sich zuletzt gefeuchtet hatten. „Herein!" rief Edmund; dann öffnete er selbst die Tür.

Harry Ungers rötliches Gesicht erschien; die große, breite Gestalt trat auf die Schwelle. „Liebes, verehrtes Fräulein, Sie entschuldigen: da Edmund in den andern Zimmern nicht zu finden war, hat mich das Mädchen hierher gewiesen. Guten Abend! Da ist er ja denn. Der Abtrünnige! Und dennoch hatte ich mir vorgenommen, ihn zu umarmen; — Sie erlauben?"

Er umfaßte Edmund und drückte ihn an seine Brust. „Ich habe dir was zu sagen," flüsterte er, während ihre Gesichter so nahe beieinander waren; dann ließ er ihn wieder los.

Edmund trat auf Cilla zu, und ihr durch einen heimlichen Blick zuredend: bezwinge dich! sagte er in hellem, heiterem Ton: „Wir sprechen mehr davon, liebe Cilla. Jetzt muß ich nur erst ein bißchen Wiedersehen feiern und mit meinem alten Harry schwatzen; auf der Straße oder im Englischen Garten. Wir sind bald wieder hier!"

Er grüßte mit der Hand; sie nahmen draußen Mantel und Hut und gingen die Treppen hinunter. Als sie auf die Straße kamen, blieb Edmund stehen. „Was hast du mir zu sagen, Alter? Du machst ein so ernstes Gesicht. Etwas Schlimmes für dich oder mich?"

„Schlimm kann man's nicht nennen," antwortete Harry bedächtig. „Im letzten Augenblick kam in Leipzig noch ein Brief an mich, erst unterwegs hab ich ihn gelesen. Von einem Musikdirektor in Rio de Janeiro, einem alten Bekannten. Der lernte deine Frau dort kennen, wurde sozusagen gut Freund mit ihr; ich habe dir nie davon gesagt; wozu? Jetzt schreibt er mir, daß —

sie nicht mehr lebt. Sie sei erlöst von einem längeren Leiden, das sie stark gequält hat; erlöst, schreibt er selbst. Er hat sie zuletzt unterstützt, weil sie wenig hatte. Seinem Brief lag auch eine amtliche Mitteilung unsres Konsuls bei, Bestätigung des Todesfalls. Ich wollte dir's allein sagen, denn — das hat ja nun einmal der Tod — es ist immer eine ernste Geschichte, da mag der Mensch kein Publikum. Ich kenne dich, du gönnst es ihr von Herzen, daß sie nun erlöst ist."

Edmund hatte sich abgewandt, während Harry sprach; er blieb auch so, als der nun schwieg, er starrte in die Luft, wie es schien. Aus seiner Kehle kam kein Laut. Harry verwunderte sich. „Edmund!" sagte er endlich leise. „Geht dir's so — zu Herzen?"

Edmund schüttelte stumm den Kopf. Herr mein Gott! dachte er; ein Schauder, ein Grauen rieselte ihm über die Haut, und noch wieder eines. Ist das deine Hand? — Er fühlte sich wie von einer Hand gepackt und geführt, auf dem Schicksalsweg. Es war, als ertönten von ferne Hörner und Trompeten — eine Trauermusik — die dann heller ward — feierlich, aber freudig auch — Majestät des Todes, Wonneruf des Lebens. Diese Botschaft, in dieser Stunde! Rettung! Eine Stimme sang: Greif zu! Greif zu!

Fortsetzung meines Opus, meines Dramas? ging ihm nun klar, bewußt durch den heißen Kopf; es überrieselte ihn noch einmal.

Ja, ja, nickte er dann vor sich hin. Ja, ich will's versuchen!

Er drehte sich zu Harry herum: „Verzeih, lieber Alter. Ich bin dir wohl wunderlich. Hab etwas mit mir abgemacht — da mocht ich nicht sprechen. Ich danke dir; und nun lassen wir's. Hatt'st so recht: allein — ! — Jetzt sollt ich aber wieder zu Cilla hinauf; es liegt ihr etwas am Herzen, weißt du, davon sprachen wir, als du kamst. So ein junges Ding — sie hat keine Ruhe, eh wir's ganz zu Ende sprechen. Du gehst zu Frau Karoline, ich zu Cilla. Heut abend gehör ich niemandem als dir!"

Harry nickte nach seiner Art; sein Nicken pflegte zu sagen: alles selbstverständlich! Sie stiegen wieder die Treppen hinauf. Das Mädchen, das ihnen öffnete, erwiderte auf Edmunds Frage, die gnädige Frau sei noch in ihrem Boudoir, das Fräulein noch in ihrem Zimmer. Harry ließ sich bei Karoline melden und ward eingelassen. Edmund trat vor Cillas Tür. Ihm ward wieder wunderbar zumute, es durchzuckte ihn: als wohne in diesem Zimmer sein Schicksal; da sitze es — wie das verschleierte Bild zu Sais — und erwarte ihn. Er klopfte in tiefer Bewegung an. Es kam keine Antwort. Er klopfte noch einmal und horchte. Ein Laut; unbestimmt, unklar. Es riß ihn mit aller Macht, er trat ein.

Cilla lag auf ihrem Sofa, zusammengezogen, das Gesicht nach der Wand gekehrt. „Ich bin's!" sagte er leise, nahm einen Stuhl, setzte sich zu ihr; sie blieb noch so liegen. „Cilla! Liebe, verzweifelte Cilla! Nun weiß ich auf einmal etwas, das uns helfen könnte; es ist wie vom Himmel heruntergefallen. Fragt sich nur, ob du's willst? Du kannst nicht mehr ohne mich leben, sagst du. Ich kann's auch nicht, Cilla; aber mein Fall ist anders: ich muß es können, jeden Tag, jede Stunde, wenn dein Schicksal kommt,

in eines andern Mannes Gestalt. Ach, es wird ja kommen; du blutjunges Menschenkind — dieses Wunder wird nicht ewig dauern, daß du mich so lieb hast. Die Jugend wird zur Jugend kommen. Schüttelst du den Kopf? Sie hängt doch immer über mir, diese Wetterwolke. Wie das einem Menschen tut, o, das weißt du nicht. Ich dank aber meinem Gott für alles und trag's!"

Jetzt wandte sich Cilla und sah ihn mit den großen, nassen Augen an. „Warum sagst du mir das alles? Was hilft uns das?"

„Das nicht; aber ein Wort — ich hab ein Wort. Wenn du meine Frau wirst. Dann bist du keine Sklavin mehr. Dann lebst du mit mir und ich mit dir!"

„Edmund! Sprich nicht so. In all meinem Jammer von etwas reden, das unmöglich ist?"

Er griff nach ihrer Hand, er drückte sie, er hatte keine Ruhe mehr. „Cilla, meine Frau ist tot. Harry hat mir's eben gesagt. Ganz beglaubigt tot. Ich kann nichts dafür, daß mir das kein Kummer, sondern wie ein Licht ist. Willst du mit mir leben, Cilla? Ich gelobe dir vor Gott: nur so lange, als du so fühlst wie heut. Wenn über dich das Schicksal kommt — wenn du mir eines Tages sagst, in all deiner Redlichkeit: Edmund, es ist über mich gekommen — dann geb ich dich frei. So wahr Gott mir helfe! Dann dank ich Gott für mein genossenes Glück und mache dem ein Ende; wie, das findet sich. Cilla! Sag ein Wort!"

Sie schüttelte den Kopf, als graute ihr. „Nein, so will ich's nicht. Wenn ich deine Frau werde — o Gott! du bist frei — wenn ich deine Frau werde, dann bis in den Tod!"

„O du junges Kind," sagte er und zog ihre Hand an seine Brust, in der das Herz unbändig schlug. „Das verstehst du nicht! Aber ich, mit meinen fünfundfünfzig Jahren, ich muß es verstehen. Ich darf deine neunzehn nicht an mich ketten, sonst verachten die da oben mich. Ich darf dir nur sagen: nimm meine Hand als Erlösung, als Rettung an; sei mein Glück, solang es das deine ist; dann hab ich mein Teil. Willst du's so? Anders nicht! So wahr ich dich lieb habe, anders nicht!"

Sie blickte ihn eine Weile schweigend an, mit so gerührten, verklärten, liebevollen Augen, daß ihm das Atmen verging. Sie richtete sich dann auf, schob ihn von sich weg, sie wollte vor ihm auf die Knie sinken. Doch als er das sah, riß er sie empor und hielt sie aufrecht an seiner Brust. „Willst du?" fragte er. „Sag ein Wort!"

„Mein Erlöser! Mein alles!" sprach sie an seinem Mund, fast im Kuß. „Alles, was du willst — mein Gatte!"

(Schluß folgt.)

Der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und der Kronprinz Karl Johann von Schweden während des Feldzuges 1814 in den Niederlanden.

Von

Generalleutnant z. D. **K. v. Janson.**

„Der General Barclay[1]) machte vor einiger Zeit das treffliche bon mot: ‘Uns fehlen zwei Sachen: Ein Strick, um die Schlesische Armee festzuhalten, und eine Peitsche, um die große Armee vorzutreiben.’ Da es bei den beiden Armeen fehlt, möchte man hinzusetzen, so möchte bei der Nordarmee ein Kopf zu viel sein, ohne C. J. (Carl Johann, Kronprinz von Schweden) ständen unsere Angelegenheiten höchst brillant.“

Diese Stelle aus einem Briefe[2]) des Generalmajors Freiherrn v. Müffling, des bekannten Oberquartiermeisters der Schlesischen Armee, an den Herzog von Sachsen-Weimar, bei dem er zu Beginn des Feldzuges 1806 Generalstabsoffizier gewesen war und in dessen Zivildienst er später gestanden hatte, kennzeichnen die Lage Anfang März 1814. Blüchers Armee hatte sich inzwischen nach dem Erfolge von Laon bereits selbst einen „Strick“ angelegt, und die Hauptarmee wartete vergebens auf ihre geplante Offensive, in den Niederlanden aber sah es wunderlich aus, und es war ein Glück, daß die auf diesem Nebenkriegsschauplatze sich abspielenden Ereignisse nur von sekundärer Bedeutung für die Entscheidung waren. Trotzdem verdienen die dortigen Vorgänge Beachtung, weil sie ein scharfes Licht auf den Charakter des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar und des Kronprinzen Karl Johann (Bernadotte) von Schweden werfen.

Der erstere war ein Fürst von bewährter vaterländischer Gesinnung, vom besten Willen beseelt, warmherzig, begeisterungsfähig und rückhaltlos offen, dabei von ausgeprägtem Selbstgefühl, temperamentvoll bis zur Leidenschaftlichkeit und in der Erregung von rücksichtsloser Schroffheit; infolgedessen konnte

[1]) Kommandeur der russisch-preußischen Garden und Reserven bei der Hauptarmee.

[2]) Im Großherzoglich sächsischen Hausarchiv, dem alle nicht besonders bezeichneten Schriftstücke entnommen sind: — undatiert, den 23. März eingegangen.

seine Handlungsweise unberechenbar erscheinen, obwohl seine Natur an sich durchsichtig und ohne Hinterhalt war. Um so komplizierter war Bernadottes Charakter: ein stets posierender und mit Emphase sprechender Gascogner, der sich gern auf den großen Feldherrn aufspielte, suchte er seine ausgedehnten ehrgeizigen Pläne lieber durch Intrigen als durch die Tat zu fördern; unter der Maske der Biederkeit und Uneigennützigkeit wies er keine Chance, gänzlich unbekümmert um ihre Herkunft, von der Hand; der mit guten Verstandesgaben ausgestattete Mann wurde überklug und brachte sich um das Vertrauen aller, weil er es gleichzeitig mit allen Parteien zu halten strebte. Daß er trotzdem konsequent und erfolgreich um das Interesse Schwedens bemüht war und später als Herrscher für die friedliche Entwicklung seines Adoptivvaterlandes Treffliches leistete, beweist, daß er eine Reihe von guten Eigenschaften besaß, die voll zur Geltung kamen, als er sich in ruhigem Fahrwasser befand. Das war nun zu der Zeit, von der wir sprechen, keineswegs der Fall, die Lage war vielmehr bereits gegen Ende des Jahres 1813 eine für ihn sehr verwickelte geworden. Mit Recht fühlte er sich für Schwedens Zukunft verantwortlich und erkannte es als seine Pflicht, sein neues Vaterland tatsächlich in den Besitz des ihm im Vertrage von Petersburg und in der Zusammenkunft zu Åbo im Jahre 1812 als Ersatz für das Jahr 1809 an Rußland abgetretene Finnland zugesicherte Norwegen zu bringen. Zur Hergabe dieses Landes mußte Dänemark durch Krieg gezwungen werden. Neben diesem schwedischen Sonderziele sollte Karl Johann in seiner Eigenschaft als Kommandeur der „Nordarmee" die Interessen der Verbündeten im Kampfe gegen seine alten Landsleute, die Franzosen, wahrnehmen. Sicherlich gereicht es ihm an sich nicht zur Unehre, wenn es ihm schwer wurde, die Grenzen des alten Vaterlandes als Feind zu überschreiten. Er wußte seine retardierende Tendenz einzukleiden, als wenn er lediglich das Beste seiner Verbündeten im Auge habe, und genügte dabei gleichzeitig seiner natürlichen Abneigung gegen entscheidende kriegerische Handlungen. In einer Denkschrift[1]) sagte er, wenn man angesichts Europas verkünde, daß die Verbündeten den Frieden wollten und ihn von Frankreich unter Anerkennung seiner natürlichen Grenzen — Rhein, Alpen und Pyrenäen — verlangten, werde Napoleon keinen Vorwand mehr haben, die ganze Bevölkerung Europas von 20 bis 40 Jahren zur Verteidigung der französischen Grenzen aufzubieten; in Frankreich eindringen, während man die festen Plätze der Weichsel, Oder, Elbe und des Rheins in feindlicher Gewalt lasse, bedeute, sich in vierzehn Tagen dem Verlust der Früchte langwieriger ununterbrochener Arbeit und dadurch gesicherter, in die Augen springender Erfolge aussetzen; den Krieg nach Frankreich tragen, bevor man den Frieden vorgeschlagen habe, hieße Napoleon Armeen schaffen. Erläuternd ließ der Kronprinz am 22. November dem Könige von Preußen durch dessen, seinem Hauptquartier zugeteilten Oberstleutnant Graf Kalckreuth sagen[2]), daß er „keineswegs unbedingt gegen den Übergang über den Rhein

[1]) Kriegsarchiv des preußischen Großen Generalstabes.

[2]) Ebenda und preußisches Geheimes Staatsarchiv.

stimme, sondern es nur vor allen Dingen höchst wichtig halte, das französische Volk zu unterrichten, wie man über den gedachten Fluß nur deshalb zu gehen sich genötigt gesehen habe, weil jeder Vorschlag zu einem annehmbaren und dauernden Frieden von seiten des Kaisers Napoleon von der Hand gewiesen worden sei."

Man erkennt unschwer, wie Bernadotte bestrebt war, an einer Invasion Frankreichs sich nicht zu beteiligen und gleichzeitig gewissermaßen sich als dessen Beschützer zu zeigen; mit der Beruhigung des nicht zu beseitigenden Vaterlandsgefühls verband er den praktischen Zweck, sich seinen Landsleuten als Thronkandidat annehmbar zu machen. Diese Möglichkeit behielt er dauernd im Auge[1]), ohne darum „ein großes, massives wohnliches Haus" (— nämlich Schweden —) „gegen ein zwar sehr reizendes und prächtiges Luftschloß zu vertauschen." In demselben Immediatbericht[2]), in dem Kalckreuth diese Äußerungen wiedergibt, entledigt er sich auch des ausdrücklichen Auftrages des Kronprinzen, dem Könige „zu sagen, wie, da er glaube, daß weder Euer Königliche Majestät noch der Kaiser von Rußland Ansprüche auf den Thron von Frankreich machen würden, falls man so glücklich sei, den Kaiser Napoleon davon herabzustürzen, Allerhöchstdieselben vielleicht seine persönlichen desfallsigen Hoffnungen nicht allzukühn finden und ebensowenig bezweifeln möchten, daß für Allerhöchstdero Monarchen seine Erhebung dieser Art für einen sehr vorteilhaften Tausch mit der Person des Kaisers Napoleon gelten könne." Es war ganz folgerichtig, wenn der Kronprinz sich den Monarchen gegenüber den Anschein gab, als sei er aufs äußerste bestrebt, durch die Tat zum Sturze Napoleons beizutragen. In diesem Sinne sagte er zu Kalckreuth[3]): „Ich rechne immer auf die Erfüllung der schriftlichen Versprechungen und ich versichere Sie, daß ich nur darauf warte, mein Arrangement mit Dänemark gemacht zu haben, um mich am Rhein aufzustellen, damit ich mich im Laufe des Februar oder später in den Ebenen Belgiens zeigen kann." Kalckreuth, dem er, wie dieser einen Tag später meldete[4]), diese Worte (französisch) „in die Feder" diktiert hatte, berichtet, jener habe dazu eine Geste gemacht, als wolle er das Verlangen, in Frankreich einzurücken und sich mit Napoleon zu messen, bekräftigen; es sei sein Lieblingsprojekt, dessen Ausführung bisher nur mit Rücksicht auf seinen Sohn und Schweden unterblieben sei. Kalckreuth fährt dann fort: „Der Kronprinz hat mir übrigens versprochen, daß, — wenn er Kaiser von Frankreich würde —, ich ein Fürstentum von ihm erhalten sollte und er dann Ew. Königliche Majestät bitten werde, mich zum Ambassadeur bei ihm zu ernennen. Ew. Königliche Majestät wollen sich hieraus gnädigst überzeugen, daß in diesem Luftschloß auch ein Seiten-

[1]) Vgl. meine „Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich". Bd. II, S. 18—21, 320, 321 und 432.

[2]) Droysen schreibt diesen Bericht irrtümlicherweise dem gleichfalls beim Kronprinzen von Schweden befindlichen preußischen General v. Krusemarck zu.

[3]) Französisch abgefaßter Immediatbericht Kalckreuths aus Segeberg vom 10. Dezember 1813. — Geheimes Staatsarchiv.

[4]) Geheimes Staatsarchiv.

Pavillon für mich bestimmt ist!!" Der Kronprinz bediente sich mit Vorliebe Kalckreuths zu ganz vertraulichen Mitteilungen. Der erste preußische Bevollmächtigte Krusemarck, der weniger eingeweiht wurde und offenbar sehr vertrauensvoll war, berichtete am 25. Dezember aus Kiel[1]: „Der Wunsch des Kronprinzen von Schweden, sich auf das schleunigste mit der unter seinen Befehlen stehenden Armee nach Holland und den Grenzen Frankreichs zu begeben, ist gewiß sehr heiß und braucht nicht angefeuert zu werden, nur möchte er seine Anforderungen an Dänemark vorher aufs reine gebracht haben." Übrigens betonen beide preußische Offiziere, ebenso wie Graf Münster in einem Berichte an den Prinz-Regenten von England vom 12. Februar 1814[2], des Kronprinzen tief gewurzeltes Mißtrauen gegen Metternich, der allerdings sein Gegner war und mit Recht „nicht einen Mann opfern" wollte, „um Bernadotte auf den französischen Thron zu setzen"[3]. Hierin liegt eine Erklärung für die demonstrativ zur Schau getragene vertrauensvolle Verehrung für König Friedrich Wilhelm III., der ihm außerdem wohl als geeignetste Mittelsperson zum Zaren erschien. Dieser hatte sich geraume Zeit ernstlich für des Kronprinzen französische Thronkandidatur interessiert und wird von dem Vorwurf ihrer Urheberschaft nicht freigesprochen werden können.

Die Neigung, Napoleon persönlich zu bekämpfen, überdauerte, falls sie in der Tat doch vorhanden gewesen sein sollte, jedenfalls nicht die Wahrscheinlichkeit der eigenen Nachfolgerschaft; es ist auch leicht begreiflich, daß Bernadotte seinem ehemaligen Herrn, der seine Erhebung zu seiner jetzigen hohen Stellung zugelassen hatte, und dem unvergleichlichen Feldherrn lieber aus dem Wege ging.

Ein komplizierter Charakter befand sich in komplizierter Lage und wand sich nach allen Richtungen, je mehr die Verhältnisse sich verwickelten; nun traf der gaskognische Emporkömmling mit dem Herzog von Sachsen-Weimar, dem Sprossen eines der ältesten deutschen Fürstengeschlechter, zusammen, der Klarheit liebte und lieber den Knoten durchschlug als löste.

Nach der Schlacht von Leipzig hatte der Kronprinz sich mit der Nordarmee gegen den Marschall Davoust in Hamburg und gegen Dänemark gewandt; zwei seiner Korps rückten indessen mit seiner Zustimmung an den Niederrhein. Von dort drang das preußische III. Armeekorps unter Bülow und leichte russische Kavallerie in die Niederlande ein, erst später vom russischen Korps Winzingerode gefolgt; außerdem landeten die Engländer mit schwachen Kräften unter General Graham. Die Niederlande erklärten sich unabhängig von Frankreich, und unter dem Erbstatthalter, Prinzen von Oranien, der sich nun Fürst der Niederlande nannte, entstand eine Landesregierung, die mit großer Langsamkeit die Bildung einer nationalen Armee in Angriff nahm. Endlich war das gemäß dem Frankfurter Konferenzprotokoll vom 24. November aus königlich-sächsischen, herzoglich-sächsischen, schwarzburgischen und anhaltischen Truppen in einer Gesamtstärke von 24250 Mann zu errichtende deutsche

[1]) Geheimes Staatsarchiv.

[2]) Fournier, Der Kongreß von Chatillon, S. 298.

[3]) Metternich-Winneburg und Klinckowström, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, S. 798—800.

III. Armeekorps „zur gemeinschaftlichen Operation im Norden" bestimmt. Es bestand aber weder ein deutsches Reich noch ein deutscher Bund und noch viel weniger ein deutscher Kaiser oder ein Bundesoberhaupt, um diesem „deutschen" Korps einen kommandierenden General zu geben. Das einzige Bindeglied zwischen den Einzelstaaten bildete die „Zentralverwaltung Deutschlands" unter dem Vorsitz des Reichsfreiherrn vom Stein, dem der preußische Oberstleutnant Rühle von Lilienstern als „Generalkommissar der deutschen Landesbewaffnung" beigegeben war. Die Wirksamkeit dieser Behörde erstreckte sich weder auf Österreich noch auf Preußen, und auch die mächtigeren ehemaligen Rheinbundesstaaten blieben im wesentlichen von ihr unabhängig. Österreich wollte nicht und Preußen konnte nicht entschieden als Vormacht auftreten und Kaiserrechte ausüben; infolgedessen mußte die Besetzung der Kommandostellen der „deutschen" Formationen von Fall zu Fall nach Übereinkommen geregelt werden. So entstand die beschämende Tatsache, daß der Zar Alexander sich dadurch Anspruch auf den Dank der Nation erwarb, daß er gewissermaßen die ruhenden Rechte ihres Kaisers ausübte, indem er gegen Ende November einen regierenden deutschen Fürsten zum russischen General der Kavallerie und kommandierenden General des deutschen III. Armeekorps ernannte. Dieses sollte in den Niederlanden mit den erwähnten beiden, formell noch zur Nordarmee des Kronprinzen von Schweden gehörigen Armeekorps, den Engländern und der in der Bildung begriffenen niederländischen Streitmacht, zusammenwirken — es waren in der Tat sechs Köpfe, zu denen sich später noch ein österreichischer Kommandeur der belgischen Truppen und ein von Stein eingesetzter Kommissar für Belgien gesellte.

Der Herzog dachte zunächst nur an die große Sache und schrieb am 15. Januar 1814 aus Lippstadt an Bülow[1]):

„Eure Exzellenz bekommen also mich von nun an zum Nachbar und treuen Mitarbeiter, schenken Sie mir Ihr Zutrauen und erinnern Sie sich unserer alten freundschaftlichen Bekanntschaft; daß ich diese auf eine so ehrenvolle Art erneuern werde, freut mich innigst, und ich halte es für eine glückliche Vorbedeutung, daß mich das Schicksal wieder zu meinem vormaligen lieben Kameraden führt."

Noch weiter ging er in edler Aufwallung in einem am nächsten Tage verfaßten eigenhändigen Briefe[2]):

„Exzellenz

meine Freude, mit den Preußen und meinen alten Bekannten zusammenstoßen und wirken zu können, ist so groß, daß ich eile, jeden unangenehmen Eindruck zu beseitigen. Das Kommando betreffend, ist in diesem Kriege mein Grundsatz, daß der General, der seit Anfang des Jahres 1813 am meisten im Felde gethan hat, das Kommando über diejenigen Truppen einer anderen Macht, die zu ihr stoßen, führen muß. Da Sie nun sich rühmlichst ausgezeichnet haben und ich derweilen zu Hause saß, so stehe ich unter Ihren Befehlen. Hoffentlich sehe ich Sie bald, Gott befohlen."

Man darf nicht übersehen, daß der Herzog auch früher in preußischem Dienst der Rangältere gewesen war. Indessen schon 24 Stunden später war

[1]) Kriegsarchiv des Großen Generalstabes.

[2]) Ebenda.

die Frage der Kommandogewalt offiziell genau umgekehrt geregelt. Den 17. Januar, 8 Uhr früh, erhielt der Herzog nämlich ein Schreiben des Generals Fürsten Wolkonsky, Chefs der Kanzlei des Zaren, aus Basel vom 8. Januar mit der Mitteilung, daß dieser dem Kronprinzen von Schweden „vorgeschlagen" habe, der Herzog solle bei seinem Eintreffen das Oberkommando über alle in Holland und Belgien vereinten Truppen übernehmen, und jener möge demgemäß ihm die notwendigen Anweisungen für die weiteren Bewegungen zukommen lassen, während der Kronprinz hierfür ursprünglich Winzingerode als den ältesten General in Aussicht genommen hatte. Gleichzeitig ging ein zweites Schreiben Wolkonskys vom 10. Januar ein, dem ein Ende Dezember von Bülow dem Kaiser Alexander vorgelegter und von diesem genehmigter Operationsplan beigefügt war. Die Truppen in den Niederlanden — selbstredend mit Ausnahme der Engländer, die auch hier, wie auf einer Insel Krieg führten und nur den Sonderzweck der Vernichtung der im Hafen von Antwerpen befindlichen französischen Flotte im Auge hatten — sollten also eine detachierte Armeeabteilung der Nordarmee bilden, und der Herzog war dem Oberkommando des noch an der Unterelbe weilenden Kronprinzen von Schweden unterstellt. Er war hierüber nicht im Zweifel und schrieb am 17. Januar an Bernadotte:

„. . . Da alle im Norden vereinten Truppen unter dem Kommando Ew. Kgl. Hoheit stehen, verschafft mir die Marschrichtung, die mein Korps nimmt, den Vortheil, mich auch unter Deren Befehl zu befinden, und ich erwarte mit Ungeduld entweder Ihre Ankunft oder Ihre Instruktionen . . ."

Einen allzuhöflichen Schlußsatz des von andrer Hand geschriebenen Konzepts hat der Herzog durchstrichen.

Es erscheint befremdlich, daß der Zar der Übertragung des Oberkommandos an den russischen General Winzingerode nicht zustimmte. Eine Erklärung böte schon dessen zögernde Art der Kriegführung; Müffling nennt ihn in einem Briefe an Knesebek vom 12. Januar[1]) einen „Pfiffiologen"; „wenn der Kaiser ihm nicht das Kommando nimmt, so kommt nichts heraus." Indessen hat vornehmlich ein andres Motiv mitgewirkt: Der nach dem Hauptquartier der Monarchen entsandte Major v. Reiche vom Generalstabe Bülows berichtete am 9. Januar[2]) dem Generalstabschef Oberst von Boyen, man sei bezüglich des Verhältnisses zwischen Bülow und Winzingerode besorgt gewesen und habe seinen Vorschlag, den Herzog mit dem Oberkommando zu betrauen, falls Bülow nicht selbständig bleiben solle, mit der Modifikation angenommen, daß dies Verhältnis nur bis zur Ankunft des Kronprinzen dauern solle, von dem schwer loszukommen sei; „und das Haupthindernis setzt der Kaiser von Rußland entgegen, er will nämlich auf keine Weise auch nur eine Spur von Veranlassung geben, wodurch die Untätigkeit des Kronprinzen einigen Vorschub gewinnen könnte. Man erklärt dieses Loskommen für unmöglich!" Der Brief schließt mit der Mitteilung, daß der Kronprinz, angeblich auf

[1]) Kriegsarchiv des Großen Generalstabes.
[2]) Ebenda.

Anregung des Zaren, in Eilmärschen nach Holland unterwegs sein solle. Das war zwar verfrüht, aber auch Kalckreuth schrieb am 13. Januar an Boyen[1]), der Kronprinz werde an diesem oder am nächsten Tage den Frieden mit Dänemark abschließen und, von 10000 Dänen begleitet, wahrscheinlich in etwa acht Tagen abrücken.

Jedenfalls sahen die Monarchen das Oberkommando des Herzogs nur als ein kurzes Interimistikum an; daraus erklärt es sich, daß König Friedrich Wilhelm es zunächst unterließ, seinem General v. Bülow eine besondere Order zugehen zu lassen. Als eine solche am 18. Januar erging[2]), fand der Herzog keine Erwähnung; es wurde nur die Hoffnung ausgesprochen, daß der Kronprinz von Schweden nun nach Holland eilen und Bülow „mit ihm in die frühere Verbindung" kommen werde, so daß die Besorgnisse in bezug auf Wintzingerode hinfällig würden. Bülow aber wollte nur einen Befehl seines Königs in bezug auf die Unterstellung unter den Herzog anerkennen, und so entstand ein unheilvoller Konflikt.

Der Herzog, dessen Truppenstaffel am 5. Februar Breda erreichte, war nach diesem Orte vorausgeeilt, um sich mit Bülow persönlich zu benehmen, und schrieb von dort am 29. Januar, in richtiger Würdigung der drohenden Gefahr, an König Friedrich Wilhelm:

„. . . Ich sehe diese Weisung Sr. Majestät des Kaisers von Rußland als ein Mittel an, durch meine Dazwischenkunft Einigkeit zwischen den Armee-Kommandeurs und Einheit in die Operationen zu bringen, und werde mich nun in dieser Hinsicht meiner Rechte als Oberbefehlshaber bedienen.

„Indessen hat der General Bülow von Ew. Majestät noch keine Ordre, unter meinem Befehl zu stehen, und muß ich Allerhöchstdero Ermessen anheimstellen, ob solches erforderlich ist, sowie ich auch die Bitte wage, mich über diesen Gegenstand gnädigst informiren zu wollen . . ."

Der König ging auf diesen sehr berechtigten Wunsch ein und wies am 7. Februar von Bar sur Seine Bülow an[3]), bis zur Ankunft des Kronprinzen der Instruktion des Herzogs zu folgen; „und verspreche ich mir von den Eigenschaften des Herzogs, daß diese Maßregel nur zur Erleichterung Ihres Verhältnisses gereichen wird." An Karl August schrieb er gleichzeitig:

„. . . Es ist mir äußerst angenehm, daß Ew. Durchlaucht bereit sind, das Oberkommando über die in Holland operirenden Truppen der Armee des Kronprinzen von Schweden zu übernehmen; da Ich mir daraus die wesentlichsten Vortheile für die Einheit der Operation verspreche und zuversichtlich hoffen kann, daß die Ihnen untergebenen Feldherrn in Ihrem Beispiel einen neuen Grund zu vereinten Bestrebungen finden werden, womit wir den Frieden erkämpfen. Der Generalleutnant v. Bülow hat nach Ew. Durchlaucht Wunsch heut von Mir die Anweisung über sein künftiges Verhältniß zu Ihnen empfangen, welches ihm bei Ihren Eigenschaften nur zur Erleichterung gereichen kann . . ."

Man möchte fast zwischen den Zeilen lesen, daß der König mit des Zaren Anordnung im Herzen nicht einverstanden war und nur widerstrebend zu-

[1]) Kriegsarchiv des Großen Generalstabes.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda.

stimmte. Aber die Versäumnis ließ sich überhaupt nicht mehr gut machen; ein sichtlicher Unstern schwebte über der Kommandofrage: beide Schreiben erreichten — unaufgeklärterweise — erst am 17. März ihre Bestimmung, viel zu spät, um die schwersten Konflikte zu verhindern, zu einer Zeit, als Bülow längst in aller Form der Schlesischen Armee angehörte. So kam es, daß dieser alles daransetzte, den Nebenkriegsschauplatz zu räumen, auf dem er sich nach Eintreffen des deutschen Armeekorps für überflüssig hielt, und an der Entscheidung bei der Schlesischen Armee mitzuwirken. Mitte Februar trat er den Abmarsch an, über den er sich sachlich mit dem Herzog geeinigt hatte. Dann aber kam es zu erbittertem Streit über die zunächst zur Verfügung des Herzogs zurückgelassene preußische Brigade Borstell, deren Herausgabe verweigert wurde. Am schlimmsten kam dabei General v. Borstell selbst fort; sein Bestreben, korrekt zu handeln, wurde ihm von beiden Vorgesetzten übel gelohnt. Die Schuld lag auf beiden Seiten. Bülows Verfahren war nicht einwandfrei, zumal er es als Kampfmittel nicht verschmähte, den Kronprinzen von Schweden trotz der bekannten Mißhelligkeiten im vorangegangenen Feldzuge jetzt als zuständigen Vorgesetzten für sich auszuspielen. Der Herzog ließ sich hinreißen, Borstell, der sich ihm eigentlich geopfert hatte, mit Arretierung zu bedrohen, falls er abmarschieren wolle. Karl August, auch durch anderweitige Reibungen beeinflußt, wurde immer gereizter und wollte schließlich alle Truppen, die seinen Befehlsbereich durchschritten, um sich ihren in Frankreich befindlichen Verbänden anzuschließen, festhalten. Er war überzeugt, alle diese Kräfte zu gebrauchen, um im Interesse des Ganzen die Niederlande zu behaupten, aber er überschätzte die Kräfte seines unmittelbaren Gegners Maison, denen er ohne Zersplitterung der seinigen gewachsen gewesen wäre, und würdigte nicht genügend, daß die Entscheidung an andrer Stelle fallen mußte. Eine nähere Erörterung dieses Konflikts gehört nicht hierher[1]; wir wenden uns vielmehr wieder Bernadotte zu, dessen Verhalten allerdings geeignet war, auch weniger cholerische Naturen, als die des Herzogs, außer Fassung zu bringen. Es soll nur noch erwähnt werden, daß Winzingerode, von dessen Kommandoführung man einen Konflikt befürchtet hatte, zur Zeit, als ein solcher sich gerade aus den zu seiner Vermeidung getroffenen Maßnahmen ergab, mit seinem Korps sich nicht mehr in den Niederlanden, sondern bereits in Reims befand. Nichts charakterisiert die Unzweckmäßigkeit der bezüglichen Anordnungen besser als diese Tatsache, und dennoch mahnt der Gedanke an die Entfernung vom großen Hauptquartier und an die Unzulänglichkeit der damaligen Verkehrsmittel zur Vorsicht in der Kritik.

Am 31. Januar hatte der Kronprinz Karl Johann von Burtehude aus den Herzog Karl August, den er noch in Deutschland vermutete, ersucht, seine Truppen auf Düsseldorf zu dirigieren; der Herzog aber, der inzwischen schon Direktiven vom Zaren erhalten hatte, befand sich, als er jene Anweisung am 9. Februar erhielt, bereits in Brüssel. An demselben Tage ging auch eine Antwort des Kronprinzen auf des Herzogs Schreiben vom 17. Januar ein,

[1] Vgl. meine „Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich", Bd. II, S. 10—12.

mit der Mitteilung von der glücklichen Beendigung des dänischen Krieges und seiner Absicht, sofort an den Rhein zu marschieren. In der Tat rückten die russischen Korps Worongow, Stroganow und Tettenborn nach Frankreich zu Winzingerode ab und Mitte Februar das Korps Wallmoden über Düsseldorf nach den Niederlanden. Die Schweden indessen traten erst am 24. Februar ihren mit außerordentlicher Langsamkeit ausgeführten Marsch nach Lüttich an. Die versprochenen dänischen Hilfstruppen folgten ihnen nicht. Karl Johann eilte nach Köln voraus und erließ dort am 12. Februar eine Proklamation an das französische Volk[1]), in der die Worte vorkamen: „Beim Wiedersehen der Ufer dieses Flusses, an dem ich so oft und so glücklich für Euch gekämpft habe, fühle ich das Bedürfnis, Euch meine Gedanken mitzuteilen." Zum Schluß ruft er aus: „Könnte ich" — nach Erfüllung der Pflichten gegen das neue Vaterland — „gleichzeitig zum Glück meiner alten Landsleute beitragen!" Ein andrer Aufruf schloß: „Krieg an Napoleon, Integrität, Friede und Freundschaft dem befreiten Frankreich!" Am 18. Februar schrieb der Kronprinz dem Herzog aus Köln, er rechne darauf, mit ihm in drei oder vier Tagen vereint und „aktiver Zeuge neuer Erfolge" zu sein. Kaum war nun Karl Johann in den Niederlanden eingetroffen, als ein Ereignis eintrat, das ihn in hohem Maße kränkte, aber auch einen willkommenen Vorwand zu völliger Untätigkeit bot. Am 24. Februar hatte sich die Schlesische Armee zum zweitenmal von der Hauptarmee getrennt, um sich mit den Korps Bülow und Winzingerode zu vereinigen und dann auf Paris zu marschieren, und am 28. erhielt Blücher die vom 25. datierte offizielle Mitteilung, daß jene beiden Korps und das des Herzogs von Weimar seinem Oberbefehl behufs Wiederaufnahme der Offensive unterstellt seien. Einer Mitteilung des Zaren an den Herzog folgte ein Brief Blüchers:

„Durchlauchtigster Herzog
gnädigster Herzog und Herr
mit Ew. Durchlaugt für einen großen Zweck vereinigt zu werden magt mich unbeschreiblich glücklich, zumahl da die vereinigten monarchen ihr großes Vertrauen auf unsere operationen setzen, die verehrung so ich führ Ew. Durchlaugt hege, ist gleichlaufend mit der unbegrenzten anhänglichkeit wo mit ich verharre
La Ferté sous Joire d. 28ten Februar. Ew. Durchlaucht
Der graff nosttiz wird Ew. Durchlaugt treuster und unterthänigster
vom march und Uebergang über die Marne Diener Blücher."
berichten.

In einem Dienstschreiben ersuchte Blücher gleichzeitig den Herzog, „einstweilen und bis zur Ankunft der schwedischen Truppen, welche die völlige Eroberung von Holland und Flandern übernehmen werden, die dortigen Festungen in Aufsicht zu behalten, zu diesem Zweck jedoch eine solche Aufstellung zu nehmen, daß Höchstdieselben der diesseitigen Armee am nächsten stehen, um zu einer bevorstehenden Schlacht schleunigst heranrücken zu können." Damit kreuzte sich eine Meldung des Herzogs vom 8. März über seine vom Zaren befohlene Zuteilung zur Schlesischen Armee, wobei er betonte, wie es mehr als nötig sei, Belgien festzuhalten.

[1]) Geheimes Staatsarchiv.

Kaiser Alexander hatte es übernommen, dem Kronprinzen von Schweden seine neue Aufgabe mundgerecht zu machen; er sollte mit dem aus seinen Schweden, dem Korps Wallmoden und den in der Formation begriffenen niederländischen und hannöverschen Truppen bestehenden Reste der Nordarmee den Schutz der rückwärtigen Verbindungen übernehmen. Zunächst gab sich Karl Johann anscheinend zufrieden und antwortete dem Herzog auf dessen Wunsch, Klarheit über seine Absichten zu erhalten, und auf das Ersuchen um Ablösung wenigstens der in Mecheln zur Beobachtung von Antwerpen und zur Verbindung mit den Engländern aufgestellten Truppen am 5. März aus Lüttich:

„In Anbetracht meiner Entfernung vom Operationsschauplatze, auf dem Blücher kommandirt, habe ich das Dringliche dieser Maßregel anerkannt, sie hat meine Zustimmung. Ich erwarte nur die Versammlung der schwedischen Armee, um mich in Bewegung zu setzen und die Führung der Korps, die mir zeitweise entzogen sind, wieder zu übernehmen."

Zur Kennzeichnung der damaligen Kriegslage soll hier eine Stelle aus einem Briefe Müfflings an den Herzog von Laon, den 8. März 7 Uhr abends, eingefügt werden. Nach einem Bericht über die letzten Ereignisse und der Bemerkung, daß für den nächsten Tag eine Schlacht erwartet werde, fährt Müffling fort:

„Der größte Dienst, den Ew. Durchlaucht uns leisten können, wäre die Wegnahme von Maubeuge. Ist dies nicht möglich, so ist es wesentlich, es eng zu blokiren, damit, falls wir geschlagen würden — was Gott verhüten wolle — das Nest uns nicht genirt. Unsere große Armee ist ein großes faules Thier und eine Armee wie alle der Coalitionen. Die Nachrichten, die Höchstdieselben mir mittheilen, sind höchst interessant, allein den Herrn Projektenmachern traue ich nicht. Nehmen Ew. Durchlaucht sich für ihn[1]) in Acht. Die Hauptsache ist jetzt, Napoleon zu schlagen; denn es ist nicht zu läugnen, er hat vier brillante Wochen gehabt. Ich bin so kaput, daß ich es nicht mehr aushalten kann, und ich danke Gott, wenn es morgen zur Schlacht kommt . . ."

Am 9. um mitternacht nach dem ersten Schlachttage von Laon ging ein Befehl Blüchers an den Herzog ab, zum Anschluß an die am nächsten Tage vorrückende Armee[2]) am 15., an welchem die Schweden eingetroffen sein könnten, abzumarschieren, sofort aber die Fortnahme von Maubeuge anzustreben. Der Herzog sah sich, da, wie er am 16. Blücher berichtete, noch kein Mann von des Kronprinzen Truppen in Brabant eingerückt sei, außerstande, diese Anweisung auszuführen.

Bernadotte fing nun an, Farbe zu bekennen. Am 17. März schrieb er aus Lüttich an den Herzog, er erwarte die Antwort der Souveräne auf die Generalfragen, bevor er über seine weiteren Bewegungen Beschluß fassen könne; des Herzogs Korps sowie die von Bülow und Winzingerode ständen vertragsmäßig zu seiner Verfügung, er müsse wissen, wann dieser Zustand wiederhergestellt werden solle. Ausführlicher äußerte er sich in demselben Sinne gegenüber Blücher; er wollte ihm allerdings zu Hilfe eilen, falls er

[1]) Der Kronprinz von Schweden ist gemeint.

[2]) Dies Vorrücken kam zunächst nicht zur Ausführung.

zum Rückzuge gezwungen würde, aber er verlangte selbst für diesen Fall die Rückkehr der Korps unter seinen Befehl. Schließlich teilte er mit, daß in dem soeben durch Vertrag erworbenen Norwegen eine Revolution ausgebrochen sei, an deren Spitze Prinz Christian von Dänemark stehe. Gerade diese nur beiläufig erwähnte Tatsache ist der einzige stichhaltige Grund, der als Entschuldigung für des Kronprinzen Verhalten dienen kann, obwohl ein Einsetzen aller Kräfte zur Entscheidung in Frankreich auch der Festigung der schwedischen Herrschaft in Dänemark hätte zugutekommen müssen. In dem Briefe an den Herzog wird die Revolution gar nicht erwähnt; aus beiden Schriftstücken aber erkennt man, wie Bernadotte die der Nordarme zugeteilten Korps seiner Verbündeten als eine ihm für seine Privatzwecke überlassene Soldtruppe betrachtet. Eine derartige Behandlung von seiten eines fremden Emporkömmlings mußte den deutschen Fürsten tief kränken, der es überdies schwer empfand, durch das Beharrungsvermögen jenes an einen Kriegsschauplatz gefesselt zu sein, auf dem nicht viel Ruhm zu ernten war. Er befand sich nun in ähnlicher Lage wie die, in die einst Bülow und Borstell nicht ohne seine Schuld gekommen waren. Er hatte damals keine Sonderpolitik getrieben, wie jetzt Karl Johann, sondern geglaubt, im Interesse des Ganzen zu handeln; den fortstrebenden Untergebenen gegenüber hatte er seine Selbstbeherrschung verloren, jetzt riß sein nicht allzu starker Geduldsfaden infolge der Untätigkeit des neuen Oberfeldherrn in den Niederlanden. Am 15. März schrieb der Herzog dem Kronprinzen, an einen Brief Blüchers anknüpfend:

„ . . . Ew. Königliche Hoheit setzen mich in sehr empfindliche Verlegenheit, solange Dieselben mit Deren Armee ruhig liegen (»rester en panne«)[1]), ohne mich von dem Posten abzulösen, den ich wider Willen und entgegen den Befehlen Blüchers behaupte. Sie hemmen die großen militärischen Operationen, indem Sie mich zwingen, meinem Oberbefehlshaber ungehorsam zu sein. Ich wage zu hoffen, daß Ew. Königl. Hoheit mich in die Lage setzen können, die meine Pflicht erfordert; ich bitte Sie, mich so bald als möglich von Ihrer Entscheidung in Kenntnis zu setzen und von meiner Hochachtung überzeugt zu sein."

Abschrift hiervon muß der Herzog seinem Freunde Müffling übersandt haben, dessen Sarkasmus sich in einer Antwort aus Fismes, den 22. März, Luft machte:

„ . . . Welches Glück, daß Ew. Herzogl. Durchlaucht den Kronprinzen kennen und sich nicht in seinen Sprenkeln fangen lassen. Hätte er es nur erst so weit gebracht, daß Höchstdieselben gemeinschaftliche Sache mit ihm machten, so würde er schon hervortreten. Das rester en panne bringt indessen Ew. Durchlaucht um die Niederlande und die deutschen Provinzen[2]). Gestern kam ein Courier von ihm mit einem abgeschmackten Schreiben an den Feldmarschall[3]), worin unser Held große Blößen giebt. Genehmigt der Feldmarschall die von mir entworfene Antwort[4]), so ist seine Freundschaft mit ihm auf ewig zerstört, allein er hört auch so einige Wahrheiten, die bitter schmecken werden . . ."

[1]) Das Original ist, wie der gesamte Schriftwechsel, zwischen Herzog und Kronprinz französisch.

[2]) Man könnte hiernach annehmen, der Kronprinz habe versucht, dem Herzog phantastische Länderanerbietungen zu machen, ähnlich wie er einst Kalckreuths Phantasie zu erregen suchte.

[3]) Offenbar das Schreiben vom 17. März.

[4]) Scheint nicht geschehen zu sein.

Der Konflikt fand dadurch sein Ende, daß der Kronprinz am 23. März heimlich nach dem Hauptquartier der Monarchen abreiste, um noch womöglich vor der letzten Entscheidung seine persönlichen Interessen und die Schwedens dort wahrzunehmen, nachdem er schon früher die Beteiligung seines Landes am Kongreß zu Chatillon vergeblich angestrebt hatte. Da er für seine Abreise den Vorwand gebrauchte, die Artillerie in Verviers zu besichtigen, so erfuhr nicht einmal der Herzog Sicheres über seinen Verbleib; am 29. März berichtete er an Blücher:

„Die Armee des Kronprinzen von Schweden steht noch fortwährend in Lüttich und ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie so bald aufbrechen wird. Se. Kgl. Hoheit haben die Armee verlassen und reisen, wie man sagt, nach dem großen Hauptquartier."

Der Herzog sah sich genötigt, die, wie die meisten Unternehmungen gegen Festungen in diesem Kriege, ohne genügende Vorbereitung unternommene Einschließung von Maubeuge aufzugeben, nachdem die Brigade Borstell abmarschiert und ein Versuch, den Kommandanten zu bestechen, ergebnislos geblieben war.

Der Krieg näherte sich dem Ende, die Hauptarmee und die Schlesische Armee rückten vereint nach Paris; Napoleon, der sich nach der Schlacht bei Arcis sur Aube gegen die rückwärtigen Verbindungen der Hauptarmee gewandt hatte, um sie zur Umkehr zu bewegen, hatte zu spät wahrgenommen, daß ihm nur ein russisches Kavalleriekorps unter Winzingerode folgte, und bemühte sich vergeblich, noch rechtzeitig seiner Hauptstadt zu Hilfe zu kommen.

Am 28. März schrieb Müffling aus Meaux an den Herzog, am nächsten Tage werde man gegen Paris vorgehen und angreifen, falls die gehoffte Übergabe nicht erfolge; er fährt fort:

„Wo Napoleon ist, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist er mit Allem umgewendet. Den 26. sollte er in Brienne sein. Zur Unterstützung von Paris kömmt er also zu spät. Daß Lyon in unseren Händen ist, daß die Engländer in Livorno gelandet haben und daß man in Bordeaux, seitdem die Engländer es besetzt haben, sich sehr stark gegen Napoleon prononciert hat, das Alles wissen Ew. Durchlaucht schon . . .

„Endlich Ew. Durchlaucht warne ich Sie für C. J. Mehr kann ich heute nicht sagen. In Kurzem werden Höchstdieselben wunderbare Sachen erfahren.

„Ich halte es nicht für unmöglich, daß Napoleon auf Reims marschirt, um über Soissons und Compiegne (durch beide Orte basirt) gegen uns anzurücken. In diesem Falle können Ew. Durchlaucht im Fall wir ihn schlagen — wie zu erwarten ist — ihm bei seinem Rückzug viel Abbruch thun."

Die etwas dunkle Andeutung einer von seiten des Kronprinzen drohenden Gefahr braucht man nicht mit dem damals kursierenden Gerücht einer offenen feindlichen Aktion, das Müffling später selbst[1]) als „lächerliches Zeug" und „zu gesucht" bezeichnet hat, in Zusammenhang zu bringen; es entspannen sich in der Tat verwickelte politische Intrigen, deren Mittelpunkt Bernadotte war und die zur Vorsicht aufforderten. Er machte offenbar seine letzten Versuche,

[1]) „Aus meinem Leben", S. 171.

sich den französischen Thron durch Erwählung seitens des Volks zu sichern, wollte aber auch für den allerdings unwahrscheinlichen Fall, daß Napoleon die Herrschaft behielt, sich die Möglichkeit einer Wiederanknüpfung bewahren. Dieser ergriff seinerseits die Initiative in der Zeit, in der sein Plan zu reifen begann, sich in den Rücken seiner Feinde zu begeben und, auf die östlichen, noch in seinem Besitz befindlichen Festungen und eine Volkserhebung gestützt, sich mit verkehrter Front zu schlagen. Zu diesem Behufe wollte er neue Truppenverbände für das Feld aus den Festungsbesatzungen formieren, und sein in der höchsten Not so erfinderischer Geist sann darauf, sich Hilfskräfte zu schaffen. Er verschmähte kein Mittel und versuchte auch, seine alten Feldherren Murat und Bernadotte wieder an sich heranzuziehen, die im Interesse der Länder, deren Herrscher bezw. Thronfolger sie durch ihres Kaisers Gnade oder doch mit seiner Zustimmung geworden, nun seine Feinde waren. Am 25. Februar hatte Napoleon an seinen Bruder, den Exkönig Joseph, der als sein Stellvertreter in Paris weilte, geschrieben[1]):

„Der Kronprinz von Schweden soll in Köln sein. Könnten Sie ihm nicht aus eigener Initiative jemanden schicken, der ihm die Thorheit seiner Handlungsweise klar machte und ihn zu einem Wechsel veranlaßte? Versuchen Sie es, aber, ohne daß ich etwas damit zu thun habe."

Joseph sandte daher einen seiner Umgebung angehörigen, früher in Bernadottes Hause gewesenen Dr. Franzenberg an ihn ab. Über dessen Mission berichtete der in den Niederlanden kommandierende General Graf Maison (einst Adjutant Bernadottes) am 20. März dem Kriegsminister und dem major-général nach der Aussage von 29 gefangenen französischen Offizieren, darunter sechs Generalen, die der Kronprinz behufs Auswechslung schwedischer Gefangener auf Ehrenwort nach Frankreich entließ, nachdem er bereits Anfang Januar zum lebhaften Befremden der Verbündeten Entsprechendes getan hatte[2]):

„Der Kronprinz scheint in einer Stimmung zu sein, die Sr. Majestät benutzen könnte, um ihn der Sache der Coalition abwendig zu machen. Wenn man die Auswechslung in Szene setzte, die der Prinz fordern läßt, wäre es möglich, ihm direkte Vorschläge zu machen, die wahrscheinlich ein günstiges Ergebniß haben würden. Der Prinz ist mit den Verbündeten unzufrieden; er beschuldigt sie, die gegenseitig vereinbarten Verpflichtungen nicht erfüllt zu haben. Ein großes Mißtrauen und sogar Unvereinbarkeit besteht zwischen ihm und dem Herzog von Sachsen-Weimar. Der [die Gefangenen begleitende] schwedische Offizier war beauftragt, falls man die Gefangenen nicht passiren lassen wollte, die schriftliche Ausfertigung des abschlägigen Bescheids des Herzogs zu fordern und zu erklären, das der Prinz im Falle der Verweigerung ihrer Rückkehr nach Frankreich ein Detachement entsenden werde, um ihre Durchlassung zu erzwingen, und daß er auf die Truppen, gleichviel von welcher Macht, die sich seinen Anordnungen widersetzten, feuern lassen werde. Nach einer lebhaften Aussprache gegen den Plan der Wiederherstellung der Bourbonen in Frankreich hat Prinz der alle Gefangenen verpflichtet, lieber beim Kaiser zu sterben, als zu dulden, daß diese verächtlich gewordene Rasse jemals wieder den Thron besteige, und hat ihnen gerathen, ihre Provinzen zu insurgiren, um diesen neuen Plan der Ver-

[1]) Correspondance de Napoléon I., No. 21367.

[2]) Weil, La campagne de 1814, Bd. IV, S. 318 ff., nach dem Original in den Archives de la guerre.

bündeten über den Haufen zu werfen . . . Herr v. Franzenberg, dem es nur durch Täuschung des preußischen Generals v. Borstell über das Ziel seiner Reise gelang, durch die Vorposten zu kommen, hat mir bei seiner Rückkehr etwas von den Absichten des Prinzen von Schweden mitgetheilt; was die ausgelieferten Offiziere davon sagen, bestätigt mich in der Meinung, daß direkte und offizielle Eröffnungen Sr. Majestät bewirken würden, Schweden von der Coalition loszulösen, das zu begreifen anfangen muß, daß die Sachen für seine eigene Sicherheit zu weit gegangen sind."

Im Hauptquartier der Verbündeten wußte man aus einem Bericht des beim Kronprinzen befindlichen russischen Generals Suchtelen an den russischen Minister des Auswärtigen, Grafen Nesselrode[1]), daß Franzenberg aus Paris eingetroffen sei, um im Auftrage „mehrerer hervorragender Persönlichkeiten" seine Ansicht über den seitens Frankreichs mit den Mächten abzuschließenden Frieden zu erbitten; nach reiflicher Überlegung habe der Prinz geraten, den Frieden auf der Basis der Grenzen des alten Frankreichs (— so war die letzte Forderung der Verbündeten im Gegensatz zu den von Napoleon verlangten „natürlichen" Grenzen —) abzuschließen, da „der Mörder der Republik" wenig Rücksicht in bezug auf die ihm durch die Anstrengungen der Republikaner zugefallenen Erwerbungen verdiene. Die „hervorragenden Persönlichkeiten" sollen unter andern Madame de Staël und Benjamin Constant gewesen sein, wie Swederus behauptet[2]), der übrigens, ohne es beweisen zu können, in der ganzen Sache eine dem Kronprinzen gestellte Falle sieht. Für die sichere Rückbeförderung Franzenbergs brauchte der Kronprinz den Vorwand, daß jener, wie er am 9. März an den Herzog schrieb, der Überbringer von Briefen an seine Schwägerin, die Königin Julie, Gemahlin König Josephs, sei.

Was die Herausgabe der gefangenen Offiziere betrifft, so ist es in der Tat zu keiner Anwendung von Gewalt gekommen, sondern man bediente sich der List, sie nicht über Brüssel zu schicken, wo der Herzog sie erwartete. Mit den Bourbonen, die Bernadotte soeben noch geschmäht hatte, verhandelte er unmittelbar darauf. Am 19. März erklärte er dem Marquis de Chabannes, Adjutanten des nachmaligen Königs Ludwig XVIII.[3]) seine Bereitwilligkeit, zugunsten der Bourbonen oder sonst nach dem Wunsche der Verbündeten zu handeln, wenn er nur seine Truppen zurückerhielte; keinenfalls werde er mit den Schweden allein in Frankreich einrücken, — das war der immer gleichbleibende Refrain. Dabei bat er um Verschwiegenheit; denn die Schweden würden ihn ermorden, wenn sie argwöhnten, daß er den Bourbonen zugetan sei.

Während Bernadotte so mit allen Parteien in Verbindung stand, hatte Kaiser Alexander den Gedanken, ihn auf den französischen Thron zu setzen, bereits aufgegeben, jener selbst aber schwerlich, sonst wäre sein ihn des Verrats an seinen Verbündeten verdächtigendes Verhalten sinnlos gewesen; er war in jeder Weise bestrebt, sich bei seinen alten Landsleuten beliebt zu machen, und, wenn er ihnen geraten hatte, sich mit dem alten Besitzstande, wie er vor

---

[1]) Notiz Hardenbergs — Geheimes Staatsarchiv.

[2]) Schwedens Politik und Kriege in den Jahren 1808—1814.

[3]) Wellington, Supplementary Dispatches. Bd. VII, S. 706.

der Revolution war, zu begnügen, so betrachtete er die von Napoleon erweiterten Grenzen doch noch als zu Recht bestehend und untersagte die preußischerseits auf dem linken Ufer des Rheins angeordnete Aushebung. Die Restauration der Bourbonen nach Napoleons Abdankung machte allem ein Ende. Des Kronprinzen Verhalten erscheint schließlich plan- und ziellos; es wird nur verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie er sich in früheren Lebenslagen gezeigt hat. Ein objektiver und gewissenhafter Historiker[1]), der ihn davon freispricht, daß ihn schon vor der Schlacht von Leipzig Gedanken an die Herrschaft in Frankreich beeinflußt hätten, und der bisher gegen ihn bestehende Vorurteile widerlegen will, sagt auf Grund zeitgenössischer Berichte von seiner republikanischen Jugendzeit: „Sein biegsamer Charakter, sein Ehrgeiz und seine Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel bewirkten, daß jede der politischen Parteien insgeheim auf ihn rechnete, wenn er sich auch offen den radikalen Jakobinern anschloß." Setzen wir anstatt der Worte „radikalen Jakobinern" — „verbündeten Mächten", so paßt diese Charakteristik genau auf sein hier geschildertes Verhalten; dieses war demnach ein Ausfluß seines innersten Wesens, das stärker war als die Erkenntnis, der sein Verstand sich nicht verschließen konnte. Er war keine Persönlichkeit, geschaffen, um die Verhältnisse zu gestalten, er ließ sich von ihnen leiten, und das Höchstmaß seiner Leistung war, mit großem Geschick Gefahren zu vermeiden, indem er im letzten Moment seinen Plänen entsagte. Die vielseitige und verworrene Politik der Napoleon bekämpfenden Koalition war der richtige Nährboden für Karl Johanns Intrigen, und die Unklarheit in der Organisation der Kommandogewalt ermöglichte ihm die erwünschte militärische Zurückhaltung; dieselben Ursachen bewirkten auch, daß sein Verhalten keine Katastrophe für ihn herbeiführte. Den größten Gegensatz zu ihm bildete der Herzog von Weimar; wenn jener stets plante und konspirierte, so handelte dieser nach seiner augenblicklichen Eingebung und sprach und schrieb, wie er dachte. Er konnte schwer verletzen, aber er war stets offen und frei von Eigennutz. Selbst das nicht wegzuleugnende Unerquickliche in diesen Vorgängen ist nicht angetan, das dem deutschen Volke teure Bild des Freundes Goethes zu trüben, der schon zu des großen Friedrichs Zeit als Mitglied des Fürstenbundes in edler Begeisterung eine Regeneration des Vaterlandes angestrebt hatte, wie sie erst fast hundert Jahre später zur Tat werden sollte.

[1]) Major Friederich in „Geschichte des Herbstfeldzuges 1813". Bd. I, S. 349 ff.

Wirtschaft und Kultur Toskanas vor der Renaissance[1].

Von

Dr. **Fedor Schneider,**

Assistenten am Königl. preußischen Historischen Institut zu Rom.

Nicht von der Stadt Botticellis und Michelangelos, nicht von dem Florenz der Medizäer, auch nicht von der geliebten Heimat Dantes und Giottos will ich sprechen; diese reife Frucht toskanischer Kultur ist uns allen zu sehr Gemeingut. Aber die Vorbedingungen der Blüte möchte ich in ihren Grundzügen zusammenfassen, in raschem Überblick möchte ich ihr Werden verfolgen; vielleicht ist das nicht ganz überflüssig. Freilich muß ich bitten, mir bis in die Zeiten des sterbenden Römerreichs, zu den unruhigen Zuständen der Völkerwanderung zu folgen.

Wie sah es damals in Tuscien aus? Von den Etruskern hören wir seit dem Anfange unsrer Zeitrechnung nichts mehr, sie haben Römerart angenommen, einige ihrer Adelsfamilien stehen noch im fünften Jahrhundert an Rang und Reichtum den echten Römern gleich. Ortsnamen wie Pisonianum, Licinianum, Catinianum, Mons Catini, Caecina und zahllose andre gemahnen an die Villen der großen Geschlechter des Altertums; die herrschenden Klassen sind aber den Stürmen der Völkerwanderung erlegen, und die Erben auf ihren festen Gutshöfen und Schlössern wurden freie Langobarden, die wieder meist zu den Großen ihres Volkes in irgend einem losen Treuverhältnis standen. Sie schalteten trotzig und unabhängig, zum Teil weit von der Heerstraße, auf waldiger Höhe. Selten meist und spät treten sie ins Kulturleben, das noch in den Städten wohnt, und meist nur als Klostergründer lernen wir sie näher kennen. Die Eroberung des Langobardenreiches durch Karl den Großen hat nur die eine Folge, daß einige große und wenige kleine fränkische Adelsfamilien ins Langobardenland übersiedeln; einige Langobarden treten zum

[1] Vortrag, gehalten am 17. Februar 1906 im Königl. preußischen Historischen Institut zu Rom. Ich habe — bis auf die spärlichen erklärenden Noten, die hinzugefügt sind — nichts geändert, weil sonst das Ganze von Grund aus hätte umgestaltet werden müssen.

fränkischen Recht über; doch bald verschmelzen die beiden Germanenrassen. Neben ihnen sind unter dem Landadel auch in Toskana Stammfremde nachweisbar, die Bulgaren, als Bundesgenossen der Langobarden ins Land gekommen, mongolischen Stammes, doch schon von slawischen Bestandteilen durchsetzt. Ortsnamen wie Bolgheri in der Volterraner Maremma sind dem Forscher ein sicheres Zeugnis. Noch in den Tagen Karls des Großen sprachen die wilden Gesellen ihre Sprache, dann gingen sie unter den Langobarden auf, und nichts erinnert mehr an die westlichste Siedlung der gelben Rasse. Alle diese freien Herren hausten, vielfach verwandt, wenn auch weit getrennt auf den Fronhöfen der Römerzeit, deren verfallende Kastelle sie teilweise durch monumentale Verteidigungsbauten schützten, oder sie gründeten in verheerten und verlassenen Gegenden, die wohl meist schnell dichter Wald bedeckt hatte, neue feste Wohnplätze; soweit ich sehe, stets auf Höhen. Die Germanen saßen in den einzelnen Gegenden verschieden dicht; um Lucca, wo schon die Goten zahlreich gewesen waren und wohl Reste hinterlassen hatten, und im Süden, an der Grenze gegen den Besitz der römischen Päpste, am dichtesten. Auch im Herzen des Landes, im Elsatal, scheinen sie in kompakten Massen Siedlungen gegründet zu haben. Dort ging die große Frankenstraße nach Rom, und vielleicht hatten die Kriegszeiten diese Striche besonders verwüstet.

Zu den freien Herren standen die Bauern römischer Nationalität theoretisch in reinem Geldpachtverhältnis, waren aber an die Scholle gefesselt und nicht vollfrei, ebensowenig als die mitgebrachten Hörigen und Knechte der Langobarden. In dieser Klasse war seit der Römerzeit kaum eine Änderung zu spüren. Die Entwicklung hatte die Herrschenden beseitigt, dem sozialen Körper den Kopf abgeschlagen, die Glieder waren geblieben.

Anders in den Städten. Florenz, die alte Römerhauptstadt, trat zurück. Lucca wurde Sitz des langobardischen Herzogs und später des fränkischen und deutschen Markgrafen; dort waren innerhalb der Stadt, wie auch in Pisa, viele Germanen ansässig. Sie fehlten auch in Florenz und Arezzo nicht, anderswo — wie in Volterra — wird der Verwaltungsbeamte, der Gastalde, nur von wenigen seines Volkes umgeben gewesen sein; und wer sagt uns, daß er dauernd in der Stadt lebte! Die Hauptmasse des Stadtvolkes, durchaus nicht nur das Proletariat, blieb römisch. Im Arnotale, in Florenz, Empoli, Pisa, bestanden daneben noch lange griechische Kolonien. Erst in der Karolingerzeit treten die Langobarden in Beziehungen zum Stadtleben, dringen in die Domkapitel und Domschulen und beginnen bald darauf die Reihe adliger Bischöfe, die bis zum Ende der naturalwirtschaftlichen Periode, bis in die Zeit Friedrich Barbarossas, ununterbrochen bleibt. Es folgt die Übersiedlung einzelner Langobardensippen in die Stadt, wo sie Türme und Stadtburgen bauen; sie legen den Grund zum Stadtadel, der der Zukunft Gepräge und Stempel geben soll. Die fränkische Eroberung, bei der Gebiet im Süden an die Kirche abgetreten und somit die Grenzlinie zwischen römischer und toskanischer Art, wie sie noch heute dauert, festgelegt wurde, organisierte das Land als Mark. Der erbliche Markgraf, der als Grundlage der Gewalt die Bezirke von Lucca, Pisa, Florenz, Fiesole in der Hand hatte, erlangte eine stärkere Macht als

andre Fürsten, denen die Hilfsmittel der Markverfassung fehlten. Das Haus Canossa, das zuletzt über Toskana gebot, war durch seinen Besitz in der Lombardei das größte der italienischen Fürstengeschlechter. Am Ende steht die tragische Gestalt der großen Gräfin Mathilde, der Bundesgenossin Gregors VII., des größten Sohnes tuscischer Erde. Bis auf Barbarossa, dessen Zeit auch hier einen Wendepunkt bedeutet, werden nun vom Kaiser absetzbare, nicht lebenslängliche Beamte mit dem Titel Markgraf, vom niedern deutschen Adel, an die Spitze der Verwaltung gestellt. In den nicht dem Markgrafen unterstellten Bezirken — es bleiben Pistoia, Volterra, Populonia, Siena, Arezzo, Chiusi — saßen erbliche Grafen langobardischen und fränkischen Stammes; doch gewannen in Arezzo und Volterra früh die Bischöfe einen Teil der Grafenrechte. Andre Häuser starben aus oder verloren ihre Befugnisse, und bis zur Zeit Friedrichs I. war von wirklicher Grafengewalt nur noch im Süden die Rede, wo das Haus Aldobrandesca, dank den eigentümlich schwankenden staatsrechtlichen Zuständen an der Grenze, die Grafschaft Populonia mit den oft als päpstlich betrachteten von Roselle und Sovana vereinigte und einen Staat im Staate bildete; den einzigen Feudalstaat, der sich im Lande durch das ganze Mittelalter erhielt.

Versuchen wir, uns das Wirtschafts- und Erwerbsleben dieser Bewohner vorzustellen. Um mit dem platten Lande zu beginnen, dürfen wir uns dessen bebauten Teil kleiner als in der Römerzeit und heute denken; viel Wald und Steppe bedeckte das von spärlichen Wegen, meist den alten Römerstraßen durchzogene Land, in dem inselartig die Fronhöfe, die Stätten der Zentralverwaltung, meist als feste Bergschlösser aufragten, umgeben von Feldern und Weiden. Ein Teil gehört dem Reiche und Markgrafen, den Grafen, Bischöfen und andern Großen; er wird entweder von Unterbeamten, Ministerialen oder Gastalden genannt, verwaltet oder als Lehen vergeben. Diese Höfe waren kleine Ortschaften mit einer Anzahl von Handwerkern, einer Kapelle oder Pfarrkirche, Wohnungen für Bauern und Hörige, die sich um den Mittelpunkt der sala, des herrschaftlichen Wohnhauses, scharten, aus dem später der cassaro, die Zitadelle, geworden ist. Dorthin zinsten die innerhalb der Mauern oder auf ihren Hufen wohnenden Bauern nicht bares Geld, wie die Kontrakte seit der Römerzeit formelhaft wiederholen, sondern Produkte der Landwirtschaft von entsprechendem Werte; denn bei dem Mangel an Verkehr und ständigen Märkten war von Preisbildung so wenig die Rede, daß durch vier Jahrhunderte der Wert derselben Ware, etwa eines Pferdes, gleich bleiben konnte. Die Landkirchen mit ihrem Grundbesitz wurden wie Bauerngüter ausgetan. Die periodischen Märkte, die Gerichte an der Thingstätte des Grafen, wirtschaftliche und hierarchische Beziehungen zum Bischofe brachten das Land mit der Stadt in Verbindung; neben den Bischofstädten, die ziemlich den Grafschaftsbezirken entsprechen, beginnen einige der andern festen Siedlungen, der castra, wirtschaftliche Bedeutung zu erringen. Das städtische Leben der noch ganz naturalwirtschaftlichen Frühzeit bis etwa 1050 findet seinen besten Ausdruck in Lucca; es gründete sich auf dessen Stellung als Landeshauptstadt und Sitz des Markgrafen, dessen Vasallen vom Güter-

besitz in der Umgegend lebten; auf die größeren und reicheren germanischen Siedlungen in der Ebene zwischen Appennin und Apuanerbergen, die einzigen wirklichen Dörfer Toskanas, und auf die uralte, seit der Römerzeit bestehende Münzstätte, bis Barbarossa die einzige im Lande und noch lange die zweite in ganz Italien, deren Denare neben den Pavesern die weiteste Verbreitung hatten. Als zugleich mit den Kreuzzügen die Geldwirtschaft wieder aufkam, da war es Pisa, das in verständiger Handelspolitik, den Spuren von Amalfi und Venedig folgend, mit der bunten Welt des Islams in Verbindung trat; in ruhmreichen Seekämpfen, für die jedes Opfer gebracht ward, schlug es die Piraten maurischer Nation auf den Balearen, den Inseln Italiens, der Nordküste Afrikas, und die kriegsgewaltigen Flotten tauschten dann wieder friedlich von den Stammesbrüdern der Besiegten überall im Orient die kostbaren Luxusartikel und das in der armen primitiven Wirtschaft noch kostbarere Gold. Als Kreuzfahrer erwarben die Pisaner, kriegerischen und kaufmännischen Sinn verbindend, die wertvollsten Kolonien. Barbarossa, der ihre Flotte mangels einer Reichsmarine nicht entbehren konnte, hat ihnen, vielleicht sehr widerwillig, in Toskana eine unvergleichliche, fürstliche Stellung geschaffen; Pisa war dessen erste Stadt, die einen wirklichen Staat bildete, die Küste bis Cività Vecchia war ihr Gebiet; auch das Münzrecht erhielt sie. Die Luccheser, keine drei Stunden entfernt, versuchten im Bunde mit den genuesischen[1]) Rivalen alles, um der Seestadt Abbruch zu tun; aber die Wirtschaftsordnung der Welt, die früher Luccas Vormacht gestattete, hatte sich geändert und ließ sich mit dem Schwerte nicht herstellen. Die übrigen Städte waren entweder, wie Florenz und Siena, im Aufsteigen, da sie ihr Hinterland wirtschaftlich unterworfen hatten und dessen Erträge, besonders die Wolle, zu verarbeiten und zu verhandeln anfingen, durch die Lage an den großen Heerstraßen begünstigt, oder sie waren wie Lucca im Verblühen; so ging es Arezzo, Chiusi, Pistoia. Im Süden waren Populonia, Roselle, Sovana, wie zahlreiche Städte im Römischen, so verfallen, daß die Bischöfe um 1100 nach benachbarten kleineren Orten übersiedelten und ihnen dadurch eine vorübergehende Blüte schufen. Eine Sonderstellung hat Volterra, weder am Meer noch an Handelswegen gelegen, auch nicht durch reiches Gebiet bevorzugt. Die reichsten Silberminen Toskanas schufen ihm jedoch einen gewissen Wohlstand, ja einen vorübergehenden Aufschwung. Sein Bischof ward Reichsfürst und erhielt Münzrecht zu einer Zeit, da es anderswo in Reichsitalien mit der weltlichen Macht des Klerus vorbei war. Es ist eine Tragödie der Wirtschaftsgeschichte, wie das Bistum an seinen unzeitgemäßen Ansprüchen und deshalb im Kampf mit seinen Bürgern und den Nachbarstädten verblutet ist.

---

[1]) Nachbarlicher Haß hat auf Genua das Sprichwort geprägt: „Terra senz' albero, mare senza pesce, uomini senza fede, donne senza vergogna," das noch in Dantes Zornruf nachklingt: „Ahi genovesi, uomini diversi | d'ogni costume e pien d'ogni magagna, | perchè non siete voi del mondo spersi?" (Inferno 33, 151—153). Ähnlich dachte schon Virgil (Aen. 11, 700 ff.) von den Ligurern.

Wollten wir die Kultur dieser Zeit genau zeichnen, so würden wir gerade hier am wenigsten Gleichmäßigkeit innerhalb der Periode finden. Träger der Kultur sind stets die wirtschaftlich Herrschenden; zu Anfang war das — neben den Resten der Römer in den Städten — der über das Land gebietende Adel deutscher Abkunft, später die städtischen Patrizier, bei denen man die Rasse nicht mehr unterscheidet: es sind Romanen. Von Wissenschaft ist in jenen Tagen wenig die Rede; beim Bischofsitz bestand die Domschule, wo man, im Gegensatz zur Nationalschrift der Langobarden und weltlichen Notare, die unziale Buchschrift übte; dort lernte man Gesang und die Anfangsgründe lateinischer Grammatik aus dem Donatus und kopierte diesen und die Schulautoren, wie Virgil, Boez, Cicero; auch im Kirchenrecht mußte der toskanische Geistliche schon im 11. Jahrhundert Bescheid wissen, doch nimmt die Zahl der Schreibkundigen bis etwa 1050 ab. In der Zeit des Investiturstreites steht Toskana recht im Vordergrund. Nicht nur in Politik und Krieg, auch in der gelehrten Theologie. Neben dem Ravennaten Petrus Damiani, der in Toskana wirkte, stehen die beiden Bischöfe Anselm von Lucca, der Papst und der Kirchenrechtslehrer; vor allem aber der Mann des Jahrhunderts, der Südtoskaner Hildebrand, Sohn eines Ziegenhirten von Sovana, Gregor VII., vor dem König Heinrich IV. Buße tat. Unter den folgenden Päpsten waren mehrere Toskaner, so Eugen III. aus Pisaner Stadtadel, und Alexander III. war ein Roland Bandini aus Siena. Sie und zahlreiche toskanische Kardinäle führten die Verbindung mit dem internationalen Geistesleben herbei[1]). Etwas mehr als von der Wissenschaft kennen wir von der lateinischen Dichtung der Zeit. Neben gereimten Biographien, wie die Anselms von Lucca von Rangerius, stehen die beiden großen patriotisch-epischen Triumphgesänge der Pisaner auf ihre Heldentaten gegen die Ungläubigen[2]). Die italienische Lyrik setzt noch nicht ein; kaum daß die Stadtkämpfe einige Volksgesänge, Siegesfreude oder Hohn, zeitigen. Die bildenden Künste aber blühten schon in dieser Zeit überall in Toskana, wie um seinen künftigen Ruhm zu prophezeien, während man in Rom noch am frühchristlichen Basilikenbau und am Mosaik festhielt. Die runden Taufkirchen der Langobardenzeit mit dem feierlich hohen, schmalen Portal, die romanischen Säulenkirchen des 10. und 11. Jahrhunderts mit der Wunderwelt ihres Tier- und Pflanzenornaments, wie sie durch ganz Toskana von Sovana bis ins Lucchesische, meist in versteckten Landklöstern und deshalb unbeachtet, vorkommen, zugleich mit den monumentaleren Bauten des romanisch-toskanischen Stils, der in Lucca, Fiesole, Florenz, Arezzo, Volterra, Sovana, Pisa blüht, von der Gräfin Mathilde nach Oberitalien verpflanzt wird und im 12. Jahrhundert schüchtern in Rom eindringt, sie alle zeigen, daß

---

[1]) Erwähnt sei wenigstens ein Ansatz städtischer Laienkultur, den der 1119 schreibende pisanische Geograph Guido bedeutet.

[2]) Das „Carmen in victoriam Pisanorum, Genuensium et aliorum Italorum de Timino", über die Expedition nach Afrika im Jahre 1088, ist in rhythmischer Form, der „Liber Maiolichinus" über den Balearenzug von 1113—1115 in Hexametern verfaßt; dieser beginnt charakteristisch: „Arma rates populum vindictam celitus actam | Scribimus ac duros terre pelagique labores | Maurorum stragem, spoliata subactaque regna."

Toskana für Italiens Kunst schon im 11. Jahrhundert führend ist; doch die Entwicklung geht weiter: Lucca mit seiner frühen, aber selbständigen Plastik, seinen Säulenfassaden, die Pisa glänzender fortbildet, Massa Marittima nachahmt, sie bilden den noch heute staunend bewunderten Gipfelpunkt des Frühmittelalters, den Ausdruck der stolzen Höhe, die die Städte erklommen hatten. Wie sah es mit der Religion aus, deren Tempel überall so prächtig aufragten? Die Langobarden waren bald fromme Christen geworden; hatten einst Griechen und Syrer das heidnische Land bekehrt, so wirkten im 6. Jahrhundert afrikanische Glaubensboten, teilweise als Einsiedler in riesigen hohlen Ulmenbäumen des Urwalds. In den Domkirchen wurde seit dem Investiturstreit Ordnung geschaffen; vorher war der Adel, der sie beherrschte, nicht immer ganz würdig, Priesterehe und ganze Generationen von Priesterfamilien führten zur Verschleuderung und Entfremdung des Kirchengutes, und bisweilen regierte die Frau Bischof[1]) in der Diözese, die ihr Gatte bei Hofe teuer erkauft hatte. Hin und wieder war auch ein Deutscher oder Lombarde vom Kaiser entsandt worden. Klostergründungen sind in allen Jahrhunderten des Mittelalters in Toskana geschehen. Zuerst waren es Familienstiftungen der langobardischen Großen; doch der Aufschwung religiösen Empfindens, der die Camaldoleser und Vallombrosaner Gründungen begleitet, ist unverkennbar. Wenn daneben in den Landklöstern bäuerliches Stilleben, überall Aberglaube und Dämonenspuk zu treffen sind, so sind das typische Begleiterscheinungen der damaligen allgemeinen Kultur, die nicht zur Charakteristik Toskanas verwendet werden dürfen. — Zu Beginn des hohen Mittelalters boten die Städte mit ihren Arabervierteln wie in Pisa und Volterra, Kinzika genannt, mit ihren Wäldern trotziger Türme, belebt von den farbigen Gewändern eigener und fremder Kaufleute, Mauren in Turban, schismatischer Griechen, Syrer, einen fremdartigen Anblick. Das empfand der lombardische Biograph der Großgräfin Mathilde[2]), wenn er ihre Mutter Beatrix bedauerte, in einer Stadt wie Pisa begraben zu sein, wo die Ungläubigen aus- und eingehen.

Seit Barbarossa etwa geht in Italien, ja dem ganzen Abendlande ein so großer Umschwung in Wirtschaft, Kultur, sozialem Leben vor sich, daß ich hier den Einschnitt machen und die Folgezeit bis zu den Tagen Dantes zusammenfassen will. Wie überall tritt der Landadel ganz zurück, er zieht entweder in die Städte, großenteils unfreiwillig, nach verlorenen Kriegen mit den Bürgern, oder er geht, verschuldet und verbauert, seinem Ruin entgegen. Neben den mächtigen Aldobrandesca im Süden, an den waldigen Hängen des Monte Amiata, halten sich nur die Conti Guidi im Casentino frei von städtischem Einfluß, alle andern werden Stadtadel, und es ist ein Kennzeichen der Zeit, wenn wir den Sprossen einer Langobardensippe, die um das Jahr 1000 in den senesischen Forsten das Kloster Isole gegründet hatte, als geriebenen Bankier in Florenz, Frankreich, Rom treffen. Ich meine jenen Musciatto

[1]) So in Florenz und Fiesole (Davidsohn, Geschichte von Florenz, Bd. I, S. 145, 149, 151, 226), ganz analog den bekannten Zuständen in Lausanne, Toul, Chur (wo sich sogar die Bezeichnung episcopissa findet) und anderswo.

[2]) Donizo, Mönch zu Canossa.

Franzesi, der das Attentat auf Bonifaz VIII. in Anagni vorbereitet und dann den Schatz des Papstes beraubt hat. — Jetzt strömt das Landvolk in Massen in die Städte, wo man Arbeiter braucht; wer zurückbleibt, bessert seine Lage kaum; das Pachtsystem war zwar in Toskana bis auf unsre Tage günstig, doch waren die Bauern tatsächlich an die Scholle gebunden. Bedenklicher, daß die Städte, um die Untertanen der Landherren zu gewinnen, neben dem Jagdrecht auch den Holzschlag[1]) freigeben; die unglaublichste Entwaldung und Entvölkerung ist die Folge. In den Städten ist die herrschende Kaste, die sich schon früher vorbereitete, nun ausgebildet, in ihr sind Römer und Germanen verschmolzen, sie regiert die Gemeinwesen wirtschaftlich und politisch, sie schafft das neue Stadtrecht, vor dem die Sonderrechte verschwinden. Doch dann kommen Revolutionen, die das arbeitende Volk der Zünfte und Gewerbe emporbringen, innere Kämpfe, Vertreibung der herrschenden Partei machen das Bild Toskanas wie ganz Italiens zu einem widrigen Wirrwarr. Das Ende — freilich erst im 14. Jahrhundert erreicht — ist die Signorie, die antike Tyrannis.

Noch mehr als früher drängt sich die Geschichte des Landes nun in Pisa, Florenz, Siena zusammen, halten sich Lucca und Volterra noch das 13. Jahrhundert hindurch einigermaßen kräftig, so spielen Pistoria, Arezzo, Chiusi, Massa, Grosseto keine Rolle mehr, und zu ihrer Bedeutung sind einige der kleinen, früher feudalen Orte, wie Prato, San Gimignano, Poggibonsi, aufgestiegen. Alle Versuche dieser Kleinen, durch Koalitionen nach Art der deutschen Trias des 19. Jahrhunderts ihre Selbständigkeit zu wahren, scheitern daran, daß sich in solchen Fällen die großen ausnahmsweise vertragen. Zum Schluß hat ja Florenz Toskana geeinigt. Die Regierung des Landes ist seit Barbarossa ganz modernisiert; unter den Reichslegaten gebieten in den einzelnen Bezirken Amtsgrafen, deutsche Ministerialen, häufiger Wechsel sorgt dafür, daß sie nicht die Interessen der Eingeborenen zu den ihrigen machen. Unter Friedrich II. wird im Jahre 1240 die Zentralisierung straff, wenn auch schroff durchgeführt, der deutsche Legat Gebhard von Arnstein durch den energischen Generalkapitän Pandulf von Fasanella aus dem Capuanischen, dann durch den Kaisersohn Friedrich von Antiochien abgelöst. Ein unglaublich tätiger Beamtenapparat mischt sich in alle Dinge, überall wittert er Rechte des Reichs; doch fehlt die nötige Zeit, um sich mit dem Wesen des Landes vertraut zu machen. Fiskalische Gesichtspunkte überwiegen, und in den großen Schicksalsstunden unsrer Kaisergeschichte zeigt sich, daß man sich auf die Treue auch dieser Provinz nicht verlassen kann: die Reichsbeamten müssen vor der Furie des Volkshasses in schmachvoller Eile über die Grenze gehen. Die sechs Jahre von Manfreds Herrschaft über Toskana, die Episode des letzten Epigonen Konradin waren zu kurz, um Einfluß zu üben, und beinah ebenso lag es mit den noch viel rücksichtsloseren Vikaren Karls von Anjou, die trotz aller Härte wohl das Land aussaugen, aber nicht in Frieden und Ordnung halten konnten. So gewöhnte sich der Toskaner allmählich, vom Ende des 13. Jahrhunderts an,

[1]) Die in allen Verträgen mit den kleinen Gemeinden wiederkehrende „succida".

mehr als zweihundert Jahre hindurch, bis zur französischen Invasion Karls VIII., die Freiheit in überreicher Fülle zu kosten — und zu mißbrauchen.

Die Wirtschaftsentwicklung ist vielleicht am bezeichnendsten für das hohe Mittelalter Toskanas. Während die Landwirtschaft immer mehr zurückging, infolge der Entwertung des platten Landes durch den rapid sinkenden Kurs und die Getreidepolitik der Städte, blühte der Warenhandel, blühte das Gewerbe, blühte das Bankwesen hier zuerst im Abendland. Wir sind jetzt in der Zeit der vollen Geldwirtschaft, wenigstens in der Stadt; auf dem Lande ist die Naturalwirtschaft erst in moderner Zeit verschwunden. Neben Pisa, dessen Galeeren wie früher das Meer durchfurchen, von Genua bekämpft, dessen Seesieg bei Meloria (1285) die Macht des Gegners erst am Ende unsrer Periode erschüttert, treten jetzt Siena und Florenz, das seit Karl von Anjou über die durch Krieg und Kontributionen entkräftete Rivalin den Sieg behält. Um 1250 noch ist Siena das wirtschaftlich stärkere, seine innere Geschichte ist ruhiger als die der Arnostadt, sein Land ebenso reich, es erfreut sich besonders der Gunst des staufischen Gouverneurs. Seine gewandten Bürger sind die Bankiers der ganzen Welt, in England, Frankreich, Deutschland und Unteritalien finden wir sie; als päpstliche Hofbank und Einsammlerin des Kreuzzugszehnten in allen Teilen des Abendlandes hat eine ihrer Firmen[1]) damals den Rang und Ruf der Fugger und Rotschild, als la gran tavola, die große Bank, ist sie weltbekannt. Doch der unkriegerische Sinn der Senesen, die fast jede Schlacht gegen Florenz verloren, der allzu ephemere Erfolg ihrer einzigen großen Tat, des vom Partikularstolz immer wieder in den Himmel erhobenen Sieges bei Montaperti (1260) trugen wohl zuletzt ebensoviel als die bessere Lage von Florenz am Arno dazu bei, daß dessen Söhne in der ganzen Welt das Erbe Sienas an sich rissen. Auf den Champagner Messen, besonders in Troyes, wo damals die nordische Welt mit den Leuten des Südens die Waren des Erdkreises tauschte, sah man bald mehr Florentiner als Senesen; sie lösten diese an der Kurie ab, saßen in Tirol und anderswo als Inhaber von Pfandleihbanken und reisten zu Land und Wasser bis nach dem fernen Orient. Wir haben von Anfang des 14. Jahrhunderts einen Florentiner Handelskatechismus[2]), der bis Zentralasien hin, besonders natürlich für die Mittelmeerländer, genau angibt, wie sich der Kaufmann ausrüsten und benehmen soll, was für Reittiere, Karawanen, Schiffe, Münzen nötig sind, an welchen Waren man am meisten gewinnt; es ist wohl die amüsanteste Völkerkunde, die ich gelesen habe. Die Regierung dieser Handelsstaaten war gezwungen, die Wirtschaftspolitik in den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit zu stellen. So schützte man den Verkehr weithin durch ein Netz von Handelsverträgen, führte Zollkriege, zwang das platte Land zu Getreidelieferungen bei einseitig festgesetztem Preise. Die politische Haltung wurde ganz und gar von dem Vorteil der großen Exportfirmen, später der exportierenden Zünfte bestimmt.

[1]) Das Haus Bonsignori.

[2]) La pratica della mercatura, scritta da Francesco Balducci Pegalotti (zwischen 1335 und 1339).

So erklärt sich der Widerstand, den Florenz dem staufischen Reiche entgegensetzt: es fürchtet dessen innere und Zollpolitik. Dadurch werden aber seine Rivalen Siena und Pisa gerade auf die Seite des Kaisers getrieben; so können vergleichsweise unbedeutende wirtschaftliche Bewegungen auf die Weltgeschichte wirken.

Daß das Wirtschaftsleben unter dem Schutze einer starken Kriegsmacht am besten gedeiht, wußten diese toskanischen Städter auch. Die Kriegsflotte der Pisaner, die städtischen Festungswerke, für die nach heutigen Begriffen unglaubliche Summen alljährlich in der Ratsversammlung ohne Wimpernzucken bewilligt wurden, die Opferfreudigkeit im Kriege, die großen Staatsschulden, die man nur dann, dann aber auch ohne Zögern auf sich nahm, diese Züge illustrieren wohl genügend das Gemeindeleben des Landes.

Wohl nie ist der wirtschaftliche Fortschritt so rapid gewesen wie im damaligen Toskana. Und wohl nie hielt die gesamte Kulturentwicklung somit ihm Schritt. Um nicht von der Fülle der Einzelheiten überwältigt zu werden, müssen wir uns mit einigen markanten Tatsachen bescheiden. Von den Wissenschaften genoß die Jurisprudenz wohl am meisten Achtung. Schon um 1200 leben in Florenz berühmte Rechtslehrer; in Pisa blüht die Rechtsschule, die dortige Digestenhandschrift hat ja Weltruhm, und auch in Pistoria treibt man schon längst rege juristische Studien. Eine große Anzahl selbst der Landpfarrer ist mit dem Kirchenrecht vertraut, und auffallend oft ist an den kleinsten Orten, wo heute nur Bauern leben, ein studierter Mann, ein Rechtskundiger oder Magister zu treffen. In Siena gelangt das juristische Studium zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Höhepunkt, die Regierung kennt kein Maß, wenn es gilt, Zelebritäten zu gewinnen. Ein allseitig gebildeter, weitgereister Mann war der Florentiner Notar Brunetto Latini, Dantes Lehrer, der die Meisterwerke des klassischen Latein, wie einige Reden Ciceros und den Sallust, übersetzte und eine Enzyklopädie verfaßte. Die Geschichtschreibung, zu der im frühen Mittelalter nicht einmal Ansätze zu entdecken waren, ist jetzt in rascher Entwicklung. Von der primitiven Form, Totenbüchern, Podestà- und Beamtenlisten, zu den Stadtannalen Pisas und Sienas fortschreitend, erreicht sie in dem Buche Sanzanomes über die Florentiner Geschichte[1]) eine subjektive und ausführliche Form. In Lucca werden alte Stadtannalen von dem als Bischof von Torcello gestorbenen Tolomeus Lucensis wissenschaftlich verarbeitet, die „Istorie Pistolesi" sind schon zweifellos ein interessantes Buch, und in den Chroniken der Kaufleute Dino Compagni und Giovanni Villani gelingt es der Florentiner Geschichtschreibung, Meisterwerke der Weltliteratur zu schaffen. Wie in der erzählenden Literatur die Ciento novelle antiche schon im 13. Jahrhundert auf die höchste Ausbildung dieser Gattung durch Boccaccio und Sacchetti hinweisen, so die Lyrik. In Pisa, noch im Troubadourstile, wie am Hofe Friedrichs II., einsetzend, gelangt sie in Siena, Arezzo, San Gimignano zu kunstvoller Natürlichkeit, dann schafft in Florenz

[1]) Um 1230 verfaßt: Sanzanome war iudex und nahm seit etwa 1200 als hervorragender Politiker an der Leitung des Florentiner Staatswesens teil.

die Generation vor Dante den dolce stil nuovo, modern anmutende Gedichte, von tiefernster, getragener Empfindung durchglüht. Der Senese Cecco Angiolieri, aus einer der reichsten Bankiersfamilien, kann, ohne Paradoxon, der Heine des 13. Jahrhunderts genannt werden. Guittone von Arezzo, der später frate gaudente geworden ist, hat neben dunkeln, gedankentiefen Liedern auch eine ergreifende politische Lyrik geschaffen; so, wenn er in grimmem Sarkasmus die von Manfreds Reitern besiegten Florentiner höhnt: „Jetzt, wo ihr deutsche Ritter in den Mauern habt, dient ihnen wohl, laßt euch die Schwerter zeigen, die euer Antlitz zerfetzten und eure Väter und Söhne schlugen, und gebt ihnen von euren großen Münzen!“ [1]) Cino da Pistoia und Guido Cavalcanti, Dino Frescobaldi aus dem berühmten Kaufmannsgeschlecht, das sind schon die ältern Freunde und Lehrer Dantes, die zu diesem selbst hinüberleiten, während Dino Compagni als Dichter behaglich und idyllisch, vielleicht neben den Zeitgenossen etwas mittelmäßig ist. Mit diesem Blick in neuere Entwicklungen wollen wir hier abbrechen.

In der Kunst führt ein gleich schneller, gleich kühner Flug zu Dantes Freund Giotto. Die Cistercienser führten gegen 1200 mit der noch jetzt in ihren Trümmern majestätischen gotischen Kirche San Galgano einen neuen Stil ein, der im Dom von Siena und den großen Bauten der Florentiner Gotik fortgebildet wurde. Die prächtigen Palazzi Pubblici auf beherrschender Höhe oder weiten Plätzen, die fast nirgends fehlen, in Siena, Florenz, Volterra, San Gimignano, Pistoia, Pisa, Cortona, Massa, Grosseto, sind das rechte Wahrzeichen des machtstolzen Bürgertums. Mit der Malerei hat Pisa durch Import und Nachahmung der ernsten, stilstrengen Madonnen und biblischen Zyklen aus Byzanz den Anfang gemacht. Siena belebte sie zu schöner Menschlichkeit und führte die Allegorie ein, es schuf Gruppen voll bezaubernder Poesie, während Cimabue und Giotto in Florenz einen imposanten Realismus zeigten. Mit ihnen, wie mit Duccio, Simone Martini, Ambruogio Lorenzetti hat die mittelalterliche Kunst Toskanas den Höhepunkt erreicht. — Für tiefere Religion, wie in Umbrien, war hier kein Boden. Die Bettelorden faßten zwar früh Fuß, ihre gewaltigen Gotteshäuser waren nur durch die Unterstützung des Stadtadels möglich, und auch sonst scheute man für kirchlichen Prunk keine Ausgabe. Doch war das Leben des einzelnen wie der Regierungen vollkommen weltlich, und wenn Florenz und andre eine rein guelfische, papstfreundliche, antistaufische Geschichte haben, so ließen sie trotzig Bann und Interdikt jahrelang auf sich lasten, wenn ihre Interessen einmal auf der andern Seite lagen. Die Toskaner waren stets vorwiegend praktisch begabt und aller Überschwenglichkeit abhold. Die allgemeine Bildung war selbst für unsre Begriffe hoch, doch auf die wohlhabenden Klassen in den Städten beschränkt. Die tiefe Kluft zwischen Stadt und Land darf nicht ver-

[1]) Aus dem canzone „Foll' è chi fugge il suo pro' e chèr danno“: ... „A voi che siete or in Fiorenza dico ... E poi che gli Alamanni in casa avete | servitei ben e fatevi mostrare | le spade lor, con che v'han fessi i visi | e padri e figli uccisi; | e piacemi, che lor deggiante dare | perch' ebbero in ciò fare | fatica assai, di vostre gran monete.“

gessen werden; hier war alles beim alten geblieben, nicht einmal die Klöster waren mehr Oasen der Zivilisation. Zu viele waren verfallen, in andern herrschten geradezu grausige Zustände. Auch das Mönchsleben fand seine Zukunft innerhalb der Stadtmauern.

Was war doch in den Jahrhunderten, die wir schnell überblickten, in Toskana erreicht worden! Zu Anfang der gleiche tiefe Verfall auf allen Gebieten des Lebens, wie in der ganzen Welt. Und um 1300 ist Toskana der Sitz der reichsten Kultur, des blühendsten Wirtschaftslebens, des höchststehenden Bürgerstandes im Abendland. So begreifen wir Dantes Stolz auf sein Florenz, seine erschütternde Trauer in der Verbannung, so das rührende Abschiedswort, das Guido Cavalcanti in die süße Heimat sendet, als er selbst nicht mehr auf Rückkehr hoffen kann[1]). Waren die Grenzen nahe, die Natur und Sinnesart den Toskern gesteckt haben? Noch hielt sich die Kultur auf der Höhe, und Namen wie Petrarca und Boccaccio, Botticelli, Lionardo und Michelangelo künden uns durch die Zeiten herüber von dem Glanze und der Herrlichkeit dieser Höhe.

---

[1]) „Perch' i' no spero di tornar giammai,
ballatetta, in Toscana . . ."

Eine altnordische Bauerngeschichte.

Übersetzt

von

Arthur Bonus.

Vorbemerkungen.

Die nachstehende Erzählung von Björn und Thurid ist einer alten nordischen Bauerngeschichte entnommen, die von dem Thorpriester Snorri Thorgrims Sohn handelt und für gewöhnlich die „Geschichte der Leute von Eyr" heißt. Die Ereignisse, die darin erzählt werden, fallen ums Jahr 1000 n. Chr., die Aufzeichnung ums Jahr 1225. Die Dichtung selbst ist also in der Zwischenzeit vorzustellen. Ins Deutsche übersetzt ist sie noch nie, wie das mit den meisten und gerade auch einigen der besten Stücke dieser ganzen älteren norwegischen Literatur der Fall ist.

Übersetzungen aus ihr stehen auch nicht wenig Schwierigkeiten entgegen. Zunächst von außen her. Wem man von dem Werte dieser Kunst spricht, der glaubt, daß es sich um eine Art germanischen Rasse-Patriotismus dabei handeln möchte. Die Neunorweger galten für Schüler der Franzosen, als sie auftraten, und drangen durch, ehe man wußte, daß sie selbständig waren. Die alte norwegische, d. h. isländische Literatur aber, aus der sie in Wirklichkeit herkamen, kann ihren Naturalismus nicht wohl von Zola gelernt haben, und man bringt ihr deshalb wenig Zutrauen entgegen. Man ist überzeugt, daß der Norden nur neblige, überschwengliche, der Form und des Maßes notwendig entbehrende, dreiviertel unverständliche Gebilde schaffen könne. An diesem Vorurteil ist der Kelte Ossian schuld. In Wirklichkeit ist die isländische Erzählungskunst eher grell als neblig; sie ist scharf umrissen, psychologisch sicher und was man so nennt: naturalistisch.

Andre Schwierigkeiten liegen mehr in der Sache. Zunächst in der Komposition dieser Geschichten, in der Art, wie sie lose aus einzelnen Abenteuern oder Erzählungen zusammengefügt sind. Nicht selten ist der Widerspruch zwischen dem vollendeten Stil der Teile und der ungeschickten Kombination des Ganzen sehr groß; zum Beispiel in der Geschichte, der unsre Erzählung entnommen ist. Dazu kommt, daß die Aufzeichner zugleich außerkünstlerische Interessen — chronistische, genealogische — hatten und ganze Kapitel mit

Namen und kurzen Notizen einschoben. Wer diese Literatur zu wirklichem Aufleben erwecken will, muß meiner Meinung nach erbarmungslos die großen Erzählungskonglomerate auseinanderschlagen und in ihre Urbestandteile auflösen.

Fernere Schwierigkeiten liegen in der Übersetzung selbst.

Die Sprache ist sehr schwer zugänglich. Es gibt noch nicht einmal ein deutsches oder lateinisches Wörterbuch zu ihr, nur Glossare zu einzelnen Stücken.

Dann die Schwierigkeiten aller Übersetzungen aus verwandten Sprachen. Wo nämlich das Material der Wortstämme im großen und ganzen das gleiche ist, gerät der Übersetzer leicht auf die Idee oder doch in die Versuchung, diese Wortstämme beizubehalten. Diese Wortstämme haben nun aber eine völlig andre Geschichte in den verschiedenen Sprachen gehabt; sie haben sich mit völlig verschiedenem Inhalt gefüllt, haben ganz anders gerichtete Gefühls- und Stimmungswerte an sich gezogen. Schon innerhalb der Entwicklung der gleichen Sprache ist ein Wechsel der Bedeutung und zumal der Begleitwerte eines Wortes gar nicht selten. Man kann sich also gar keine intensiver wirkende Ablenkung der Übersetzer von den eigentlichen inhaltlichen, geschweige künstlerischen Werten seiner Vorlage denken als diese seine Empfindung für Gleichheit des Wortmaterials. Das ist der Grund, daß schon die Übersetzungen aus eigener desto mehr die aus nur verwandter Vergangenheit so leicht einen — wie soll man sagen? — etwas geschrobenen Eindruck machen: man erkennt gerade noch, daß die Worte so lauten können, aber fühlt, daß sie für die Bedeutung, die ihnen zugemutet wird, etwas Erklügeltes und Gespreiztes haben. Manchmal tritt freilich auch die heile Komik ein. Man denke sich zum Beispiel folgendes: Wenn die isländischen Häuptlinge zum Thinge ritten, so errichteten sie sich auf dem Thingplatz Behausungen für die Zeit der Tagung. Diese Behausungen oder Hütten hießen: „budir“. Man erkennt unschwer den Wortstamm der deutschen „Bude“. Und nun ist es ja schwer, dabei ernst zu bleiben; nichts desto weniger ist es so: fast alle Übersetzungen lassen auf dem Thingplatz „Buden“ der Häuptlinge erstehen. Folgerecht könnte man dann Butter (isl: smjör) mit „Schmiere“ und Haut (isl: skinn) mit „Schinn“ übersetzen!

Tiefer führt ein andrer Umstand: Die Kunstwerte des sehr gedrungenen Stiles lassen sich mit den Mitteln moderner Sprachen sehr schwer wiedergeben. Der Versuch, es durch äußerste Wörtlichkeit zu erzwingen, hat vielleicht für solche Leser Sinn, die Zeit haben, sich in die fremde Eigentümlichkeit langsam hineinzuleben, den ihnen vorgelegten Text so zu lesen, als wäre es ein Originaltext mit Präparation, kurz die sich bewußt sind, daß sie nicht das fremde Kunstwerk selbst übermittelt bekommen, sondern nur eine Anleitung dazu, eine Vorarbeit, etwa wie Goethe sie sich herstellen ließ, um auf Grund davon wirkliche Übertragungen geben zu können.

Hier schließen dann die weiteren und schwierigen Fragen an, wie der Stil dieser nordischen Bauernnovellen näher zu charakterisieren und daraufhin wiederzugeben ist. Hängt dieser Stil in seiner dramatischen Bewegtheit mit

der nordischen Ballade zusammen oder ist er die entschlossenste und bewußteste Prosa? Hierüber hat Andreas Heusler einige erwägenswerte Bemerkungen in der Einleitung seiner viel zu wenig beachteten Übersetzung der Geschichte vom Hühnerthorir gegeben[1]). Darüber des Näheren zu verhandeln, würde hier zu weit führen.

Nur über die Verse ist noch ein kurzes Wort vonnöten:

Diese Geschichten sind zum Teil mit Versen durchsetzt. Man kann sich nun keinen größeren Gegensatz denken als den zwischen der absoluten Natürlichkeit dieser Prosa und der verschlungenen Arabeskenkunst der Skalden, der man Unrecht tut, wenn man sie als Poesie in unserm Sinne behandelt. Sie ist es so wenig und will es so wenig sein, als etwa der gemusterte Goldhintergrund alter gotischer Bilder Landschaftsmalerei ist oder sein will.

Übersetzbar im eigentlichen Sinne sind diese Verse gar nicht. Es macht den Eindruck, als wären sie wie kleine Schmuckstücke eingesetzt. Ich habe Inhalt und etwaige Stimmung aus den verschlungenen Wortfiguren herausgelöst und etwas von dem gewundenen Stil in einer uns möglichen Form nachzubilden versucht.

Der Übersetzung liegen zugrunde die Kapitel 29, 40, 43, 47, 64 der „Eyrbyggja Saga" in der Ausgabe von Hugo Gering. Halle a. S., Niemeyer. 1897. „Saga" heißt einfach: Geschichte.

Zwei Ausdrücke sind nicht übersetzt worden und mögen hier kurz erläutert werden:

Der „Bonde", d. h. der Bauende, also dasselbe Wort wie unser „Bauer," läßt sich dennoch nicht so wiedergeben. Was für Verwirrung eine solche Übersetzung anstiftet, haben wir während des Burenkrieges gesehen, wo reiche und vornehme Magnaten in der Presse fast wie arme Schlucker behandelt wurden, weil sie „Bauern" hießen. Der „Bonde" ist der Grundeigentümer, der freie Herr seines Bodens. Sein Besitz kann klein, kann auch groß wie ein Fürstentum sein. Etwa: Freisaß.

Der „Gode" ist eigentlich der, der einen Tempel errichtet und für ihn und die Opfer darin sorgt, also ein Priester. Sein Priestertum wird aber ein politisches Amt und bleibt als solches auch in der christlichen Zeit bestehen. Vom Goden Snorri zum Beispiel heißt es in unsrer Geschichte (Kap. 15): „Er verwaltete den Tempel, und darum wurde er der Gode Snorri genannt." Dieser selbe Snorri ist unter den ersten, die sich dem Christentum anschließen. Er bleibt trotzdem „der Gode," nur bedeutet das jetzt nicht mehr den Priester. Einen solchen gibt es von nun an neben ihm.

Björn und Thurid.

Thurid hieß eine Stiefschwester des Goden Snorri. Sie war dem Bonden Thorbjörn auf Froda vermählt gewesen. Aber Thorbjörn wurde jung erschlagen, und der Gode übernahm die Verfolgung der Sache. Weil aber das Gerücht damit spielte, daß Björn, der Sohn Asbrands von Kamb, häufige

[1]) Berlin, Wiegandt & Grieben. 1900.

Wanderungen nach Froda mache und verführerisch mit Thurid rede, so nahm Snorri seine Schwester zu sich auf sein Gut, das „Zum heiligen Berge" hieß.

Es war ein Mann, der hieß Thorodd. Er war ein kluger Mann und ein großer Seefahrer. Das Schiff, das er fuhr, war sein eigenes.

Einst hatte er eine Kauffahrt nach Irland gemacht. Zur gleichen Zeit hatte Sigurd, der Jarl der Orkneys, auf den Shetlandsinseln und westwärts bis zur Insel Man geheert. Er legte den Bewohnern der Insel Tribut auf und ließ Leute zurück, die auf den Eingang des Geldes warten sollten, das in gebranntem Silber ausbedungen war; der Jarl selbst aber segelte voraus. Als der Tribut eingegangen war und die Leute des Jarls ihn erhalten hatten, bekamen sie Südwestwind; als sie aber eine Weile unterwegs waren, ging der Wind nach Südost und Ost herum. Es entstand ein gewaltiger Sturm, und sie wurden nordwärts um Irland herum verschlagen. Das Schiff lief auf eine öde Insel auf und zerscheiterte zu Spänen.

Zur selben Zeit kam eben Thorodd von Dublin her und fuhr dort vorüber. Die Jarlsleute riefen um Hilfe; Thorodd ließ ein Boot aussetzen und ging selber mit hinein. Als sie sich trafen, boten die Jarlsleute dem Thorodd Geld, wenn er sie zum Jarl Sigurd heimbrächte. Thorodd, weil er auf dem Wege nach Island war, mochte nicht darauf eingehen. Sie aber drangen desto mehr in ihn; denn sie wußten, daß es für sie um Gut und Freiheit ginge, wenn sie von Irland oder den Shetlands aus aufgefangen würden, wo sie vorher geheert hatten. Schließlich kam es dazu, daß Thorodd ihnen sein Hilfsboot verkaufte und dafür einen großen Teil des Tributes bekam, den sie eingetrieben hatten. Sie hielten auf die Orkneys; Thorodd aber segelte ohne Hilfsboot nach Island und kam von Süden her ans Land; er fuhr westwärts an der Küste entlang bis in den Breidafjord und kam mit gutem Glück heim. Er wurde seitdem Thorodd der Tributkaufer genannt.

Noch im Herbst fuhr er auf das Gut „Zum heiligen Berge", um den Goden Snorri zu besuchen; dies war kurz nach dem Tode Thorbjörns, und Thurid, die Witwe, war bei ihrem Bruder, dem Goden, wie vorher gesagt ist. Thorodd blieb gleichfalls den Winter über dort. Er bat den Goden, ihm seine Schwester zum Weibe zu geben, und da er reich war, und Snorri guten Verstand bei ihm wußte, auch sah, daß seine Schwester ein Auge über sich brauchte, so gab er sie ihm zum Weibe und richtete den Brautkauf für den Winter auf seinem Gute „Zum heiligen Berge" aus. Im Frühjahr darnach übernahm Thorodd das Gut Froda und bewährte sich als ein guter und einsichtiger Mann.

Sobald aber Thurid nach Froda kam, gewöhnte sich Björn Asbrandssohn wieder, dorthin zu kommen, und alle Leute redeten davon, daß zwischen ihm und Thurid ein Einverständnis sei. Thorodd versuchte, ihm Schwierigkeiten in den Weg zu legen, aber er konnte nichts ausrichten.

In seiner Nähe auf dem Gute „Zum Aarenhügel" baute damals ein Mann namens Thorir Holzfuß. Seine Söhne waren damals erwachsen und

sehr tüchtige Männer; sie machten es Thorodd zum Vorwurf, daß er von Björn solche Schande dulde und boten ihm ihre Hilfe an, wenn er gegen die Besuche Björns Rat schaffen wolle.

Einstmals war Björn wieder nach Froda gekommen und saß mit Thurid im Gespräch. Thorodd war immer gewohnt, drinnen zu sitzen, wenn Björn da war; nun aber war er nirgends zu sehen. Da sagte Thurid: „Gib du acht auf deinen Weg, Björn, denn ich denke, Thorodd hat sich vorgenommen, Abhilfe für deine Besuche zu schaffen, und mir ahnt, daß er auf deinem Wege liegt. Ist dem so, dann wird er es auch so eingerichtet haben, daß ihr nicht in gleicher Stärke aufeinander treffet:

Da sagte Björn diese Weise:

Zwischen gelben Bäumen
und dem blauen Himmel
weile lange, wünschen
wir, der wohlgenutzte
Tag uns, Armbandgoldge-
schmückte! denn am Abend
muß zu Grabe steigen
die gestorbne Freude!

Darauf nahm er seine Waffen und ging seines Weges. Und als er zur Dickmühle hinaufkam, da sprangen vor ihm fünf Mann auf; das war Thorodd mit zwei Knechten und den Söhnen des Thorir Holzfuß. Sie gingen auf Björn los, aber er setzte sich tapfer zur Wehre. Am heftigsten griffen die Söhne des Thorir an; es gelang ihnen auch, ihm Wunden beizubringen, aber er wurde über sie beide Herr und erschlug sie.

Da lief Thorodd mit seinen Knechten davon, obwohl er wenig und sie gar nicht verwundet waren.

Björn zog seines Weges weiter bis nach Hause; und als er dort ankam, ging er sofort in die Stube. Die Hausmutter schickte die Magd hinein, damit sie ihm behilflich sei; und als die mit dem Lichte in die Stube trat, da sah sie, daß Björn über und über blutig war. Sie ging nach vorn und sagte es seinem Vater Asbrand. Asbrand ging hinein zu Björn und fragte, wovon er blute. „Hast du etwa mit Thorodd zu tun bekommen?“

Björn antwortete, so sei es.

Asbrand fragte, wie es abgelaufen sei.

Björn sprach:

Schwerer wird es nun dem
tapfren Helden scheinen,
mich zu töten, da ich
zwei der Seinen totschlug,
als sein Weib zu streicheln
in der Stube, oder
kalten Muts des heißen
Kriegs Tribut zu — kaufen!

Darauf verband Asbrand ihm die Wunden, und sie heilten alle.

Thorodd forderte den Goden Snorri, seinen Schwager, auf, den Totschlag der Söhne Thorirs zu verfolgen, und Snorri machte ihn beim Gau-

thing anhängig. Aber die vom Breidafjord, Björn und die Seinen ihrerseits, fanden Hilfe bei den Leuten von Eyr, und es kam der Vertrag zustande: Asbrand solle für seinen Sohn Björn eintreten und die Geldbuße für den Totschlag aufbringen. Björn aber für drei Winter geächtet sein. Er fuhr auch noch denselbigen Sommer außer Landes. Diesen Sommer nährte Thurid ein Knäblein zu Froda, und das wurde Kjartan genannt; es wuchs daheim zu Froda auf und wurde frühe groß und stark.

Als Björn aufs Meer hinauskam, hielt er sich südlich nach Dänemark, und von dort fuhr er nach der Jomsburg. Die Jomsburger standen damals noch unter Palnatoki. Björn ging unter ihr Gesetz und wurde „der Draufgänger" genannt. Er war dabei, als Styrbjörn der Starke die Jomsburg einnahm. Er machte auch den Zug nach Schweden mit, als die Jomsvikinger dem Styrbjörn halfen; er erlebte die Schlacht, in der Styrbjörn fiel, und entkam mit den andern Jomsvikingern in den Wald. Solange Palnatoki lebte, war Björn bei ihm. Er galt für einen ganzen Mann und für den tüchtigsten in allem, was Mannesruhm bringt. Seit jener Zeit führte Björn den Beinamen „Breidvikingerkappi" das ist: der Draufgänger von der Breidabucht. Er war prachtliebend geworden, als er zurückkam und hielt sich wohl und nach der Sitte ausländischer Häuptlinge. Er war schön von Gestalt und trefflich in allen Dingen und zumal im raschen Zuschlagen, jetzt noch mehr, als bevor er ausfuhr.

In dem Sommer, als er neu zurückgekommen war, fand eine große Versammlung nördlich der Haide unter den Hügelbergen landeinwärts von Froda statt. Alle Kauffahrer ritten in gefärbten Kleidern dahin.

Und als Björn zur Versammlung kam, da waren viele Menschen da und auch Thurid, die Hausfrau von Froda. Da ging er zu ihr und pflog Zwiesprache mit ihr, und kein Mensch sagte etwas dagegen, denn es kam allen natürlich vor, daß sie sich viel zu erzählen haben würden, solange, wie sie sich nicht gesehen hatten.

An diesem Tage kam es zu Tätlichkeiten zwischen den Männern, und einer von der Nordküste wurde zu Tode verwundet. Man brachte ihn unter einen Busch, der auf dem flachen Ufer stand, und es lief so mit Gewalt das Blut aus der Wunde, daß eine Blutlache im Gebüsche entstand. Es war aber der Knabe Kjartan da, der Sohn der Thurid von Froda, der hatte eine kleine Axt in der Hand; der lief zum Gebüsch und badete die Axt in dem Blute.

Als die von südlich der Haide heimritten, fragte Thord, einer von Björns Freunden, ihn, wie das Gespräch zwischen ihm und Thurid verlaufen sei.

Björn sagte Gutes davon.

Da fragte Thord, ob er den Knaben Kjartan gesehen habe, diesen Tag über, ihren und Thorodds Sohn — „und aller, die sonst Anspruch darauf haben."

„Ich sah ihn," sprach Björn.

„Wie gefiel er dir?" sagte Thord.

Da sagte Björn diese Weise:

Wie er lief zur Lache
roten Bluts der Leiche,
schrecklich seine scharfen
Augen Blitze schossen!
Wohl mag er der Mutter
gleichen, — mehr dem Vater!
Doch er darf's nicht wissen,
niemand will es dulden!

Thord sagte: „Was wird Thorodd nun dazu sagen, wessen er sein soll?" Da sagte Björn diese Weise:

Nicht wär's zu verwundern,
wenn das edle Weib des
Thorodd Söhne hätte,
die mir ähnlich sähen!
Liebte doch die schlanke,
schneeweißarmige schöne
sehr mich, — ihrer Liebe
lange noch verlangt mich!

Thord sagte: „Doch wird das euer Entschluß sein, nichts mehr miteinander zu tun zu haben, und den Sinn voneinander abzuwenden?"

„Das mag ein guter Rat sein," sagte Björn, „aber fern ist es meinem Sinn, obwohl man mit vielen zu tun bekommt, wenn man mit dem Goden Snorri zu tun hat, ihrem Bruder."

„Da mußt du nun selber sehen, was dir rätlich ist," sagte Thord.

Damit endete das Gespräch zwischen den beiden.

Björn zog heim nach Kamb und übernahm die Verwaltung des Gutes, da sein Vater gestorben war. Er hub aber seine Wanderungen zu Thurid den Winter über wieder an. Und ob das wohl den Thorodd übel dünkte, so sah er doch, daß es nicht leicht sein werde, Abhilfe zu schaffen. Denn er gedachte wohl, wie schlecht es ihm gelungen war, als er ihrem Verkehr früher hatte Einhalt tun wollen. Björn aber, — das sah er — war inzwischen nur mächtiger geworden. In diesem Winter kaufte Thorodd die Zauberin Thorgrima, daß sie Sturmwetter schüfe wider Björn, wenn er über die Haide käme.

Das war eines Tages, daß Björn nach Froda wanderte; und gegen den Abend, als er nach Hause gehen wollte, war der Himmel dicht bezogen, und es regnete schon etwas, und es war spät, als er aufbrach. Als er aber auf die Haide hinaufkam, da fror es, und es kam ein Schneetreiben, und es wurde so dunkel, daß er nicht mehr seinen Weg vor sich sah. Darnach schlug der Sturm los mit so gewaltigem Unwetter, daß er sich kaum noch aufrecht halten konnte. Und dazu begannen ihm die Kleider anzufrieren, denn er war durch und durch naß. Er verlor ganz den Weg und lief so in die Irre, daß er nicht mehr wußte, wohin er ging. Er kam an eine Felshöhle, da ging er hinein und blieb darin zur Nacht und hatte ein kaltes Wohnen. Da sprach er:

Weich in warmen Kissen,
ob sie wohl es ahnet,
wie im Schneegestöber
starr und steif gefroren
in der Höhlenhalle
üble Hülle findet,
der auf wüster Woge
nie so wild gefroren?

Wieder sprach er:

Ueber eis'ge Wasser
her von Osten zog's mich.
Ihre starke Liebe
steuerte das Schiff mir.
Eine weite Wohnung
hab ich mir gewonnen!
und ein ödes Bette,
einsam drauf zu schlafen!

Björn war drei Tage draußen in der Höhle, bevor der Sturm nachließ. Am vierten Tage aber fand er sich von der Haide und kam heim nach Kamb. Er war völlig erschöpft. Seine Leute zu Hause fragten ihn, wo er das Wetter über gewesen wäre. Da sprach Björn:

Weithin scholl der Schall der
schnellen Schwertesstreiche,
als ich unter Styrbjörns
Banner focht, und Eirit
Menschenköpfe mähte.
Aber ärger mühte
jetzt das Weiberwetter
mich auf wüster Heide!

Der Bonde Thorbrand im Schwanenfjord hatte einen Knecht, den er Egil den Starken hieß. Er war sehr groß und kräftig, und es dünkte ihn übel um sein Leben bestellt, daß er im Sklavenstande war. Er bat oft den Thorbrand und seine Söhne, daß sie ihm die Freiheit schenkten und erbot sich dafür zu tun, was sie nur verlangen möchten.

Eines Abends geschah es, daß Egil am Schwanenfjord entlang den Schafen nachging; und als der Abend vorgeschritten war, sah er einen Adler von Westen her über den Fjord geflogen kommen. Egil hatte einen großen Jagdhund bei sich; auf den schoß der Adler herab und nahm ihn in die Klauen und flog westwärts über den Fjord zurück zu einem Grabhügel, an dem es nicht geheuer war; dort verschwand er unter dem Berge. Dieses Zeichen, sagte Thorbrand, deute auf ungewöhnliche Dinge.

Am Breidafjord war es Sitte, zur Zeit der ersten Winternächte unter dem Vorgebirge Öxl — das ist Achsel — Ballspiele abzuhalten, da, wo es seitdem „Ebene der Spielhütten" heißt. Dahin kamen die Leute aus der ganzen Umgebung zusammen. Man baute große Spielhütten und nahm da Wohnung, und saß den halben Monat oder länger dort. Da konnte man die tüchtigsten Männer der ganzen Gegend sehen; und es war ein großer Zulauf.

Die meisten jüngeren nahmen an den Spielen teil; nur Thord war ausgeschlossen; nicht weil er zu stark gewesen wäre, um einen gleichen Gegner zu finden, sondern weil er zu heftig war. Er saß auf einem Stuhl und sah zu. Björn dagegen und sein Bruder Arnbjörn wurden für zu stark gehalten; sie durften nur gegeneinander spielen.

Diesen selben Herbst sprachen die Thorbrandsöhne mit ihrem Knechte Egil und redeten ihn auf, er solle zu den Ballspielen gehen und einen der Leute vom Breidafjord irgendwie zum Tode bringen, Björn oder Thord oder Arnbjörn; dafür solle er die Freiheit erhalten. Einige sagen, daß das des Goden Snorri Rat war; er habe ihm auch die Anweisung gegeben, zuzusehen, ob er sich in die Hütte hineinschleichen könne, um von da aus seine Tat zu versuchen. Er solle durch die Felsscharte herabsteigen, die über den Spielhütten ist, und zwar, wenn die Herdfeuer angezündet würden; denn, sagte er, dort stehe es mit dem Wetter zumeist so, daß der Wind abends vom Lavafeld her weht, und dann zieht der Rauch die Felsscharte hinauf; da solle er warten mit dem Herabsteigen, bis die Scharte voll Rauch sei.

Egil willigte ein in diese Fahrt. Er zog zuerst die Fjorde entlang und fragte nach den Schafen vom Schwanenfjord und stellte sich an, als sei er auf der Suche. Derweilen er aber auf diesem Wege war, hütete Freystein mit dem Beinamen „der Schurke" die Schafe am Schwanenfjord.

Am Abend des Tages, an dem Egil ausgezogen war, ging Freystein nach den Schafen westwärts über den Fluß, und als er zu dem Bergrutsch kam, welcher der Gierschlund genannt ist und westlich des Flusses hinabgeht, da sah er ein Manneshaupt, vom Leibe los, unverscharrt. Das Haupt aber sprach diese Weise:

Schlüpfrig ist der Gierschlund
vom Blute der Streiter:
er will verscharren
Schädel, Schädel!

Er sagte Thorbrand dieses Zeichen, und den däuchte das auf besondere Dinge hinzuweisen.

Von der Fahrt Egils aber ist zu sagen, daß er die Fjorde entlang ging und den Berg hinauf östlich Bulandshaupt und südwärts über das Gebirg und seinen Weg so lenkte, daß er von oben her in die Felsscharte über den Spielhütten traf; da versteckte er sich den Tag über und sah den Spielen zu.

Thord saß bei den Spielen. Er sagte: „Ich weiß nicht, was ich da in der Felsscharte sehe, ob das ein Vogel ist oder ob da ein Mann sich versteckt hält und von Zeit zu Zeit hervorkommt; lebendig ist das," sagte er, „man sollte nachsehen"; aber es wurde nichts draus.

Diesen Tag hatten Björn und Thord die Hüttenwartung. Björn sollte Feuer machen und Thord Wasser holen. Und als das Feuer brannte, da legte sich der Rauch die Scharte hinauf, wie Snorri vermutet hatte. Da stieg Egil herab in dem Rauch und wandte sich zur Hütte. Die Spiele waren noch nicht zu Ende, aber der Tag doch schon im Schwinden, die Feuer fingen stark zu brennen an, und die Hütte war voll Rauches; dahin wandte sich Egil.

Er war steif geworden auf dem Gebirge und vom Liegen in der Felsscharte. Er hatte Schuhriemen mit Quasten, wie es damals Sitte war; und der eine Riemen war losgegangen, und die Quaste schleppte nach. So ging er in das Vorhaus, und als er in den Hauptraum kam, da wollte er recht leise machen, weil er sah, daß Björn und Thord beim Feuer saßen. Und nun gedachte Egil, in kurzer Stunde sich für immer die Freiheit zu erwerben. Aber als er über die Türschwelle wollte, da trat er auf die Riemenquaste, die nachschleppte; und als er mit dem Fuß vorwärts wollte, da saß die Quaste fest, und davon kam er zu Fall und fiel hinein auf den Fußboden. Das wurde ein mächtiges Gedröhn, als ob ein abgezogenes Stück Vieh zu Boden geworfen würde

Thord sprang in die Höhe und rief, was Feinde da führen? Björn sprang auch empor und auf ihn los. Er faßte ihn, ehe er wieder auf die Beine kam, und fragte, wer da wäre?

Er antwortete: „Egil ist da, Genosse Björn."

Björn fragte: „Was für ein Egil ist das?"

„Das ist Egil aus dem Schwanenfjord!" sagte er.

Thord griff nach dem Schwert und wollte ihn niederhauen. Björn hielt ihn zurück und bat ihn, nicht so schnell zu sein — „wir wollen doch erst von ihm hören, was er zu berichten hat."

Da legten sie ihm die Füße in Fesseln. Aber am Abend, als die Männer von dem Spiele zur Hütte heimkamen, sagte Egil, so daß es alle hörten, wie seine Ausfahrt gemeint gewesen sei; da saß er die Nacht über; am Morgen aber führten sie ihn in die Felsscharte, die seitdem die Egilsscharte heißt, und schlugen ihn tot.

Den nächsten Sommer lud Thorodd den Goden Snorri, seinen Schwager, zum Gastgebot nach Froda, und Snorri ritt hin selbneunt. Als aber Snorri da war, da klagte Thorodd vor ihm, sie hätten beide Schimpf und Schande von den Wanderungen Björns zu Thurid, seinem Weibe, Snorris Schwester. Ihn dünke, daß Snorri dafür Rat schaffen müsse. Snorri nahm etliche Nächte teil am Gelage. Thorodd geleitete ihn mit geziemenden Gastgeschenken auf den Heimweg. Der Gode ritt über die Haide und hub an zu sagen, er wolle zum Schiff an der Mündung des Lavafeldflusses reiten. Es war aber um die Zeit, da man die Heuernte auf dem Grashofe vornimmt.

Als sie südwärts zur Kambshaide kamen, sagte Snorri: „Hier werden wir nun von der Haide nach Kamb hinunterreiten; da will ich euch kundtun, daß ich einen Angriff gegen Björn vorhabe und ihn ums Leben bringen will, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu gibt. Aber nicht, wenn er drinnen im Hause ist; denn die Häuser sind hier stark gebaut, und Björn ist rasch und faßt hart zu; wir aber haben keine große Streitmacht; solche überstarke Männer in ihrem Hause anzugreifen, ist selbst da schlecht abgelaufen, wo eine große Übermacht gezogen kam, wie der Gode Geir und Gissur der Weiße, als sie achtzig Mann stark den Gunnar von Hlidarende angriffen. Er war allein in seinem Hause; einige wurden erschlagen, einige verwundet, und sie hatten

schon den Angriff aufgegeben, als der Gode Geir merkte, daß Gunnar keine Schußwaffe mehr hatte. Und nun für den Fall," sagte Snorri, „daß Björn draußen ist, wie wir erwarten dürfen, da heute ein guter Trockentag ist, da wünsche ich von dir, Gesippe Mar, daß du den Streich wider Björn führest, und bedenke dabei, daß er nicht der Mann dazu ist, mit sich spaßen zu lassen, und daß es einen Kampf wie mit hungrigem Wolfe gibt, — der er auch ist —, wenn er seine Todeswunde nicht gleich zu Anfang bekommt."

Und als sie von der Haide hinunterritten, auf den Hof zu, sahen sie, daß Björn draußen an der Umwallung des Grashofes war und einen Heuschlitten zimmerte. Kein Mensch war bei ihm, auch keine Waffe außer einer kleinen Axt und einem langen Schnittmesser, mit dem er die Bohrlöcher glättete. Das war eine Spanne lang, vom Heft aus gerechnet. Björn sah, wie der Gode Snorri mit seinen Leuten die Haide heruntergeritten kam; er erkannte sie sofort: der Gode trug einen blauen Mantel und ritt voran.

Björn entschloß sich rasch: er nahm das Messer und schritt ihnen schnell entgegen. Er griff mit der einen Hand Snorris Mantelärmel, mit der andern faßte er das Messer fest und hielt es so, daß er es Snorri in die Brust stoßen konnte, sobald ihm das rätlich erschien.

Er begrüßte sie, und Snorri erwiderte den Gruß; Mar aber sanken die Arme am Leibe herab; denn ihm schien, daß Björn sehr schnell mit Snorri abfahren werde, wenn ihm der geringste Unfriede begegnete. Björn ging mit ihnen; er fragte nach allermanns Neuigkeiten und behielt den Griff wie zu Anfang.

Endlich nahm er also das Wort: „So ist es bestellt, Snorri, daß ich nicht leugnen will, was ich hier und da euch angetan habe, und des ihr mich beschuldigen möget; auch ist mir gesagt worden, daß ihr es damit schwer nehmet. Es will mir nun am besten scheinen," sagte er, „falls ihr etwas mit mir zu besprechen habt und nicht nur zufällig des Weges vorbeizieht, daß ihr mir Frieden zugesteht; da werde ich umdrehen, denn ich will mich nicht von euch herumziehen lassen."

Snorri antwortete: „Der Griff, den du bei unsrer Begegnung tatest, war so glücklich, daß du allerdings für dieses Mal Frieden haben wirst, welches auch unsre Absicht gewesen sein mag; aber um dieses will ich dich bitten, daß du an dich haltest von nun ab und nicht mehr meine Schwester Thurid verführest; denn es wird nicht wieder zwischen uns verheilen, wenn du fortfährst, wie du bisher getan hast."

Björn antwortete: „Ich mag dir nur solche Dinge versprechen, die ich auch zu halten die Kraft habe; aber ich weiß nicht, wie ich das fertig bekommen soll, was du da verlangst, solange wir beide, Thurid und ich, im gleichen Gau wohnen."

Snorri sagte: „Dich hält hier nicht so viel, daß du nicht könntest deine Wohnung in einen andern Gau verlegen."

Björn erwiderte: „Das ist wahr; und es soll nun so sein: — da du selbst zu mir gekommen bist und nach dem, wie unsre Begegnung verlaufen ist. — Ich verspreche dir, daß ihr, Thorodd und du, nächsten Winter keinen Verdruß mehr von unsern Zusammenkünften haben sollt."

„Da tust du wohl daran," sagte Snorri.

Damit schieden sie. Der Gode ritt zum Schiffe und fuhr nach Hause zurück. Tags darauf ritt Björn südwärts zur Mündung des Lavafeldflusses, wo das Schiff war, und besorgte sich einen Platz für den Sommer. Es wurde aber spät, bevor sie abfuhren. Sie bekamen Nordostwind, und der hielt lange an den Sommer über. Von dem Schiffe aber hörte man nichts wieder.

Gegen Ende der Tage Olafs des Heiligen begab es sich, daß Gudleif, der ein Sohn Gudlaugs des Reichen vom Stromfjord war, Bruder Thorfinns, von dem die Sturlungen stammen, eine Handelsfahrt westwärts nach Dublin unternahm. Als er von Irland zurückwollte, bekam er Ost- und Nordostwind und trieb da lange im Meere nach Westen und Südwesten, bis sie nichts mehr von irgendwelchem Lande wußten. Der Sommer ging stark zu Ende; da gelobten sie mancherlei, wenn sie aus dem Meere kämen. Schließlich geschah es, daß sie Land erblickten. Das erstreckte sich weit hinaus; sie wußten aber nicht, was für ein Land es sein möchte. Sie entschlossen sich, es anzulaufen, weil es ihnen übel vorkam, noch länger auf hoher See zu bleiben.

Sie fanden einen guten Hafen; und als sie kurze Zeit an Land waren, kamen auch Menschen heran. Sie erkannten niemanden, doch kam es ihnen vor, als wenn sie irisch sprächen; in kurzem waren ihrer eine solche Menge zusammen, daß es viele hundert betrug. Sie nahmen die Schiffsleute alle gefangen, banden sie und trieben sie das Land hinauf. Da wurden sie in eine Versammlung geführt, und es wurde über sie Gericht gehalten. Sie merkten, daß einige wollten, daß sie getötet würden, andre, daß sie als Knechte auf die Dörfer verteilt würden.

Während dies verhandelt wurde, sahen sie, wie da eine Reiterschar herankam und eine Fahne in der Schar getragen wurde. Sie glaubten daraus zu erkennen, daß ein Häuptling in der Schar sei. Und als sie näher herankam, sahen sie, daß unter der Fahne ein hoher gewaltiger Mann ritt, schon in höherem Alter, weiß von Haaren. Alle, die da waren, neigten sich vor dem Manne und grüßten ihn, wie wenn er ihr Herr wäre. Sie fanden da bald heraus, daß man sich mit allen Entschlüssen und Bestimmungen nach ihm richtete.

Alsbald sandte der Mann nach Gudleif und seinen Leuten. Und als sie vor ihn kamen, da redete er sie auf norwegisch an und fragte, woher des Landes sie wären. Sie sagten, daß die meisten von ihnen Isländer seien. Der Mann fragte, welches die Isländer wären. Da trat Gudleif vor und grüßte den Mann, und er nahm den Gruß sehr wohl auf und fragte, woher in Island sie seien. Gudleif sagte, daß sie vom Borgarfjord wären; da fragte er, woher im Borgarfjord; Gudleif sagte es ihm. Nach diesem fragte der Mann sorgfältig nach jedem einzelnen der bedeutenderen Leute im Borgarfjord und dann im Breidafjord. Und als sie dabei waren, fragte er nach dem Goden Snorri und nach seiner Schwester Thurid auf Froda und genau nach allem, was Froda betraf, und am genauesten nach dem jungen Kjartan, der nun Gutsherr auf Froda war.

Inzwischen riefen seine Landsleute ihm zu, man müsse nun Beschluß fassen über das Schicksal der Schiffsmannschaft. Da ging der große Mann abseits und berief zwölf von ihnen zu sich, und da saßen und verhandelten sie lange. Danach gingen die zwölf zur Volksmenge.

Der große Mann sprach indessen mit Gudleif und den Seinigen und sagte: „Wir haben über euer Schicksal untereinander verhandelt, und sie haben es schließlich in meine Gewalt gestellt; ich aber will euch nun Urlaub geben, wohin ihr wollt. Es wird euch nun der Sommer stark am Ende scheinen; trotzdem will ich euch den Rat geben, daß ihr euch ohne Verzug von hinnen hebet; denn das Volk hier ist treulos und bösartig; außerdem halten sie dafür, daß schon sowieso ihre Gesetze verletzt sind."

Gudleif sagte: „Was sollen wir sagen, wenn uns bestimmt ist, in unser Vaterland zu kommen, wer uns die Freiheit geschenkt hat?"

Er antwortete: „Das werde ich euch nicht sagen; denn ich wünsche meinen Gesippen und Gefreundten nicht, daß sie eine ähnliche Fahrt machen, wie die eurige geworden wäre, wenn ihr nicht meine Hilfe gefunden hättet. Nun aber ist es soweit," sagte er, „daß das Alter mir jede Stunde über den Hals kommen kann. Und auch, wenn ich noch eine Weile lebe, so sind doch hierzulande Mächtigere als ich bin, die Ausländern wenig Frieden zugestehen würden; wenn sie auch nicht gerade hier wohnen, wo ihr zufällig angekommen seid."

Darauf ließ er ihnen das Schiff neu ausrüsten und blieb so lange bei ihnen, bis ein Wind kam, der ihnen günstig war.

Aber als sie sich trennten, zog der Mann einen Goldring vom Finger und gab ihn in Gudleifs Hand, auch dazu ein gutes Schwert und sprach: „Wenn es dir beschieden ist, auf deiner Väter Erde zu treten, so sollst du dieses Schwert Kjartan geben, dem Bonden zu Froda, und den Ring seiner Mutter Thurid."

Gudleif sagte: „Und was soll ich sagen, wer ihnen diese Kleinodien sendet?"

Er antwortete: „Sage, daß sie der sendet, der ein größerer Freund der Hausfrau zu Froda war, als ihres Bruders, des Goden zum heiligen Berge. Aber wenn jemand daraus erkennen zu können glaubt, wer die Kleinodien sendet, da sage dieses mein Wort, daß ich einem jeglichen Manne verbiete, mich zu suchen; denn es ist die größte Gefahr dabei, wenn man nicht das gleiche Glück hat wie ihr, sintemalen die Küste sich sehr weit erstreckt, die Landung aber schlecht und Unfriede allenthalben sicher ist, wenn man es nicht so trifft, wie ihr nun."

Darnach segelte Gudleif davon und erreichte Irland spät im Herbst. Er blieb zu Dublin über Winter; im Sommer aber segelte er nach Island und lieferte die Kleinodien ab. Da meinten die Leute, daß dieser Mann kein andrer gewesen sei als Björn, Asbrands Sohn vom Breidafjord; aber irgendeine andre Kunde hat man davon nicht, als diese, die nun erzählt ist.

Das
Disziplinarverfahren gegen E. T. A. Hoffmann.

(Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs.)

Von
Georg Ellinger.

Es ist bekannt, daß die letzten Lebens- und Leidenstage E. T. A. Hoffmanns noch durch ein gegen ihn eingeleitetes Disziplinarverfahren verbittert wurden. Aus dem dritten Bande von Dorows „Denkschriften und Briefen", aus Varnhagens Blättern zur preußischen Geschichte und gelegentlichen andren Mitteilungen vermochte man ungefähr ein Bild von Hoffmanns Verfehlung und den gegen ihn unternommenen Schritten zu gewinnen. Auf Grund dieser früher allein zugänglichen Quellen habe ich diesen Lebensabschnitt in meiner Biographie Hoffmanns (Hamburg und Leipzig 1894, S. 156 ff.) dargestellt. Aber die erwähnten Angaben genügen zu einer wirklichen Erkenntnis der Dinge keineswegs; obgleich sie manches Richtige bringen, erweisen sie sich doch als aus zweiter Hand geschöpft und lassen weder den Ursprung noch den Verlauf des Ganzen genau erkennen. Mit um so größerer Freude muß man es daher begrüßen, daß die Verwaltung der Geheimen Staatsarchive sich entschlossen hat, die früher unzugänglichen Akten zur Benutzung freizugeben[1]). Auf diese Weise ist es möglich geworden, an der Hand der Urkunden das ganze Verfahren zu schildern und zugleich das bisher unbekannte Stück aus Hoffmanns „Meister Floh", das die Veranlassung zu dem Vorgehen gegen den Dichter gab, wieder ans Licht zu ziehen.

Das Verfahren gegen Hoffmann hängt auf das engste mit den Demagogenprozessen zusammen und ist ohne Kenntnis wenigstens der von Hoffmann selbst geleiteten Untersuchungen nicht zu verstehen. Auf dem Aachener Kongreß war es Metternich halb und halb gelungen, Friedrich Wilhelm III. von dem Vor-

[1]) Dem Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, Herrn Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Koser, bin ich aufrichtigen Dank dafür schuldig, daß mir die Benutzung der Akten gestattet worden ist. Dank schulde ich ferner für gelegentliche freundliche Auskunft Herrn Geh. Archivrat Dr. Hegert und Herrn Archivar Dr. Erhardt vom Geh. Staatsarchiv, sowie Herrn Archivrat Dr. Schuster vom Königl. Hausarchiv.

handensein revolutionärer Umtriebe in Preußen, namentlich in den jugendlichen Kreisen, zu überzeugen. Schon in einer von dem Könige am 11. Januar 1819 erlassenen Kabinettsorder zeigte es sich, daß das von Metternich gesäte Mißtrauen aufgegangen war; deutlicher trat diese Tatsache noch hervor, als die Ermordung Kotzebues durch Sand den Beweis für die Verdächtigungen Metternichs scheinbar erbrachte. Der König ordnete strenge Untersuchungen an und gab zu diesem Zwecke dem eben ernannten Direktor des Polizeidepartements v. Kamptz weitgehende Vollmachten. v. Kamptz war ein Mann von ausgebreiteten juristischen Kenntnissen und ungewöhnlicher Arbeitskraft, aber von hartem Verstande und engem Gesichtskreise, dazu eine kleinliche, unedle, rachsüchtige Seele. Mit wahrer Leidenschaft ergriff er die ihm übertragene Aufgabe; jeder Verdächtige galt ihm von vornherein als schuldig, und die Schuld mit allen Mitteln nachzuweisen, war sein Hauptbestreben. Bei seiner Betriebsamkeit gelang es ihm, die Minister, vor allen Dingen den ihm gesinnungsverwandten Minister des Innern und der Polizei v. Schuckmann, ganz von sich abhängig zu machen. Im Laufe des Juli 1819 ließ er die ersten Verhaftungen vornehmen. Nachdem die Gefangenen von Kamptz' Untergebenen polizeilich verhört worden waren, mußten sie vor ein Gericht gestellt werden.

Durch Kabinettsorder vom 1. Oktober 1819, der eine andre, die Befugnisse der Kommission im einzelnen festsetzende Kabinettsorder vom 16. September vorangegangen war, setzte Friedrich Wilhelm III. zu diesem Zwecke die Immediatkommission zur Ermittlung „hochverräterischer Verbindungen und andrer gefährlicher Umtriebe" ein. Der Vorsitzende war der Vizepräsident des Kammergerichts v. Trützschler; außerdem gehörten als Richter der Kommission an zwei Kammergerichtsräte, darunter Hoffmann, und zwei Kammergerichtsassessoren. Zwei weitere Mitglieder, der wenig vorteilhaft bekannt gewordene Regierungsassessor Tzschoppe, und ein Polizeirat vertraten die der Kommission ebenfalls übertragenen polizeilichen Befugnisse. Durch die erwähnte Kabinettsorder hatte der König der Kommission „alle diejenigen Gerechtsame und Prärogative, wie auch dieselbe innere Verfassung beigelegt, welche Unsere Landes-Justiz-Kollegien in Unseren alten Landen in ihrer Eigenschaft als inquirirende Kriminal-Gerichte haben".

Eine der ersten Verhandlungen, welche die Kommission zu führen hatte, war die Untersuchung gegen den Doktor Georg Ludwig Roediger. Dieser, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mann, hatte in Jena der Burschenschaft angehört und auch auf dem Wartburgfeste sich durch eine feurige, später von ihm veröffentlichte Rede besonders hervorgetan. Durch seine Bekanntschaft mit Sand und andern angeblich Schuldigen sowie durch seine Beziehungen zu dem ebenfalls wegen demagogischer Umtriebe beargwöhnten Buchhändler Reimer war er der Regierung verdächtig geworden, und in Berlin, wo er sich zuletzt zum Zwecke der Habilitation aufgehalten hatte, wurde er am 8. Juli 1819 verhaftet. Die Immediatkommission ernannte Hoffmann zum Referenten, und dieser erstattete am 20. November ein Votum über die Angelegenheit. Hoffmann zeigt in dem mit musterhafter Klarheit durchgeführten Schriftstück, wie alle Verdachtsgründe gegen Roediger bei genauerer Betrachtung in Nichts

zerfallen. Sowohl seine Teilnahme an der Burschenschaft als seine Wartburgrede, ebenso wie seine Beziehungen zu den verdächtigten Persönlichkeiten und sein Verhalten während seines Berliner Aufenthaltes werden als durchaus harmlos erwiesen. Das einzige, was gegen ihn wirklich ins Feld geführt werden konnte, war seine Teilnahme an einer aus der Burschenschaft hervorgegangenen engeren Vereinigung in Jena, von der man annahm, daß sie mit dem wirklich demagogischen Verein der „Schwarzen" oder „Unbedingten" in Verbindung gestanden habe. Allein Hoffmann weist nach, daß Roediger niemals eine der angeblichen staatsgefährlichen Tendenz jener Vereinigung entsprechende Wirkung ausgeübt habe und daß er aller Wahrscheinlichkeit nach von derartigen Zwecken des Vereins gar nicht unterrichtet gewesen wäre.

Hoffmann stellte daher den Antrag, den Roediger nicht zur Kriminaluntersuchung zu ziehen und ihn aus der Haft zu entlassen. Die Immediatkommission beschloß demgemäß und gab unter Beifügung von Hoffmanns Votum den Ministern von Kircheisen und Schuckmann von dem Beschlusse Kenntnis. Schuckmann sandte das Gutachten sofort an Kamptz, und in einem umfangreichen Gutachten vom 27. November bekämpfte dieser auf das schärfste den Beschluß der Kommission; er behauptete, Hoffmann gründe sein Urteil nur auf ein unvollständiges Aktenmaterial, und suchte zu zeigen, daß die Verdachtsgründe gegen Roediger noch keineswegs entkräftet wären und daher die Untersuchung gegen ihn fortgesetzt werden müßte. Schuckmann reichte dieses Schriftstück am folgenden Tage dem Staatskanzler Hardenberg ein, der sich Kamptz' Bedenken durchaus anschloß. „Die Untersuchungs-Sache," schrieb er an Schuckmann, „ist so äußerst wichtig, daß wir derselben nicht genug Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmen können. Die Ehre des Königs, unsere eigene, die öffentliche Existimation im Lande, und ich darf sagen in ganz Europa, hängen davon ab." Um einen brauchbaren Mitarbeiter zu haben, berief Hardenberg den Oberpräsidenten v. Bülow aus Magdeburg nach Berlin und stellte mit ihm auf Grund des Kamptzschen Gutachtens eine Vorhaltung an die Immediatkommission zusammen, in der diese auf die angeblichen Mängel in Hoffmanns Votum aufmerksam gemacht und zur erneuten Behandlung der Sache aufgefordert wurde. Zugleich wurde Roediger auf Hardenbergs Befehl wieder verhaftet.

Die Vorhaltung beantwortete Hoffmann in einem sehr umfangreichen neuen Berichte (Dezember 1819 ohne Angabe des Tages; am 19.), in dem sich die Kommission gegen die ihr gemachten Vorwürfe verwahrte. Er setzte zunächst die für den Richter maßgebenden Grundsätze auseinander und fuhr dann fort[1]):

„Nach diesem im Allgemeinen aufgestellten Grundsatz haben wir in allen bis jetzt bearbeiteten Sachen mit der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit verfahren, die jedes Richters heiligste, unverletzlichste Pflicht ist. Insbesondere haben wir uns, wie es ebenfalls unsere Pflicht erforderte, bemüht, aus den verschiedensten Vernehmungen, Korrespondenzen ꝛc. ꝛc., die sich gegen jeden Einzelnen ergebenden Ver-

[1]) Bei sämtlichen angeführten Quellenstellen sind Orthographie und Interpunktion des Originals beibehalten worden.

dachtsgründe zusammenzustellen, bey der sorgfältigen Erwägung derselben uns aber gewiß jene Freiheit und Unbefangenheit des Gemüths erhalten, die dem Kriminalrichter eigen sein muß, um den gegen irgend jemanden streitenden Verdacht eines Verbrechens nur auf objektive Gründe zu bauen, da im Fall des Gegentheils, wenn nämlich subjektive Gründe dazu gelten sollten, nicht mehr von einem Verdacht, sondern von einem Argwohn die Rede seyn würde, der zu keinem kriminalistischen Verfahren Anlaß geben kann und darf."

In eingehendster Darstellung wird dann Schritt für Schritt der frühere Beschluß im einzelnen gerechtfertigt und schließlich anläßlich der erneuten Verhaftung Roedigers bemerkt:

„Da derselbe aufs neue arretirt worden, so können wir nicht anders glauben, als daß neue noch nicht vorgekommene dringende Anzeigen eines begangenen schweren Kriminal Verbrechens zur Sprache gebracht sind und bitten Ew. Excellenzien für die baldige Mittheilung derselben an uns hochgeneigtest sorgen zu wollen, da alsdann jedes fernere Polizeiverfahren aufhören und unsere Funktion eintreten muß. Sollten jene neuen Anzeigen aber nicht vorgekommen seyn, so kann die von neuem erfolgte Arretierung des Roediger nur auf Misverständnissen beruhen, denen wir in unserm jetzigen ehrerbietigst erstatteten Bericht, völlig begegnet zu haben glauben, (wir) hegen das unbedingteste Vertrauen: daß Ew. Excellenzien nach derselben unwandelbarer rücksichtslosester Gerechtigkeitsliebe den auf rechtliche Grundsätze basirten Ausspruch des kompetenten Gerichtshofes aufrecht erhalten und die sofortige Entlassung des Roediger zu bewirken geruhen werden, und sehen der schleunigsten Vorbescheidung ehrerbietigst entgegen."

Das Votum des Korreferenten, des Kammergerichtsrats Sydow, trat in jeder Beziehung Hoffmanns Ausführungen bei und erklärte zuletzt:

„Doch, es würde unzweckmäßig seyn, bei der Gründlichkeit, mit welcher der Herr Dezernent die Ausführungen des Rescripts einzeln beurtheilt hat, noch etwas zur Unterstützung des vorgeschlagenen Berichts anzuführen."

Wiederum trat Kamptz in Tätigkeit und unterwarf den zweiten Bericht Hoffmanns einer scharfen Kritik, auf Grund deren Schuckmann der Kommission erneute Vorhaltungen machte. Die unterdessen erfolgte Ausscheidung der polizeilichen Mitglieder aus der Kommission, wovon noch die Rede sein wird, gab der Regierung die Möglichkeit, den Roediger außerhalb der Kommission erneuten scharfen Verhören zu unterziehen. Die darüber aufgenommenen Protokolle wurden der Immediatkommission mitgeteilt, aber diese erklärte, daß sich durch die Verhöre die Lage durchaus nicht verändert habe und auch jetzt kein Grund vorliege, den Beschuldigten zur Kriminaluntersuchung zu ziehen. Der weitere Verlauf der Angelegenheit gehört nicht mehr hierher; Roediger wurde schließlich aus dem preußischen Staate ausgewiesen.

Unterdessen hatte jedoch Hoffmanns Verhalten in der Roedigerschen Angelegenheit noch weitere Folgen gezeitigt. Schon in jenem oben erwähnten Schreiben an Schuckmann (2. Dezember 1819) hatte Hardenberg geäußert, er sei mit dem Oberpräsidenten von Bülow darin übereingekommen, daß „den Geschäften der (Immediat-)Kommission eine andre Richtung zu geben sei." Die Absichten, die er damit andeutete, wurden bald ins Werk gesetzt. In einer Kabinettsorder vom 6. Dezember hob der König tadelnd hervor, daß die Immediatkommission nur den juristischen Gesichtspunkt vor Augen habe und darüber den höheren staatspolizeilichen Zweck ganz außer acht lasse.

„Ich bin weit entfernt", fährt das Schriftstück fort, „in die richterliche Eigenschaft der Commission einzugreifen oder ihre freie Überzeugung lenken zu wollen; aber es ist auf der anderen Seite von der höchsten Wichtigkeit, daß jener Staatspolicenliche Zweck erreicht, die gefährlichen Umtriebe mit Sorgfalt und in allen ihren Zweigen verfolgt und die Mittel ergriffen werden, welche die Sicherheit Meines Staats und ganz Deutschlands fordern und nothwendig machen."

Um das zu erreichen, setzte der König durch die erwähnte Kabinettsorder eine Ministerialkommission ein, die ausschließlich das staatspolizeiliche Interesse wahrnehmen sollte oder, wie es in der Kabinettsorder heißt, „vor welche alle die, die erwähnte Untersuchung betreffenden Sachen, ohne Ausnahme gehören sollten, insofern es nicht auf richterliche Handlungen und Erkenntnisse ankommt." — Die natürliche Folge war, daß die Immediatkommission nur zu einer rein richterlichen Behörde wurde; die beiden polizeilichen Mitglieder schieden aus und empfingen ihre Weisungen von der Ministerialkommission. Diese bestand aus dem Staatskanzler, den Ministern Kircheisen, Schuckmann, Wittgenstein, dem Geh. Kabinettsrat Albrecht und den beiden Referenten v. Kamptz und v. Bülow. Im wesentlichen in derselben Richtung, in der Kamptz bisher die Demagogenhetze betrieben hatte, bewegte sich auch die Tätigkeit der Ministerialkommission.

Es konnte natürlich nicht anders sein, als daß es zwischen den beiden Kommissionen bald zu Zusammenstößen kam. Das trat z. B. in der Untersuchung gegen den Turnvater Jahn[1]) auf das deutlichste zutage. Bekanntlich war Jahn auf recht fragwürdige Verdachtsgründe hin im Juli 1819 verhaftet worden; Hoffmann wurde von der Immediatkommission mit der Führung des Prozesses beauftragt, und sein am 15. Februar 1820 erstatteter Bericht wies die Nichtigkeit der gegen Jahn erhobenen Anschuldigungen nach. Auf Grund von Hoffmanns Ausführungen beschloß die Immediatkommission, Jahn unter Vorbehalt der etwa in polizeilicher Hinsicht zu treffenden Maßregeln aus seiner Haft zu entlassen, weil in Ansehung der bis jetzt ermittelten Verhältnisse ihn keine Strafe treffen werde, die eine Fortsetzung der Haft begründen könne. Das versetzte Kamptz, der des Turnvaters Schuld schon öffentlich als ganz erwiesen bezeichnet hatte, in einen wahren Ingrimm; in einer heftigen Kritik von Hoffmanns Bericht erklärte er diesen als ein Seitenstück zu dem Votum in der Roedigerschen Angelegenheit und drang auf weitere Behandlung der Sache. Die Ministerialkommission stellte sich durchaus auf Kamptz' Standpunkt; sie begnügte sich damit, Jahns Haft zu mildern, lehnte aber eine Ausführung der von der Immediatkommission beschlossenen Freilassung am 6. April ab. Von neuem drang die Immediatkommission in Eingaben vom 15. April und 3. Mai auf Jahns Haftentlassung, und wiederum lehnte die Ministerialkommission am 4. Mai diese Anträge ab. Nun ging die Immediatkommission schärfer vor; in einer Eingabe vom 18. Mai verlangte sie von neuem Ausführung ihres Beschlusses, und die Mitglieder erklärten zugleich, daß sie den König um Enthebung von dem ihnen über-

[1]) Über diese Untersuchung sowie über die mit ihr unmittelbar zusammenhängende Klage Jahns gegen v. Kamptz findet man Näheres in meiner Biographie, S. 156 ff.

tragenen Richteramt in der Kommission bitten müßten, falls ihre nach rechtlicher Überzeugung gefaßten Beschlüsse in dieser Weise wirkungslos gemacht würden. Jetzt endlich sah sich die Ministerialkommission zum Nachgeben gezwungen; in ihrer Sitzung vom 25. Mai beschloß sie, dem Könige einen Mittelweg vorzuschlagen, nämlich den, Jahn vorläufig auf die Festung Kolberg zu schicken. Durch Kabinettsorder vom 31. Mai 1820 entschied der König demgemäß. Der Kampf, der sich in der Jahnschen Sache zwischen den beiden Kommissionen abgespielt hatte, setzte sich aber weiter fort, und wiederum spielt dabei eine Angelegenheit, die Hoffmann zu bearbeiten hatte, eine bedeutende Rolle. Unter dem Verdachte demagogischer Umtriebe war auf Kamptz' Veranlassung im Juli 1819 zu Köln der Substitut des Generalprokurators, Ludwig von Mühlenfels, verhaftet worden, ein enthusiastischer, vaterländisch gesinnter junger Mann, der sich als achtzehnjähriger Jüngling in der Schlacht bei Dennewitz rühmlich ausgezeichnet hatte. Als seine Vernehmung vor der Immediatkommission erfolgen sollte, verweigerte er die Auskunft, weil er das Recht für sich in Anspruch nahm, nur einem Gericht der Rheinlande Rede und Antwort zu stehen. Da es durch Einzelhaft, Entziehung von Lektüre und Schreibmaterialien nicht gelang, ihn zu einer Aussage zu veranlassen, er aber seine unmittelbar nach der Verhaftung zu Köln gemachten Angaben anerkannte, auch einzelne Fragen der Kommission über noch nicht aufgeklärte Punkte wenigstens vertraulich beantwortete, so hielt die Kommission die Abfassung eines Erkenntnisses für zulässig. Am 22. August 1820 erstattete Hoffmann eine ausführliche Species facti, worin im einzelnen dargetan wurde, daß wirklich strafbare Handlungen dem Mühlenfels nicht nachgewiesen werden könnten. Auf Grund dieses Berichtes beschloß die Immediatkommission, Mühlenfels aus der Haft zu entlassen. Wiederum bekämpfte Kamptz im einzelnen Hoffmanns Bericht, und in einem von ihm aufgesetzten Schreiben teilte im Auftrage der Ministerialkommission der Justizminister von Kircheisen der Immediatkommission mit, daß die Untersuchung noch nicht als geschlossen anzusehen sei, was Hoffmann veranlaßte, in einem neuen, umfangreichen Gutachten vom 9. Dezember 1820 den früher gefaßten Beschluß zu rechtfertigen und zu wiederholen. Außerdem war in der von Kamptz entworfenen Mitteilung Kircheisens die Immediatkommission angewiesen worden, im Falle weiterer Weigerung des Mühlenfels eine Aussage durch Anwendung erneuter Zwangsmittel herbeizuführen. Die Immediatkommission lehnte dieses Ansinnen als gesetzwidrig und zwecklos ab.

Die Weigerung der Immediatkommission, in diesen und ähnlichen Fällen der Ministerialkommission zu Willen zu sein, veranlaßte diese, sich an den König zu wenden, der sich durchaus auf die Seite der Ministerialkommission stellte und in einer scharfen Kabinettsorder vom 5. März 1821 das Verhältnis zwischen den beiden Kommissionen so feststellte, daß die Ministerialkommission als Oberbehörde zu betrachten und die Immediatkommission ihr untergeben sei, und daß die Immediatkommission die Pflicht habe, den Anweisungen und Verfügungen, die sie von der Ministerialkommission erhalte, unweigerlich gebührende Folge zu leisten, wogegen die Ministerialkommission diese Aufgaben allein zu vertreten habe.

So sah sich die Kommission, der doch ursprünglich die Befugnisse eines wirklichen Kriminalgerichts übertragen worden waren, tatsächlich in eine völlige Abhängigkeit von der Ministerialkommission, d. h. von deren spiritus rector v. Kamptz, versetzt. In einer ausführlichen Eingabe an den König vom 5. April 1821 erhob sie gegen die Kabinettsorder Vorstellungen. Sie führte aus, daß in der Sache des Mühlenfels sowie in der Untersuchung gegen den freilich nicht ganz einwandfreien Adolf Follenius, für den sie ebenfalls vergeblich Einstellung des Verfahrens und Haftentlassung beantragt hatte, das Recht durchaus auf ihrer Seite sei. Schließlich erneuerte sie ihre Anträge in den beiden Untersuchungssachen mit folgendem Antrage:

„Ew. Königliche Majestät bitten wir allerunterthänigst, die allerhöchstverordnete Ministerial-Kommission zur Berücksichtigung unserer erwähnten Beschlüsse anzuweisen, oder in sofern unsere Ansicht gemisbilligt werden sollte, da dieselbe, wie wir versichern, auf innerer Überzeugung beruht, und, wenn wir derselben gemäß handeln, diese Verschiedenheit der Ansichten der Sache selbst nachtheilig werden dürfte, wegen unserer Entbindung von der Kommission allerhuldreichst zu verfügen."

Schon vorher (4. Februar 1821) hatte der Präsident der Immediatkommission, v. Trützschler, aus demselben Grunde um Enthebung von seinem Amte gebeten. Aber sie wurde ihm nicht gewährt; und ebensowenig wurde die Alternative berücksichtigt, welche die ganze Kommission gestellt hatte. Ähnlich wie bei Jahn half man sich damit, daß Follenius und Mühlenfels vorläufig nach Küstrin und Glogau geschickt wurden, also tatsächlich in einer, wenn auch milderen, Haft blieben. Der tiefe Gegensatz zwischen der Ministerialkommission und der Immediatkommission blieb bestehen, zumal der König den durch die Kabinettsorder vom 5. März 1821 geschaffenen Rechtszustand aufrechterhielt und der Immediatkommission auf ihre Vorstellung dagegen nicht einmal eine Antwort zuteil werden ließ. Es war daher nicht verwunderlich, daß es bald zu einem neuen heftigen Zusammenstoße kam. Der vortreffliche Buchhändler G. A. Reimer war, wie bereits erwähnt, ebenfalls wegen demagogischer Umtriebe verdächtigt worden. Die Ministerialkommission forderte die Immediatkommission auf, ihn zu verhören, und der Kammergerichtsrat v. Gerlach[1]) wurde mit diesem Auftrage betraut. v. Gerlach aber weigerte sich entschieden, die Vernehmung auszuführen, und in mehreren Schreiben an den Justizminister, den Staatskanzler und schließlich den König selbst bat er auf das dringendste um Enthebung von seinem Amte in der Immediatkommission (Juni bis August 1821):

„Meiner Überzeugung nach," sagt er in seiner ersten Eingabe vom 22. Juni, „darf ich als Kammer Gerichts Rath und Mitglied der Immediat Untersuchungs-Commission in einem Verhältniß nicht fortdienen, in welchem ich nicht nach Pflicht und Gewissen, sondern lediglich nach den Befehlen meiner hohen Vorgesetzten Recht sprechen soll, da auf diese Art die vor die Immediat Untersuchungs Commission gestellten Inculpaten nicht mehr vor Gericht stehen, sondern von Beschlüssen abhangen, welche, wenn auch an sich noch so begründet, doch nicht von Gerichts Wegen ergehen ... Meines unmaßgeblichen Erachtens ist es nähmlich einem getreuen Justiz Beamten Seiner

[1]) Gustav Wilhelm v. Gerlach (1789—1834), der ältere Bruder der drei bekannt gewordenen Gerlachs, des Generals Leopold, des Präsidenten Ernst Ludwig und des Theologen Otto v. Gerlach.

Königlichen Majestät nicht erlaubt, Allerhöchst Derselben Befehle auszuführen, sobald solche mit dem Ausspruche seines Gewissens sich nicht vereinigen lassen, und es höret seine Verantwortlichkeit, wenn er dergleichen dennoch vollführet, dadurch nicht auf, daß sein Benehmen sich auf einen Allerhöchsten Befehl gründet; mit Recht können Seine Königliche Majestät vielmehr von einem getreuen Diener erwarten, daß derselbe sich der Vollziehung solcher Befehle, welche seinem Gewissen zuwiderlaufen, nicht füge und lieber seinen Dienst quittire, und mit Recht würde ein solcher Diener meines Erachtens, wenn künftighin Seine Königliche Majestät eine andere Ansicht in der Sache gewönnen, dafür, daß er solche Befehle wider besseres Wissen und Gewissen ausgeführet hätte, von Allerhöchst Denselben verantwortlich gemacht werden."

Trotz seiner fortgesetzten Vorstellungen wurde v. Gerlach die erbetene Enthebung von seinem Amte nicht erteilt, vielmehr stellte ihm auf Vorschlag der Ministerialkommission der König in einer Kabinettsorder vom 25. Oktober 1821 nur die Wahl, entweder die ihm erteilten Aufträge auszuführen oder aus dem preußischen Dienst überhaupt auszuscheiden. Erst dann fügte sich v. Gerlach, aber nicht ohne nochmals dem Könige seine unveränderte Auffassung über die durch die Kabinettsorder vom 5. März 1821 unhaltbar gewordene Stellung der Immediatkommission vorzutragen und wieder — wiewohl vergeblich — um Befreiung von dem ihm gegebenen Auftrage und um Entlassung aus der Kommission zu bitten.

Daß Hoffmann von der gleichen Gesinnung erfüllt war wie die andern Mitglieder der Kommission, geht aus seinem Verhalten in den erwähnten Prozessen hervor, und wie sehr er durch seine Rechtsprechung in den Untersuchungen wider Roediger und v. Mühlenfels den Haß der Demagogenverfolger auf sich geladen hatte, wird noch zu zeigen sein. Seine Anschauungen über die Demagogenverfolgung und die Art, in der sie betrieben wurde, hat er nicht allzulange nach dem Abschlusse der Jahnschen Angelegenheit seinem ältesten Freunde v. Hippel, dem Verfasser des Aufrufs „An mein Volk", ausführlich dargelegt, und genau wie sich jetzt dem Nachlebenden die Frage nach dem Maße der Verschuldung darstellt, fällt er auch sein ruhiges, unbestechliches Urteil. Daß gegen den kalten, frevelhaften Fanatismus der sog. „Schwarzen" oder „Unbedingten", aus deren Kreise der unglückliche Sand hervorgegangen war, mit aller Strenge eingeschritten werden mußte, war seine feste Überzeugung. Auf das tiefste empörten ihn dagegen zwei Dinge: einmal die Art, in der v. Kamptz, seine Gönner und Helfershelfer gegen alle Angeschuldigten vorgingen, oder, wie Hoffmann es ausdrückt, „das Gewebe heilloser Willkür, frecher Nichtachtung aller Gesetze, persönlicher Animosität"; und dann die Tatsache, daß die getroffenen Maßregeln nicht nur gegen die Tat, sondern auch gegen die Gesinnung gerichtet waren.

Mit dem gleichen Satze, daß der Kriminalrichter nicht die Gesinnung, sondern die Tat strafe, hat später (vgl. oben S. 7) der Präsident v. Trützschler sein Entlassungsgesuch begründet. Dagegen suchte v. Kamptz die preußischen Richter von dem Gegenteil zu überzeugen. Im 16. Bande seiner „Jahrbücher für preußische Gesetzgebung" S. 273 ff. veröffentlichte er 1820 einen Aufsatz: „Bemerkungen über den Tatbestand und den Versuch des Hoch-

verrats", in dem er nachzuweisen suchte, daß auch durch bloße Theorien Hochverrat begangen werden könnte. Zur Kennzeichnung des Geistes, von dem diese umfangreiche Arbeit beseelt ist, genügt es, seine Ausführungen über die Teilnahme an geheimen Verbindungen auszuheben (a. a. O. S. 350):

„Es kommt lediglich auf den Zweck der Verbindung und Versammlung, nämlich darauf an, ob rechtswidrige Bewirkung der Veränderung der Staatsverfassung Gegenstand der Verbindung und Zusammenkunft ist. Denn alsdann ist dieselbe eine, auf Umsturz der Staatsverfassung gerichtete Handlung, durch welche allein, mithin auch wenn sie diesen Zweck überall nicht erreicht hat und auch wenn die Mitglieder der Verbindung oder der Zusammenkunft außer der Versammlung für diesen Zweck nicht tätig gewesen seyn sollten, der Hochverrat nicht bloß versucht, sondern auch wirklich begangen wird."

Man vergegenwärtige sich nun, was eine so erregbare Natur wie Hoffmann empfinden mußte, wenn seine nach reiflichster Erwägung aller rechtlichen Tatsachen getroffenen Entscheidungen unausgesetzt mit derartigen Anschauungen zusammenstießen; wenn er sich von den durch Kamptz geleiteten Ministern fortwährend unverdiente Zurechtweisungen gefallen, sich über angeblich von ihm nicht gehörig gewürdigte Verdachtsgründe belehren lassen mußte, deren Hohlheit er längst nachgewiesen hatte. Da sich diese Vorgänge bei jedem Falle wiederholten, so läßt es sich leicht ermessen, welcher Grimm sich gegen Kamptz in ihm ansammeln mußte. Und es wäre ein Wunder, wenn diese seine Seele erfüllende Stimmung nicht in seiner dichterischen Tätigkeit irgendwie zum Ausdruck gekommen wäre.

Gerade in jener Zeit, in der v. Gerlach so mannhaft, aber vergeblich für das Recht aufgetreten war, faßte Hoffmann den Plan zu einem Märchen: „Meister Floh", das er dem Verleger Wilmanns in Frankfurt zusagte. Im Spätherbst 1821 begann er die Ausarbeitung, die aber wegen wiederholter Krankheitsanfälle langsam vonstatten ging, so daß Wilmanns zunächst nur die ersten Kapitel erhielt, die er sofort in Druck gab. Wie das Märchen jetzt vorliegt, ist ein Zug darin nicht verständlich. Der durch einen Wächter verhaftete Held der Erzählung, Peregrinus Thyß, wird, trotzdem sich das Vorgehen des Wächters als ein Fehlgriff herausstellt, noch einige Zeit festgehalten, ohne daß man den näheren Grund erfährt. Den Schlüssel zum Verständnis gibt eine ausgefallene Episode im vierten und am Anfang des fünften Kapitels. Sie ist in einigen Blättern von Hoffmanns Originalmanuskript des „Meister Floh" enthalten, die sich in den Akten des Geh. Staatsarchivs fanden, und soll im folgenden so mitgeteilt werden, daß durch Verweisung auf die vorhergehenden oder sich anschließenden Worte des gedruckten Textes das Auffinden sofort ermöglicht wird. Das vierte Abenteuer führt im ursprünglichen Manuskript die Überschrift: „Unerwartetes Zusammentreffen zweier Freunde. Der Rath Knarrpanti und seine peinlichen Grundsätze. Liebesverzweiflung der Distel Zeherit" usw. wie in den heutigen Drucken. Die nachfolgende Stelle selbst ist in den „Gesammelten Schriften" Hoffmanns (Berlin, Reimer, 1873), Bd. X, S. 170, in der Grisebachschen Ausgabe, Bd. XII, S. 64 einzureihen.

Viertes Abentheuer. „Ich bin", rief Herr Peregrinus Thyß, „in der That jetzt ein herrlicher tadelsfreier Gewährsmann, da ich selbst verhaftet eines schweren

Verbrechens halber, das ich nicht kenne, ja von dem ich auch nicht die leiseste Ahnung habe."

Doch, es möchte gerathen seyn, das Gespräch der beiden Freunde, die sich auf eine Weise wiederfanden, wie sie es wohl nicht vermuthet, zu unterbrechen und dem geneigten Leser zu sagen, was es mit der Verhaftung des Herrn Peregrinus Thyß für eine Bewandniß hatte. Es ist schwer, ja wohl unmöglich darzuthun, wie Gerüchte entstehen; sie gleichen dem Winde von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er fährt. So hatte sich auch in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß am Weihnachts Abende aus einer großen Gesellschaft, die bey einem reichen Bankier versammelt gewesen, eine sehr vornehme Dame auf unbegreifliche Weise entführt worden. Jeder sprach davon, nannte den Namen des Bankiers und klagte laut, daß die Polizei wenig wachsam seyn müße, wenn eine solche gewaltsame That ohne Scheu verübt werden dürfe. Der Rath konnte nicht umhin Nachforschungen an(zu)stellen; alle Gäste, die am Weihnachts Abende bey dem Bankier gewesen, wurden vernommen; jeder sagte: allerdings sey wie er gehört habe, eine vornehme Dame aus der Gesellschaft entführt worden und der Bankier bedauerte gar sehr, daß in seinem Hause solch ein Streich geschehen. Keiner wußte indeßen den Namen der entführten Dame anzugeben und als der Bankier die Liste seiner Gäste einreichte, fand es sich, daß keine einzige von den Damen die zugegen gewesen, vermißt wurde. War dies nun auch der Fall mit sämtlichen einheimischen und fremden Frauen und Mädchen in der ganzen Stadt, von denen keiner am Weihnachts Abende Leids geschehen, so sah der Rath, wie es nicht anders geschehen konte, das entstandene Gerücht für völlig grundlos und die ganze Sache für erledigt an.

Da erschien aber vor dem Rath ein seltsamer Mensch, sowohl seiner Kleidung als seinem ganzen Wesen nach, welcher sagte, er sey Geheimer Hofrath und nenne sich Knarrpanti. Darauf zog er ein Papier mit einem großen Siegel aus der Tasche und überreichte es mit einer höflichen Verbeugung und einer Miene, die deutlich aussprach, wie sehr der Rath durch die hohe Würde, die er, der Geheime Hofrath Knarrpanti bekleide und durch den wichtigen Auftrag, den er erhalten, überrascht seyn, und welcher Respekt ihm nun erwiesen werden würde. Knarrpanti war ein sehr wichtiger Mann, ein sogenanntes Factotum an dem Hofe eines kleinen Fürsten auf deßen Namen sich der Herausgeber nicht besinnen kann, und von dem nur zu sagen ist, daß es ihm beständig an Geld fehlte und daß von allen Staatseinrichtungen, die er aus der Geschichte kante, ihm keine beßer gefiel als die Geheime Staats Inquisition wie sie ehemals in Venedig stattfand. Diesem Fürsten war wirklich vor einiger Zeit eine seiner Prinzeßinnen abhanden gekommen, man wußte nicht recht, wie? Als nun dem Knarrpanti, der sich gerade in Frankfurth befand um wo möglich einiges Geld für seinen Herrn aufzuborgen, das Gerücht von der entführten vornehmen Dame zu Ohren kam, schrieb er sogleich an den Fürsten, daß es seinen Bemühungen gelungen, der verlornen Prinzeßin auf die Spur zu kommen. Darauf erhielt er sofort den Auftrag den Räuber zu verfolgen und alles anzuwenden die Prinzeßin aufzufinden und sich ihrer zu bemächtigen, koste es was es wolle. Diesem Auftrage war ein höfliches Schreiben an den Rath beigelegt, worinn derselbe ersucht wurde, dem Geheimen Hofrath Knarrpanti in seinen Nachforschungen möglichst beizustehen und auf seinen Antrag den Räuber zu verhaften und ihm den Prozeß zu machen. Dies Schreiben war aber jenes Papier welches Knarrpanti dem Rath in der Audienz überreichte und von dem er sich solche große Wirkung versprach.

Der Rath erwiderte, das Gerücht von einer vornehmen Dame die entführt seyn solle, sey als grundlos widerlegt, dagegen vollkommen ermittelt, daß überhaupt niemand entführt worden, es könne daher von Ausmittlung eines Entführers nicht die Rede seyn und werde der Herr Geheime Hofrath Knarrpanti, aller weiteren Nachforschungen entübrigt wohl keines Beistandes bedürfen.

Knarrpanti hörte dies alles mit einem selbstzufriedenen Lächeln an und versicherte daß es seiner ungemeinen Sagazität bereits gelungen den Thäter zu erforschen. — Auf die Erinnerung, daß doch eine That begangen seyn müße, wenn es einen Thäter geben solle, meinte Knarrpanti, daß, sey erst der Verbrecher ausgemittelt, sich das begangene Verbrechen von selbst finde. Nur ein oberflächlicher leichtsinniger Richter sey, wenn auch selbst die Hauptanklage wegen Verstocktheit des Angeklagten nicht festzustellen, nicht im Stande dies und das hineinzuinquiriren, welches dem Angeklagten doch irgend einen kleinen Makel anhänge und die Haft rechtfertige. Er müße schon jetzt dringend auf die schleunige Verhaftung des Entführers seiner Prinzeßin antragen, und dieser Entführer sey niemand anders, als Herr Peregrinus Thyß, der ihm schon längst als höchst verdächtig bekannt und deßen Papiere er sofort in Beschlag zu nehmen bitte.

Der Rath erstaunte über die kecke Anklage eines stillen unbescholtenen Bürgers und wies Knarrpantis Antrag mit vielem Geräusch zurück.

Knarrpanti kam nicht im mindesten aus der Faßung, sondern versicherte mit einer gewißen widerlichen Anmaßung, die ihm überhaupt eigen, daß, verlange man von ihm zuvor den Nachweis seiner Anklage, er diesen sehr leicht führen könne. Durch zwey Zeugen wolle er nehmlich darthun, daß Herr Peregrinus Thyß in der Weihnachts Nacht mit Gewalt ein schön geputztes Mädchen in sein Haus geschleppt habe.

Mehr, um die Absurdität dieser Behauptung völlig darzuthun, als um auf die Sache wirklich einzugehen, beschloß der Rath die beiden vorgeschlagenen Zeugen vernehmen zu laßen. Beide, ein Nachbar des Herrn Peregrinus Thyß, der in jener verhängnißvollen Weihnachtsnacht zufällig eben in sein Haus treten wollen, so wie der Wächter hatten aber aus der Ferne den ganzen Auftritt, als Peregrinus die geheimnißvolle Schöne herbeitrug, beobachtet und bekundeten einstimmig, daß Herr Thyß allerdings eine geputzte Dame in sein Haus gebracht. Beide wollten denn auch bemerkt haben, daß die Dame sich sehr gesträubt und jämmerlich lamentirt. Auf die Frage, warum sie denn dem bedrängten Frauenzimmer nicht zu Hilfe geeilt, erwiederten sie, solches sey ihnen nicht eingefallen.

Die Aussage dieser Zeugen setzte den Rath in nicht geringe Verlegenheit, da Herr Peregrinus sich wirklich des Vergehens schuldig gemacht zu haben schien, deßen man ihn anklagte. Knarrpanti sprach wie ein Cicero und bewies, wie der Umstand, daß man jetzt keine Dame vermiße, gar nichts entscheide, da die Dame sich ja wieder aus Peregrinus Hause gerettet haben und aus purer Schaam den ganzen Vorfall verschweigen könne. Wer die Dame sey, so wie was Herr Thyß noch sonst in gefährlichen Liebesumtrieben begonnen, das würde sich gewiß aus des Verbrechers Papieren ergeben, und er nahm die Gerechtigkeitsliebe des Raths in Anspruch, nach der gewiß keine fluchwürdige That ungeahndet bleiben dürfe. Der Rath beschloß fürs erste, dem Gesuch des würdigen Geheimen Hofraths nachzugeben, und so geschah es, daß des armen Peregrinus Thyß schnelle Verhaftung so wie die Beschlagnahme seiner Papiere erfolgte. —

Wir kehren zu den beiden Freunden, die nebeneinander die Köpfe aus den Fenstern ihrer Gefängniße gesteckt haben zurück.

Mit den sich anschließenden Worten: „Peregrinus hatte dem Freunde ausführlich erzählt, wie er bey seiner Rückkehr nach Frankreich sich verwaist gefunden usw." entspricht dann das Manuskript wieder genau den Drucken.

Das fünfte Abenteuer führte ursprünglich die Überschrift: „Merkwürdiger Prozeß und ferneres weises verständiges Benehmen des Herrn Geheimen Hofraths Knarrpanti. Gedanken junger dichterischer Enthusiasten und schriftstellerischer Damen" usw. wie in den Drucken. Die nachfolgende Stelle steht, wie schon die Überschrift zeigt, am Anfange des Kapitels.

Fünftes Abentheuer. Der geneigte Leser erinnert sich, daß die Papiere des Herrn Peregrinus Thyß in Beschlag genommen wurden, um einer That die nicht geschehen, näher auf die Spur zu kommen. Beide, der Abgeordnete des Raths und der Geheime Hofrath Knarrpanti hatten jede Schrift, jeden Brief, ja jedes Zettelchen das vorgefunden (Wasch- und Küchenzettel nicht ausgenommen) auf das genaueste durchgelesen, waren aber nun Rücksichts des Resultats ihrer Erforschungen völlig verschiedener Meinung.

Der Abgeordnete versicherte nehmlich, daß die Papiere auch nicht ein Wort enthielten, welches Bezug auf ein Verbrechen haben könne, wie es Peregrinus der Anklage nach begangen haben solle. Des Herrn Geheimen Hofraths Knarrpanti späherisches Falkenauge hatte dagegen gar vieles in den Schriften des Herrn Peregrinus Thyß entdeckt das ihn als einen höchst gefährlichen Menschen darstellte. Peregrinus hatte sonst in seinen früheren Jünglingsjahren ein Tagebuch gehalten; in diesem Tagebuch gab es nun aber eine Menge verfänglicher Stellen, die Rücksichts der Entführung junger Frauenzimmer nicht allein auf seine Gesinnungen ein sehr nachtheiliges Licht warfen, sondern ganz klar nachwiesen, daß er dies Verbrechen schon öfters begangen. —

So hieß es: Es ist doch was hohes, herrliches um diese Entführung! Ferner: Doch hab' ich von allen die Schönste entführt! — Ferner: Entführt habe ich ihm diese Mariane, diese Philine, diese Mignon! — Ferner: ich liebe diese Entführungen. Ferner: Entführt sollte mußte Julia werden und es geschah wirklich, da ich sie auf einem einsamen Spaziergange im Walde von Vermummten überfallen und fortschleppen ließ.

Außer diesen ganz entscheidenden Stellen im Tagebuch fand sich auch noch der Brief eines Freundes vor, in dem es verfänglicher Weise hieß: so möcht ich dich bitten, entführe ihm Frideriken wo und wie du nur kannst.

Alle die erwähnten Worte nebst hundert andern Phrasen, waren nur die Wörter: Entführung, entführen, entführt, darinn enthalten, hatte der weise Knarrpanti nicht allein mit Rothstift dick unterstrichen, sondern noch auf einem besonderen Blatte zusammengestellt, welches sich sehr hübsch ausnahm und mit welcher Arbeit er ganz besonders zufrieden schien.

„Sehen Sie wohl, sprach Knarrpanti zu dem Abgeordneten des Raths, sehen Sie wohl wertheste Herr Kollege, habe ich es nicht gesagt? Der Peregrinus Thyß ist ein verruchter abscheulicher Mensch, ein wahrer Don Juan. Wer weiß, wo die unglücklichen Schlachtopfer seiner Lüste hingekommen sind, die Mariane, die Philine und wie sie alle heißen mögen. Es war die höchste Zeit daß dem Unwesen gesteuert wurde, sonst hätte der gefährliche Mensch durch seine entführerischen Umtriebe die gute Stadt Frankfurth in tausend Leid versetzen können. Was hat der Mensch schon nach seinen eigenen Geständnißen für Verbrechen begangen! — Sehen Sie diese Stelle, bester Herr Kollege und urtheilen Sie Selbst wie der Peregrinus das Entsetzliche im Schilde führt."

Die Stelle in dem Tagebuche, auf welche der weise Geheime Hofrath Knarrpanti den Abgeordneten des Raths aufmerksam machte, lautete: Heute war ich leider mordfaul[1]). — Die Sylbe mord war dreimal unterstrichen und Knarrpanti meinte ob jemand wohl verbrecherischere Gesinnungen an den Tag legen könne als wenn er bedauere keinen Mord verübt zu haben!

Der Abgeordnete wiederholte seine Meinung, daß in den Papieren des Herrn Peregrinus Thyß auch nicht die leiseste Spur eines Verbrechens merkbar geworden. Knarrpanti schüttelte ungläubig den Kopf und der Abgeordnete bat ihn doch noch einmal jene Stellen die er selbst als verdächtig ausgezogen anzuhören, wie wol in beßerem Zusammenhange.

---

[1]) Vgl. unten S. 94.

Der Abgeordnete schlug das verfängliche Tagebuch auf und las: Heute sah ich im Theater Mozarts Entführung aus dem Serail zum zwanzigsten mal mit demselben Entzücken. Es ist doch was hohes, herrliches um diese Entführung. Ferner: Die Blumen sie konnten mir alle gefallen, doch hab' ich von allen die schönste entführt. Ferner: Entführt habe ich ihm diese Mariane, diese Philine diese Mignon, denn zu sehr vertiefte er sich in diese Gestaltungen, fantasirte von dem alten Harfner und zankte mit Jarno. Wilhelm Meister ist kein Buch für solche, die eben aus schwerer Nervenkrankheit erstehen. Ferner: Jüngers[1]) Entführung ist ein artiges Lustspiel. Ich liebe diese Entführungen weil sie der Intrigue ein besonderes Leben einhauchen. Ferner: der zu wenig überdachte Plan brachte mich gewaltig in die Enge. Entführt sollte, mußte Julia werden und es geschah wirklich, da ich sie auf einem einsamen Spaziergange im Walde von Vermummten überfallen und fortschleppen ließ. Ich freute mich ungemein über diese neue Idee die ich breit genug ausführte. Überhaupt war dies Trauerspiel ein gar drolliges Machwerk des begeisterten Knaben und es thut mir leid daß ich es ins Feuer geworfen. — Der Brief lautete: So oft siehst Du Frideriken in der Gesellschaft Du Glücklicher! Wahrscheinlich läßt Moritz niemanden heran und nimmt ihre ganze Aufmerksamkeit in Beschlag. Wärst Du nicht so blöde so weiberscheu, so möcht ich Dich bitten, entführe ihm Frideriken wo und wie Du nur kannst.

Knarrpanti blieb dabei, daß selbst der Zusammenhang die Sache nicht beßere, da es eben arglistige Schlauheit der Verbrecher sey solche Äußerungen so zu verhüllen daß sie auf den ersten Blick für ganz indifferent, für ganz unschuldig gelten könnten. Als besonderen Beweis solcher Schlauheit machte der tiefsinnige Knarrpanti den Abgeordneten auf einen Vers aufmerksam der in Peregrinus Papieren vorkam und worin von einer endlosen Führung des Schicksals die Rede war. Nicht wenig that sich Knarrpanti auf die Sagazität zu gute mit der er sogleich herausgefunden, daß das Wort Entführung in jenem Verse getrennt worden um es der Aufmerksamkeit und dem Verdacht zu entziehen. —

Der Rath wollte immer noch nicht auf ein weiteres Verfahren wider den Angeklagten Peregrinus Thyß eingehen und die Rechtsverständigen bedienten sich eines Ausdrucks, der schon deshalb hier stehen darf weil er sich in dem Märchen vom Meister Floh wunderlich ausnimt, das Wunderliche aber, darf das Wunderbare der eigentliche Schmuck des Märchens genannt werden, doch als ein angenehmer Schnörkel nicht zu verwerfen ist. Sie sagten (nehmlich die Rechtsverständigen) es fehle gänzlich an einem Corpus delicti, der weise Rath Knarrpanti blieb aber fest dabei stehen, daß ihn das delictum den Henker was kümmere wenn er nur ein Corpus in die Faust bekäme und das Corpus sey der gefährliche Entführer und Mörder, Herr Peregrinus Thyß. — Der Herausgeber bittet den geneigten nicht rechtsverständigen Leser, vorzüglich aber jede schöne Leserin, sich diese Stelle von einem jungen Rechtsgelehrten erklären zu laßen. Besagter Rechtsgelehrter wird sich augenblicklich in die Brust werfen und beginnen: In der Rechtssprache heißt u. s. w.

Bloß den Vorfall in der Nacht von dem die Zeugen gesprochen hielt der Abgeordnete für einen Gegenstand worüber Herr Peregrinus Thyß wohl vernommen werden müßte.

Peregrinus gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als er von dem Abgeordneten über den Hergang der Sache befragt wurde. Er fühlte, daß die ganze Erzälung, weiche er in keinem Umstande von der Wahrheit ab, eben deshalb den Stempel der Lüge wenigstens der höchsten Unwahrscheinlichkeit tragen müße. Für rathsam fand er es daher ganz zu schweigen und sich damit zu schützen, daß sobald kein

[1]) Gemeint ist Johann Friedrich Jünger (1759—1797). Sein Lustspiel: „Die Entführung" erschien Leipzig 1792.

wirkliches bestimmtes Verbrechen feststehe deßen man ihn beschuldige, er nicht nöthig zu haben glaube, über einzelne Begebenheiten in seinem Leben, Rede zu stehen. Knarrpanti frohlockte über diese Erklärung des Angeklagten durch die er seinen ganzen Verdacht bestätigt fand.

Er äußerte dem Abgeordneten ziemlich unverholen, daß er das Ding nicht recht anzugreifen wiße und der Abgeordnete war hell und verständig genug einzusehen, daß eine Vernehmung die Knarrpanti selbst besorgen wollte, dem Peregrinus keinen Nachtheil bringen sondern vielmehr der Sache den Ausschlag zu seinem Vortheil geben konnte.

Der scharfsinnige Knarrpanti hatte über hundert Fragen in Bereitschaft mit denen er dem Peregrinus zu Leibe ging und die in der That oft nicht leicht waren zu beantworten. Vorzüglich waren sie dahin gerichtet zu erforschen was Peregrinus sowohl im Allgemeinen sein ganzes Leben hindurch als auch bey diesem, jenem besonderen Anlaß, wie z. B. bey dem Aufschreiben der verdächtigen Worte in seinen Papieren, gedacht habe.

Das Denken, meinte Knarrpanti sey an und vor sich selbst schon eine gefährliche Operation und würde bey gefährlichen Menschen eben desto gefährlicher. — Ferner gab es solche verfängliche Fragen wie z. B. wer der ältliche Mann im blauen Unterrock und kurz verschnittenen Haaren gewesen sey, mit dem er [sich] am vierundzwanzigsten März des vergangenen Jahres Mittags an der Wirthstafel über die beste Art den Rheinlachs zu bereiten, verständigt habe? Ferner: ob er nicht selbst einsehe, daß all die geheimnißvollen Stellen in seinen Papieren mit Recht den Verdacht erweckten, daß das was er niederzuschreiben unterlaßen, noch viel verdächtigeres, ja ein vollkommenes Zugeständniß der That hätte enthalten können?

Diese Art der Untersuchung, ja der Geheime Hofrath Knarrpanti selbst kam dem Peregrinus so seltsam vor, daß er begierig war die Gedanken des spitzfindigen Schlaukopfs zu erkennen.

Er schnippte mit dem Daumen und schnell setzte ihm der gehorsame Meister Floh das mikroskopische Glas in die Pupille.

Knarrpantis Gedanken lauteten ungefähr: Ich glaube selbst gar nicht, daß der junge Mann unsre Prinzeßin die schon vor mehreren Jahren mit einem landstreicherischen Komödianten durchgegangen ist, entführt hat, ja entführt haben kann. Aber ich durfte die Gelegenheit nicht versäumen, zu meinem eigenen Besten einen großen Rumor zu machen. Mein kleiner Herr fing an gleichgiltig gegen mich zu werden und am Hofe nannte man mich einen langweiligen Träumer, ja man fand mich öfters albern und fade da doch keiner mir an Geist und Geschmack überlegen war, keiner von allen den kleinen Dienst, durch den man sich eben einschmeichelt bey dem Herrn, [so gut kannte] als ich. Half ich nicht selbst dem Kammerdiener des Fürsten beim Stiefelputzen? Da kam ja die Entführungsgeschichte wie eine Wohlthat des Himmels. Mit der Nachricht, daß ich der entflohenen Prinzeßin auf die Spur gekommen erhob ich mich plötzlich wieder zu dem Ansehen das ich beinahe ganz verloren. Man findet mich wieder verständig, weise, gewandt, und vorzüglich dem Herrn so treu ergeben, daß ich eine Stütze des Staats zu nennen auf der alles Wohl beruht.

Es wird, es kann aus der Sache gar nichts herauskommen, da die wirklich geschehene Entführung dem Menschen nicht nachzuweisen ist, aber das thut gar nichts zur Sache. Eben deshalb will ich den jungen Mann recht arg quälen mit Kreuz und Querfragen, so viel ich es nur vermag. Denn je mehr ich dies thue, je höher wird meine Interesse für die Sache, mein reger Eifer für das Wohl meines Herrn gepriesen. Ich muß es nur dahin bringen, daß ich den jungen Mann ungeduldig mache und einige schnippische Antworten erpreße. Die streiche ich den(n) an mit einem tüchtigen Rothstift, begleite sie auch wohl mit einigen Bemerkungen und ehe man sichs versieht, steht der Mann da in einem zweideutigen Licht, und aus dem Ganzen erhebt sich ein gehäßiger Geist, der ihm Nachtheil bringt und sogar solche unbefangene ruhige Leute, wie der Herr Abgeordnete da, wider ihn

einnimt. Gepriesen sey die Kunst der gleichgültigsten Sache einen Anstrich von gehäßiger Bedeutsamkeit zu geben. Es ist eine Gabe die mir die Natur verlieh und vermöge der ich mir meine Feinde vom Halse schaffe und selbst im besten Wohlseyn bleibe. Ich muß lachen, daß der Rath Wunder glaubt, wie viel mir an der wirklichen Ermittlung der Wahrheit gelegen ist, da ich doch nur mich selbst im Auge habe, und die ganze Sache als ein Mittel betrachte, mich bey dem Herrn wichtig zu machen und so viel Beifall und Geld zu erobern als nur möglich. Komt auch nichts heraus, so sagt doch keiner, daß meine Bemühungen unnütz gewesen sind, es heißt vielmehr, daß ich wohl Recht hatte und durch die getroffenen Maßregeln wenigstens verhinderte, daß der schelmische Peregrinus Thyß die bereits entführte Prinzeßin, hinterher noch wirklich entführte. —

Da Peregrinus auf diese Art die Gedanken des sublimen Hofraths durchschaute, so war es natürlich, daß er sich in gehöriger Faßung erhielt und statt, wie Knarrpanti wollte, unruhig zu werden, durch gar geschickte Antworten Knarrpantis Scharfsinn zu Schanden machte. Der Abgeordnete des Raths schien seine Freude daran zu haben. Diesem erzälte aber Peregrinus nachdem Knarrpanti sein endloses Verhör hauptsächlich aus Mangel an Athem geschloßen, unaufgefordert mit wenigen Worten, daß die junge Dame die er in jener Christnacht auf ihr ausdrückliches Verlangen in sein Haus getragen, niemand anders sey, als die Nichte des optischen Künstlers Leuwenhoek, Namens Dörthe Elwerdinck und daß diese sich jetzt bey ihrem Pathen dem Herrn Swammer aufhalte der bey ihm im Hause zur Miethe wohne.

Man fand diese Angabe richtig und der merkwürdige Entführungs Prozeß war beendigt.

Knarrpanti drang zwar noch auf fernere Vernehmung und las im Rath sein scharfsinniges Verhörsprotokoll vor, dies Meisterstück erregte aber ein allgemeines schallendes Gelächter. Man fand es auch sehr rathsam, daß der Herr Geheime Hofrath Knarrpanti Frankfurth verließe und als Resultat seiner Bemühungen, als Beweis seiner Sagazität, seines regen Diensteifers das bedeutungswürdige Aktenstück seinem Herrn selbst überbringe[1]). So mußte aber Knarrpanti das Feld mit Schimpf und Schande räumen auf dem er Lorbeern zu sammeln gehofft hatte.

Das was hier hinter einander fort erzält worden, hatte aber den Zeitraum von mehreren Tagen ausgefüllt, denn man mag nicht denken, daß Knarrpanti in geringer Zeit einen ziemlichen Folioband zusammen zu schreiben vermochte. Einem solchen Bande glich aber das merkwürdige Verhörsprotokoll. Knarrpantis tägliche Quälerei, sein albernes anmaßendes Betragen erregte in Peregrinus tiefen Unmuth, der aber noch merklich durch die Ungewißheit vermehrt wurde in der er über das Schicksal der Schönsten schwebte.

Unmittelbar hieran schließen sich nun die Worte, die jetzt am Anfange des 5. Kapitels stehen: „Mit Blitzesschnelle hatte, wie es der geneigte Leser am Schlusse des vierten Abentheuers erfahren hat, George Pepusch die Kleine aus des verliebten Peregrinus Armen entführt usw." (Reimersche Ausgabe a. a. O., S. 182; Grisebach, Bd. XII, S. 77.)

Es kann nicht anders sein, als daß Hoffmann im vertrauten Kreise über diese Episode gesprochen und angedeutet haben muß, daß darin der Demagogen-

[1]) Hier schloß sich nun die Stelle an, um deren Beseitigung Hoffmann seinen Verleger am 19. Januar 1821 bat; Wilmanns ließ die Streichung in dem bereits beschlagnahmten Manuskripte vornehmen:

„Der seltsame Entführungs Prozeß wurde zum Stadtgespräch und der würdige Knarrpanti mußte zu seinem nicht geringen Verdruß bemerken, daß die Leute sich mit allen Zeichen des Ekels und Abscheus die Nasen zuhielten wenn er vorüberging und ihre Plätze verließen, wenn er sich an die Wirthstafel setzen wollte. Bald machte er sich fort aus der Stadt."

unfug verspottet werden sollte. Jedenfalls verbreitete sich sehr schnell ein dementsprechendes Gerücht. In einem Briefe vom 19. Januar 1822 (im Briefe steht 21) an den Buchhändler Wilmanns in Frankfurt bat Hoffmann um Streichung zweier Stellen aus der Knarrpanti-Episode, einmal um die Beseitigung des unten S. 92, Anmerkung 1, Angeführten und dann um Beseitigung der nach Hoffmanns Meinung im fünften Abenteuer stehenden Worte: „Knarrpanti habe die verdächtigen Stellen aus Peregrinus Papieren zusammengestellt und sich der Zusammenstellung sehr gefreut." „Beide Stellen", fügte Hoffmann hinzu, „muß ich streichen, da sie mir gewißer Umstände halber großen Verdruß machen könten."

Unterdessen war jedoch die Angelegenheit auch schon in Regierungskreisen bekannt geworden, und auf Schuckmanns und Kamptz' Veranlassung war in der zweiten Hälfte des Januar ein Dr. Klindworth nach Frankfurt a. M. geschickt worden, um den Druck zu verhindern und die Handschrift mit Beschlag zu belegen. Unterstützt von dem preußischen Bundesgesandten, Grafen von Goltz, gelang es ihm, die widerstrebenden Frankfurter Behörden für sich zu gewinnen, so daß Wilmanns sowohl das Manuskript wie den Briefwechsel ausliefern und sich über die Veröffentlichung des Ganzen den von Berlin aus ergehenden Weisungen fügen mußte.

Sobald die Handschrift in Berlin angekommen war, unterwarf sie Kamptz einer eingehenden Durchsicht. Er glaubte sofort zu erkennen, daß sie gegen ihn gerichtet und er als das Urbild des Knarrpanti zu betrachten sei. In diesem Sinne sprach er sich in einem Berichte aus, den er am 31. Januar 1822 an Schuckmann abgab. Er behauptet, daß Hoffmann in der fraglichen Episode die Untersuchung gegen den Dr. von Mühlenfels „auf eine unverkennbare Art" geschildert habe. „Die Immediatuntersuchungs Commission wird unter dem Abgeordneten des Raths und die Ministerial Commission — oder wenigstens der Dezernent in derselben — unter dem Geheimen Hofrat Knarrpanti, jener (Herr Hoffmann als Inquirent selbst) in einem äußerst vorteilhaften, diese oder dieser in einem desto schlimmeren Lichte dargestellt." Er weist ferner darauf hin, daß eine Stelle in der Knarrpanti-Episode wörtlich aus den beschlagnahmten Papieren eines Angeklagten entlehnt sei. Es handelt sich dabei um den Prozeß gegen den im Sommer 1819 verhafteten Studenten Gustav Asverus, gegen den Hoffmann zwar selbst nicht die Untersuchung führte, dessen Papiere er aber als Mitglied der Immediatkommission natürlich kannte. In dem beschlagnahmten Tagebuche des Asverus fand sich folgende Eintragung zum 28. Juli: „Mordfaul. Niethammer zurück," eine Äußerung, von der Kamptz mit Recht annimmt, daß sie dem Dichter bei seinen Worten (oben S. 12, Anmerkung 1) vorgeschwebt habe, zumal auch in dem Original des Tagebuchs die Stelle: „Mordfaul" zweimal mit Rötel unterstrichen worden war. — Daß Hoffmann selbst das Ungehörige seiner Handlungsweise gefühlt habe, will Kamptz aus Hoffmanns Brief an Wilmanns vom 19. Januar und dem darin zutage tretenden Bemühen, einige anstößige Stellen aus dem Buche zu entfernen, dartun, und er formuliert schließlich die Hoffmann zur Last zu legenden Vergehen folgendermaßen: „1. Verletzung der Sr. Majestät und

seinen Vorgesetzten schuldigen Treue und Ehrfurcht; 2. gebrochene Amtsverschwiegenheit; 3. öffentliche grobe Verläumdung eines Staatsbeamten in Ausübung seines Amtes." In einem kurzen Begleitschreiben an Schuckmann erklärt Kamptz es für durchaus notwendig, daß die Sendung des Dr. Klindworth „einen eclatanten Effekt erhalte, damit die Anhänger des bösen Prinzips nicht behaupten, sie sei ohne Resultat und vergeblich gewesen." Durchaus im Sinne der von Kamptz gegebenen Anregungen war die Eingabe gehalten, in der Schuckmann am 4. Februar 1822 die Angelegenheit dem Staatskanzler vortrug. Er schildert den bisherigen Verlauf der Sache, wiederholt die von Kamptz angeführten Angaben, daß eine Stelle aus dem Tagebuche des Studenten Asverus entlehnt sei und daß

„die hartnäckige Renitenz des Dr. von Mühlenfels nicht bloß erzählt, sondern auch belobt, und daß endlich verschiedene Verfügungen und Handlungen der Ministerial-Commission, namentlich die von derselben der Immediat-Untersuchungs-Commission übermachte actenmäßige Darstellung ꝛc. ꝛc., so wie die an letztere in der Untersuchung wider den Dr. von Mühlenfels erlassenen Rescripte und dabei der Decernent in der Ministerial-Commission in Beziehung auf seine Offizial-Verhältnisse zum Gegenstande der verläumderischen und pasquillantischen Satyre gemacht worden."

Nach einer Darlegung der Tatsache, daß Hoffmann durch dieses Verhalten seine Pflicht als Beamter verletzt und das in ihn durch Berufung in die Kommission gesetzte Vertrauen des Königs gröblich getäuscht habe, fährt er fort:

„Wenn man mit diesem Vergehen des Kammergerichtsraths Hoffmann sein bisheriges Benehmen in der Untersuchungs-Commission, z. B. sein actenwidriges Votum in der Untersuchung wider den Dr. Rödiger und seine Vota wegen des Dr. von Mühlenfels vergleicht und dabei auf sein früheres Betragen — indem er schon als Regierungsrath zu Posen auf das ganze Collegium, dessen Mitglied er war, ein Pasquill gemacht haben soll[1]) — so wie auf seine schriftstellerische Thätigkeit Rücksicht nimmt; so kann über die offizielle und moralische Unwürdigkeit dieses Mannes ein Zweifel kaum obwalten.

Es rechtfertigt sich daher allenthalben das Bedürfniß, sowohl der hiesigen Umtriebe wegen, als auch um der ganzen Staatsdienerschaft einen Beweis zu geben, daß Seine Majestät von derselben pflichtmäßige Treue, Ehrfurcht, redliche Gesinnungen und Würde verlangen, den Kammergerichtsrath Hoffmann so schleunig als möglich nicht allein aus der Immediat-Untersuchungs-Commission, sondern auch aus seinen hiesigen Amts- und übrigen Verhältnissen in Verhältnisse zu versetzen, in welchen er vermöge seines Leichtsinns, seiner Eitelkeit, Schreibsucht und Gewinnsucht von den, dem bösen Princip anhängenden Personen nicht als Werkzeug zur Compromittirung des öffentlichen Ansehens gemißbraucht werden kann. Der geringe Grad öffentlicher Achtung, dessen er bisher noch genossen haben mag, ist ohnehin durch diesen Vorfall, der bereits sehr bekannt ist und noch allgemeiner bekannt werden wird, mithin durch sein eigenes Verschulden ganz verlohren."

Ein gerichtliches Verfahren hielt Schuckmann zwar für durchaus gerechtfertigt, zweifelte aber sehr daran, ob es den gewünschten Erfolg haben würde, und stellte daher den Antrag, Hoffmann in eine entfernte Provinz zu versetzen. etwa nach Insterburg, wo er der strengen Aufsicht des Präsidenten Hoyal übergeben werden könnte.

Die Urteile Schuckmanns über Hoffmanns Eigenschaften, sowie über das

[1]) Vgl. über diese Angelegenheit meine Biographie, S. 26 f.

geringe Ansehen, das er genossen haben soll, sind durch die bündigsten gleichzeitigen Zeugnisse widerlegt. Unzweifelhaft redet aus Schuckmann seine ja auch sonst sattsam bekannte Abneigung gegen alles geistige Schaffen. Wie wenig er jedenfalls die Verhältnisse kannte, beweist die Äußerung, daß Hoffmann durch diese Angelegenheit sein Ansehen ganz verlieren würde!

Unterdessen hatte Hoffmann durch Wilmanns von dem Vorgehen der Regierung Kenntnis erhalten, und er wandte sich am 8. Februar mit einer Eingabe unmittelbar an Hardenberg. In bezug auf die Beschlagnahme äußert er sich folgendermaßen:

„Diese Maaßregel hat mich um so mehr in tiefes Erstaunen gesetzt, als nach meiner innersten Überzeugung in dem ganzen Manuscript auch nicht das mindeste enthalten ist, was der strengsten und umsichtigsten Censur anstößig sein könnte. Diese ohne nur eine erdenkbare Ursache ergriffene Maaßregel setzt mich, noch dazu, da ich jetzt sehr krank darnieder liege, in eine solche Verlegenheit, daß sich mir kein andrer Ausweg zeigt, als mich unmittelbar an Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht mit der dringendsten und gehorsamsten Bitte zu wenden, die Gnade zu haben, sich selbst das Manuscript, deßen Einsendung nach Berlin mir bekannt geworden, vorlegen zu laßen, sich Höchstselbst von der völligen Harmlosigkeit seines Inhalts überzeugen und daßelbe dem Buchhändler Willmanns in Frankfurth wieder zufertigen laßen zu wollen. Sollte wegen des Andranges der Geschäfte die Gewährung meiner ganz gehorsamsten Bitte nicht stattfinden, so wage ich das zweite ganz gehorsamste Gesuch: das Manuscript dem hiesigen Ober-Censur Collegio vorlegen laßen zu wollen, damit diese Behörde über die Zuläßigkeit des Drucks entscheiden möge."

An demselben Tage (8. Febuar) erfolgte eine Kabinettsorder des Königs an den Minister Kircheisen, des Inhalts, daß Hoffmann sofort durch den Kammergerichtspräsidenten Woldermann vernommen und das Protokoll des Verhörs dem Könige binnen 24 Stunden vorgelegt werden sollte. Allein Hoffmanns Gesundheitszustand machte zunächst die Vernehmung unmöglich; des Dichters Freund Hippel, der sich gerade damals als Mitglied einer Kommission in Berlin aufhielt, reichte ein Zeugnis von Hoffmanns Hausarzt ein, daß jede nur einigermaßen bedeutende Gemütsbewegung für Hoffmann gefährlich werden könnte. Infolgedessen wurde die Aufschiebung des Verhörs zugestanden, doch ermahnte Hardenberg den Justizminister zugleich (15. Februar), die Vernehmung so bald wie möglich erfolgen zu lassen, da der König dieser Sache die größte Aufmerksamkeit widme.

In der Tat trat in Hoffmanns Zustand eine Besserung ein, und die Vernehmung konnte am 22. Februar stattfinden. „Der Herr Kammergerichtsrat," heißt es in dem Protokoll, „ward im Bett liegend und sehr matt befunden, aber völlig bei Geisteskräften, und erklärte sich bereit, die ihm vorzulegenden Fragen zu beantworten." Er wurde, wie die Kabinettsorder vom 8. Februar vorgeschrieben, befragt, ob er die in Betracht kommenden Stellen im 4. und 5. Kapitel des „Meister Floh" verfaßt, ob er seinen Brief an Wilmanns vom 19. Januar als von ihm geschrieben anerkenne und ob die bereits gedruckten Teile der Episode Knarrpanti „aus seiner Feder geflossen" seien. Sämtliche Fragen bejahte Hoffmann und fügte folgendes hinzu:

„Aus den mir vorgelegten Fragen muß ich schließen, daß man wegen des von mir verfaßten Manuscripts den Argwohn einer bösen Absicht erregt hat. Ich weiß

mich aber völlig frei von jeder tadelnswerten Absicht, und bin im Stande mich darüber sowohl, als über den Inhalt meines Briefes vom 19. Januar d. J. dergestalt zu rechtfertigen, daß auch nicht der geringste Verdacht deshalb übrig bleibt: ich bitte deshalb um die Erlaubniß, meine schriftliche Erklärung besonders aufnehmen zu lassen und solche diesem Protocoll zur Allerhöchsten Einsicht beizulegen."

Am folgenden Tage (23. Februar) diktierte Hoffmann, wiederum in seiner Wohnung, dem protokollführenden Referendarius die nachfolgende Verteidigungsschrift in die Feder:

So wie ich schon gestern bei meiner Vernehmung erklärte, haben die an mich gerichteten Anfragen mich darüber vollkommen ins Klare gesetzt, daß in dem von mir verfaßten Märchen Meister Floh genannt, lediglich der darin vorkommende Prozeß der dem Helden der Geschichte wegen Entführung eines Frauenzimmers gemacht wird, den Argwohn irgend einer versteckten Nebenabsicht erregt hat.

Um diesen Argwohn zu widerlegen sei es mir vergönnt, schriftstellerisch darzuthun, wie das ganze sogenannte Abentheuer, welches jenen Prozeß enthält, sich aus dem ganzen Cannevas der Geschichte und aus der Charakteristik der darin auftretenden Personen als ein integrirender Theil des Ganzen von selbst erzeugt, und daß kein einziges Wort darin enthalten ist, was nicht dazu beitrüge, jene Charakteristik des Ganzen in ein helleres Licht zu stellen.

Schon dieses spricht dafür, daß der Verfasser keine andere Absicht haben konnte, als durch dieses Abentheuer das Märchen selbst und die darin vorkommenden Charaktere dem Leser klarer und lebendiger vor Augen zu führen.

Der Held des Stücks Peregrinus Thyß genannt, ist ein beinahe kindischer, welt- und vorzüglich weiberscheuer Mensch, und der Zufall will es, daß gerade er den Verdacht einer Entführung auf sich ladet. Der Contrast einer inneren Gemüthsstimmung mit den Situationen des Lebens ist eine Grundbasis des Comischen, welches in dem Märchen vorherrschen sollte, und so glaubte ich die Erfindung nach bewährten Theorieen für glücklich halten zu dürfen : siehe Flögels Geschichte des Komischen :

Das Gerücht entsteht, Tyß habe aus einer Gesellschaft ein Mädchen entführt und jeder, der in der Gesellschaft war, bestätigt das, keiner weiß aber bei näherer Nachfrage, wer denn entführt worden ist. Dies ist wie ich glaube die treue Charakteristik jedes Gerüchts. Da nun aber wirklich kein Mädchen entführt war, so wäre der Prozeß ohne irgend ein Interesse und ohne dazu beizutragen, den Tyß in eine verwickelte Situation zu bringen, in sich selbst zerfallen. Es war daher nöthig, dem Thyß noch einen Quälgeist entgegenzustellen, der sich abmüht, ihn in allerlei Schlingen zu fangen. Um Interesse zu erregen, um dem komischen Geiste des Ganzen treu zu bleiben, mußte dieser Mensch beschränkten Verstandes, von den seltsamsten Vorurtheilen befangen, auf lächerliche Weise egoistisch dargestellt, und ihm noch ein Anflug einer durchaus phantastischen Denkungsart und Handlungsweise gegeben werden. So entstand das Zerrbild, welches ich mit dem Namen Kna(rr)panti bezeichnet habe, welches nur den sich gegen den Dichter erlaubten Exceß eines ganz ins Gebiet des ausgelassensten Humors streifenden Märchens verziehen werden darf, und zu dem man das Original wohl vergebens auf dieser Erde suchen würde. Der phantastischen Tendenz dieses Charakters war es ganz angemessen, ihn als factotum eines kleinen winzigen regierenden Herrn darzustellen, dessen Gnade er verloren hat, die wieder zu erhalten, er auf den Unsinn geräth, wie er im Märchen geschildert ist. Solche factotums von erbärmlicher Gestalt haben sich in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts noch im südlichen Deutschland mannigfach umher getrieben, und Kotzebue hat einen solchen in seinem Unglücklichen im Herrn von Volkenau dargestellt. Dieser Charakter war hiernach geeignet mit dem verständigen und ruhigen Abgeordneten des Raths zu Franckfurt einen guten Contrast zu bilden. Aber noch mehr, auch mit dem treuherzigen Thyß mußte Knapanti zu seinem Nachtheil in Conflikt gerathen. Dies konnte nicht besser geschehen, als durch die natürliche Anwendung des im ganzen

Märchen vorherrschenden Gedankens, nämlich dadurch, daß Thyß vermöge des Zauberglases mit dem er ihn ansah, seine inneren Gedanken errieth, demgemäß seine tollen Fragen beantwortete und ihn dadurch in die größte Verlegenheit setzte. Unbemerkt kann ich nicht lassen, daß ich diese Gelegenheit benutzte, um, wie es sich auch von selbst ergab, zwei der größten criminalistischen Mißgriffe ins Licht zu stellen; einmal, wenn der Inquirent, ohne den Thatbestand des wirklich begangenen Verbrechens festzustellen, auf gut Glück hineininquirirt, zweimal (sic), wenn sich in seiner Seele eine vorgefaßte Meinung festgesetzt, von der er nicht ablassen will, und die ihm allein zur Richtschnur seines Verfahrens dient. Man könnte fragen, wie ich wohl dazu gekommen bin, diese juristischen Fragen in ein Märchen zu bringen? und ich kann nur darauf antworten, daß jeder Schriftsteller von seinem Metier nicht abläßt, sondern sich an Schilderungen daraus ergötzt. Dem alten Rabener merkt man den Juristen auf jeder Seite an, der humoristische Hippel /: Stadt Präsident und Criminal Director in Königsberg :/ ergießt sich gar zu gern in juristische Erörterungen, und auch der neue berühmte Walter Scott, einer der ersten Rechtsbeamten in Edinburgh hat es beinahe in jedem seiner Romane mit Prozessen zu thun. Ich selbst habe schon in mehreren meiner Werke, wie zum Beispiel in den Elixieren des Teufels und in den Nachtstücken Prozesse auf das Tapet gebracht und durchgeführt, um so weniger kann dies in diesem Märchen auffallen.

Nach dieser ganzen Ausführung ist es meines Erachtens wohl sehr klar, daß ich mit der ganzen in Rede stehenden Stelle nichts beabsichtigen konnte, als die ganze Tendenz des Märchens lebendiger ins Licht zu stellen, und zugleich den lachlustigen Leser zu ergötzen. Hierzu kommt aber noch, daß man in dem ganzen Abentheuer vergeblich auch nur eine einzige Silbe, auch nur den leisesten Fingerzeig finden wird, der etwa den Leser darauf bringen könnte, irgend eine andere Beziehung zu suchen. Ich gebe zu, daß Deutungen, woran ich nicht dachte, möglich sind, ja, daß eine vorgefaßte Meinung solche Deutungen sogar plausibel finden mag; welch ein Vorwurf kann aber den Dichter treffen, der nur von seiner Welt ausgehend, alles derselben anschließend und aus derselben entnehmend, der sein Gewissen rein von jeder bösen Absicht fühlt, dennoch wider seinen Willen einen Verdacht erregt, *gegen* den viel stärkere Gründe als *für* denselben bei näherer Betrachtung sprechen müssen? Dem humoristischen Dichter muß es freistehen, sich in dem Gebiet seiner phantastischen Welt frei und frisch zu bewegen. Soll er sich in tausend Rücksichten, in mißtrauische Zweifel darüber, wie seine Gedanken gemißdeutet werden könnten, wie in das Bett des Procrustes einengen? Wie würde es ihm möglich sein, geistreich, anmuthig zu schreiben, und Gemüth und Herz seiner Leser zu ergreifen? Wie so oft sind aber freilich rein empfundene Werke des Dichters auf die seltsamste Weise gemißdeutet worden. Es sei mir erlaubt schließlich ein Beispiel einer solchen Mißdeutung anzuführen:

Der berühmte Hölty beschäftigte sich bekanntlich in seinen jüngeren Jahren mit der Anfertigung von Gelegenheits-Gedichten. Ein Freund bestellte bei ihm ein Hochzeitsgedicht, ohne ihm den Namen des Brautpaares zu nennen. Es war gerade um die Zeit, als nach vergangenem Winter die Frühlingstage eintraten, und Hölty nutzte dies, um in dem Gedicht allerlei Allegorieen vom scheidenden Winter und kommenden Frühling anzubringen. Nicht wenig erstaunte Hölty, als er nach einiger Zeit einen Brief von dem Bräutigam erhielt, der sich von ihm beschimpft glaubte und ihm mit einem Injurien-Prozeß drohete. Es fand sich nämlich, daß der Bräutigam Winter und die Braut Frühling hieß /: siehe Höltys Leben :/.

2. Was den mir zur Recognition vorgelegten Brief an meinen Verleger Willmanns vom 19. Januar des Jahres betrifft, so scheint man in dem von mir ausgesprochenen Wunsch ein Paar Stellen im Manuskript streichen zu lassen, irgend ein Bewußtsein eines nicht vorwurffreien Betragens gefunden zu haben. Fürs erste muß ich bemerken, daß dieser Wunsch des Streichens mit der versuchten Beschlagnahme meines Werkes auch nicht in die mindeste Verbindung zu setzen ist. Am

19. Januar schrieb ich jenen Brief, und erst am 28. Januar erfuhr ich durch den Brief meines Verlegers vom 22. Januar die Beschlagnahme meines Werkes. Hätte ich diese Beschlagnahme nur vorher ahnen können, so würde ich gewiß nicht mit jenem Briefe vom 19. Januar den Rest meines Manuskriptes mitgesendet haben. Ich muß aber allerdings sagen, wie ich dazu gekommen bin, das Streichen der in Rede stehenden Stellen zu wünschen.

Die Sache verhält sich wie folgt:

Irre ich nicht, so war es am 18. Januar in der Mittagsstunde, als mir unter den Linden in der Gegend des Dümmlerschen Ladens ein junger Mann begegnete, der an öffentlichen Örtern mit mir spricht, ohne daß ich seinen Namen weiß, wie das sehr häufig geschieht. Dieser rief mir zu: nun wir bekommen ja bald von Ihnen ein neues Märchen mit einem Prozeß, worin hübsche Porträts vorkommen sollen.

Dieses fiel mir schwer aufs Herz, und zwar aus folgenden Gründen: Jedem humoristischen Schriftsteller, wie z. B. Rabener, Hamann, Lichtenberg, Kaestner, so wie dem neuen Jean Paul Friedrich Richter ist es wohl so gegangen, daß die Leute sich abmüheten, den Gebilden, die das Erzeugniß ihres Geistes waren, lebende Originale unterzuschieben, die jene nicht einmal kannten. Auch mir ist es häufig so gegangen, und ich habe wie jene Männer den Verdruß erlebt, daß Menschen sich mir plötzlich feindlich zeigten, denen geschäftige Zwischenträger weiß gemacht hatten, daß ich sie in meinen humoristischen Werken aufgestellt; ich könnte hierüber die merkwürdigsten Beispiele anführen, wenn das hier nicht viel zu weit führen würde. Darum war es mir im höchsten Grade fatal, daß man schon jetzt im voraus von einem Werke schwatzte, von dem man auf mir ganz unbegreifliche Weise Notiz erhalten haben mußte. Die schwere Krankheit, die mich später heimgesucht hat, lag mir schon damals in den Gliedern, und dies vermehrte meinen Mißmuth und meinen Zweifel.

In der schlaflosen Nacht brachte ich mir den ganzen Prozeß ins Gedächtniß zurück, und grübelte nach, ob irgend eine Persönlichkeit herausgefunden werden könne.

Da kam es mir vor, als habe ich bei Schilderung des Hofraths mich des Ausdrucks Zusammenstellung[1]) bedient, und zu gleicher Zeit fiel mir ein, daß ein gemeinsamer älterer College von mir, diesen Ausdruck vorzüglich liebte, ja sich desselben zu oft bediente, weshalb ich mit einem jüngeren Collegen ihn scherzweise den Zusammensteller nannte. Nun dachte ich daran, daß mir ein feindlich gesinnter Zwischenträger, deren es leider nur zu viele giebt, sehr leicht jenem erwähnten Collegen es plausibel machen konnte, daß ich ihn gemeint, und mir dadurch ihn zum Feinde machen konnte. Jetzt sehe ich ein, daß dieser Zweifel nur in einem krankhaften Gemüth entstehen konnte, denn las jener College mein Werk, so konnte er eben so wenig wie irgend ein vernünftiger Mann in dem aufgestellten Zerrbilde sich wieder erkennen, und jeder Verdacht gegen mich mußte schwinden.

Diese Zweifel waren aber ebenso ein Phantom des erkrankten Geistes, wie die ganze Sache, denn die Stelle, die ich geschrieben zu haben glaubte, fand sich gar nicht im Manuscript, wie dies aus dem Briefe des Willmanns vom 25. Januar hervorgeht.

Mit der zweiten Stelle /: die Leute hielten sich die Nasen zu u. s. w. :/ hat es eine ganz andere Bewandnis. Diese Stelle kam mir nämlich unsauber und überflüssig vor; ich hatte sie auch, wie der Augenschein es ausweisen wird, erst später an den Rand des Manuscriptes hinzugefügt. Überdem hätten mich die Recensenten auch eines Plagiats beschuldigen können, denn etwas ganz ähnliches oder gleiches kommt im Peregrine Pickle vor, wo Pipes sich aus Ekel und Abscheu gegen den Maler Pallet die Nase zuhält /: Peregrine Pickle, III. B. S. 59 :/. Dies sind die Gründe, warum ich auch diese Stelle gestrichen wünschte. Und wenn ich sorg(t)e, daß beide Stellen mir Verdruß zuziehen könnten, so wird dies wohl um so weniger auffallen, als mir wirklich daran lag, die Stellen aus dem Manuskript zu entfernen,

[1]) Vgl. oben S. 94: Hoffmann dachte offenbar an S. 90, Absatz 5.

die Verleger sich aber sehr schwer dazu verstehen, in schon zum Druck beförderten Manuskripten Stellen zu streichen, oder gar s. g. Cartons drucken zu lassen. Daß ich aber die Stellen schon gedruckt glaubte, welches diese Cartons nöthig gemacht haben würde, geht aus meinem Briefe an Willmanns hervor. Die beiden Willmannschen Briefe, auf welche ich mich bezog, habe ich im Original dem Herrn Fürsten Staatskanzler überreicht, und sie werden wahrscheinlich schon zu den Acten gekommen sein.

Nochmals betheure ich, daß ich mir bei der Erfindung und Ausarbeitung jenes durchaus scurrilen, ja gänzlich bizarren Abentheuers durchaus nicht im mindesten böser Nebenabsichten bewußt bin, und mich reines Gewissens fühle; ich folgte frei dem Fluge meiner Phantasie, wie sie sich aus den Bedingnissen des Märchens und den darin vorkommenden Situationen und Charakteren entzündete, ohne an andere Dinge, die außerhalb des phantastischen Gemüths in dem sich das Märchen bewegte zu denken.

ich bitte

Den Gesichtspunkt nicht aus dem Auge zu lassen, daß hier nicht von einem satyrischen Werke, dessen Vorwurf Welthändel und Ereignisse der Zeit sind, sondern von der phantastischen Geburt eines humoristischen Schriftstellers, der die Gebilde des wirklichen Lebens nur in der Abstraktion des Humors wie in einem Spiegel auffassend reflectirt, die Rede ist. Dieser Gesichtspunkt läßt mein Werk in dem klarsten Lichte erscheinen, und man erkennt, was es sein soll, und was es wirklich ist. So werde ich aber von jedem Argwohn, der mich nur zu tief und schmerzlich getroffen, völlig gereinigt erscheinen. Diese Hoffnung, die ich mit dem größten Recht hegen zu können glaube, giebt mir Trost und Kraft, die qualvollsten Tage meines Lebens diesmal noch zu überstehen. Mehr glaube ich nicht zu meiner völligen Rechtfertigung anzuführen zu haben."

Beide Schriftstücke, das Protokoll und die Vertheidigungsschrift, reichte der Kammergerichtspräsident Woldermann noch an demselben Tage (23. Febr.) dem Justizminister Kircheisen mit einem Begleitschreiben ein, dessen Schlußworte dem Leser nicht vorenthalten werden dürfen, da sie aufs neue zeigen, was von Schuckmanns Verdächtigungen zu halten ist:

„Ew. Excellenz ist übrigens aus den jährlichen Conduiten-Listen bekannt, und ich muß meiner Pflicht nach wiederholen:

„daß der Kammergerichts-Rath Hoffmann, sich durch vorzüglich gründliche Arbeiten, in den allerwichtigsten Criminal-Sachen eben so sehr, als durch Ernst und würdiges Betragen in seinen Amtshandlungen ausgezeichnet hat, auch nicht einmal eine Spur seines comischen Schriftsteller-Talents blicken ließ."

Schon vorher war die Entscheidung über das Schicksal des „Meister Floh" gefallen; auf einen Vorschlag des Bundestagsgesandten Grafen Goltz erklärte Schuckmann am 16. Februar, daß er gegen den Druck nichts zu erinnern habe, wenn die „pasquillantischen Ausfälle" entfernt würden; und Hoffmann muß darüber befragt worden sein, denn in einem Briefe an Hippel (wahrscheinlich zweite Hälfte des Februar, gedruckt bei Dorow, Denkschriften und Briefe. B. III, S. 32) erklärte er sich zur Streichung bereit.

Nach Dorow (a. a. O. S. 21) soll nun die Angelegenheit damit erledigt worden sein, daß der König Hoffmann einen Verweis habe ertheilen lassen; nach andern Nachrichten hat die Vertheidigungsschrift auf den König einen solchen Eindruck gemacht, daß er sie für meisterhaft erklärte und sich

zur Milde bestimmen ließ (vgl. Hoffmanns Werke, herausg. von Grisebach, Bd. I, S. CIV). Die Akten berichten von alledem nichts, und eine Entscheidung des Königs ist offenbar nicht getroffen worden. Vielmehr wiederholte am 1. März 1822 Schuckmann in einer Eingabe an Hardenberg seinen früheren Antrag:

„Ich kann und muß," schrieb er, „die unterm 4ten v. M. geäußerte Ansicht nur um so dringender erneuern, als alle Bemühungen, der pflichtwidrigen Tendenz unter den Staatsdienern vorzubeugen und unter ihnen dienstgemäße Grundsätze und Gesinnungen zu erhalten ganz vergeblich, ja selbst die Ahndung geringerer Verstöße dieser Art mit der Gerechtigkeit kaum vereinbarlich sein würden, wenn eine so auffallende Verletzung der Amtstreue und der Amtsverschwiegenheit und eine durch solche Thatsachen bekundete Theilnahme zu Gunsten der Demagogen dem Mann ohne nachdrücklichste Bestrafung nachgesehen werden könnte, dem die Untersuchung gegen die Demagogen selbst übertragen ist und der dennoch fähig ist, das in ihn gesetzte Allerhöchste Vertrauen bis zu dem Grade zu täuschen, daß er sowohl die allgemeine Tendenz als einzelne Theile dieser Untersuchung zum Gegenstande des Pasquills macht.

„Eurer Durchlaucht wird es hierbei nicht entgehen, daß diese Handlung des Kammergerichts-Raths Hoffmann nicht allein in Berlin, sondern auch durch die öffentlichen Blätter Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist, und daß nur Ernst und Nachdruck in ihrer Entscheidung verhüten kann, daß sie nicht auch Gegenstand des Triumphs aller Gleichgesinnten werde."

Galt nun aber auch die Angelegenheit keineswegs als erledigt, so verbot sich doch ihre weitere Verfolgung von selbst, als man an dem furchtbaren Fortschreiten der Krankheit Hoffmanns erkannte, daß ein Wiederaufkommen des Dichters ausgeschlossen sei. Das letzte Aktenstück in der Sache ist eine Verfügung des Staatskanzlers vom 6. Juli 1822:

„Da der Kammergerichts-Rath Hoffmann verstorben ist, so sind die während seiner schweren letzten Krankheit zurückgelegten Actenstücke, nunmehr zu reponiren.

Hardenberg."

Die Darstellung der Tatsachen, wie sie in den vorstehenden Ausführungen gegeben worden ist, sollte nicht unterbrochen werden. Da aber nun der geschichtliche Verlauf sich klar übersehen läßt, ist eine Beantwortung der Frage notwendig: Wie sind Hoffmanns Angaben über den Zweck der Episode Knarrpanti zu beurteilen? Handelt es sich dabei wirklich um eine harmlose dichterische Erfindung oder haben wir es mit einer Satire auf die Demagogenhetze, vor allem auf Kamptz, zu tun?

Die Möglichkeit, diese Frage zu entscheiden, ist durch das vorliegende urkundliche Material gegeben; ausnahmsweise muß man sich dabei auf Kamptz' Seite stellen und die Angaben Hoffmanns verwerfen. Aus äußeren und inneren Gründen ist an einer satirischen Absicht der Episode nicht zu zweifeln.

Zunächst darf es nach den urkundlichen Zeugnissen als sicher bezeichnet werden, daß Hoffmann selbst im Freundeskreise Äußerungen über die den betreffenden Abschnitten zugrundeliegenden Beziehungen getan hat. Ferner ist es als erwiesen zu betrachten, daß Hoffmann in einzelnen Fällen Tatsachen aus den Untersuchungsakten benutzt hat. Mit Gewißheit ist dies bei der Ver-

wertung der Notiz aus dem Tagebuche des Studenten Gustav Asverus anzunehmen. Durch die Art der Übereinstimmung scheint hier ein zufälliges Zusammentreffen ausgeschlossen. Nicht mit der gleichen Sicherheit läßt sich die Frage beantworten, ob Kamptz und Schuckmann im Rechte sind, wenn sie in dem Prozeß gegen Thyß eine karikierte, für den Angeklagten parteinehmende Schilderung der Untersuchung gegen v. Mühlenfels sehen. Indessen bei einer genauen Betrachtung wird man auch hier den beiden Demagogenriechern zustimmen müssen. Nicht allein die Tatsache, daß Peregrinus Thyß zunächst auf die ihm vorgelegten Fragen überhaupt nicht antwortet, erinnert an Mühlenfels' Aussageverweigerung, sondern auch in der Art, in der Knarrpanti dann die Untersuchung in die Hand nimmt, läßt sich eine Ähnlichkeit mit dem Vorgehen der Ministerialkommission in der Mühlenfelsschen Sache nicht verkennen.

Vor allen Dingen aber: wie sich Kamptz sofort in dem Geheimen Hofrat Knarrpanti wiederkannte, so kann es auch für den, der die Akten der Demagogenprozesse kennt, nicht zweifelhaft sein, daß Kamptz als das Urbild des Knarrpanti anzusehen ist. Kamptz' Art, die ihm beweiskräftig oder bedenklich scheinenden Stellen dick anzustreichen, seine ausführlichen Aneinanderreihungen dieser Stellen in seinen umfangreichen Kritiken der richterlichen Urteile schweben dem Dichter offenbar ebenso vor, wie das gleichfalls von Kamptz geübte Verfahren, einzelne Sätze aus dem Zusammenhange zu reißen und darauf seinen Beweis der Schuld des Angeklagten zu bauen. Auch in einzelnen persönlichen Zügen ist die Beziehung auf Kamptz deutlich; wenn Knarrpanti als Beamter eines kleinen Fürsten eingeführt wird, so genügt es, daran zu erinnern, daß Kamptz am Anfange seiner Laufbahn im Dienste von Mecklenburg-Strelitz gestanden hat.

Die satirische Absicht Hoffmanns darf demnach als erwiesen gelten. Es fragt sich nun, wie wir heute sein Verfahren beurteilen und das Maß seiner Verschuldung abwägen werden. Es steht fest, daß er Dinge, zu deren Kenntnis er auf amtlichem Wege gelangte, zur Grundlage seiner Satire machte. Werden wir ihn deshalb ebenso wie Schuckmann als einen „pflichtvergessenen, höchst unzuverlässigen und selbst gefährlichen" Staatsdiener bezeichnen?

Die Antwort lautet, daß Hoffmann durchaus mildernde Umstände zuzubilligen sind. Die von ihm benutzten Tatsachen sind nirgends derart, daß durch ihr Bekanntwerden eine Schädigung der wahren Staatsinteressen hätte befürchtet werden können. Der Dichter hatte außerdem durch die Art der Behandlung schon das Ganze in eine harmlosere Sphäre gerückt. Hätte er selbst nicht die Tendenz verraten, so wäre schwerlich jemand auf den Gedanken gekommen, daß es sich um eine Satire auf die Demagogenprozesse handle.

Es darf dann die Art der Entstehung nicht vergessen werden. In den Verhandlungen über die Stellung der Immediatkommission zur Ministerialkommission stehen die beiden Fälle Mühlenfels und Follenius im Mittelpunkte. Für Hoffmann drängte sich die Hauptteilnahme auf den Fall Mühlen-

fels zusammen, da er der Referent in dieser Angelegenheit war. Alle Versuche Hoffmanns, seine Überzeugung durchzusetzen, wurden durch Kamptz und die Ministerialkommission verhindert. Nichts lag nun näher, als daß der Dichter von dem Gefühl der tiefen Erbitterung, das ihn beherrschte, sich durch Gestaltung der ihn bedrängenden Eindrücke befreite. So entstand die Episode Knarrpanti, bei der die Entlehnung von Zügen aus der Untersuchung gegen Mühlenfels somit ganz verständlich ist. Hoffmanns Vorgehen stellt sich demnach als eine Art Notwehr des Mannes dar, der vergeblich der Stimme des Rechts Geltung zu verschaffen versucht hatte.

Weit weniger günstig gestaltet sich das Urteil über die Art, in der Hoffmann die satirische Absicht der Knarrpantiepisode hartnäckig ableugnete. Aber auch hier wird man gut tun, Milde walten zu lassen. Als die Untersuchung eingeleitet wurde, war Hoffmann ein todkranker Mann. Wer die zitternden Schriftzüge betrachtet, mit denen er die Unterschrift: „(Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht) unterthänigster der Kammergerichtsrath Hoffmann" unter die von fremder Hand geschriebene Eingabe vom 8. Februar 1822 setzte, muß das tiefste Mitgefühl empfinden. Man kann leicht ermessen, wie Hoffmann, der sich die möglichen Folgen seiner Handlungen in trüben Stunden schreckhaft auszumalen pflegte, in den schlaflosen Nächten, von denen in der Rechtfertigungsschrift die Rede ist, unter dem Druck von Krankheit und Zwangsvorstellungen sich die unglückliche Lage vergegenwärtigt hat, in die ihn das Verfahren versetzen konnte. War er doch erst 1815 aus den traurigen Verhältnissen eines unsicheren Lebens gerettet worden, in die er ohne seine Verschuldung geraten war. Nun sah er sich in Gedanken wieder einer derartigen Lage preisgegeben oder in eine Landschaft strafversetzt, in der er von allen geistigen Kräften abgeschnitten war. Wer diese seelischen Vorgänge erwägt und sie im Zusammenhang mit der schweren Krankheit und seinen früheren Erlebnissen betrachtet, wird es menschlich erklärbar finden, daß derselbe Mann, der in den Demagogenprozessen so mutig und unerschütterlich als Verteidiger des Rechts aufgetreten war, jetzt nicht den Mut besaß, seine verhältnismäßig kleine Verfehlung offen einzugestehen.

Man braucht die freilich erklärliche Menschenfurcht, von der sich Hoffmann in den trüben Stunden überwältigen ließ, nicht zu loben. Aber auch sie ist nicht imstande, uns das günstige Gesamtbild zu trüben, wie es sich aus seiner ganzen Haltung in den Demagogenuntersuchungen ergibt.

Wissen und Glauben in der Naturforschung.

Von
Walther Löb.

I.

Die Naturwissenschaft wirkt auf die Kultur in zweierlei Weise: einer materiellen und einer ideellen, je nachdem sie in die äußere oder innere Form des menschlichen Lebens gestaltend eingreift. Die Erkenntnis des Tatsächlichen, die Ergründung der Naturgesetze, die Beherrschung der Naturgewalten schaffen das äußere Bild des Daseins. Die Farben der Kleider, die Kräfte der Dampf- und Elektrizitätsmaschinen, die Ausnutzung des gezähmten Wasserfalls, die Bebauung des Landes, der erdumspannende Verkehr — alles Früchte naturwissenschaftlicher Arbeit, alles Anwendungen dessen, was erforscht ist. Die tägliche Berührung mit dieser Welt der Erscheinungen, die stetige Abhängigkeit von ihr läßt uns diese Wirkungsseite unmittelbar empfinden, während die zweite, wenn auch vielleicht noch bedeutungsvoller, so doch leiser, allmählicher in unser Leben tritt. Diese zweite Seite bilden die Wirkungen der jeweiligen Naturerkenntnis auf unser ganzes Innenleben: Naturanschauungen und Naturideen sind die Quellen der Strömungen, die zerstörend und befruchtend den Menschengeist vorwärts tragen, einem fernen Ziele entgegen — der Erkenntnis der Wirklichkeit.

Wie unendlich weit das Ziel liegt, lehrt eine kurze Betrachtung unsres Wissens, ein prüfender Blick auf die Grenze, die Wissen und Glauben in der Naturforschung scheidet.

1.

Die Erscheinungen sind des Naturforschers Wirklichkeiten. Sind sie Wahrheit? Oder ist das menschliche Sinnenbild der Welt eine Täuschung? Wo wir Licht sehen, ist vielleicht gar kein Licht, wo wir Klänge hören, vielleicht kein Schall! Das Kind, die Völker in ihrer Kindheit kennen diese Fragen nicht; sie nehmen die Welt ihrer Sinne auf Treu und Glauben hin; der Begriff ihrer Wahrheit ist begrenzt durch die Tätigkeit ihrer Sinne.

Die Philosophen haben anders entschieden. Sie lehren: Diese Welt ist nur unsre Vorstellung.

„Wenn bei dem Menschen die philosophische Besonnenheit eingetreten ist," sagt Schopenhauer, „dann wird ihm deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde, sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgibt, nur als Vorstellung da ist, d. h. durchweg in Beziehung auf ein andres, das Vorstellende, welches er selbst ist."

Aber hinter der Erscheinungsform ist die unbegreifbare, von unsern Sinnen unabhängige Welt der Wahrheit, die Welt an sich. Mit dem letzten lebenden Wesen versinkt unsre Welt, aber unberührt bleibt der geheimnisvolle Urgrund der Dinge, um wieder eine Welt der Erscheinungen zu werden, wenn unsern Sinnen gleichartige mit ihm in Wechselwirkung treten.

Die Philosophen setzen dem Streben nach Wahrheit eine unübersteigbare Schranke; was hinter den Erscheinungen liegt, wird nie der Menschengeist enträtseln.

Wie ein starrer, unzugänglicher Berg steht diese Schranke am Horizont unsrer Erkenntnis und scheint zu drohen: Bis hierher und nicht weiter!

Aber der Blick auf einen fernen Berg kann täuschen. Verwegen erscheint der Gedanke, den unwegsamen, jäh abfallenden Felsen zu erklimmen; wir sehen keine Stütze für unsern Fuß, keinen Halt für unsre Hand. Und doch, wenn wir näher kommen, zeigen sich Furchen und Stufen; die senkrechte Wand ist nicht glatt, wie wir glaubten: hier Spalten, dort Vorsprünge, Immer mehr schwindet der Gedanke an die Unmöglichkeit der Besteigung. und am Fuße des Berges wird sich der Kühne finden, der das Verwegene wagt. Und kostet es sein Leben, andre werden es nach ihm versuchen, bis der Gipfel erklommen ist und eine Ausschau gewährt in unbekannte Lande — vielleicht wieder begrenzt am fernen Horizonte von unwegsam erscheinenden, ragenden Felsen. Und der Abstieg in das Neuland und die Wanderung beginnen.

Die Philosophen sagen: die Felsen, welche die Welt der Vorstellung umschließen, sind unübersteigbar — und hinter diesen Felsen liegt die Welt an sich.

Die Naturforscher wandern durch die Welt der Vorstellung der Grenze zu. Bei dieser Wanderung wechselt und schwankt das Bild des Horizontes. Vielleicht ist jene ferne Mauer nur eine Fata morgana; vielleicht liegen weite, gangbare Ebenen dort, wo Berge zu stehen scheinen. Vielleicht, wenn man wandert und wandert, zeigt es sich, daß, wie die Erde, so auch das Land der Erkenntnis rund ist — und der Mensch steht wieder am Ausgangspunkt seines Weges; kein Berg hat ihm Halt geboten. —

Die Erscheinungswelt ist des Naturforschers wahre Welt und seine ganze Welt. Für ihn existiert nichts hinter den Erscheinungen, als ein menschlicher Gedanke.

Das Ziel der Naturwissenschaft ist eine vollständige Kenntnis der Natur, eine Kenntnis, die die Menschen befähigt, das Geschehen, wie Ernst Mach sagt, „in Gedanken nachzubilden und vorzubilden". Dieser Aufgabe dient das Streben, durch Beobachtung und wissenschaftliche Bearbeitung der Erfahrung das Gesetzliche in der Natur zu ermitteln, die maßgebenden Bedingungen für den Eintritt eines Vorganges, den Zusammenhang der Erscheinungen aufzufinden. Ein Blick in die Vergangenheit und Zukunft der Natur von dem vergänglichen Standpunkte aus, auf den uns unsre Gegenwart stellt, ist nur

möglich aus der Erkenntnis eines gesetzmäßigen Zusammenhanges aller Erscheinungen. Unser Wissen von dem, was einem Vorgang vorausgegangen ist und was ihm folgen muß, befähigt uns, die Naturvorgänge vernünftig und zweckmäßig im Dienste der Menschheit zu verwerten, sie in gewissen Grenzen zu beherrschen.

Aber unsre Kenntnis von der unendlichen Fülle des Wirklichen ist nur Stückwerk. Die Quadersteine der Gewißheit in dem geistigen Bau, den die Gedanken der Naturforscher aufführen, sind oft verkittet durch den Mörtel des Glaubens, oft übertüncht mit der glänzenden, aber unsoliden Fassade eines gefälligen Naturbildes.

2.

Naturwissenschaftliche Gewißheit besitzen nur die allgemeingültigen Erfahrungen, d. h. die unmittelbaren Sinneseindrücke normaler Menschen.

Wir lernen durch unsre Sinne die Eigenschaften der Natur kennen, und in dem Inhalt unsrer Sinne erschöpft sich unser unmittelbares Wissen von der Natur. Wir können sagen: es ist etwas laut oder still, warm oder kalt, rot oder blau, hell oder dunkel, flächenhaft oder raumerfüllend, ein Vorgang dauert kurz oder lang — lauter subjektive Aussagen, die erst durch Verständigung mit unsern Mitmenschen, durch Verabredung der Bedeutung dieser Aussagen objektiven und wissenschaftlichen Wert erhalten.

Wir bemerken alsbald, daß die Möglichkeit, die Eigenschaften der Natur zu erfahren, von bestimmten Anordnungen zwischen der Außenwelt und unsern Sinnen abhängig ist. Wenn Licht auf unsern Rücken fällt, empfinden wir es nicht; es muß unsre Augen, unsre Sehnerven treffen, um Licht für uns zu sein. Wenn Schallwellen unsre Haut berühren und unsre Ohren sind verschlossen, so hören wir nichts; die Schallwellen müssen, um ein Klang für uns zu werden, unsre Gehörnerven reizen. Mit den Augen, den Händen können wir nicht riechen; der schönste Duft ist für uns nicht vorhanden, wenn die Riechnerven nicht arbeiten. Kurz: unsre Sinne übermitteln uns nur spezielle, ihrer Eigenart oder Konstruktion entsprechende Eigenschaften; kein Sinn kann den andern ersetzen. Die Haut spricht auf Wärme, auf Berührung, das Auge auf Licht, das Ohr auf Schall an. Jeder Sinn hat einen begrenzten Tätigkeitskreis.

Noch eine weitere Eigenart tritt hinzu. Jeder Sinn antwortet auf einen Reiz, der ihn erregt, stets mit der gleichen Art der Empfindung, wie auch der Reiz selbst beschaffen sein mag. Der Sehnerv gibt immer Lichtempfindung, ob die Sonnenstrahlen ihn treffen, ob Stoß oder Schlag ihn zerrt und reizt. Der Gehörnerv gibt immer Schallempfindung, wenn er, sei es durch Luftbewegung, sei es durch andre mechanische Erschütterung irritiert wird. Die Luftwellen, die das Ohr als Schall hört, empfindet die Haut als Berührung. Nicht alle Vorgänge der Außenwelt treten mit allen Sinnen in Wechselwirkung; aber wenn sie einen oder mehrere Sinne erregen, so ist die Art der Empfindung für jeden Sinn eine ganz bestimmte. Die Erkenntnis der maßgebenden Rolle, welche die durch die Naturerscheinungen in Tätigkeit gesetzten Sinnesnerven in der Bildung unsrer Empfindungen, unsrer Eindrücke von den Naturerscheinungen, unsrer Erfahrungen spielen, verdanken wir dem

großen Physiologen Joh. Müller, der diese Verhältnisse als „das Gesetz der spezifischen Sinnesenergien" bezeichnete.

Es lehrt: die Eigenschaften der Natur sind durch unsre Sinne bestimmt. Jeder Sinn ist ein Apparat, der auf Vorgänge in der Außenwelt anspricht, jeder Sinn stets nur in seiner Sprache, in der ihm eigenen Art der Empfindung, wie auch der Vorgang, der Reiz beschaffen sein mag, der ihn erregt.

Unsre Sinnesempfindungen sind also gleichsam Reaktionen der Naturvorgänge auf unsre Sinnesnerven. Nur diese Wechselbeziehungen zwischen ihnen und der Außenwelt sind Inhalt und Gegenstand der Erfahrung. Das Zusammenwirken zweier Komponenten, einer, die in uns liegt, einer, die nicht in uns liegt, ist Empfindung.

Alle Eigenschaften, die wir den Objekten zuschreiben, bezeichnen nur solche Wechselwirkungen.

„Die Empfindung von Rot", schreibt Helmholtz[1]), „ist die normale Reaktion normal gebildeter Augen für das vom Zinnober reflektierte Licht. Ein Rotblinder wird den Zinnober schwarz oder dunkelgraugelb sehen; auch dies ist die richtige Reaktion für sein besonders geartetes Auge. Er muß nur wissen, daß sein Auge eben anders geartet ist, als das andrer Menschen."

„Wenn wir von Eigenschaften der Körper sprechen, die sie in bezug auf andre Körper der Außenwelt haben, vergessen wir nicht, in der Sprache auch den Körper zu bezeichnen, in bezug auf welchen die Eigenschaft vorhanden ist. Wir sagen: Blei ist löslich in Salpetersäure, es ist nicht löslich in Schwefelsäure. Wenn wir bloß sagen wollten: Blei ist löslich, so würden wir sogleich bemerken, daß dies eine unvollständige Behauptung ist, und würden sogleich fragen müssen, worin es löslich sei. Wenn wir aber sagen: Zinnober ist rot, so versteht es sich von selbst, daß er für unsre Augen rot ist und für die Augen andrer Menschen, welche wir als gleich beschaffen voraussetzen. Wir glauben, das nicht erwähnen zu brauchen, und deshalb vergessen wir es auch wohl und können verleitet werden, zu glauben, die Röte sei eine dem Zinnober ganz unabhängig von unsern Sinnesorganen zukommende Eigenschaft"[2]).

Die Frage, wie weit unsre Vorstellungen mit ihren Objekten übereinstimmen, ist daher sinnlos und nichtig.

„Hängt die Natur einer Sinnesempfindung nur von der Art des affizierten Nerven ab, so ist die Qualität der Empfindung mit der des Objektes, das auf den Nerven wirkt, keineswegs identisch. Sie ist ihr nicht einmal ähnlich. Eine bloße Wirkung der Objekte auf den Nervenapparat, bildet sie ein Erkennungszeichen für das Vorhandensein einer bestimmten objektiven Qualität, sofern sie regelmäßig mit ihr verbunden ist, nicht aber die Wiedergabe ihrer Beschaffenheit"[2]).

„Ein Zeichen braucht gar keine Ähnlichkeit mit dem zu haben, dessen Zeichen es ist. Die Beziehung zwischen beiden beschränkt sich darauf, daß das gleiche Objekt, unter gleichen Umständen zur Einwirkung kommend, das gleiche Zeichen hervorruft, und daß also ungleiche Zeichen immer ungleicher Einwirkung entsprechen"[3]).

Diese Zeichen aber schaffen wir nicht willkürlich, sie werden uns von der Natur diktiert, und deshalb sind sie im allgemeinen zuverlässig. Wir können sie mit einer durch ungezählte Bestätigungen gewonnenen Sicherheit benutzen,

---

[1]) Helmholtz, Handbuch der physiologischen Optik. S. 589. 1896.
[2]) Helmholtz, Wissenschaftliche Abhandlungen. Bd. II, S. 591. 1883.
[3]) Derſ., Handbuch der physiologischen Optik. S. 586. 1896.

um uns in Welt und im Leben zurechtzufinden und gestützt auf sie unsre Handlungen über die Gegenwart hinaus zu bestimmen.

Unsre Empfindungen sind gesetzmäßig mit den Vorgängen der Außenwelt verbunden. Gleiches Geschehen bewirkt gleiches Erleben, verschiedenes Geschehen verschiedenes Erleben. Die menschlichen Sinne spielen die Rolle bestimmt eingerichteter Apparate, in denen sich die wechselnden Zustände der Natur durch wechselnde Eindrücke äußern. Deshalb drücken die „Zeichen" die tatsächlichen Verhältnisse und Beziehungen der Außenwelt in der uns unmittelbar verständlichen, subjektiven Sprache unsrer Innenwelt aus. Wir haben die Gewißheit, die Naturvorgänge objektiv richtig darzustellen, wenn wir sie in unsrer Zeichensprache richtig wiedergeben. Oder, um wieder Worte von Helmholtz[1]) anzuführen:

„Was wir erreichen können, ist die Kenntnis der gesetzlichen Ordnung im Reiche des Wirklichen, diese freilich nur dargestellt im Zeichensystem unsrer Sinneseindrücke."

Aber diese Zeichensprache ist für eine menschliche Wissenschaft zunächst unbrauchbar; die Natur spricht sie zwar zu jedem einzelnen und jedem verständlich, aber nur durch ihre Wirkungen auf die Sinnesnerven und nur, so lange diese Wirkungen bestehen. Sie ist nicht mitteilbar. Ich kann keine Lichtempfindung, die ich erlebe, dem im Dunkeln Stehenden geben und habe kein Mittel, die Empfindungen meiner Mitmenschen wahrzunehmen.

Es ist deshalb notwendig, abermals Zeichen einzuführen, die der Verständigung über unsre Sinneseindrücke dienen, aber irgendeine Wesensbeziehung zu den Empfindungen ebensowenig enthalten können wie die Empfindungen selbst zur Außenwelt.

Das Allgemeinste dieser Zeichen ist die Sprache. Durch sie sind wir imstande, Art und Wechsel unsres subjektiven Erlebens mitzuteilen, indem wir die Empfindung durch Laut- oder Schriftzeichen ausdrücken.

Die Umgangssprache, die sich den praktischen Bedürfnissen des Lebens anpaßt, ist vielfach für den wissenschaftlichen Gebrauch ungeeignet.

„Das Ding", sagt Ernst Mach, „ist ein Gedankensymbol (Zeichen) für einen Empfindungskomplex von relativer Stabilität." „Nicht die Dinge, sondern Farben, Töne, Drucke, Räume, Zeiten (was wir gewöhnlich Empfindungen nennen) sind eigentliche Elemente der Welt"[2]).

Die Sprache aber bezeichnet oft durch ein Wort, ein Symbol den ganzen Komplex von Elementen auf einmal, um sämtliche zusammengehörigen Eindrücke gleichzeitig in unsern Gedanken wachzurufen. Das Wort „Zucker" z. B. ist ein Zeichen für eine ganze Reihe von Empfindungen: Farbe, Gestalt, Geschmack, chemisches Verhalten, Härte — alle Eigenschaften bringen wir gleichzeitig durch das Sprachzeichen „Zucker" zum Ausdruck.

Für die wissenschaftliche Erforschung der Eigenschaften ist ein so vieldeutiges Zeichen unbequem; es ist einfacher, für jede Seite des Komplexes „Zucker" besondere Zeichen einzuführen: mathematische etwa für die räumlichen Verhältnisse, chemische und physikalische für die entsprechenden Eigen-

[1]) Handbuch der physiologischen Optik. S. 593. 1896

[2]) Die Mechanik in ihrer Entwicklung. S. 512. 1901.

schaften. Diese spezielleren, auf bestimmte Seiten der Erscheinungen willkürlich präzisierten Zeichen sind die Ausdrucksmittel der Wissenschaften, die diese bestimmten Seiten zu erforschen suchen.

Alle diese Zeichen, von dem vieldeutigen Wort der Umgangssprache bis zu dem speziellsten Symbol des Mathematikers, verwendet die Naturwissenschaft, um das Naturgeschehen in Gedanken nach- und vorzubilden.

3.

Zu dem Gesetz der spezifischen Sinnesenergien gesellt sich eine zweite, für unsre Betrachtungen wichtige Einsicht: das Gesetz der Reizschwellen.

Die Tonempfindungen, die das Ohr übermittelt, sind in Höhe und Tiefe begrenzt. Ist die Tonhöhe der sieben- bis achtgestrichenen Oktave, die etwa noch drei Oktaven über der höchsten des Klaviers liegt, überschritten, so hören wir nichts mehr; die tiefsten Töne der großen Orgeln bilden etwa die untere Grenze für die Erregung des Gehörnerven. Die Luftwellen, die in noch tiefer gestimmten Orgelpfeifen erzeugt werden, empfinden wir als einzelne Luftstöße, aber nicht mehr als Ton. Das Gehör hat eine obere und eine untere Reizschwelle. Was jenseits der Reizschwellen liegt, schweigt für uns.

Jedem Ton dient zur Übermittlung ein eigenes Nervenendchen in unserm Ohre. In klaviaturähnlicher Anordnung liegen diese Nervenendchen und sind gleichsam Tasten, die durch die Schallwellen geschlagen werden. Die Anzahl dieser Tasten, feiner Stäbchen von verschiedener Festigkeit und Spannung ist begrenzt, und ebenso begrenzt ist unsre Gehörempfindung.

Diese Klaviatur ist nicht bei allen Menschen gleich; der eine hat mehr, der andre weniger Tasten, und dementsprechend verschieden ist die Fähigkeit des Hörens. Die Welt der Töne ist für den einen reicher, als für den andern; die Grenzen für die obere und untere Reizschwelle schwanken bei den einzelnen Individuen.

Wie das Gehör, so besitzen auch andre Sinne obere und untere Reizschwellen. Das Gebiet des Lichtsinnes ist durch das sichtbare Bild des Sonnenspektrums bezeichnet; in diesem sind alle Strahlen enthalten, die in Wechselwirkung mit dem Auge Lichtempfindung geben. Aber wir wissen, daß im Sonnenspektrum unsichtbare Strahlen existieren, die wir, wie die ultraroten, nicht mehr als Licht, wohl aber als Wärme empfinden, oder deren Dasein, wie das der ultravioletten, nur mittelbar aus ihrer chemischen Wirksamkeit bewiesen werden kann.

In ähnlicher Weise beschränkt sind unsre Sinne für Intensitätsunterschiede der Reize. Geringe Temperaturdifferenzen empfinden wir nicht. Der Tastsinn unterscheidet zwei sehr benachbarte Körper nicht als getrennte.

Kurz: Unsre unmittelbaren Erfahrungen, die das wirkliche Wissen übermitteln, reichen nicht weit und verraten uns nur einen sehr kleinen Teil der tatsächlichen Naturerscheinungen in der subjektiven Zeichensprache unsrer Empfindungen.

4.

Können wir diese engen Grenzen überschreiten?

Künstliche Apparate erweitern den Wirkungskreis der Sinne. Das Mikroskop

vergrößert das Kleine und hebt das unterhalb der Schwelle des Sichtbaren Liegende über sie; Ähnliches leistet das Fernrohr. Das empfindliche Thermometer verrät die geringsten Temperaturdifferenzen; die Schwärzung des photographischen Papiers macht die unsichtbaren ultravioletten Strahlen sichtbar; Fluoreszenzerscheinungen und chemische Reaktionen zeigen uns die nicht wahrnehmbaren Kathoden- und Röntgenstrahlen.

Mechanische, elektrische, akustische, chemische Apparate, sie alle dienen dem einen Zweck, das Reizgebiet der Sinne zu vergrößern, den Schwellenwert nach beiden Richtungen zu verschieben oder nicht sinnfällige Vorgänge in sinnfällige umzuwandeln.

Sie geben uns Kunde von Naturerscheinungen, die nicht mehr unmittelbar in den Empfindungskreis treten; sie ermöglichen uns, das Wissen durch neue Erfahrungen zu vermehren.

Aber die Leistungsfähigkeit der künstlichen Apparate ist auch nur eine begrenzte; auch für sie besteht ein Reizschwellenwert. Wissenschaft und Technik sind unausgesetzt bemüht, den Empfindungskreis der Apparate auszudehnen, sie „empfindlicher" zu machen. Jedoch ist diesen so erfolgreichen Bemühungen in den Bedingungen der Konstruktion und des Materials des Apparates selbst die Grenze gesetzt. Der Begriff der größten Empfindlichkeit bleibt immer nur ein relativer.

II.

Was wir durch die Sinne und die durch Apparate geschärften oder erst erregten Sinne erfahren, ist unser Wissen. Wo das Wissen aufhört, fängt das Glauben an.

1.

Unzugänglich der unmittelbaren Erfahrung, die durch das Reizgebiet der Sinne begrenzt ist, spielen sich Vorgänge ab, die uns nur deshalb nicht zum Bewußtsein kommen, weil unsre natürlichen Wahrnehmungsapparate zu unempfindlich sind. Das wissen wir. Denn ihr Vorhandensein ist durch Anwendung künstlicher Apparate oder durch die Wirkung auf andre, sinnfällige Vorgänge direkt beweisbar. Die unsichtbaren Strahlen sind ebenso tatsächlich wie die sichtbaren — aber sie sind kein Licht, sondern ein Etwas, für das die Möglichkeit des subjektiven Ausdrucks, der eine unmittelbar erlebte Empfindung bezeichnet, überhaupt fehlt. Für die Energieform „Elektrizität" besitzen wir keinen Sinn; sie ist daher keine den Menschen von jeher vertraute Naturerscheinung, sie konnte erst aus der unter bestimmten Anordnungen eintretenden Veränderung bekannter Erscheinungen und Eigenschaften „entdeckt" werden. Für die durch Reiben dem Bernstein erteilte Fähigkeit der Anziehung, für das Auftreten von Zuckungen an dem mit einem Metallstück berührten Froschschenkel, für die Entwicklung von Wärme und Licht in mit eigenartigen Maschinen verbundenen Drähten zwang uns unser Kausalitätsgefühl, Ursachen anzunehmen und zu benennen. Da alle diese Eigenschaften der Anziehung, der Muskelreizung, der Wärme- und Lichtentwicklung niemals isoliert auftreten, sondern wenn nur eine sich zeigt, alle vorhanden sind, so reicht die Annahme einer einzigen Ursache aus und diese nennen wir „Elektrizität".

Es ist klar, daß alles, was wir über die Elektrizität, die unsichtbaren Strahlen u. a. aussagen, nur über die sinnfälligen Wirkungen eines uns unzugänglichen, aber eben durch diese Wirkungen als tatsächlich bewiesenen Etwas aussagen.

2.

Die individuell schwankende Empfindlichkeit der Sinne und unsre Unfähigkeit, uns mit Sicherheit über die Intensität der einzelnen Empfindungen zu verständigen, zwingen uns für die wissenschaftliche Verwertung der Erfahrungen zu Verabredungen, die alle subjektiv schwankenden Momente in unsern Aussagen ausschließen. Das erreicht man dadurch, daß man willkürlich, aber zweckmäßig gewählte, stets reproduzierbare Erscheinungen oder Eigenschaften als Einheitserscheinungen oder Einheitseigenschaften (als Maße) definiert und durch diese alle andern ausdrückt, d. h. sie mißt. Solche Maße sind das Gramm, das Meter, die Sekunde usw. Durch diese Beschreibungsart ersetzen wir unsichere Empfindungswerte durch Zahlenwerte, subjektive Aussagen durch objektive, deren Bedeutung unabhängig von der wechselnden Form, in welcher der durch sie gekennzeichnete Vorgang von den einzelnen Menschen erfahren wird, feststeht.

Es ist möglich, aus einer Beziehung zwischen der meßbaren Geschwindigkeit und der meßbaren Brechung der Strahlen eine Größe zu berechnen, die man die Wellenlänge der Strahlen nennt. Führt man für die sichtbaren und unsichtbaren Strahlen solche Messungen der Geschwindigkeit und Brechung aus, so erhält man für jede Strahlenart durch die Angabe der Wellenlänge eine objektive und eindeutige Bezeichnung. Dann können wir sagen: Strahlen von bestimmter Wellenlänge empfinden wir als Licht; Strahlen von größerer Wellenlänge — die ultraroten — sehen wir nicht, aber sie erzeugen Wärmeempfindung; Strahlen von kleinerer Wellenlänge — die ultravioletten — sind weder Licht noch Wärme, aber sie rufen chemische Wirkungen hervor; Strahlen, deren Wellenlänge die der ultraroten noch übertrifft, veranlassen die elektrischen Erscheinungen.

Alles Meßbare ist naturwissenschaftliche Gewißheit; diese objektiven Angaben enthalten, wenngleich sie sich auf Erscheinungen, die nicht mehr direkt sinnfällig sind, erstrecken, nichts Hypothetisches — solange wir jede subjektive Deutung von ihnen fern halten.

Das Gebiet der Hypothese, des Glaubens beschreiten wir erst, wenn wir uns diese objektiv ausgedrückten Verhältnisse zu veranschaulichen suchen, indem wir ihnen Eigenschaften zuschreiben, die sich, aus unsern Erfahrungen gewählt, nur dadurch von diesen unterscheiden sollen, daß sie außerhalb des Reizgebietes unsrer Sinne liegen.

Das geschieht, wenn wir Licht, Elektrizität oder Wärme auf Bewegungsvorgänge zurückführen, oder wenn wir uns die Körperwelt atomistisch konstituiert vorstellen. Hier fehlt jeder Übergang zur Erfahrung, hier macht der Naturforscher eine Hypothese, er „glaubt".

Hypothesen sind Verallgemeinerungen unsrer Erfahrung, willkürliche Übertragungen des Wissens auf Nichtgewußtes.

Es gibt solche, die vielleicht durch spätere Erfahrungen, durch Vervollkommnung der wissenschaftlichen Technik ein Wissen werden können; es gibt solche, die stets ein mehr oder weniger gestütztes Vermuten bleiben müssen.

3.

Darf der Naturforscher in diesem Sinne glauben oder nicht? Wir wollen die Frage etwas anders formulieren. Als Aufgabe der Naturwissenschaft bezeichneten wir die Vor- und Nachbildung des Naturgeschehens in Gedanken. Diesem einen Ziele muß jede Tätigkeit des Forschers dienen. Es ist kein Zweifel, daß die Sammlung und Ordnung der Tatsachen, die Bereicherung des Wissens an erster Stelle steht. Ob auch die Überschreitung der Erfahrung zur Naturwissenschaft gehört, wird eine Zweckmäßigkeitsfrage: ist die Hypothese, das Glauben ein notwendiges oder nützliches Hilfsmittel zur Erreichung des Zieles oder nicht?

Die Antwort auf diese Frage muß einerseits der Art unsrer Erfahrungen, anderseits der Art unsrer geistigen Tätigkeit bei der wissenschaftlichen Verarbeitung unsrer Erfahrungen entnommen werden.

Unsre Erfahrungen lehren uns, daß unsre Sinnesempfindungen nur durch die Beschaffenheit des gereizten Nerven bestimmt sind, daß jede wirksame Erregung, welcher Art sie auch sein mag, der Sehnerv als Licht, der Gehörnerv als Schall, die Haut als Berührung oder Wärme empfindet. Was unserm Auge als Licht erscheint, kann die Haut als Wärme fühlen; als Berührung empfindet sie die Luftwellen, die im Ohre Klänge erzeugen. Die Verschiedenheit der Empfindungen, das ist klar, entsteht erst in uns, durch uns. Es liegt also die Möglichkeit vor — mehr dürfen wir nicht sagen —, daß die Vorgänge der Natur, die als Reize durch unsre Sinne mit uns in Wechselwirkung treten, *ihrem Wesen nach gar nicht verschieden sind*, daß ein in der Qualität gleichartiges, nur in der Quantität wechselndes Etwas in der Natur tätig ist. Durch eine solche Hypothese würde für uns die Natur zu einer Einheit; erst die wechselnden Empfindungen, die in uns entstehen, zaubern unsre Welt mit Klängen, Düften, Farben und Formen in unser Bewußtsein; nur *ein* tätiges Prinzip, *ein* rätselhaftes Etwas würde in der Natur walten und erst durch unsre Sinne in die uns bekannten Äußerungen zerlegt werden. Die Natur erschiene uns wie ein vielgestaltiger Proteus, dessen Aussehen immer wechselt, der aber doch der eine Proteus bleibt.

Dürfen wir so schließen?

Die wissenschaftliche Verarbeitung unsrer Erfahrungen besteht in einer Ordnung nach den durch Vergleichung festgestellten Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten. Unsre geistige Organisation stellt uns nur beschränkte Auffassungsmittel dem reichen Inhalte der Außenwelt gegenüber zur Verfügung und bedingt den Versuch, die Natur einheitlich aufzufassen, den Ähnlichkeiten die Verschiedenheiten, dem Gleichartigen das Ungleichartige begrifflich unterzuordnen[1]). Der Mannigfaltigkeit der Natur stellt unser Geist die Forderung

[1]) S. Genaueres hierüber in meinem Aufsatze: „Die Einheit der Natur", Deutsche Rundschau, 1905, Bd. CXXV, S. 425.

der Einfachheit gegenüber. Jeder Ausdehnung eines Gesetzes auf noch nicht beobachtete Zustände, jeder Verallgemeinerung einer einzelnen Erfahrung liegt die Überzeugung dieser Einfachheit zugrunde. Die Erfolge beweisen die Zulässigkeit und den Nutzen der geistigen Arbeitsweise, deren sich die Naturforscher bedienen.

„Alle unsre Bemühungen," schreibt Ernst Mach, „die Welt in Gedanken abzuspiegeln, wären fruchtlos, wenn es nicht gelänge, in dem bunten Wechsel Bleibendes zu finden. Daher das Drängen nach dem Substanzbegriff" [1]).

Daher das Drängen nach einem letzten Prinzip, das wir in der Natur als wirksam annehmen und dessen Wirksamkeit wir alle Erscheinungen begrifflich unterordnen können; daher das Drängen, die ganze Natur als Einheit zu erkennen.

Aber wir sahen, daß das Gesetz der Reizschwelle bereits der Möglichkeit, die ganze Natur auch nur als Mannigfaltigkeit durch die Zeichensprache der Empfindungen zu erkennen, einen Riegel vorschiebt. Wir wissen, daß unsre Sinne uns nur Bruchstücke des Naturgeschehens verraten; jede Verfeinerung unsrer Wahrnehmungsorgane durch Apparate, jede Entdeckung vergrößert das Bruchstück, beweist aber gleichzeitig unser Unvermögen, mehr als Ausschnitte der Natur zu erfahren. Alle Versuche, die Lücken in unsern Erlebnissen auszufüllen, sind Hypothesen, naturwissenschaftlichen Zwecken dienende, tunlichst einfach ersonnene Annahmen und Verallgemeinerungen.

Die Bewegung eines Körpers veranlaßt die gleichzeitige Bewegung eines zweiten entfernten Körpers, ohne daß irgendeine Verbindung zwischen ihnen, die wir meist als Bedingung gegenseitiger Bewegungsbeeinflussung beobachten, bemerkbar ist. Ein Pferd bewegt den Wagen nur, wenn es an ihm befestigt ist; die Dampfmaschine dreht die Räder der Maschine durch die Pleuelstange; aber die Sonne hält die Planeten in ihren Bahnen, der Apfel fällt zur Erde, ohne daß eine sinnfällige Verbindung zwischen ihnen besteht.

Es wäre unzweckmäßig und beschränkend, die letzten Erscheinungen als Vorgänge aufzufassen, die qualitativ verschieden von den ersten sind. Unzweckmäßig, weil durch eine solche Annahme, die sich bei unendlich vielen Erscheinungen wiederholen müßte, die Forderung einer einfachen Beschreibung nicht erfüllbar ist; beschränkend, weil von der Tatsache, daß unsern Sinnen verborgene Erscheinungen vorhanden sind, kein Gebrauch gemacht wird. Deshalb führt die Wissenschaft statt der sinnfälligen Verbindungen verborgene ein, wie „Kräfte", die sie in die Körper oder in den zwischen ihnen liegenden Raum verlegt, oder wie unsichtbare, starre Verbindungen, die die Bewegung des einen Körpers an die des andern fesseln.

Wir beobachten in der Fortpflanzung der Wasserwellen bestimmte Formen der Ausbreitung, die in der Ausbreitung des Lichtes, dessen Weg durch den Raum wir nicht beobachten können, wiederkehren. Die Wissenschaft macht abermals, der Forderung der Einfachheit und der Tatsache des engen Reizgebietes der Sinne genügend, die Hypothese der nicht wahrnehmbaren Licht-

[1]) Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. S. 216. 1896.

wollen und verleiht ihnen aus dem Schatz wirklicher Erfahrung die für ihre Darstellung in unsern Gedanken geeigneten Eigenschaften.

So liegen bereits in unsern Erfahrungen und unsrer naturwissenschaftlichen Tätigkeit die Wurzeln der Hypothese. Die Erfahrungen predigen: den Wechsel der Erscheinungsformen schaffen die Sinnesnerven, die nur innerhalb ihrer Reizgebiete tätig sind. Es ist *gewiß*, daß außer den wahrnehmbaren Vorgängen sich für uns verborgene abspielen; es ist *möglich*, daß ein gleichbleibendes Prinzip in der Natur waltet und sich durch unsre Sinne in verschiedenen Formen kundgebend unsre Welt schafft. Die naturwissenschaftliche Tätigkeit stellt die Forderung: Suche die Einheit, die der Geist verlangt und die gesetzliche Verknüpfung alles Geschehens offenbart.

In dieser letzten Forderung liegt das naturwissenschaftliche Glauben in seiner allgemeinsten Form. An die Einheit der Natur glaubt jeder Naturforscher.

4.

Etwas andres aber ist es, wenn man versucht, das unbekannte einheitliche Prinzip näher zu fassen, es mit den Merkmalen bestimmter Eigenschaften zu versehen und zu einer „verborgenen Erscheinung" zu machen. „Alles Geschehen beruht auf der Bewegung der Atome" oder „alles Geschehen entsteht aus Bewegungszuständen des Weltäthers"; diese und ähnliche Aussagen sind Hypothesen, die aus dem Problem der Naturforschung und der möglichen Art seiner Bearbeitung nicht mit Notwendigkeit entstehen. Jeder Versuch, das unvollständige Naturbild in seinen uns unbekannten Teilen mit Farben von der Palette unsrer Erfahrung, mit Zeichnungen nach den Modellen unsrer subjektiven Welt zu ergänzen, trägt den Stempel der Willkür. Ob solche Versuche berechtigt sind oder nicht, kann nur ihr Erfolg entscheiden. Die Geschichte der Wissenschaft legt nützliche und schädliche Seiten solcher Hypothesen dar. Der Nutzen währt so lange, als die logischen Konsequenzen des Grundgedankens mit der Erfahrung in Einklang bleiben oder ihr vorauseilend Anregung zu neuen Versuchen geben, die — gleichgültig, ob sie die Hypothese stützen oder widerlegen — die Wissenschaft fördern. Der Schaden beginnt, wenn unsre Beobachtungen sich den in der Hypothese liegenden und aus ihr folgenden Gedanken nicht mehr unterordnen lassen und zähes Festhalten an einmal erworbenen Anschauungen, wie es oft in der menschlichen Natur liegt, Vorurteil und Befangenheit, die größten Gegner naturwissenschaftlichen Fortschritts, erzeugt. Dann wird die Hypothese ein Ballast auf dem Wege der Forschung.

Scheint es da nicht zweckmäßiger, diesen Ballast ein für allemal aus der Wissenschaft zu entfernen, als ihn immer wieder gegen einen andern einzutauschen?

Zweifellos wäre es besser, wenn wir ohne Hypothesen aus- und vorwärtskommen würden; aber es scheint unmöglich.

Nicht nur haben die Naturforscher sich von jeher des Hilfsmittels der Hypothese bedient — und diese tausendjährige Erfahrung hat eine gewichtige Stimme —, auch die Forscher, die das Newtonsche „hypotheses non fingo"

zum Wahlspruch wählten, haben niemals der Hypothese entraten können. Unbewußt benutzten sie alte hypothetische Gedanken und führten neue ein, zwar unter sorgfältiger Vermeidung des Wortes „Hypothese", jedoch niemals dieser selbst. Wohl aber muß ihr vergänglicher Charakter, ihr Unterschied vom Wissen stets gegenwärtig bleiben, soll nicht der Schaden den Nutzen überwiegen. Unser Streben nach einheitlicher Auffassung, unser so verständlicher Wunsch, die gegenwärtigen beschränkten Erfahrungen zu überschreiten und immer schon heute zu erkennen, „was die Natur im Innersten zusammenhält", bergen die Gefahr, die oft zum Unheil wurde, das Glauben in der Naturforschung über das Wissen zu stellen, ihre Rollen zu vertauschen, in der Vermutung die Gewißheit, im Wissen die Täuschung zu sehen.

Ein Beispiel solcher Verwechslung bietet die Atomistik Demokrits, die, in dem Materialismus des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts wieder auflebend, verwirrende Naturideen von mächtigem Einfluß in das geistige Leben der Menschheit brachte. Mit Demokrit lehrten die Materialisten: Nur in der Meinung besteht das Süße, das Bittere, das Warme, das Kalte, die Farbe; in Wahrheit existiert nichts als die Atome und der leere Raum.

Das Gegenteil dieser Behauptung ist naturwissenschaftlich richtig: Nur das Süße, das Bittere usw., nur unsre unmittelbaren Empfindungen und Erfahrungen sind wirklich; die Atome und der leere Raum sind Meinungen, Hypothesen.

5.

Die beiden Gesetze, die ich in den Mittelpunkt dieser Betrachtung gestellt habe, das Gesetz der spezifischen Sinnesenergien und das der Reizschwelle, tragen mit Notwendigkeit Elemente des „Glaubens" in die Naturforschung. Wir wissen, daß etwas in der Außenwelt ist, das uns kein Zeichen seines Daseins zu senden braucht, und daß die Qualität der Zeichen, die wir erhalten, durch uns bedingt ist. Nur einen kleinen Teil der Natur und diesen ganz subjektiv nehmen wir wahr.

Das Gesamtbild der Natur aber ist es, das die geistigen Revolutionen hervorruft und die geistige Kultur widerspiegelt. Wer versucht auf Grund des Wissens ein solches Bild zu entwerfen, aus der Statistik der Vergangenheit einen Voranschlag für die Zukunft, der der Menschheit und Wissenschaft Wegweiser sein soll, zu schaffen, der kann der Hypothese nicht entbehren. Und wie im ganzen, so ist es im einzelnen. Biologen, Physiker, Chemiker wissen und glauben: Vererbung, Lichtbrechung, Reaktion sind Erfahrungstatsachen; Selektion, Weltäther, Atom sind Annahmen, die für die Wissenschaft nie mehr sein können als Mittel der Beschreibung und Maximen der Forschung.

In das beengende Gefühl der Unzulänglichkeit des Wissens aber treten befreiend und erhebend die zur Überzeugung gereifte Ahnung von der Einheit der Natur und die Hoffnung, durch Forschen und Denken dereinst eine Formel für diese Einheit zu finden. Unter dem Banner dieses Glaubens kämpft der Naturforscher für das Wissen.

Aus dem Leben des Tiermalers Rudolf Koller.

Verkehr mit Böcklin und Lebensausgang.

Von

Adolf Frey.

In Arnold Böcklins Freundeskreis ist, wenn man von Gottfried Keller absieht, keine Künstlerindividualität von der Bedeutung des Tiermalers Rudolf Koller gewesen.

Seit Potter hat keiner das Konstruktive des Tierleibs bei Rind, Pferd, Ziege und Schaf bis in alle Einzelheiten, keiner den Zusammenhang der Figur, die lebendige, im Gleichgewicht spielende Einheit der Teile und ihr Zusammengehen so scharf gesehen, so klar durchgedacht, so genau gefühlt und studiert, so schlagend wiedergegeben wie Koller. Besonderheiten und Merkmale der Gattung, der Rasse, des Individuums hält er mit eminenter Treue fest. Mit gleicher Liebe malt er den stämmigen Alpstier, die feingliedrige, schlanke Bergkuh und ihre schlampampige Schwester drunten, die drallen Ochsen, die verwilderten Bergfohlen, das stürmende Campagnapferd, den schweren, starkhufigen Ackergaul, die abgetriebene Zigeunermähre, die runden Schweine, die gemütlichen Schafe, die bockigen Kälber, die Ziegen, die Aventuriers der Berge, alle möglichen Hunde und selbst den Esel, sowie Gänse, Hühner und Enten. Nur mit der Katze mochte er sich niemals einlassen.

Nicht minder als die Erscheinung des Tieres beherrscht er seine Zustände und Bewegungen, selbst die augenblicklichsten, flüchtigsten, so das plötzliche Verdutztsein des Rindviehs, wenn etwas Unerwartetes in sein Gesichtsfeld tritt, den in Worten nicht faßbaren Ausdruck in Gesicht und Haltung, wenn ihm aufdämmert, irgend etwas anzustellen. Er malt seine Angst, seinen Jammer, seine Mühsal, sein Behagen und seine Ausgelassenheit. Auch das schlingelhaft Drollige, das Rind und Kalb gelegentlich an den Tag legen, und das täppisch Unternehmende der Stierlein weiß er vorzüglich zur Darstellung zu bringen, wobei er ganz besonders erlauscht, wieviel sie mit Schwanz und Ohren ausdrücken.

An Fülle der Motive werden ihm wenige Tiermaler gleichkommen. „Schon in Deinen Jünglingsjahren," schreibt der ihm befreundete Landschafter Zünd, „warst Du überfüllt mit allen immer nur möglichen Situationen, in die Menschen und Tiere kommen können. Auch alle Naturerscheinungen vom Lieblichen und Heiteren zum Ernsten und Düsteren, Ruhe und Sturm vom Sonnenauf- bis niedergang waren damals schon aus Deinem Pinsel geflossen." Und er fügt ein gewichtiges Lob hinzu. „Keinen noch so schwierigen Stellungen der Tiere bist Du ausgewichen, wenn es galt, ein Drama zu verwirklichen, das Dich beschäftigte."

Bloße Arrangements verwarf Koller durchaus. Er suchte stets einen richtigen Gedanken, ein tüchtiges Motiv. Seine Bilder wollen etwas erzählen. Er bringt Vorgänge und Geschehnisse. Er ist ein Epiker der Tiere, wie es wenige gegeben hat.

Er scheute keine Mühe, den Gedanken schlagend, dem ersten Blick faßlich und vollkommen deutlich zu machen. Er strebte immer nach geschlossener Komposition und vermied, etwas irgendwie Wichtiges auf die Seite hinauszuverlegen. Farbenverteilung, Wohlabgewogenheit von Licht und Schatten, der Rhythmus der Linien und Maße waren ihm von höchstem Belang, so daß er sich nicht besann, ein Bild wieder umzuwerfen, wenn ihm eine dieser Forderungen nicht erfüllt schien. Noch das letzte Gemälde, das er fertig brachte, hat er, nachdem es ausgestellt war, umgeschaffen, weil er meinte, die Hauptsache besser zusammenschweißen zu müssen.

Hätte er niemals eine Klaue, niemals ein Horn gemalt, er dürfte immer noch den Ruhm eines vorzüglichen Landschafters beanspruchen, der die mannigfaltigen Schauplätze, worauf Leiden und Freuden seiner Tiere blühen, wahr und poetisch dargestellt hat und mit dem gleichen ungewöhnlichen Sinn für das Konstruktive, der den Tiermaler auszeichnet. Während viele andre lediglich die farbige Erscheinung wiedergeben, sieht und fühlt er sozusagen das Gerüst, den Knochenbau eines Baumes, eines Felsens, eines Gletschers.

Er malt die magere, rauhe, von Trümmerwällen und Schneewüsteneien überragte Hochweide, die in Felskessel abtosenden Wildbäche, die Wettertannen, Föhren, Linden, Obstbäume, Ahorne, Erlen und Weiden, die Alphütte, den behäbigen Bauernhof, den entlegenen Weiler wie das vom traulichen Kirchturm überwachte Dorf, die Sommerstaffeln wie das verträumte Bergwasserbecken und das Meer, und vor allem den lieben, den einzigen Zürichsee mit seinen gesegneten Buchten und Landzungen. Er malt ihn, wenn die Silberschauer der Frühe über ihm zittern, wenn der glastig blendende Mittag auf ihm brennt, wenn das müde Spätrot die verglimmenden Säume über seine Fluten hinter sich herzieht.

Und wie weiß er Tier und Landschaft zusammen klingen zu lassen, nicht nur koloristisch, sondern auch in dem Sinne, daß das Lebewesen auf den Grund und Boden, auf den er es bringt, auch wirklich gehört, auf ihm heimatberechtigt ist! Die wohlige, geruhige Luft, das ingründige Behagen der Herden auf den Alpen, sei es, daß sie in würziger Luft die strotzenden Kräuter und Gräser weiden, sei es, daß sie unter den Wettertannenschleppen

wiederkäuend ruhen oder in freudigem Zug aufwärts ziehen, das hat niemals ein Maler so faßlich und anmutend uns nahe gebracht wie Koller. Aus solchen Bildern weht es wie heimwehweckender Gruß aus den Bergen. Aber auch das erquickliche Daseinsgefühl der Tiere auf den schwellenden Tiefland-matten, und wenn sie abkühlungshalber oder um zu saufen in den lichten See hineinwaten oder sich in die untiefen Bäche stellen, hat er unnachahmlich ausgedrückt.

Böcklin hat unter den lebenden Malern wenige so hoch gestellt wie seinen Freund Rudolf Koller. Vermutlich unter seinem Einfluß ist Böcklin zum dezidierten Temperamaler geworden.

Koller war, durch wen, ist unerfindlich, im Sommer 1866 auf die Temperatechnik geraten, zu einer Zeit, wo Böcklin sich noch einer blassen Öltechnik bediente, wofür die Baseler „Pietà" das sprechendste Zeugnis ablegt. Böcklin ist weder der erste noch der einzige, der damals den Geheimnissen der Tempera nachspürte. Er hat nur die größten Triumphe durch sie gefeiert, weil er unter allen, die ihr nachstudierten, die hervorragendste Individualität, der zäheste Experimentator war, und besonders weil sie seinen Dichtermotiven entgegenkam. Der Zug zur Tempera lag damals in der Luft.

Koller wußte ihr 1866 schon nachzurühmen, was ihr zwanzig und mehr Jahre später Böcklin und seine Nachahmer nachrühmten.

„Jetzt will ich Dir," schreibt er den 22. Juni 1866 an Zünd, „etwas ganz andres sagen, daß es Dich auch ein bißchen aufregen soll. Kennst Du die Tempera-malerei? Diejenige von den alten Venezianern?

Ich habe einen Studienkopf in dieser Weise gemalt und für den ersten Versuch bin ich ordentlich zufrieden. Diese Malerei hat folgende bedeutende Vorteile. Auf Kreidegrund oder Gips malt man mit Leimfarben, d. h. ein eigens dazu präparierter Leim. Trocknet's, so wird die Leinwand wieder von hinten naß gemacht, daß die Farbe vorn wieder saftig und naß wird. Nun kannst Du immer und immer das Bild naß in naß vollenden. Es muß dabei beobachtet werden: sehr hell malen, alles mit viel Weiß vermischen! Nach Beendigung der Malerei gut getrocknet, soll sie das Aussehen eines bleichen Nebelbildes haben. Hierauf nimmt man englischen Kopal, mit Terpentin vermischt, und streicht das Bild von hinten und vorn an. Welche Überraschung, welche tiefe, saftige, klare Farbe! So sehen die alten Bilder aus. Der Pinselstrich, die ganze Behandlung ist ja viel meisterhafter, als man sich's von sich selbst gewohnt war. — Der erste Kopf war mir etwas zu dunkel, obgleich ich sehr hell zu malen glaubte. Ich übermalte dann in Öl und war erstaunt, wie angenehm der Auftrag der Farbe mir vorkam. Gestern habe ich eine Skizze sehr klein auf einen alten Fetzen Münchner Kreidegrund probiert. Die Behandlung des Landschaftlichen geht ganz gut, nur müssen die Pinsel sehr fein und lang und elastisch, aber nicht lahm sein. Die Leinwand wurde durch das Tränken mit Kopal sehr dunkel, infolgedessen auch die Skizze. Bei einem zukünftigen dritten Versuch werde ich gebleichte Leinwand präparieren. — Die Sache ist von ganz enormer Wichtigkeit. Ich muß dieses ganze Verfahren studieren und werde es aus-beuten . . . Wenn Du Lust hast, dies Verfahren kennen zu lernen, so komme für zwei oder drei Tage hierher . . . Du wirst entzückt sein. Selbstverständlich muß man mehreres vorher gänzlich opfern. Proben, weiter nichts! Aber augenblicklich wirst Du erstaunt sein, wie angenehm die Technik ist. Es führt einen von selbst zum einfachen und breiten Malen. Der Auftrag der Farbe ist höchst künstlerisch und animierend. Das Zeichnen mit dem Pinsel ist erstaunlich. Lasieren ist nachher

die Hauptsache. Aber hell, furchtbar hell! Dann wird das Bild nachher leuchtend, tief und klar. Das Anreiben der Farbe ist langweilig, das zu ofte Naßmachen bei heißem Wetter ist auch nicht sehr angenehm. Dies ist aber im Vergleich zu den Vorteilen, die diese Malerei bietet, gar nicht zu rechnen."

Ein Vierteljahr, nachdem dieser Brief geschrieben worden war, kam Böcklin von Rom wieder nach seiner Vaterstadt Basel, die er nun für fünf Jahre nicht mehr verließ. Während dieser Zeit besuchte er seinen Freund Koller in Zürich mehrfach, wie dieser ihn. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß er die Technik der Tempera gerade aus Kollers Hand empfing, der ihn gewiß ebenso eifrig für das neue Evangelium zu gewinnen suchte wie Zünd. In diesen Baseler Aufenthalt Böcklins fällt der eigentümliche Umschwung: seine vorher bleiche, zarte Farbe wird leuchtend und stark, die Tempera tritt an die Stelle der Öltechnik. Auf jeden Fall hat er Leimfarben vorher lediglich zur Untermalung benutzt und dann mit Ölfarben fertig gemacht.

Seit 1885 wurde aus dem jeweils nur kurzen und durch lange Pausen unterbrochenen persönlichen Verkehr der beiden für Jahre ein dauernder.

Es war im Oktober 1884, als Böcklin unvermutet auf Kollers Landgut in Zürich, auf der Hornau, eintrat und den Freund mit der Erklärung überraschte, er sei gekommen, sich in Zürich anzusiedeln. Nun zogen sie selbander aus, musterten die vorhandenen Ateliers und gingen dann, als kein geeignetes aufzutreiben war, auf die Suche nach einem Bauplatz, der sich schließlich fand. Böcklin verbrachte jede freie Stunde bei Koller und war, wie Frau Berta Koller dem Maler Stückelberg schrieb, zutraulich und lieb.

Als er dann im Frühling 1885 mit der Familie sich eingestellt und die während des Winters nach seinen Weisungen von Professor G. Lasius erbaute Werkstatt in Hirslanden-Zürich bezogen hatte, ging für Koller ein neues Leben an und grünte ihm in seinem oder des Freundes Atelier, auf Spaziergängen und beim Wein eine reiche Saat gehaltvoller Zwiereden und fördernder Anregungen.

Seit drei Jahrzehnten hatte Meister Koller vom Schicksal den Umgang eines bedeutenden und ganz selbständigen Künstlers erfleht. Er hatte geträumt vom Einklang der Meinungen, vom einträchtigen Zusammenwandern. Jetzt endlich sah er den sehnlichen Wunsch erfüllt, zugleich aber die Erfüllung durch mehr als einen Tropfen Wermut verbittert. Der Ankömmling erklärte: „Dein Reich ist nicht mein Reich!" Stoffwelt und Geist der beiden waren so verschieden wie möglich. „Böcklin goutiert die Malerei meines Mannes nicht," vertraute Frau Berta dem Freunde Zünd in einem Bericht über Böcklins ersten Züricher Aufenthalt im Herbst 1884. Und nun, da ihm endlich der Freund und Künstler beschert worden war, an dessen Seite er mit Freuden hätte wirken und schaffen mögen, nun war Koller um die Hälfte seiner Kraft betrogen, während der andre, gleichsam mit jedem Tage verjüngt, von Meisterwerk zu Meisterwerk eilte und einem mächtig auflodernden Ruhm entgegenschritt.

Schon anfangs Juli 1885 schrieb Koller an den ihm befreundeten Luzerner Landschafter Zünd:

„Mit Böcklin komme ich sehr viel zusammen, und in seinem Atelier ist es sehr eigentümlich, interessant und lehrreich. In diesem Jahrhundert hat es keinen originelleren Künstler gegeben. Mit allen seinen Schrullen, Bizarrerien, mit seinen Fehlern in der Zeichnung und mit seinem unwahren Kolorit ist er konsequent, logisch und in seiner Art auch wahr. Ein Schöpfer seiner eigenen Welt."

Ende des Jahres griff er zweimal zur Feder, um Zünd ein Bild seines Freundes und seiner Stellung zu ihm zu skizzieren:

„Durch die Anwesenheit Böcklins ist das sonst so kunstarme Leben hier für mich interessanter geworden. Sein Umgang ist sehr anregend, lehrreich. Er hat enorme Erfahrungen in der Technik wie in der Gestaltung eines Bildwerks, das Wissen, worauf es ankommt, mächtig in Farbe und Haltung zur vollen Wirkung zu gelangen. Vieles ersah er aus alten Glasgemälden. Das direkte Naturstudium ist ihm kleinlich und unkünstlerisch. Das künstlerische Produzieren sei etwas ganz andres. Es gibt eine andre Wahrheit in der Kunst als dieses Studienmalen. Die Franzosen sind ihm Schmierer und keine Künstler usw. Man könnte oft zweifeln und verzweifeln. Aber immerhin ist er ein ganz eminenter Geist, und er gibt viel zu denken." (1. XI. 1885.) . . . „Deine Fräulein Tochter soll nur keine Angst haben, daß ich moosgrüne Kühe, ebensowenig Centauren noch Nymphen malen werde. — Was Böcklins Hauptverdienst ausmacht, sind neben seiner unerschöpflichen Phantasie das Wissen, wie Bilder zu arrangieren sind, worauf es ankommt, die Hauptsache zur Geltung zu bringen; das verständige Wissen, welche Farben vor- und welche zurücktreten, wie diese in der Entfernung wirken usw. Im großen Gegensatz zu den Franzosen, die das Alltäglichste, Nichtigste würdig finden, bildlich darzustellen, und als Kunstwerk in die Welt bringen, wenn es nur gut gemalt ist, so bringt Böcklin nur entweder sehr aufgeregte, ergreifende Motive, sei es im Traurigen zum Weinen Nötigendes oder zur Lachlust reizend. Die größten Kontraste dann auch in den Farben und Lichtern und Schatten. Die ganze Palette wird ausgenutzt.

„In der Tiermalerei, so auch in den Landschaften, gibt es viel Malenswertes, das weder zur Trauer noch zur Lustigkeit anregt; auch gibt es Stimmungen, und zwar sehr schöne, die nicht die ganze Palette bedürfen, sondern gerade in der Feinheit, Zartheit ihren Reiz zu suchen haben. Aber ein Baum und eine Kuh muß durch die Wahrheit in Farbe und Form beglücken, eine Wahrheit, die man nicht immer in Böcklins Bildern findet.

„Oft haben wir ungleiche Ansichten und können uns in manchem nicht verständigen. Aber ich bin dem Schicksal sehr dankbar, daß ich mit Böcklin gut verkehren kann. Jetzt bin ich nicht mehr so verwaist." (30. XII. 1885.)

Erwägend, wie leicht sein Freund gelegentlich fremdem Einfluß zugänglich war, hatte Zünd in einem nicht erhaltenen Briefe die Andeutung gemacht, Koller möchte am Ende dem gewalthaften Farbenregiment Böcklins untertan werden. Seine Mutmaßung erfüllte sich. Es hatte nichts auf sich, daß Koller damals vorübergehend vor einem schwarzen Vorhang malte, weil Böcklin sein Atelier mit tiefdunkeln, neutralisierendem Ton hatte anstreichen lassen. Doch schlug es ihm übel aus, als er Böcklins Starkfarbigkeit und energische Kontrastübung sich zum Muster zu nehmen begann. Die Bilder aus jenem Zeitraum sind überfarbig, bunt und fallen oft auseinander. Kollers Farbensinn war eben nicht auf den dekorativen Kontrast, sondern auf die Nuance angelegt und überdies seit bald vierzig Jahren an den Franzosen geschult, die in der feinsten Tonabstufung ihr Heil suchen. Er erlag vorübergehend Böcklins Einfluß um so leichter, als ihn die seit 1875 erkrankten Augen schon

auf ähnliche Wege gedrängt hatten. Wäre er gesund gewesen, so hätte er wohl seine Art behauptet.

Auch das Kompositionsprinzip Böcklins gewann damals Macht über ihn. Noch strenger als bisher faßte er die Hauptsachen zusammen und rückte sie der Mitte zu. Vor allem strebte er häufigen und nachdrücklichen Wechsel von hell und dunkel an, so daß das Wichtigste sich stärker abhob und die linearen Elemente der Komposition sich schlagender geltend machten.

Gerne wäre er Böcklin noch auf einen andern Pfad gefolgt, hätten es ihm die Augen erlaubt:

„Man kann," schreibt er an Stückelberg, „mit Böcklins Bildern ja nicht immer einverstanden sein. Aber in neuester Zeit hat er es mit der Temperatechnik doch so weit gebracht, daß er die ganz gleiche farbige Erscheinung wie den gleichen Pinselstrich der alten niederländischen Schule, der van der Weyden, Memling, van Eyk, Dürer und Rubens erreichte. Kolossale Vorteile erwachsen dem Maler mit dieser Technik. Man kann im Bilde überall arbeiten, man kann auswaschen und ändern nach Belieben, und mit dieser Farbe zeichnet man viel schärfer und viel leichter. Hätte ich noch gute Augen und mehr Mut zu neuen Unternehmungen, ich würde mir diese neue[1]) Malweise auch noch anfangen. Lieber das, als nach Paris gehen." (18. V. 1889.)

In Böcklins Atelier, das Koller wöchentlich mindestens einmal besuchte, sah er alle Züricher Werke des Freundes entstehen. „Jetzt malt er", schreibt er (30. XII. 1888) an Stückelberg, „eine Cimbernschlacht, eine sehr gut gruppierte Komposition; hat Ähnlichkeit mit der Amazonenschlacht von Rubens."

So sehr er Böcklin bestaunte, die Freiheit des Urteils wahrte er sich.

„Von der Susanna Böcklins ist nach meiner Meinung so viel zu sagen, daß es eine sehr witzige Satire voller Humor ist. Aber von einem Kunstwerk ist nicht zu reden. Wäre das Bild mit kühnen Pinselstrichen hingeworfen, könnte ich entzückt sein. Es ist aber etwas penibel gemalt, ohne richtige Zeichnung, mehr Karikatur, das Weib häßlich und fehlerhaft. Die sonst vortreffliche Farbensymphonie, die in seinen meisten Bildern zu finden ist, fehlt hier, ist nicht ganz glücklich. Die beiden alten Juden sind famose Karikaturen. Der eine ist wie ein Reptil behandelt." (An Stückelberg 7. VI. 1889.) „Die ‚Gartenlaube' ist ein ganz merkwürdiges Bild. In der Farbe brillant, im Hauptgedanken sehr poetisch, die Erscheinung schlagend, aber eigentümlich naiv symmetrisch, auf den ersten Blick zurückstoßend." (An Stückelberg 3. V. 1891.)

Die künstlerischen Meinungsverschiedenheiten haben dem freundschaftlichen Verkehr der beiden niemals Abbruch getan. Als in Zürich der Ankauf des großen, 1886 entstandenen Bildes von Koller, „Auf dem Felde", durch die Künstlergesellschaft beabsichtigt, aber durch eine Reihe gegnerisch gesinnter Mitglieder gefährdet war, sprang Böcklin seinem Freunde durch eine geharnischte Einsendung in die „Neue Züricher Zeitung" bei, wohl die einzige, die er jemals geschrieben hat:

„Wer in der Ausstellung auf dem Künstlergut das neueste Bild „Mittagsruhe"[2]) von unsrem Meister R. Koller gesehen hat, muß sich gestehen, daß dieses Werk

[1]) Neu d. h. im Sinne des damaligen Malverfahrens Böcklins. Tempera auf Grund andrer Bindemittel und Malgründe hat Koller schon beinahe ein Vierteljahrhundert früher betrieben und nach meiner Vermutung Böcklin übermittelt.

[2]) Jetzt „Auf dem Felde".

seine früheren dort befindlichen an Einheit und Klarheit der Darstellung weit übertrifft. Es ist ein gewaltiges Meisterwerk, das nur ein Mann leisten konnte, welcher schon von der Natur reich begabt, sein ganzes Leben der Vervollkommnung in der Kunst gewidmet und seinen Sinn für das Große immer mehr entwickelt hat.

„Es muß daher jeden Bewunderer dieses Werks höchst befremden, daß es bis heute noch nicht für die Kunstsammlung erworben worden ist. Dieses hätte sofort geschehen sollen. Die Aufgabe des Vorstandes der Künstlergesellschaft ist doch zweifellos, gute Kunstwerke anzuschaffen, wenn solche zu haben sind. Worauf wartet er nun? Sollen etwa die Mittel gespart werden, um sich wieder mit einem Vautier oder ähnlichem zu blamieren?

25. November 1886 A. Böcklin."

Zu hoch im Lob und zu brüsk, fruchtete die Fürsprache nichts, sondern reizte zum Widerstand, um so mehr als Böcklin in Zürich damals nur erst bei wenigen in Ehren stand. Kollers Bild wurde nicht gekauft. (Die gegenteilige Angabe in meinem „Arnold Böcklin", S. 229, beruht auf einem Irrtum.) Nach Jahren klopfte die Künstlergesellschaft bei Böcklin selber an und erkundigte sich nach dem Preis der „Gartenlaube". Da trat er wieder für seinen Freund ein. „Kaufen Sie lieber etwas von Koller! Er hat's nötiger."

Als Genosse der um Böcklin gescharten Runde nahm Koller teil an ihren meisten Ausflügen seeaufwärts, nach dem grünen Aargau, gegen den Rhein hin, an ihren Spaziergängen auf den Zürichberg, nach dem Kloster Fahr, an ihren Wasserfahrten und Schlittenpartien und übrigen Lustbarkeiten. Namentlich fing für ihn ein munterer Abendverkehr an, der in das einsiedlerische Daheimsitzen früherer Tage Bresche legte. So ziemlich jeden Mittwoch traf er sich mit Gottfried Keller und Böcklin im Zunfthaus zur Saffran, ebenso regelmäßig in der Dienstagsgesellschaft, bestehend aus den Architekten Friedrich Bluntschli, Albert Müller, Gustav Gull, dem Bildhauer Richard Kißling, dem Journalisten Albert Fleiner u. A. Durch Gottfried Kellers Gedicht und verstärkten Becherlupf wurde in diesem Kreis, wo auch die Frauen zu erscheinen pflegten, Böcklins sechzigster Geburtstag im Oktober 1887 festlich begangen.

Als einmal anläßlich des Fackelzugs und Banketts am siebzigsten Geburtstag des eidgenössischen Schulratspräsidenten Karl Kappeler — es war am 28. März 1886 — das Ausbleiben der meisten Mitglieder der Dienstagsgesellschaft im Restaurant „Zur Kronenhalle" vorauszusehen war, schickte Böcklin ein übermütiges Blatt in die Hornau hinaus:

A. Böcklin in Hottingen an R. Koller in Riesbach.

Lieber Freund!

Heut Abend ist für Schulrat Kappel
Ein Fackelzug bei Nacht und Nabbel.
Da wird wohl mancher nicht erscheinen.
Professor Bluntschli mit der Seinen
Und auch Professor Lasius
Muß hingehn zu dem Frasius.
Wie wär's, wenn wir statt in die Krone[1])

[1]) Restaurant „Zur Kronenhalle".

Hingingen in die Hall zum Tone[1])
Mit unsern beiden lieben Frauen,
Die sich mit uns durchs Leben hauen
Und Rosen auf den Weg uns strauen?
Ich denk, Ihr werdet gern hingehn,
Und grüße Dich mit der Bitte,
Mich Deiner lieben Frau bestens zu
Empfehlen . . . auf Wiedersehn!

Es mangelte Koller also nicht an erfrischendem Umgang und munterer Gesellschaft. Aber das vermochte ihm sein Leid nicht abzuwälzen, ließ es ihn höchstens für Stunden vergessen. Das Augenleiden verdunkelte seinen Künstlernamen zusehends, namentlich seit der Böcklins daneben strahlte. Er verdüsterte und verbitterte sich, wie er in den Briefen selber bekennt, und erging sich in nur allzubegreiflichen Klagen.

Er hatte, nachdem frühere Versuche gescheitert waren, allmählich den Glauben an die Hebung der Schweizerkunst durch Bundeshilfe und durch geschlossenes Vorgehen der Künstler verloren. Zusammen mit etwa vierzig Künstlern und Kunstfreunden erließen Zünd, Stückelberg, Buchser einen Aufruf zur Gründung der „Schweizerischen Kunstliga", die sich am 1. Februar 1885 konstituierte, um den Schweizer Kunstsalon zu fördern. Kollers Name fehlte auf dem Blatte. Den Vorschlag, in Lugano eine schweizerische Kunstakademie zu errichten, bezeichnete er als strafbaren Unsinn. Das war Böcklins Urteil so gut wie das aller Einsichtigen.

„Ich verspreche mir," schrieb Koller im Herbst 1889 an Zünd, „gar nichts Gutes von allen den Bestrebungen, die Kunst zu fördern. Nur dann, wenn, nach vielen langjährigen Erfahrungen, ein gesunder großer Sinn in unsern Malern und Bildhauern und auch im Publikum durch die bessere Erziehung der Jugend erzielt werden kann!"

Zwei schweizerische Kunstvereine, klagt er, erwarben auf dem Turnus 1889 aus dem ihnen dieses Jahr zufallenden Bundesbeitrag so mittelmäßige Bilder, daß die eidgenössische Kunstkommission die Genehmigung des Ankaufs aus Bundesmitteln verweigerte. Das beste, ein Stäbli, blieb völlig unbeachtet.

Übrigens war Rudolf Koller im Oktober des Vorjahres auch nicht eben erbaut aus München zurückgekehrt. Er hatte sich dahin begeben, um wieder einmal eine Ausstellung zu sehen, was seit 1881, seit dem mit Gottfried Keller unternommenen „Kunstreischen", nicht mehr geschehen war.

„Die Herren in München sind aber nicht sehr liebenswürdig gegen die Fremden, besonders sehr unartig gegen uns Schweizer verfahren. Die Juroren und Henker sind eine schlechte Bande. Die Protektion, Bestechung, Schmeichelei, kurz alle Ungerechtigkeiten haben in München ihre Macht ausgeübt. Nicht nur die Bilder von Dir und mir sind schlecht plaziert, noch manch gutes und ehrlich gemaltes Bild von andern, anerkannten Künstlern sind durch ein todbringendes Placement so beleidigt worden. Wer keine hohe Persönlichkeit zu seinem Verteidiger hatte und nicht sehr gefürchtet wurde und wer besonders nicht zur Pleinairmalerei übergetreten ist, war verdammt. Aber ein ebenso großer, erhabener Genuß, wie die Ausstellung Ärger verursachte, war das Bewundern der alten Meister in der alten Pinakothek." (An Stückelberg.)

---

[1]) Alte Tonhalle, wo sich ebenfalls ein Restaurant befand.

Die Jurywahrsprüche und das Gebahren der Hängekommissionen verleideten ihm die Ausstellungen, denen er früher als Heilsprudeln und Gesundheitsquellen zugestrebt. Von Stückelberg, dessen Begleitung nach Paris er in vergangenen Jahren sich mehrfach und dringlich erbeten hatte, 1889 zum gemeinsamen Besuch des Pariser Salons aufgefordert, lehnte er ab, nicht nur aus Mangel an Reisegeld.

„Mir fehlt auch die Lust, so viele Bilder zu sehen, weil mir die Freude vergeht, selbst welche herzustellen. Wenn man keine Aufmunterung vom Publikum erhält durch Verkauf seiner Arbeiten, für was dann noch weiter malen? . . . Es mögen recht viele und sehr gute Bilder auf dieser Riesenausstellung zu bewundern sein, und man könnte vieles lernen und sich erfreuen an manchem und schließlich mit neuem Eifer wieder zu Hause an die Arbeit gehn. Bei mir ist dies alles aber nicht angebracht. Ich bin zu sehr verbittert und entmutigt, daß ich fürchte, noch mehr in meiner jetzigen Stimmung bis zum Ekel bestärkt zu werden."

Zwei Jahre später schrieb er sogar:

„Wenn es bei mir an das Sterben geht, so wird ein Gedanke mir dasselbe leicht machen, daß ich nämlich nicht mehr die Ausstellungen beschicken muß und keine Kritiken mehr zu lesen brauche." (3. V. 1891 an Stückelberg.)

Noch tiefer gebeugt und überdies durch die Aussicht auf einen, wie er fürchtete, nahen Krieg geängstigt, schrieb er nach einem Monat an Zünd, der seine Schwester verloren hatte:

„Schon so weit bin ich gekommen, daß ich diejenigen glücklich schätze, die durch einen sanften Tod von diesem mühevollen und ernsten Dasein erlöst werden."

Krankheit und Sterben beschäftigten ihn damals, weil sie in seiner Nähe gehaust und ihn berührt hatten.

Im Herbst 1889 hatte sich Gottfried Keller nach den Bädern zu Baden im Aargau begeben, um sein Siechtum loszuwerden. Die Freunde wußten, daß er ein verlorener Mann war. Koller besuchte ihn, als Böcklin für ein paar Tage bei ihm weilte, und dann später mit seiner Frau. Der Dichter seufzte beim schwarzen Kaffee: „Ich bin halt nichts mehr! Ich habe noch etwas schreiben wollen, aber ich komme nicht mehr dazu."

Eine Würdigung Kollers, umfänglicher und noch tiefer greifend als die früheren[1]), zählte unter die literarischen Vorhaben Kellers, die, wie alle jener Zeit, sein unheilbarer, bresthafter Zustand vereitelte. In Seelisberg, wohin er sich vor den Tumulten der siebzigsten Geburtstagsfeier geflüchtet hatte, äußerte er zu Professor Julius Stiefel, anknüpfend an die ungeahnten Ehrungen:

„Wenn das nur die Mutter noch erlebt hätte! Aber was sage ich da? Das wäre ja nicht möglich. Aber das Regeli (die Schwester Regula) hätte es erleben können. Das hätte sie gefreut. Sobald ich heimkomme, will ich eine öffentliche Danksagung abfassen. Nicht ein Gedicht, das machen jetzt so viele. Was, weiß ich noch nicht. Es muß überdacht und sorgfältig studiert sein. Doch noch vorher will ich etwas über Koller schreiben, eine größere, richtige Arbeit. Wenn einmal dem seine Zeit kommt, der muß auch ein rechtes Fest haben. Ich sage Ihnen, er ist noch viel zu wenig geschätzt und anerkannt. Ist er einmal tot, so gehts wie bei Millet. Seine Sachen werden gewaltig im Preise steigen."

[1]) G. Kellers Nachgelassene Schriften und Dichtungen 1893. S. 211 ff. und 218 ff.

Der Dichter war kaum eine Woche bestattet, so drohte ihm das Ehepaar Koller ins Schattenreich nachzustürzen. Sie hatten einen schönen Sonntag im ausgehenden Juli 1890 zu einem Ausflug nach dem Zugersee gewählt, aßen in Walchwil zu Mittag und wanderten dann gegen Abend den Strand entlang gemütlich Arth zu, um hier das Schiff nach Zug zu besteigen, das verspätet anlangte. Kaum hatten sie den überfüllten Landungssteg betreten, so krachte er ein.

„Wir sanken — ein fürchterlicher Schrei aus hundert Kehlen — o Gott, das ist mein, ist unser Grab! Wir sanken immer mehr. Ein Schreien, ein Stoßen, ein Umsichgreifen nach einem festen Haltpunkt. Ich war glücklicherweise hart am Land in die Tiefe gesunken, kam wahrscheinlich auf Trümmer der Brücke im Wasser zu stehen, so daß ich anfänglich nur bis an die Bauchgegend im Wasser war. Dann sah ich zwischen andern das Kleid meiner l. Frau. Ich ergriff sie, die tiefer im Wasser war, am Arm und zog sie an mich, mit dem Gedanken, wenn es doch ans Sterben gehe, vereint aus dem Leben zu scheiden. Aber bei der kleinsten Bewegung kam ich immer tiefer ins Wasser. Das Retten der vielen Menschen war schon im Gang, über und neben mir hob man die Leute ans Land. Vom Schiff aus warf man Stangen und Seile, und da wurden die meisten schnell aus dem Wasser gezogen. Dort muß es entsetzlich gewesen sein, wie die Menschen einander herunter unter das Wasser zogen, dann wieder an die Oberfläche kamen. Unsere Lage wurde immer schlimmer. Bei der kleinsten Bewegung verloren die Füße ihren Halt; als endlich von oben uns zugerufen wurde, die Hände hinaufzureichen. Die Retter, oben auf dem Bauche liegend und die Hände herunterstreckend, konnten aber die Hände meiner Frau noch nicht erlangen. Ich hob ihren Körper so gut als möglich, die Hände wurden ergriffen, ich schob von unten, und bald sah ich meine Frau gerettet. Jetzt kam es an mich. Mit großer Mühe und Anstrengung beiderseits stand ich bald oben, und meine l. Frau und ich begrüßten uns." (An Zünd 1. VIII. 1890.)

Noch im gleichen Jahr geriet Böcklins Gesundheit ins Wanken. Im Frühling 1891 wurde er vom Arzt nach Lugano geschickt und zu genau vorgeschriebener Lebensweise verhalten. Anscheinend völlig hergestellt, erlitt er im Mai 1892 den Anfall, von dem er sich nur langsam und nie wieder ganz erholte. Koller meldete an Stückelberg: „Über das Befinden Böcklins ist noch wenig Gutes zu sagen. Der ganze Zustand ist sehr schlimm, und wenn auch eine Besserung sich einstellt, so wird er kaum mehr arbeitsfähig sein. Er kämpfte schon lange, wollte es nicht zugeben, daß er krank sei, reiste noch in bedenklichem Zustand nach Freiburg und Colmar, und wenn er wieder etwas gehen könnte, so würde er nach Berlin reisen, um die Flugmaschine förderlich dem aeronautischen Corps des Generalstabs zu präsentieren. Sein ganzes Sinnen und Trachten war schon seit langer Zeit, für seine Familie eine große Summe als Vermögen zu hinterlassen. — Da sein Geist nicht geschwächt, sondern ganz klar denkt, seinen Zustand erkennt, so muß er Unsägliches leiden." (26. V. 1892) . . . „Mit Böcklin soll es ein wenig besser gehen. Jedoch sehr langsam. Den nächsten Winter wird er im Süden zubringen" (13. VI. 1892).

Nicht bloß den nächsten Winter, den Rest des Lebens verbrachte Böcklin im Süden, aus dem er nur besuchsweise für Tage einige Male nach Zürich kam.

Sachte pochte das siebzigste Jahr an Meister Kollers Türe. Die Freunde gedachten es nicht hereinzulassen ohne Fest und Ehrung, wie sie es schon bei Keller und Böcklin gehalten, und die Kunstgesellschaft beschloß die Abhaltung

einer großen Jubiläumsausstellung seines Oeuvre, soweit es zusammenzubringen war.

Nicht weniger als 427 Nummern wurden zur Schau geboten, außer wenigen Zeichnungen lauter Bilder, Skizzen und Studien in Öl. Namentlich die Fülle der kostbaren Studien, alle noch aus den Zeiten vor der Augenkrankheit ihres Urhebers, drückten der Sammlung den einzigen Stempel auf. Sie waren insgesamt noch in Kollers Besitz, der drei Viertel aller ausgestellten Arbeiten aus seinem Eigentum bestritten hatte, ohne seinen Vorrat zu erschöpfen. Als man in der Hornau zu stöbern begann, kam bald zutage, daß er eine Menge Skizzen und Studien in alle möglichen und unmöglichen Winkel und Verließe nicht nur des Ateliers, sondern auch der Wohnung verschupft und verstoßen hatte. Gegen die Schaustellung nicht weniger verwahrte er sich entschieden, indem er nachdrucksam hervorhob, wenn man mit Studien ausrücken wolle, so dürfe nur das Beste gezeigt werden. Auch hätte der Raum für alles Vorhandene gar nicht gereicht, obgleich man die beiden Säle des Künstlerhauses, den in drei Kabinette abgeteilten großen Börsensaal und selbst das Atelier gefüllt und dem Publikum geöffnet hatte.

Wiewohl die Zahl sorgfältig durchgebildeter Gemälde und genauer Studien manchem Betrachter allzu reich schien, als daß ein Mann auch während der langen Frist eines halben Jahrhunderts sie alle sollte hervorgebracht haben, zumal ein Mann, den seit über zwei Jahrzehnten ein Augenleiden hinderte, so war doch das Ausgestellte noch nicht das halbe Lebenswerk Rudolf Kollers. Schlägt man dieses, nicht zu reden von rund tausend Zeichnungen und einem Schock Skizzenbücher, auf tausend Ölbilder und Ölstudien an, so greift man eher zu tief als zu hoch.

Eine Festrede auf den Jubilar eröffnete die Ausstellung am 1. Mai 1898. Koller dankte gerührt, bescheiden und so kurz, daß er die Breviloquenz des wortkargsten Lakoniers beschämt hätte. Nachmittags entführten ihn und die Frau die Herren und Damen der Freitagsgesellschaft nach dem Sihlwald. Sie hatten ihm einen Silberbecher gestiftet. Den verschwellten[1]) sie nun. Das zierliche Trinkgefäß befindet sich jetzt in der Schatzkammer des schweizerischen Landesmuseums.

Bald darauf verzog sich der Gefeierte nach den Gestaden des Vierwaldstättersees, nach Weggis. Er genoß, nach den ermüdenden Vorbereitungen zur Ausstellung, der Ruhe; doch ähnelte seine Gemütsverfassung zuweilen dem unlieblichen und frostigen Wetter. Er mißtraute dem Erfolg seines Jubiläums. Er fürchtete, dasjenige Böcklins im vorangegangenen Herbst habe alle Teilnahme für derlei Dinge völlig aufgezehrt. Die Angst ließ ihn nicht los, die Kunstgesellschaft möchte durch sein Fest in Schaden geraten.

Statt dessen wurden ihre weitestgehenden Erwartungen übertroffen. Ungefähr 20000 Besucher stellten sich ein, die Einnahmen betrugen rund 130000 Franken, ein Fünftel der ausgestellten Arbeiten wurde verkauft. Die

[1]) Einen Becher „verschwellen", schweizerisch: ihn einweihen. Vgl. Gottfried Keller, „Johannisnacht":

Und ob die tapfren Gutgesellen,
Was rinnet, rüstig noch verschwellen.

Schweizerische Kunstkommission erwarb zwölf Studien, die Züricher Kunstgesellschaft fünf.

Auf den Geburtstag, den 21. Mai, kehrte Koller von Weggis nach der Hornau zurück. Ein frühes Ständchen vom See her, die Begrüßungsfahrt der jungen Züricher Maler auf festlich geschmücktem Schiff nach der Hornau und ein kleines Nachmittagsfest im Atelier hoben den Tag. Das Hauptfest war ein am 4. Juni in der Tonhalle veranstaltetes Bankett von über vierhundert Gedecken mit der Verleihung des Ehrendoktorates der Züricher Hochschule und einem Festspiel.

Als Koller nach dem Funkenregen der Ehrungen, den er bescheiden auf sich niederprasseln ließ, allmählich sich auf sich selbst besann, da entdeckte er, daß er eigentlich von der Herrlichkeit ein trauriges Herz davongetragen hatte.

„Ich hatte", schrieb er zum Jahresschluß an Zünd, „viel Schönes in diesem Jahr erlebt, manches aber gewiß unverdient. Auf Sonnenschein folgt aber immer Regen, Sturm und Schnee. Auf ein großes Licht folgt ein großer Schatten. Eine Jubiläumsfeier ist ein Schlußstein. Es sagte mir einer, länger als siebzig Jahre zu leben, sei eigentlich eine Unverschämtheit." Und an Stückelberg: „Die Jubiläumsfeier hat mich alt und traurig gemacht, obwohl sie mich hätte freuen sollen . . . . Wenn man alt wird, so kommt die Einsamkeit." Im November 1899 klagte er: „Es ist mir, als ob das Jubiläum den Riegel zu Neuem gestoßen hätte. Überhaupt, es war ein deutliches Zeichen, daß man alt sei. Es ist ein Lebensabschnitt, und nun soll man gehen."

Im Sommer gönnte er sich einen Ruhemonat zu Flims, um die durch die Jubiläumsfron etwas aufgejagten Geister zu sammeln, und nahm dann, über Oberalp, Furka, Grimsel, Meiringen heimgekehrt, die Arbeit wieder auf, so rüstig und unverdrossen, als ob er erst anfangen müßte. Er hielt meistens den geschlagenen Tag vor der Staffelei aus, obgleich ihm dabei noch seltener wohl zu Mute war als ehedem. Er hatte es dankbar empfunden, infolge des durch die Ausstellung ermöglichten Überblicks über so viele seiner Werke „die Selbstkritik zu reinigen und dadurch zu besseren Leistungen befähigt zu sein". Ob er aber zur Erzielung solcher Fortschritte an Leib und Geist noch frisch genug sei, diese Sorge würgte ihn immer wieder, zumal die Käufer für seine neuentstandenen Werke sich fernhielten. Fortwährend auch vergrämten ihn die großen Wandlungen in der Kunst, die ihm ungesund und willkürlich erschienen.

Winterende 1899 verlockte ihn und die Frau ein Brief Stückelbergs zu einer Fahrt nach den beiden Rivieren. In Juan-les-Pins überraschten sie ihn und nahmen einige Tage Rast bei ihm. Aber Koller wollte nicht heim, ohne seinen ältesten Freund, ohne Böcklin gesehen zu haben. So ging's nach Florenz. Den 14. April stellte er sich in San Domenico ein, herzlich bewillkommt. Als er zehn Tage später sich mit seiner Frau verabschiedete, stürzten Böcklin die Tränen über die gefurchten Wangen. Den Wegfahrenden blickte er durchs Gartengitter nach, bis sie seinen Augen entschwunden waren. Er mochte ahnen, daß es das letzte Wiedersehen war. Sieben Vierteljahre nachher lag er auf dem Camposanto degli Allori bei Florenz.

Bald nach Böcklins Tod fiel der siebzigste Geburtstag Stückelbergs. Anno 1898 war dieser glückwünschend in der Hornau angekehrt. Jetzt freute

sich Koller auf Fest und Ehrenzeit des alten Freundes und auf ein Händeschütteln mit ihm. An einem strahlenden Frühlingstag 1901 fuhr er in Begleitung einiger Mitglieder der Züricher Kunstgesellschaft nach Basel. Schon um fünf war er auf und hatte sich um sechs am Bahnhof eingefunden, um den Anschluß an die Fahrtgenossen und den um sieben abgehenden Zug ja nicht zu verfehlen. Es war ein anmutender Anblick, wie die beiden Alten miteinander den Rundgang durch die Ausstellung machten und Koller lobend und freudig die Schöpfungen seines Gefährten betrachtete. Zuweilen freilich setzte er sich, da ihn die Beine nicht mehr tragen wollten, während Stückelberg noch rüstig und aufrecht einherging.

Der Jüngere und Frischere mußte zuerst von hinnen. Als Koller im September 1903 aus Sankt Niklausen bei Sachseln, wo er und die Frau die letzte Sommerfrische genossen, nach Hause zurückkehrte, fand er die unerwartete Anzeige von Stückelbergs Hinscheiden. Er begab sich nach Basel zur Bestattung. „Der nächste bin ich", äußerte er angesichts des nach dem Friedhof aufbrechenden Zuges bestimmt und gleichmütig.

Schon gegen Ausgang 1902 hatte ihn nächtlich ein leiser Schlag berührt, den er glücklicherweise nicht inne wurde, wohl aber an einer gewissen Schwere und Schwäche der Beine spürte. Ein Frühlingsaufenthalt in der Badia bei Canobbio am Lago Maggiore hatte vorübergehend die Zeichen des beginnenden Zerfalls verwischt. Die besorgte Frau gewahrte wohl, daß sie nachher allmählich sich verstärkten, und die häufigen Ängste und Kümmernisse um den geliebten Mann zogen ihr, die noch frisch und beweglich war, zwei Monate nach Stückelbergs Beerdigung ebenfalls einen Schlag zu, der den rechten Arm und teilweise die Zunge lähmte und sie für Monate ans Lager fesselte.

Drei Jahrzehnte hindurch hatte sie bis jetzt für ihn alles gelesen und auch das meiste geschrieben, da er seit der zweiten Augenheimsuchung weder einen gedruckten noch einen geschriebenen Buchstaben zu erkennen und ungefähr seit 1900 ganz weniges, selbst den eigenen Namen nur dann noch zu schreiben imstande war, wenn man ihm die Feder in der richtigen Haltung in die Hand gab. Zum Glück fehlte es jetzt nicht an Hilfe für ihn und für sie. Eine jüngere Freundin sprang ihr die ersten schweren Wochen mit Pflege und Fürsorge bei, bis eine geeignete Berufspflegerin ausfindig gemacht war. Und dem Meister ging ein junger Maler an die Hand, der am Tage, an dem Frau Koller erkrankte, zu Besuch gekommen war und nun für ein Halbjahr Hausgenosse wurde. Er war Kollers letzter Schüler gewesen und hatte sich dankbar mannigfacher gutherziger Teilnahme erfreut. Jetzt versah er die Ämter eines Vorlesers und Schreibers, eines Gesellschafters und Ausläufers, eines Pflegers und auch eines Malergehilfen. Denn weit entfernt, den Pinsel wegzulegen, hatte der greise Meister gerade seit dem verflossenen Jahr eine neue Anfrischung und Anmutung zur Kunst gewonnen infolge der Bekanntschaft mit Raffaellis Ölfarbstiften, die ihm ein breites rasches Anlegen und entschiedenes Markieren verhießen, worauf er immer viel gehalten.

Erlosch die Tageshelle, so pflegte er sich ins „Winkeli" zurückzuziehen, d. h. in den an die Wohnung anstoßenden Teil des Ateliers, der zu einer

Art Stube hergerichtet war. Ein aus dem siebzehnten Jahrhundert stammender, mächtiger, zimmerhoher, geschnitzter Schrank war an die Balustrade der aus der höher gelegenen Wohnung herunterführenden Treppe gerückt und bildete so mit Lang- und Schmalseite der Werkstatt eine nach dieser offene Stube, in deren Mitte ein ansehnlicher alter Tisch mit Schieferplatte und hohen geschnitzten Polsterlehnstühlen stand.

Licht spendete der von der Decke herunterhangende messingene Judenleuchter. Sein Glast schwimmt auf dem von Blättern, Heften, Büchern, Zigarrenkistchen, Tintenzeug, Bleistiften usw. bedeckten Tisch, spült blitzend an die geschnitzte Kastenfront und das zinnerne Gießfaß an der Wand heran, klimmt ermattend zur Büste Ludwig Vogels empor, die aus einem Kranz ausgestopfter Enten und kahler Tierschädel vom Kasten herunterblickt, wirft einen zuckenden Schimmer auf die Brust der Venus von Milo in der einen Ecke und auf Haupt und erhobene Hände des Adoranten in der andern und zergeht auf der altvenezianischen Goldledertapete und dem neben dem Atelierfenster aufrankenden Efeugeflecht.

Die ineinander schwelenden Rauchwolkenringe über sich, sitzt der alte Meister mit dem jungen Maler da wie ein Alchimist mit seinem Adepten in der Laborantenklause. Doch grübelt er nicht nach Geheimnissen und sinniert nicht über das Verborgene. Zeit seines Lebens hatten ihn keine andern als die Rätsel seiner Kunst beschäftigt. Er besprach Künstler der Vergangenheit und Gegenwart, unterhielt sich über Ergehen und Tun seiner Freunde, erörterte Fragen der Technik und blickte zuweilen auf den langen zurückgelegten Lebensweg. Er musterte die in Kunstzeitschriften wiedergegebenen Radierungen und Stiche, Skizzen und Gemälde, Marmorwerke und Erzeugnisse der Erzbildnerei und Goldschmiedekunst. Er ließ Zeitungen und eingelaufene Briefe sich vorlesen, auch allerlei Biographisches und Abhandelndes, besonders aber an einer gedehnten Folge von Winterabenden die Schöpfungen Gottfried Kellers, die ihn unvergänglich und jugendlich anstrahlten wie früher. Gerne erging er sich in künftigen Reisefreuden und tat den Freunden, die ihn besuchten, zu wissen, er gedenke im Frühjahr, sobald es mit ihm und der Frau besser bestellt sein werde, einen längeren Aufenthalt in Italien zu machen. Und dann wollte er, gekräftigt und erholt, auch die Freitagsgesellschaft wieder besuchen, nach der ihn besonders verlangte.

Obgleich die Armlähmung nicht wich, so war doch Frau Koller so erstarkt, daß sie sich unter der windgeschützten Vorlaube mit dem Manne in die ersten Frühlingssonnenblicke setzen konnte. Doch von Reisen war keine Rede. Er vermochte nur an zwei Stöcken mühselig zu gehen und ohne Hilfe sich weder zu erheben noch niederzulassen. Stundenlang verweilte er, als der Sommer kam, mit Frau und Pflegerin auf der Schattenbank unter der Kastanie am See, blickte auf die Wolkenzüge und Schneeberge, auf die Uferhänge und die von den Dampfern erregten und an die Uferbrüstung gejagten Wellen.

Immer noch verzichtete er nicht auf das Malen, so sauer es ihm wurde. Schließlich ließ er sich die Staffelei ins Freie stellen, da seine verfinsterten Augen im Atelier nicht mehr genug sahen, und malte mit den Fingern.

Mit der Kraft des Jahres zerging die seine. Als die Blätter fielen, mußte er sich legen. Seine Krankheit war das Alter. Es war ein langsames Ermatten und Ausschwachen ohne sonderliche Schmerzen. Er klagte wesentlich nur über die Mühen, die seine Pflege der Frau, der Wärterin und den Dienstboten verursachte, wie denn eingeborne Güte und rücksichtsvolles Wesen bis zuletzt sich geltend machten.

Zu Weihnachten brachte ihm einer der Freunde ein Christbäumchen. Verträumt starrte er in die brennenden und erlöschenden Kerzchen. Anfangs des folgenden Jahres, abends nach acht Uhr, am 5. Januar 1905, erlosch er selbst. Er hatte sein Alter auf etwas über 76½ Jahre gebracht.

Nach kurzer grimmer Winterkälte war Regen gefolgt und daraus ein warmer Föhntag hervorgegangen, so licht und strahlend, als ob das junge Jahr die abgesteckten Wege verlassen und sich sogleich mit allen Reizen des Frühlings schmücken wollte. Das Hochgebirge leuchtete blendend, und die Seeflut funkelte, der entlang die schwarzgedeckten Rosse den toten Maler aus der Hornau nach der Stadt führten. Tiefblau wölbte sich der Himmel über Berg und Tal und glänzte durch die Fenster des altersgrauen Gotteshauses zum Fraumünster, wo, nachdem die Klänge von Beethovens Trauermarsch verklungen waren, ein Geistlicher und nach ihm ein Freund des Toten Worte des Dankes und der Erinnerung sprachen.

Gegen Abend begaben sich die Freunde mit der Leiche nach dem Krematorium. Dort, wo Gottfried Keller im Feuer bestattet worden war, verloderten Rudolf Kollers irdische Reste.

Neue Musik-Literatur.

1. Clara Schumann. Von Robert Litzmann. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.
2. Richard Wagner als Ästhetiker. Von Paul Moos. Berlin, Schuster & Loeffler. 1906.

Der erste Band von Litzmanns Schrift führte uns an die Schwelle der Ehe von Robert und Clara Schumann; der zweite schildert, wiederum an der Hand der Tagebücher, diese Ehe mit all ihren Leiden und Freuden. Es war ein schwer erkämpftes Glück, in dem sich dies seltene Menschenpaar zusammenfand, aber das kurze Glück ruhte auf dunklem Grunde, denn jetzt, wo wir Schumanns Leben ganz überblicken und in allen Schwankungen und Wandlungen zu beurteilen vermögen, jetzt kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß es ein fortwährendes Kranksein war, und daß er buchstäblich in jedem Werk ein Stück dieses Lebens hingab. Wenn er oft wie von einem Paroxysmus des Schaffens ergriffen wird, so folgt danach regelmäßig eine Periode tiefer seelischer Depression und quälender Unproduktivität; hatte der Körper sich neue Kräfte erruht, dann begann auch das Kompositionsfieber aufs neue, und in diesem Wechsel verzehrte sich das Gehirn, immer schwächer wird die Widerstandskraft des Körpers, immer matter das Geschaffene, bis der überreizte Geist den Dienst versagt. Man erinnert sich jetzt jenes Wiener Briefes an Clara, in dem Robert ihr erzählt, wie er schon 1833 an schweren Melancholieanfällen gelitten und von der Furcht, den Verstand zu verlieren, bedrückt war, und man erinnert sich, wie ihn diese Furcht nie ganz wieder verlassen: verleidete ihm doch der Anblick der Irrenanstalt Sonnenstein den Aufenthalt bei der befreundeten Familie Serre in Maxen, schrieb er doch, als das Angebot der Musikdirektorstelle in Düsseldorf erfolgte, an Hiller, er habe unter den in einem alten Geographiebuch angeführten Merkwürdigkeiten Düsseldorfs drei Nonnenklöster und eine Irrenanstalt gefunden: „die ersteren lasse ich mir gefallen allenfalls, aber das letztere war mir ganz unangenehm zu lesen." So warf die Ahnung seines tragischen Todes ihre Schatten voraus in sein Leben.

In der ersten Leipziger Zeit hatte Schumann einmal seiner Mutter die Spaziergänge beschrieben, die er öfter mit Clara unternahm, und erzählt: „Auf demselben Wege stehen sehr unnütze Steine mitten im Fußsteg. Wie es nun trifft, daß ich oft im Gespräch mit andern mehr auf- als niedersehe, geht sie immer hinter mir und zupft an jedem Stein leise am Rock, daß ich ja nicht falle." Dies kleine Erlebnis wurde zum Symbol seiner ganzen Ehe, denn unablässig, mit größter Selbstverleugnung und mit unbeschreiblich feinem Herzenstakt war Clara bemüht, den Geliebten vor jedem Anstoß zu bewahren, ihm alles aus dem Wege zu räumen, woran sein Fuß straucheln konnte. Mancher leise Seufzer im Tagebuche läßt erkennen, daß ihr das nicht immer leicht geworden, daß es sie oft schmerzte, zu

sehen, wie ihre eigene Kunst zu stocken drohte, wie ihr Klavierspiel, das sie völlig ruhen ließ, wenn Robert im heiligen Feuer des Schaffens glühte, nicht vorwärts schritt, wie die Technik zeitweise anfing einzurosten. Aber unbeirrt hat die tapfere Seele alle Anwandlungen von Kleinmut niedergekämpft und ist ohne Besinnen zurückgetreten, damit nur Roberts Kunst sich schöner und schöner entwickeln konnte.

Nach der Verheiratung hatten anfangs beide Glückes genug. „Heute ist ein Vierteljahr, daß wir verheiratet sind," schreibt Clara in das Tagebuch, „wohl mein glücklichstes Vierteljahr, das ich noch erlebt habe. Ich stehe täglich in neuer Liebe zu meinem Robert auf, und scheine ich auch manchmal trübe, fast unfreundlich, so sind es nur Sorgen, deren Ursprung doch immer die Liebe zu ihm ist." Eins nur trübte die frohe Stimmung: das Verhältnis zu ihrem Vater. Noch schwebte ja der Beleidigungsprozeß, den Robert gegen den alten Wieck angestrengt hatte, und der 1841 mit dessen Verurteilung endigte, und die Verhandlungen über die Auslieferung von Claras Sachen und Vermögen, in denen Wieck seine unangenehmsten Seiten herauskehrte, trugen ebenfalls nicht dazu bei, die Gegensätze zu mildern. Ein Glückwunschschreiben Claras zu ihres Vaters Geburtstag blieb unerwidert, eine Anzeige Schumanns, daß ihm ein Kind geboren sei, erfuhr sogar eine schroffe Abweisung. Erst 1843 trat in Wiecks Benehmen ein plötzlicher Umschwung ein: er suchte jetzt seiner Kinder Liebe wieder zu gewinnen. Freilich entfloß diese jähe Wandlung kaum einer Herzensregung, sondern war eher ein Resultat kluger Überlegung. Er sah, daß Schumanns Bedeutung in der Öffentlichkeit und sein Komponistenruhm immer mehr wuchsen, und da er sich durch sein Benehmen gegen den Verlobten Claras, das weithin bekannt geworden war, sehr geschadet hatte, so hielt er schließlich ein Einlenken seiner eigenen Stellung in der Welt wegen für ersprießlich. Clara sah nichts als die Tatsache der Versöhnung und war darob überglücklich, und Robert zeigte die ganze Vornehmheit seiner Gesinnung, indem er Clara zuliebe die dargebotene Hand ohne Zögern ergriff, obwohl er wahrlich Grund gehabt hätte, spröde zu sein. So war äußerlich das gute Einvernehmen wiederhergestellt; innerlich blieb das Verhältnis zwischen Wieck und Schumann ein rein konventionelles, denn die Charaktere und die künstlerischen Anschauungen beider waren zu verschieden, als daß eine wirklich herzliche Zuneigung sich herausbilden konnte, und später, als das Ehepaar nach Dresden übergesiedelt war, traten Wiecks Eigensinn, Eitelkeit und an Größenwahn grenzende Überhebung aufs neue so scharf hervor, daß darauf eine Abkühlung der kaum hergestellten wärmeren Beziehungen notwendig eintreten mußte. Wiecks Persönlichkeit erscheint also hier in keinem freundlicheren Lichte als früher, im Gegenteil, es werden seinem Bilde noch einige häßliche Züge mehr hinzugefügt.

Wurde Claras Künstlerschaft durch Roberts Schaffenstrieb, der gerade in den ersten Jahren der Ehe besonders lebhaft war, auch etwas in den Hintergrund gedrängt, wenigstens was die äußere Betätigung anbetrifft, so wuchs doch innerlich ihre Kunsterkenntnis und ihr Kunstempfinden immer mehr, einesteils dadurch, daß sie sich in die Schöpfungen und die Anschauungen ihres Mannes immer tiefer einlebte, anderseits durch das intensive Studium Bachs und Beethovens, das sie mit Robert gemeinsam betrieb, endlich durch sorgsam gewählte Lektüre, die ihren Gesichtskreis und ihre Gefühlswelt erweiterte und belebte. Schumann kränkte sich oft darüber, daß seine Frau seinetwegen ihre Übungen aufhalten mußte, erkannte aber ebensowohl ihr inneres Wachstum und faßt seine Beobachtungen 1842 in die Worte zusammen: „Sorge macht mir oft, daß ich Clara in ihren Studien oft hindere, da sie mich nicht im Componieren stören will . . . Was freilich die tiefere musikalische Bildung betrifft, so ist Clara gewiß nicht stehen geblieben, im Gegentheil vorgeschritten; sie lebt ja auch nur in guter Musik, und so ist ihr Spiel jetzt gewiß nur noch gesunder und zugleich geistiger und zarter als früher."

Am 31. März 1841 wurde Schumanns B-dur-Sinfonie unter Mendelssohns Leitung aufgeführt, und zugleich trat Clara seit ihrer Verheiratung zum ersten Male

wieder als Klavierspielerin vor die Öffentlichkeit, mit glänzendem Erfolg. Da sie ihre Kräfte so erprobt hatte, kam auch die Lust, sich nun öfter vor dem Publikum zu zeigen, es folgten Kunstreisen nach Weimar, dann nach Bremen, nach Oldenburg und Hamburg, wobei Robert sie begleitete, und endlich ging Clara allein nach Kopenhagen, das ihr neben manchen Verdrießlichkeiten und Enttäuschungen auch viele künstlerische Freuden brachte. Besonders tat es ihr wohl, daß man überall ihren Mann kannte, sein Schaffen hochschätzte und ihr anbefahl, das nächste Mal nicht ohne ihn zu kommen. Robert saß derweil sehnsuchtsvoll zu Hause und klagte, daß ihm nichts gelingen wollte, daß ihm keine Gedanken kämen. Aber als Clara ihm schrieb, sie wollte die Aufführung seiner ersten Sinfonie betreiben, antwortete er: „Mach Dir ja keine Mühe damit. Du kannst Deine Zeit besser gebrauchen. Und was kommt am Ende dabei heraus? In zehn Jahren geben sie sie ohnehin — das weiß ich. Die Welt kann doch nicht bei Beethoven stehen bleiben." So spricht ein Künstler, der seiner selbst und seines Wertes sicher ist — und daß er das Richtige voraussah, hat die Folgezeit erwiesen. Dies schöne, künstlerische Selbstbewußtsein klingt harmonisch zusammen mit der stolzen Bescheidenheit, die Schumann sonst öfter bei der Beurteilung seiner eigenen Werke zeigt.

Die Jahre 1841 und 1842 waren reich an schöpferischen Taten gewesen: zwei Sinfonien und eine Art Sinfonietta: Ouvertüre, Scherzo und Finale, Phantasie für Klavier und Orchester (der erste Satz des „Klavierkonzerts", den Schumann anfangs als selbständiges Ganzes veröffentlichen wollte), alle vier Streichquartette und viele kleinere Kompositionen entstanden — dann trat einer der Rückschläge ein, eine „Nervenschwäche", wie Schumann sagt, eine schwere Abspannung nach der vorangegangenen Überanstrengung, so daß jede Kompositionsarbeit unterbleiben mußte. Und danach wieder heiße Arbeit, in der „Paradies und Peri" entworfen und vollendet wurde. In der glücklichen Stimmung über den enthusiastischen Beifall, den dies erste große Chorwerk Schumanns fand, und über ihre ganze gehobene Lebenslage, von der aus sie auf die Kämpfe und Leiden der vergangenen Jahre heiter zurückblicken konnten, verwirklichten Robert und Clara einen Plan, den sie schon länger gehegt: sie lösten sich aus allen Leipziger Pflichten und unternahmen eine Konzertreise nach Rußland, vielleicht in der Hoffnung, daß diese Reise einen Zustand beendigen sollte, den Schumann lakonisch mit den Worten andeutet: „Wir verbrauchen mehr, als wir verdienen."

Über Berlin und Königsberg ging die Fahrt nach Riga, Mitau, Dorpat, von da nach Petersburg und Moskau, und nach vier Monaten war das Künstlerpaar wieder in der Heimat. Clara hatte der Ausflug große Erfolge gebracht, konnte doch Robert von Petersburg aus an den Schwiegervater schreiben, daß bei andern Künstlern, sogar bei Liszt, die Teilnahme immer abgenommen, bei ihr sich dagegen immer gesteigert hätte; er selbst jedoch, der von der Reise Erholung und Anregung zu neuen Arbeiten erwartet hatte, erfuhr schwere Enttäuschungen. Mochte er seines Wertes als Künstler noch so sicher sein, mochte er noch so klug über die Erfolge seiner Werke in der Zukunft reden, so kränkte ihn doch mehr als einmal die Nichtachtung der Gegenwart: die unmittelbare Wirkung der Virtuosin übertraf bei weitem die in der Stille und auf weite Zeitstrecken hinaus tätigen Kräfte des Komponisten. In Dorpat hatte er an einer schweren Erkältung zu Bett gelegen; die Nachwehen der Krankheit und das Gefühl, auf dieser Reise im wesentlichen als Mann seiner Frau eingeschätzt zu werden, drückten ihn psychisch so nieder, daß er während der ganzen vier Monate unter einer starken Melancholie litt. Dazu die Untätigkeit des an rastlose Arbeit Gewöhnten. Zum musikalischen Schaffen fand er nicht die nötige Sammlung, und so entlud sich sein künstlerischer Drang in fünf Dichtungen, „versteckter Musik, da zum Komponieren keine Zeit und Ruhe war," wie er sagt, Dichtungen, die Litzmann durch die Worte charakterisiert: „Man kann sie nicht ohne Erschütterung lesen, diese in der Form wie im Inhalt eine merkwürdige Hilflosigkeit, einen auffallenden Mangel eigentlicher Gestaltungskraft verratenden Zeugen dunkelster

Stunden." Schade ist es, daß die Gedichte nicht abgedruckt sind, sie würden für die Erkenntnis von Schumanns Geisteszustand in jener Zeit wertvolle Dokumente bilden.

Nach der Rückkehr schien sich Robert anfangs etwas wohler zu fühlen, aber bald zeigte es sich, daß diese anscheinende Besserung nur ein Vorbote ernster Krankheit war, denn bei den Arbeiten am „Faust" erfolgte plötzlich ein völliger Zusammenbruch, „eine gänzliche Abspannung der Nerven, die ihm jede Arbeit unmöglich machte". Zur Erholung siedelte das Ehepaar für einige Wochen nach Dresden über — für einige Wochen war der Aufenthalt wenigstens gedacht, aber er wurde zu einem dauernden. Durch den Weggang Mendelssohns von Leipzig hatte diese Stadt den wesentlichsten Reiz für Schumann verloren; daß man Gade und nicht ihn für die Gewandhauskonzerte berief, kränkte ihn, obwohl es gewiß ein Glück für ihn war, und so nahmen sie am 13. Dezember Abschied von Claras Vaterstadt, „nicht ohne Tränen", wie es im Tagebuch heißt.

Das Leben in Dresden gestaltete sich nun gar nicht so, wie es sich Schumann wohl gedacht hatte. In Leipzig lebten sie in einem intensiv musikalischen Kreise, in dem alles, was von ihnen ausging, lebhaften Widerhall fand, der ihnen immer Anregungen gab, und lebten vor allem unter Menschen, die sie liebten. In Dresden sind sie Fremde geblieben. Mit dem Wieckschen Hause wollte sich ein fruchtbringender Verkehr nicht anbahnen, das musikalische Leben lag sehr im argen, alles war verzopft, das Publikum ließ es sich gefallen, daß ihm Mendelssohns „Elias" in einer miserabeln Aufführung mit Klavierbegleitung vorgestellt wurde, daß es jährlich nur eine Sinfonie von Beethoven, „und dazu Verzierungen der Kapelle ad libitum", zu hören bekam, Abonnementskonzerte, die Ferdinand Hiller ins Leben rief, fanden nur spärlichen Besuch und schliefen gleich nach seinem Weggang wieder ein. Dazu nicht eine Seele, die Roberts Schaffen mit verstehendem Anteil verfolgte, der einzige noch Hiller, mit dem er „ein ordentliches Wort über Musik sprechen konnte", und auch der, mit Mendelssohn verglichen, doch eine flache Natur. Bei Hillers Erwähnung möchte ich ein Versehen Litzmanns verbessern: es ist die Rede davon, daß er 1845 Mozarts D-moll-Sonate spielte, wobei das Orchester nach beiden Kadenzen beinahe umwarf. Es muß natürlich D-moll-Konzert heißen.

Die einzige Familie, mit der ein wirklich intim freundschaftlicher Verkehr angesponnen wurde, war die des Malers Bendemann, aber hier fanden wieder die musikalischen Interessen keine Befriedigung. Und Richard Wagner, weitaus der bedeutendste der in Dresden lebenden Künstler, stand in der Richtung seines Schaffens und in seinem Wesen Schumann so fern, daß es über mehr oder weniger flüchtige Berührungen nicht hinauskam. Die Beziehungen der beiden Männer zueinander waren alt. Schon von Magdeburg aus hatte Wagner einen Artikel für die „Neue Zeitschrift für Musik" an Schumann geschickt, in dem er seine eigene Oper, das „Liebesverbot", ohne seinen Namen zu nennen, lobend erwähnt. Das mag man „unvornehm" finden, aber es entsprach dem Charakter eines Künstlers, der in verzweifelter Lage den unbändigen Drang hatte, sich durchzusetzen, und der die gute Meinung, die er von seiner Begabung hatte, durch die Tat erweisen konnte und erwiesen hat. Von Berlin, Königsberg und Paris schrieb Wagner dann wieder an Schumann, und als er endlich in Dresden war, folgte eine Reihe drängender Briefe mit der Bitte, die Aufführung des „Rienzi" anzuhören und zu besprechen, die „Holländer"-Partitur durchzusehen u. dgl. Man sollte nun meinen, da die beiden auf einer Scholle zusammentrafen, hätten sich lebhafte Wechselbeziehungen ergeben müssen. Nichts von dem. Anfangs scheinen Wagner und Schumann gesellig verkehrt zu haben, doch nahm das wohl bald ein Ende, denn am 17. März 1846 notiert Schumann eine „zufällige Begegnung mit Richard Wagner". „Er besitzt eine enorme Suade, steckt voller sich erdrückender Gedanken; man kann ihm nicht lange zuhören," heißt es weiter dort, während Wagner seinerseits wieder mit dem äußerst schweigsamen und zurückhaltenden Schumann nichts anzufangen wußte. So

gingen beide ohne wesentliches persönliches Interesse aneinander vorüber. Wie Schumann über den Künstler Wagner dachte, ist bekannt: er konnte sich der großen dramatischen Macht und Wirkung seiner Werke nicht entziehen, fand aber doch „die Musik, abgezogen von der Darstellung, gering, oft geradezu dilettantisch, gehaltlos und widerwärtig". Daß Wagner die Musik in seinen Tondramen nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zum Zweck betrachtete, konnte Schumann von seinem Standpunkt aus nicht einleuchten. Aber hier darf man nicht von Recht und Unrecht reden, sondern nur von divergierenden Anschauungen und Prinzipien, die beide in der Hand kraftvoll gestaltender Künstler ihre Berechtigung haben und bedeutende Werke zeitigen können.

So lagen die Verhältnisse in Dresden, und die freundschaftliche Verehrung, die Clara mit der genialen Schröder-Devrient verknüpfte, die lichte, schnell vorüberziehende Erscheinung der Lind, die berauschende Persönlichkeit Liszts, der wie ein Sturmwind durch die stille Elbstadt brauste, konnten dem Ehepaar das Gefühl einer künstlerischen Vereinsamung nicht nehmen. Dazu kam, daß die erhoffte Besserung in Schumanns Gesundheitszustand durchaus nicht eintreten wollte. Eine geplante Reise an den Rhein mußte deshalb abgebrochen werden; als die Kräfte wiederkehrten, rieb sie Schumann in heftiger Arbeit an der „Genoveva" von neuem auf, Schwindelanfälle, nervöse Verstimmungen, seltsame, jähe Änderungen gefaßter Entschlüsse deuteten auf eine bereits tiefgehende Zerrüttung seiner Gesundheit. Wie sich Clara in der Sorge um ihren Mann verzehrte, ist begreiflich, und zudem wurde sie durch schwere Gedanken um ihre eigene künstlerische Zukunft bedrängt, denn viermal erlebte sie bis 1849 Mutterfreuden, und ziemlich gedrückt, weil die Kinder sie von der pianistischen Arbeit sehr viel abhielten, vertraut sie dem Tagebuch den Seufzer an: „Robert sagt, ‚Kinder sind Segen', und er hat recht, denn ohne Kinder ist ja auch kein Glück, und so habe ich mir denn vorgenommen, mit möglichst heiterm Gemüt der nächsten schweren Zeit ins Auge zu sehen. Ob es immer gehen wird, das weiß ich nicht." Erhebung fand sie dann wieder im Schaffen Roberts, sobald sein Geist nach einem nervösen Niederbruch aufschnellte zu neuer, fieberischer Arbeit, und Litzmann hat recht mit der Bemerkung, es überlaufe einen kalt, wenn man, Schumanns Ende vor Augen, die Jubelausbrüche der ahnungslosen Frau über die Unerschöpflichkeit der Phantasie ihres Mannes lese. So schreibt sie im April 1849: „Ich werde oft ganz hingerissen von Bewunderung für meinen Robert! Wo nimmt er all das Feuer, die Phantasie, die Frische, die Originalität her? Das muß man immer fragen und dann sagen, daß er ein auserwählt glücklicher Mensch ist, mit solch einer Schöpferkraft begabt zu sein!"

Im November 1846 hatten Robert und Clara eine Reise nach Wien unternommen, wiederum in der Hoffnung, daß hier vielleicht ein Boden für neue, ersprießliche Tätigkeit zu gewinnen sei. War doch Clara im Winter 1837 hier wie eine Fürstin der Kunst gefeiert worden: Hof und Gesellschaft hatten sie mit größter Auszeichnung aufgenommen, die Preßorgane hatten gewetteifert, ihren Ruhm zu verkünden. Aber es erging ihr hier ähnlich wie Mozart bei seiner zweiten Reise nach Paris: den Wunderknaben hatte man gehätschelt, den reifen Künstler verstand man nicht mehr. Wien war noch das Wien von 1837 geblieben, aber Clara war eine andre geworden, sie hatte sich aus einer virtuosischen Klavierspielerin zu einer tiefen und ernsten Musikerin entwickelt; die Bravourstücke waren aus ihren Programmen verschwunden, statt deren interpretierte sie die Werke Beethovens, Chopins, Mendelssohns und vornehmlich ihres Mannes, und damit vermochte sie die Wiener nicht zu locken. So blieb das Publikum kühl, die Konzerte halb leer, bis auf das letzte, das „zum Erdrücken voll" war, aber gerade dieser starke Zulauf mußte in Clara ein bitteres Gefühl erregen, denn er geschah nicht um ihretwillen, sondern weil Jenny Lind mitwirkte. Auf der Rückreise nahmen sie von Prag besonders freundliche Eindrücke mit, weil ihnen hier Musiker und Musikfreunde mit verständnisvoller Sympathie entgegenkamen.

Dann wurde, nach kurzem Ausruhen in Dresden, ein Ausflug nach Berlin unternommen, wo die Singakademie Schumanns „Peri" aufführte, ganz schauderhaft nach den Tagebuchnotizen, aber Bungenhagen und Grell fanden alles wunderschön, und Flodoard Geyer lobte in der Berliner musik. Ztg. eine Sängerin, die Clara durch ihre Gefühllosigkeit entsetzte, wegen ihres „seelenvollen Vortrags" — ein eigentümliches Idyll aus dem Musikleben Alt-Berlins. Dafür sagten ihnen die allgemeinen Verhältnisse, die Art des Publikums und der Musiker sehr zu. „Es kommt einem ganz merkwürdig vor," schreibt Clara, „wenn man von Wien nach Berlin kommt! Wie ganz anders sind hier die Menschen! ernst, kalt oft, dabei aber gebildet, wie man es wohl kaum in Deutschland wiederfindet, für Musik ein reges Interesse, nicht diese Abspannung, wie in Wien, dazu vorzugsweise Interesse an guter Musik, und die Journalistik steht denn doch auf einem andern Fuße hier als in Wien."

Dann begannen die Arbeiten an der „Genoveva", ein Aufenthalt in Schumanns Vaterstadt Zwickau bringt die freundlichsten Eindrücke, aber Mendelssohns Tod, der so ganz unerwartet kam, packt Robert und Clara mit großem Schmerz, auch riß Hillers Fortgang von Dresden eine Lücke in die kleine Zahl der näheren Bekannten um sie. Doch fiel Robert der Posten eines Dirigenten der Liedertafel zu, eines Männergesangvereins, den Hiller dirigiert hatte, und im nächsten Jahre (1848) gründete er selbst einen Verein für gemischten Chor, woraus mancherlei Anregungen zum Schaffen auf diesen Gebieten entsprangen.

Das Jahr 1849 wurde eins der fruchtbarsten in Schumanns Leben, aber die drängende Produktion fand eine plötzliche Unterbrechung durch den Dresdener Maiaufstand. Clara hatte die politischen Ereignisse schon vorher mit lebhaftem, ja leidenschaftlichem Interesse verfolgt, Preußen und seine Politik führen zu erregten Erörterungen, denn sie stand ohne Rückhalt im liberalen Lager. „Traurig ist es, zu sehen, wie wenig wahrhaft freisinnige Menschen es unter dem gebildeten Stande gibt" oder: „Ich besuchte Madame Hübner, zankte mich aber ganz ordentlich mit ihr — sollte man es wohl glauben — über Politik" und ähnliche Äußerungen schlagen sich im Tagebuch nieder. Und als dann der Aufstand in Dresden ausbricht, als die Aufständischen versuchen, Schumann zu Dienstleistungen herbeizuziehen, da flüchten sie durch den Garten auf den Bahnhof und fahren nach Mügeln. „Wir waren fort, wie wir gingen und standen, hatten also auch nicht Zeit, die Kinder mitzunehmen, und Robert dachte, wir würden schon am Abend zurückkehren," notiert Clara bei dieser Gelegenheit ganz harmlos. Man stelle sich das nur vor: eine Mutter, die ihre Kinder im Stiche läßt, um sich selbst in Sicherheit zu bringen, und ein Vater, der ganz damit einverstanden ist! In der Stadt, wo die Kinder sind, ertönt Kanonendonner und Gewehrfeuer — und die Eltern hören sich das aus sicherer Entfernung an! Unfaßbar! Ich muß gestehen, daß für meine Empfindung diese Episode einen häßlichen Fleck auf das Bild des Künstlerehepaares bringt.

Am nächsten Tage holte Clara die Kinder, sie fanden ein Asyl in dem lieblichen Dörfchen Kreischa, und als ob nichts geschehen wäre, komponiert Robert unaufhörlich weiter; die eben entstandenen „Lieder für die Jugend" werden auf des Schulmeisters Klavier probiert, und erstaunt bemerkt Clara: „Merkwürdig erscheint es mir, daß die Schrecknisse von außen seine innern poetischen Gefühle in so ganz entgegengesetzter Weise erweckt. Über den ganzen Liedern schwebt ein Hauch der höchsten Friedlichkeit, mir kommt alles darin wie Frühling vor, lachend wie die Blüten." Auch aus den Jagdliedern und dem religiösen Gesang für Männerchor, die in diesen Tagen entstanden, klingt nichts von Sturm und Aufruhr wieder, nur die „vier Märsche auf das Jahr 1849" erinnern daran, daß die erregte Zeit nicht spurlos an Schumanns Schaffen vorüberging.

Endlich kam der Ruf nach Düsseldorf, den Schumann annahm, um aus den unleidlichen Dresdener Verhältnissen heraus in einen weiteren Wirkungskreis zu kommen. Die bereits angesetzte Aufführung der „Genoveva" in Leipzig wurde zum

Ärger Roberts verschoben, und so unternahmen sie noch vor der Übersiedlung in die neue Heimat eine Konzertreise nach Hamburg, Bremen, Altona, wo sie durch Jenny Lind überrascht wurden, die von Berlin herüberkam, eigens um in Claras Hamburger Konzert mitzuwirken, und erstaunt war, zu spät einzutreffen. Dafür sang sie in Altona, und bei dieser Gelegenheit äußert sich Clara eingehender über die menschlich ebenso liebenswürdige und anspruchslose, wie als Sängerin große Künstlerin. „Wie sang sie das „rheinische Volkslied" von Mendelssohn, wie den „Sonnenschein" von Robert, nicht zu beschreiben, Robert sagte ihr: „da scheint einem wahrhaftig die Sonne auf den Buckel", solch eine Frische und solch eine kindliche Naivetät — das muß man hören und immer wieder hören." Und nach einer Matinee: „Die Lieder von Robert sang sie alle so, wie ich sie mir immer in meinem Ideale gedacht, aber zu hören nie geglaubt hatte. Keine Feinheit, an der andre spurlos vorübergleiten, bleibt ihr verborgen, so auch, wenn sie andre Musik hört, ist es ein wahres Vergnügen, ihr zuzusehen, wie auch nichts, nicht die zarteste, feinste harmonische Wendung ihr entgeht." Es ist ganz lehrreich, hiermit zu vergleichen, was Hans von Bülow in seinem bekannten Sonntag-Artikel gegen die Lind sagt, wie er sie nicht nur als das „Genialste im Ungenialen, das Geistreichste im Geistlosen" bezeichnet, sondern auch ihren Charakter verdächtigt, sie des Charlatanismus zeiht und meint, sie habe sich mit dem Nimbus blondester Jungfräulichkeit drapiert, um das Publikum zum besten zu haben. Bülow sah damals noch alles durch den dichtesten Nebel des Parteifanatismus und hat hier, nach allem, was auch sonst über die Kunst der Lind bekannt worden ist, aus Lust am Widerspruch gründlich vorbeigehauen. Ein Philister, wer ihm diese Jugendeselei verübelt!

In Dresden wurde nun alles zur Übersiedlung vorbereitet; aufregende Tage brachten noch die Vorbereitungen zur ersten Aufführung der „Genoveva" in Leipzig, die am 25. Juni 1850 endlich stattfand. Am 24. war im Gewandhaus zu Ehren Spohrs, der nebst vielen andern bedeutenden Musikern zu diesem Ereignis herbeigeeilt war, ein Konzert; Clara spielte Roberts A-moll-Konzert, neben dem Violinstücke und „die Jahreszeiten", eine neue Sinfonie Spohrs, aufgeführt wurden. „Merkwürdig war es mir," schreibt Clara hierbei, „an mir selbst zu empfinden, wie die Zeit den Menschen ändert. Früher, als junges Mädchen, schwärmte ich in Spohr und fand gerade das Weichliche so himmlisch, und jetzt wurde mir's sehr bald schon zu viel." Der Erfolg der „Genoveva" war eine Enttäuschung, denn trotz der anscheinenden Wärme des Publikums stellte es sich bald heraus, daß eine tiefere Wirkung von dem Werk nicht ausging. Clara wie Robert waren geneigt, in den kühl ausweichenden Besprechungen der Presse nur Mißgunst und Ungerechtigkeit zu sehen; wir wissen heute, daß die „Genoveva" in der Tat für die Bühne nicht lebensfähig ist und können auch ungefähr die Gründe dafür angeben. Vor der Abreise von Dresden äußerte sich Clara noch einigemale sehr temperamentvoll über ihre Mitbürger. Schon nach der Rückkehr von Hamburg bemerkt sie: „Keinen gescheiten Menschen sieht man hier auf der Straße, alle sehen sie so spießbürgerlich aus! Musiker bekommt man gar keinen zu sehen." Und nach einem Konzert am 12. August für die Schleswig-Holsteiner, das sehr schlecht besucht war, heißt es: „Militärs sah man nur vier, Adlige gar nicht, kurz, Dresden zeigte sich heute wieder einmal glänzend in seinem Residenz-Zopf! Alles reckt und beugt sich nach dem Hofe, o, ist das erbärmlich! Und nun sehe man hier so ein Publikum bei einer Sinfonie von Mendelssohn! wie die Klötze sitzen sie da, in ihren verschrumpelten Gesichtern zeigt sich auch kein Lebensfünkchen — mit Händen und Füßen möchte ich drein hineinspringen und rufen: Habt ihr denn keinen Blutstropfen in euch?"

Am 2. September 1850 abends kamen Schumanns in Düsseldorf an und wurden vom Konzertdirektorium feierlich empfangen. Dann begannen die Unruhen des Wohnungssuchens und Einrichtens, und am 7. fand ein Festkonzert und Souper zu Ehren des Ehepaars Schumann statt, alles verlief aufs schönste — aber merkwürdig, der Pianist Tausch, der von Mendelssohn nach Düsseldorf empfohlen war und der

dies Konzert dirigierte, derselbe, der später gegen Schumanns Willen ihm zur Seite gesetzt wurde, tritt schon hier Clara als eine unangenehme Erscheinung entgegen. Es klingt, als ahnte sie etwas von den späteren Konflikten, wenn sie schreibt: „Herr Tausch dirigierte ganz gut, wäre der Mann nur sonst persönlich angenehmer; er hat etwas . . . in seinem Gesicht, an das ich mich durchaus nicht gewöhnen kann."

Sie kamen nun bald in das frohe Treiben des rheinischen Lebens hinein. Die „immer lustigen" Leute und besonders „das heitere, ungezwungene Wesen der Damen, was wohl freilich auch zuweilen die Grenzen der Weiblichkeit und des Anstandes überschreiten mag", fallen ihnen auf, und Clara hört gelegentlich, daß das eheliche Leben hier „mehr leichter, französischer Art" sein soll. Das erste Abonnementskonzert am 14. Oktober nahm einen sehr guten Verlauf, und alles schien sich zu vereinigen, um den Schumanns die neue Heimat lieb und angenehm zu machen. Aber sehr bald erklangen Dissonanzen. Was Litzmann über die Ursachen der später offen ausbrechenden Mißhelligkeiten sagt, sein sorgsames Abwägen der auf beiden Seiten vorhandenen sich anziehenden und abstoßenden Eigenschaften und die ganz unparteiische Darstellung der Konfliktsgründe gehört zu den besten Partien dieses Bandes. Hier die Düsseldorfer Gesellschaft, leichten Sinnes, schnell entflammt und schnell erkaltet, enthusiastisch bereit zu musizieren — aber nur nicht zu lange und nur nicht zu ernst; und auf der andern Seite Robert und Clara, schwerblütig, nach innen gekehrt, mit heiligem Eifer ihrer Kunst hingegeben. Robert hatte ein Singekränzchen ins Leben gerufen, einen kleinen Kreis von etwa dreißig Personen, mit denen er neuere Werke studieren wollte, oder Stücke, die für einen größeren Verein nicht geeignet waren. Einige Male ging alles gut, dann aber nahm das Interesse ab, der Besuch wurde geringer, vor Schwatzen und Lachen kam man kaum zur Musik. Clara bemerkt: „Man kann nicht sagen, daß es ihnen an Eifer fehlte, aber es ist nicht der rechte, ernste Eifer, der sich auf alles erstreckt, es ist Eifer für das, was ihnen besonders gefällt, aber nicht Eifer, etwas Schweres zu erlernen." Daß sich aus solchen Gegensätzen Reibungen ergeben mußten, ist selbstverständlich.

Nun kam aber noch ein andres hinzu. Nach den übereinstimmenden Urteilen von Schumanns besten Freunden und größten Verehrern fehlte ihm bei allen hervorragenden musikalischen Eigenschaften doch gerade die Fähigkeit, einen großen Orchester- und Chorkörper in Zucht und Ordnung zu halten und den Vortrag eines Werkes bis in alle Einzelheiten hinein auszuarbeiten. Er lauschte mehr inneren Stimmen als dem Klang der Instrumente, hörte mehr mit der Phantasie als mit dem Ohr, und hatte weder die Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart noch die Mitteilsamkeit, die dem Dirigenten unerläßlich nötig sind. Ging ein Stück nicht so, wie er sich's dachte, dann ließ er es wiederholen, und wenn er auch jetzt nicht zufrieden war, vielleicht noch einmal, und endlich wurde er ärgerlich — aber den Ursachen des fehlerhaften Vortrags nachzuspüren und sie zu beseitigen, das fiel ihm nicht ein. So konnte es nicht fehlen, daß die Disziplin des Chores sich lockerte; die Proben wurden schlecht besucht, das Orchester spielte nicht mit der gehörigen Präzision und Feinheit. Schon ließen sich aus dem Publikum Stimmen hören, die Schumanns Berufung auf den Düsseldorfer Dirigentenposten als einen Mißgriff bezeichneten, und das Konzertkomitee konnte ihnen leider nicht unrecht geben. Nach mancherlei Beratungen und nach einer Verständigung mit Julius Tausch erschienen denn eines Tages drei Herren des Vorstandes in Schumanns Haus und unterbreiteten Clara den Vorschlag, Robert möge fernerhin nur noch seine eigenen Werke dirigieren und die Leitung aller andern Tausch überlassen. Das empfand Robert natürlich als eine Beleidigung, schickte seine Kündigung ab und stellte die Direktionstätigkeit überhaupt ein.

Daß Schumann unfähig war, zu erkennen, wieviel Schuld an diesen Vorgängen er selbst oder vielmehr seine Veranlagung trug, ist weiter nicht zu verwundern; aber auch Clara vermochte nicht unparteiisch zu urteilen. Sie identifizierte sich voll-

kommen mit ihrem Mann, lebte in seinen Anschauungen, sah durch seine Augen, und ergeht sich deshalb auch im Tagebuch in den herbsten Ausdrücken. Für sie war das Verhalten des Komitees nichts als Niedertracht und Gemeinheit, war Tausch ein elender Intrigant. Wer jedoch die Dinge vorurteilslos betrachtet, wird anders urteilen müssen. Die Düsseldorfer sahen die Leistungen ihres Konzertinstituts erschreckend zurückgehen, und erkannten Schumanns Leitung als den einzigen Grund hiervon — wer kann es ihnen verdenken, daß sie die Sache über die Person stellten, selbst wenn diese Person ein in seinem Schaffen von ihnen hochverehrter Künstler war? So mußte diese Angelegenheit einen für Schumann kränkenden und schmerzenden Ausgang nehmen.

Und doch hatte, ehe es soweit kam, diese Düsseldorfer Zeit Schumann und Clara auch viele frohe und glückliche Tage gebracht, Arbeitslust und Erfolge der Arbeit. Einen Höhepunkt bildete die Feier des vierzehnten Hochzeitstages, an dem Robert seine Frau mit einem neuen Flügel überraschte, und dazu mit neuen Kompositionen, dem Konzert-Allegro für Klavier und Orchester, der Violin-Phantasie und dem zwei- und vierhändigen Klavierauszug der Faust-Ouverture. Dann fiel der junge Brahms wie ein Meteor in ihr stilles Heim, von Schumann, der aus seinen Werken neue Hoffnungen für die Zukunft der deutschen Musik schöpfte, überschwenglich begrüßt; Josef Joachim vereinigte sich mit den Freunden zu herrlichem Musizieren; und dann die Reise nach Holland, die dem schöpferischen Genius wie seiner Interpretin Beweise der Liebe und Ehrungen in Fülle brachte.

Aber dann brach die Nacht herein. Nicht ohne tiefe Ergriffenheit wird man den letzten Brief lesen, den Schumann nach der Rückkehr von Hannover, wo Clara konzertiert und wo sie beide mit Brahms und Joachim künstlerische Weihestunden und Tage angeregtester Geselligkeit verlebt hatten, an Joachim richtete; es ist oft als ob ihm eine gespenstische Hand die Feder führte und die Schauer des Kommenden andeutete. „Mit sympathetischer Tinte habe ich Euch oft geschrieben, und auch zwischen diesen Zeilen steht eine Geheimschrift, die später hervorbrechen wird"; und am Ende: „Nun will ich schließen. Es dunkelt schon."

Ja, es dunkelte. Die Freunde des Hauses sahen längst die krankhaften Veränderungen, die allmählich mit Schumann vorgingen, merkten die Sprachstörungen, die sich einstellten, und wurden unheimlich berührt durch seinen fanatischen Glauben an die Wunder des Tischrückens. Nur Clara ging wie blind und taub, ganz in Liebe versenkt, neben ihm her. Dann begannen die qualvollen Gehörsaffektionen, die ihm die Nächte raubten, und endlich brach die Katastrophe herein; er lief plötzlich bei schrecklichem Regenwetter, ohne Stiefel, aus dem Hause und sprang in den Rhein. Man zog ihn heraus, brachte ihn nach Hause, ohne Clara zu sagen, was geschehen war, und nach etwa zehn Tagen wurde er in die Endenicher Heilanstalt übergeführt. Oft schien es, als sollte sich sein Geist wieder aufhellen, doch ging die Krankheit unaufhaltsam ihren Weg und am 29. Juli 1856, über zwei Jahre nach dem Zusammenbruch, endete sein Leben.

Über die Zeit zwischen Anfang und Ende der geistigen Störung, während des Aufenthaltes Schumanns in Endenich, gibt nun, soweit Clara in Betracht kommt, dieser Band zum erstenmal ausführliche und zuverlässige Nachricht. Wie der furchtbare Schlag auf sie gewirkt hatte, wie zerrissen sie innerlich war, davon zeugt das Schluchzen und Weinen in den Tagebüchern; aber ihre Blätter lassen uns auch die ganze Seelengröße und Charakterstärke dieser zarten Frau erkennen, die keinen Augenblick zögerte, die Sorge für den kranken Mann und sechs Kinder auf die eigenen Schultern zu nehmen; haben wir in dem Kampf um ihre Liebe und ihr Glück ihren aufrechten Mut bewundert, so müssen wir jetzt vor ihrem Stolz, ihrer Güte und entschlossenen Tapferkeit das Knie beugen. Was könnte besser ihre Gedanken und Gefühle charakterisieren als diese Worte: „Es betrübt mich sehr, daß fast alle meine Freundinnen fromm reden, sie schreiben vom Herrn Jesu, und daß er das Kreuz für uns Menschen getragen, deshalb wir auch allen Kummer mit

Fassung dulden müssen usw. usw. Für mich kann die Frömmigkeit nicht in dieser Art zu denken und zu tun (den ganzen Tag heilige Bücher lesen) bestehen. Ich suche meine Pflichten zu erfüllen, suche mein Unglück zu tragen, so gut ich es kann, aber nicht durch Beten und Lesen heiliger Bücher, sondern durch Tätigkeit und das Wirken für andre! Darin finde ich die Kraft und den Mut, noch zu leben, überhaupt." Das ist die Sprache einer Heldin!

Es streckten sich ihr natürlich von allen Seiten hilfreiche Hände entgegen, aber nur von Paul Mendelssohn, der ihr als der Bruder Felixens in besonders feinfühliger Art einen Scheck von 400 Talern anbot, nahm sie die Unterstützung an. „Lange überlegte ich — zurückweisen mochte ich ein auf so zarte und freundschaftliche Weise gemachtes Anerbieten nicht, auch fühlte ich, daß ich meinen Kindern es schuldig war und vor allem ihm, daß ich nicht voreilig eine Hilfe, in so durchaus nobler Weise geboten, von mir weise!" Doch als ihr Dr. Härtel anbietet, für sie und die Kinder ein Konzert in Leipzig zu geben, notiert sie: „Ich lehnte es natürlich gleich entschieden ab . . . Konzert lasse ich nicht für mich geben, das tue ich selbst, wenn ich es bedarf." Und selbst der gute Avé-Lallement, der bescheidentlich eine Unterstützung anbot mit der Begründung, Robert habe sein ganzes Leben lang für die Musiker gewirkt, habe ihnen die schönsten Stunden verschafft und sich dadurch krank gemacht, so daß es nun ihre heilige Pflicht sei, für seine Genesung beizutragen, was sie nur könnten, selbst Lallement muß, wie die andern, unverrichteter Sache abziehen.

Als die treuesten Freunde erwiesen sich in diesen schweren Zeiten neben Frl. Leser, jener glücklichen und glückspendenden Blinden, neben Dietrich und Grimm vor allem Brahms und Joachim. Brahms sprach nicht viel, aber „man sieht es an seinen Gesichtszügen, seinem sprechenden Auge, wie er mit mir um den Geliebten, den er ja so hoch verehrte, trauert", und von Joachim schreibt Clara: „Er ist mir ein ebenso teurer Freund wie Brahms, und auch zu ihm fühle ich das tiefste Vertrauen, sein Gemüt, sein Empfinden ist so zart, daß er mein leisestes, zartestes Empfinden gleich versteht. Diese zwei Freunde, wie sind sie so recht für Robert geschaffen — er kennt sie noch nicht wie ich! erst im Unglück lernt man seine Freunde kennen." Brahms ging ganz in Liebe und Sorge für sie auf, er opferte diesem Dienste selbstloser Liebe sein Dasein, siedelte nach Düsseldorf über und erquickte durch sein urkräftiges, naives Wesen die einsame Frau und stärkte ihre Kraft, das Ungeheure zu tragen. Nichts Köstlicheres, als die von Litzmann abgedruckten Auszüge aus den Briefen von Brahms zu lesen, diese von hingebender Zärtlichkeit überfließenden Ergüsse eines seltenen Herzens- und Gefühlsreichtums, Briefblätter, die zur Freundin flatterten, als sie auf Konzertreisen war und des Zuspruchs so sehr bedurfte.

Denn der Kampf mit den tausend Unannehmlichkeiten, die dem reisenden Virtuosen entgegentreten, der Kampf mit dem Geschmack des Publikums und den Oberflächlichkeiten der Künstler war für Clara um so härter, je mehr sie durch das traurige Gedenken an den Dulder in Endenich aus dem Gleichgewicht gebracht wurde. Trotzdem hielt sie aus, mit staunenerregender Widerstandskraft, durchzog Nord- und Süddeutschland, ging selbst nach England und hatte dafür die Genugtuung, zu sehen, daß nach allen Ausgaben, welche die letzten zwei Jahre gebracht hatten, ihr kleines Kapital an Ersparnissen nicht vermindert, sondern erfleclich vermehrt war.

Reiche Erkenntnisse vermittelt dies Buch dem aufmerksamen Leser, Erkenntnisse, die für die Beurteilung der menschlichen wie der künstlerischen Wesenheit Robert und Clara Schumanns gleich wichtig sind. Vornehmlich wird auch eine irrtümliche Behauptung widerlegt, die in gewissen Schriften immer wiederkehrt: daß nämlich Robert eigentlich der sogenannten „neudeutschen Richtung" sehr gewogen gewesen sei, daß Claras Einfluß ihn aber von dieser Richtung ab und in ein andres Fahrwasser getrieben habe. Jedes Blatt der Tagebücher legt nun Zeugnis dafür ab,

mit welcher fast demütigen Verehrung Clara zu ihrem Mann aufsah; mit tiefem Schmerz bemerkt sie immer, wenn sie Roberts künstlerische Ansichten einmal nicht teilen konnte, aber für gewöhnlich sah sie alles durch die Augen des Geliebten, war blind gegen das allmähliche Nachlassen seiner Gestaltungskraft und folgte ihm kritiklos in seinen Neigungen, zum Beispiel in seiner Schwärmerei für die Gedichte Elisabeth Kulmanns und seinem Glauben an die Übersinnlichkeit des Tischrückens. Niemals wäre es ihr in den Sinn gekommen, Robert in seinen künstlerischen Anschauungen zu beeinflussen. Doch selbst, wenn sie es versucht hätte, würde ihr das nicht gelungen sein, denn er war nicht der Mann, sich von irgend jemandem lenken zu lassen, am wenigsten jedoch von seiner Frau, der gegenüber er, wie man jetzt erst recht sieht, von unerschütterlicher, oft an Härte grenzender Selbständigkeit war. Hatte er in späteren Jahren seine Anschauungen über musikalische Dinge und Persönlichkeiten, die ihn in der Jugend vielleicht interessierten, geändert, so geschah es, weil er künstlerisch reifer geworden war — für die ewig Unreifen natürlich eine völlig unbegreifliche Erscheinung.

Das Buch von Paul Moos bildet eine Ergänzung zu der „Modernen Musikästhetik in Deutschland", die derselbe Verfasser im Jahre 1902 hat erscheinen lassen. Den Ästhetiker Wagner von dem Künstler Wagner zu scheiden, oder auch nur seine ästhetischen Anschauungen abgelöst von seinem Kunstschaffen zu betrachten, hat etwas Bedenkliches; es scheint mir ebenso wenig fruchtbringend, wie wenn man Nietzsche nur als Philosophen behandelt: er war ein Künstler, dem es beliebte, seine dichterische Gestaltungskraft an philosophischen Problemen zu betätigen. So sind auch Richard Wagners Schriften in erster Linie Kunstwerke, persönliche Dokumente, die uns wertvolle Aufschlüsse über den Seelenzustand des Künstlers geben und eine Seite seines Wesens zeigen, die aus seinen Musikdramen so klar nicht zu erkennen ist, darüber hinaus aber haben sie eine philosophische Bedeutung nur in sehr bedingtem Maße. Was uns zu ihnen hinzieht, ist die Macht der Begeisterung, die aus ihnen hervorbricht, der Schwung der Darstellung, die Pracht der Sprache und der Bilder; über manche Kunstwerke und Künstlerpersönlichkeiten ist niemals Schöneres und Tieferes gesprochen worden als von Wagner. Prüft man jedoch die Systeme, die hier aufgestellt werden, so kann man kaum anders als sie im ganzen ablehnen, so viel Richtiges im einzelnen darin sein mag. Denn sie sind nur der Schatten, den Wagners Schaffen warf, und die Lichtquelle stand meist so, daß das Schattenbild seltsam verzerrt wurde. Es fiel Wagner nicht ein, aus feststehenden Tatsachen logische Schlüsse zu ziehen und danach ein System zu bilden, vielmehr drehte und bog er die Tatsachen, bis sie in sein System, das aus der besondern Anlage seiner Persönlichkeit gewonnen war, hineinpaßten; und was sich nicht biegen wollte, das mußte brechen.

Wagner dachte über seine Theorien in späteren Jahren selbst sehr skeptisch und hat sich darüber in dem an einen französischen Freund gerichteten und „Zukunftsmusik" betitelten Aufsatz unzweideutig ausgesprochen. Er meint 1860, es sei ihm unmöglich, abermals das Labyrinth theoretischer Spekulation in rein abstrakter Form zu durchwandern; an der großen Abneigung, die ihn selbst nur von einer Wiederdurchlesung seiner theoretischen Schriften abhalte, dürfe er erkennen, daß er sich damals, als er jene Schriften verfaßte, in einem durchaus abnormen Zustande befand, wie er sich in dem Leben eines Künstlers wohl einmal einstellen, nicht gut aber wiederholen könne. Wie die ganze Natur im großen Überblick als ein Fortschreiten vom Unbewußtsein zum Bewußtsein zu bezeichnen sei, so wiederhole sich dieser Prozeß beim Künstler; auch in ihm sei der darstellende Trieb völlig unbewußt, instinktiv, und selbst wo er der Besonnenheit bedürfe, um das Gebild seiner Intuition mit Hilfe der ihm vertrauten Technik zum objektiven Kunstwerk zu gestalten, werde ihn bei der Wahl der Ausdrucksmittel nicht eigentlich die Reflexion, sondern mehr ein

instinktiver Trieb leiten. Die Nötigung zu anhaltender Reflexion werde beim Künstler erst da eintreten, wo er auf eine große Behinderung in der Anwendung der ihm nötigen Ausdrucksmittel stoße, und dies sei ihm geschehen. Denn die Tendenzen des Operntheaters, dessen er sich als Organ für die Aussprache seiner künstlerischen Ideen bedienen mußte, divergierten eben mit diesen Ideen selbst von Grund auf, und die Erkenntnis solcher Sachlage habe ihn in einer bestimmten Periode seines Lebens gezwungen, in andauernder Reflexion sich die Gründe jener problematischen Lage zum Bewußtsein zu bringen.

Damit ist die Stellung von Wagners theoretischen Schriften innerhalb seines Gesamtwerkes klar gekennzeichnet. Wer Wagners Persönlichkeit als Gesamtheit erfassen und wer sein Schaffen bis in den letzten Grund begreifen will, muß sie genau kennen, und nur durch sein Schaffen hindurch angesehen, gewinnen sie wiederum Bedeutung und sind sie künstlerisch verständlich darstellbar.

Wenn Moos nun diese Theorien zergliedert und kritisiert, als hätten sie eine objektive Gültigkeit, so tut er Wagner unrecht. Denn so bewunderungsvoll er dem Riesengeist gegenübersteht, so scharf muß er selbstverständlich seinen einzelnen Ausführungen Schritt für Schritt widersprechen, wenigstens soweit sie sich auf das Verhältnis der Künste untereinander und auf die Propaganda für das Gesamtkunstwerk beziehen, oder sofern sie historische Entwicklungen darzulegen trachten. Und dieser fortwährende Widerspruch möchte dann in ungenügend vorgebildeten Lesern die Vorstellung erwecken, als seien Wagners Schriften in wesentlichen Teilen etwas Unnützliches und im besten Falle Überflüssiges.

Trotz dieser Einwände ist das Moossche Buch ein empfehlenswertes Werk. Denn einmal werden sämtliche Aufsätze Wagners, auch solche, die nicht in die Gesamtausgabe Aufnahme gefunden haben, genau analysiert. Es wird aus allen gewissermaßen das ästhetische Extrakt gezogen, und wer sie kennt, weiß, wie schwer es oft ist, den Kern aus dem vielen Beiwerk rein herauszuschälen. Das hat der Verfasser mit voller geistiger Beherrschung des Stoffes vortrefflich verstanden, und so bietet das Buch dem, der nicht die ganze Reihe der gesammelten Schriften verarbeiten kann, das Wesentliche von Wagners Kunstanschauungen in knapper Form und klarer Sprache handlich dar. „Nicht die Lektüre des Originals kann und will mein Buch ersetzen, sondern nur eine leitende Stütze bieten", sagt Moos in der Vorrede, und ich kann mir sehr wohl denken, daß mancher, der von Wagners weitschweifenden Ausführungen geschreckt war, nach der Lektüre des Moosschen Auszuges wieder zum Original zurückkehrt und sich, der Überschau sicher, nun des größeren Reichtums freut. Dann aber wird das Buch auch klärend und luftreinigend wirken. Denn, wie das so kommt, nicht das groß und genial Gedachte in Wagners Schriften, sondern gerade das Schrullige und Absurde darin hat am meisten Wurzel geschlagen, und überall sieht man kleine Triebe lustig daraus emporstreben. Dieser Erscheinung gegenüber kann die schneidend scharfe und glasklare Kritik von Moos nur Gutes stiften. Diejenigen, die als Kronzeugen für den Wert von Liszts symphonischen Dichtungen immer Wagner und seinen bekannten Artikel anführen, möchte ich zum Beispiel auf die Moosschen Ausführungen über diesen Aufsatz besonders hinweisen. Niemals sind die Widersprüche und Ungereimtheiten darin erbarmungsloser und faßlicher bloßgelegt worden als hier. Wer sich nicht überzeugen lassen will, dem wird zwar auch dies nichts nützen.

Carl Krebs.

Das Chantrey-Vermächtnis.

Ein Bericht des engliſchen Oberhauſes.

Im Juni 1904 beſchloß das engliſche Oberhaus, eine Kommiſſion von ſieben Mitgliedern einzuſetzen, die die bisherige Art der Verwaltung des Chantrey-Vermächtniſſes, aus deſſen Mitteln die Moderne Galerie in London gebildet wird, einer Unterſuchung zu unterziehen hatte. Nachdem dieſe Kommiſſion den Earl of Crewe zu ihrem Vorſitzenden gewählt hatte, vernahm ſie vom 11. bis zum 29. Juni des genannten Jahres in ſieben Sitzungen 31 Zeugen, Künſtler, Kunſtſchriftſteller uſw., und erſtattete dann am 8. Auguſt ihren ſorgfältig durchberatenen Bericht, der nunmehr gedruckt vorliegt [1]).

Da dieſer Bericht ſich vornehmlich mit der für alle Länder wichtigen Frage beſchäftigt, nach welchen Grundſätzen moderne Galerien anzulegen und zu verwalten ſeien, ſo ſoll hier das Wichtigſte aus ihm mitgeteilt werden. Zunächſt aber muß kurz darüber berichtet werden, welche Bewandtnis es mit dem Chantrey-Vermächtnis hat, und welche Einwendungen gegen deſſen bisherige Verwaltung gemacht worden ſind.

Das Vermächtnis trat 1875 in Kraft, nachdem die Witwe des Erblaſſers, des Bildhauers Sir Francis Chantrey, R. A. (ordentliches Mitglied der Akademie), geſtorben war. Laut dem Teſtament des Sir Francis vom 31. Dezember 1840 war das Kapital (105 000 Pfund Sterl.) beſtimmt zu dem encouragement of British fine art in painting and sculpture only (alſo zur Förderung der engliſchen Malerei und Bildhauerei) und ſollten verwendet werden zum Ankauf of works of fine art of the highest merit in painting and sculpture that can be obtained (der vorzüglichſten Gemälde und Bildhauerwerke, die zu erlangen ſind), damit auf ſolche Weiſe a public national collection of British fine art in painting and sculpture (eine britiſche Nationalgalerie) gebildet werde. Bis zum Auguſt 1904 waren im ganzen 109 Werke angekauft worden (vorwiegend Gemälde, nur wenig Bildhauerwerke), die bis 1897 im South-Kenſington-Muſeum und dann in der neu errichteten Tate-Gallery (Sir Henry Tate's National Gallery of British Art at Millbank, London) aufbewahrt wurden.

Verwaltet wurde dieſes Vermächtnis nach dem Willen des Erblaſſers durch den Präſidenten und das aus zehn Mitgliedern beſtehende Council der Kunſtakademie (fünf Mitglieder dieſes Rates werden alljährlich neu gewählt). Gegen dieſe Art der Verwaltung waren in der ernſten Preſſe die ſchwerſten Bedenken erhoben worden. Die Kommiſſion gelangte auf Grund ihrer Erhebungen, die als ein Muſter eingehender und unvoreingenommener Unterſuchung bezeichnet werden müſſen, zu dem Ergebnis, daß wenn auch keine Mißwirtſchaft anzunehmen ſei, die Zuſammenſetzung dieſer Ankaufskommiſſion doch als ihrem Weſen nach mangelhaft bezeichnet werden

[1]) Report. Chantrey Trust. 1904. Nr. 357. Folio. Price 1 s. 11 d.

müsse; daraus erklärten sich die Unvollständigkeit und die Unzulänglichkeit der Sammlung [1]).

Obwohl die Kommission sich dem von verschiedenen Seiten gemachten Vorschlage, nur *eine* Person mit den Ankäufen zu betrauen, nicht anzuschließen vermag, empfiehlt sie doch, after careful examination, zu solchem Zweck ein Kollegium aus drei Männern zu bestellen, dem der Präsident der Akademie, ein vom Council zu ernennender Akademiker und ein von der Gemeinschaft der Associates (der außerordentlichen Mitglieder) zu wählender Associate angehören sollen; die beiden letzteren immer nur auf fünf Jahre, nach deren Verlauf sie nicht sofort wieder eintreten könnten (Punkt 16).

Die Erörterungen der Kommission haben somit zur Anerkenntnis der bestehenden Mißstände und zu einem bestimmten Verbesserungsvorschlage geführt. Doch ist nicht dieses Ergebnis für uns Festländer von Bedeutung, sondern die Beurteilung, die bei dieser Gelegenheit die in Frage kommenden Verhältnisse durch die einzelnen Sachverständigen gefunden haben. Hierüber soll nach der Reihenfolge der einzelnen Punkte berichtet werden.

1. Im Testament steht, daß gekauft werden sollen works of deceased or living artists. Allgemein aber wog die Ansicht vor, daß der Erblasser die lebenden Künstler zu fördern beabsichtigt habe. Die Kommission ist daher der Meinung (Punkt 12), daß Werke verstorbener Künstler nur ausnahmsweise und nach reiflicher Erwägung erworben werden sollen.

2. Obwohl es sich um die Bildung einer Nationalgalerie handelt, hatte der Erblasser die fremden Künstler nicht ausschließen wollen, vorausgesetzt daß sie während der Ausführung der in Frage kommenden Werke ihren Wohnsitz in Großbritannien gehabt hätten. Der Ausdruck im Testament: artists of any nation, provided that such artists „resided in Great Britain during the executing and completing such works", gab zu Erörterungen nach zwei Richtungen Anlaß. Erstens handelte es sich dabei um die Frage, ob solche Werke englischer Künstler, welche teilweise im Ausland entstanden sind, angekauft werden könnten: die Kommission (Punkt 18) sprach sich dahin aus, daß solches gestattet werden möge. Zweitens kamen dabei die Ausländer in Betracht. Das Council der Akademie hatte als englische Künstler nur solche Ausländer angesehen, die sich in England niedergelassen hatten (settled in this country); so war z. B. von dem Amerikaner Sargent ein Bild gekauft worden, wozu freilich der Umstand beigetragen haben mag, daß er Mitglied der Akademie war. Die Kommission gab dieser Anschauung noch schärferen Ausdruck (Punkt 12), indem sie sich dafür erklärte, daß man das Werk eines fremden Künstlers wohl in dem Fall zu erwerben suchen solle, wenn der Künstler seinen ordentlichen Wohnsitz in England habe (regularly resided in Great Britain), besonders wenn dessen Werk einen ausgesprochenen Einfluß auf die englische Kunst ausgeübt habe (notably influenced artistic production in this country).

Der Kritiker Mac Coll war freilich, aber ohne Erfolg, dafür eingetreten, daß fremde Künstler von Bedeutung, auch wenn sie nur vorübergehend sich in England aufgehalten hätten, berücksichtigt zu werden verdienten; er nannte in solchem Zu-

---

[1]) The Committee desire distinctly to record their belief that there is no ground, heißt es in Punkt 12 des Berichtes, for any imputation of corrupt or interested motives against that body (es ist nach der Überzeugung der Kommission kein Grund zur Annahme vorhanden, daß die Akademie aus verwerflichen oder eigennützigen Beweggründen gehandelt habe); gestrichen ist dabei die ursprüngliche, viel schärfere Fassung, die redet von misconduct or favouritism shown to its older members or any preference not founded on aesthetic judgment. — In Punkt 14 heißt es weiter: The Committee are strongly of opinion that the constitution of the purchasing body, as appointed by the Testator, is inherently defective. Denn die Erfahrung habe gelehrt, daß so large a selecting body, even though changing in composition, is likely to fall into a beaten track of taste (sich in eine bestimmte Geschmacksrichtung verrenne), and, consciously, to limit encouragement to the more conventional expressions of artistic feeling (die konventionelle Kunst bevorzuge).

sammenhange Géricault, Delacroix, Corot, Daubigny, Dalou, Legros, Fantin-Latour, Degas, Sisley, Monet, Pissarro, Bastien-Lepage und Manet. Ein andrer fügte noch den Holländer Matthew Maris hinzu.

Einen bezeichnenden Zwischenfall rief der Maler Alma Tadema dadurch hervor, daß er als warnendes Beispiel die Berliner Nationalgalerie anführte, die „dem Vernehmen nach" so mit einer Unmasse französischer Bilder überschwemmt und infiziert worden sei (swamped with a stock of French pictures), daß die deutschen Bilder in den Kellerräumen untergebracht werden mußten. Hierauf konnte Graf Keßler aus Weimar, der zum Schluß noch vernommen wurde, erwidern, daß von den 900 laufenden Metern der Nationalgalerie nur 18, also zwei Prozent, den Werken der französischen Schule eingeräumt worden seien, wie denn der Zuwachs an fremdländischen Werken in den letzten acht Jahren überhaupt nur 41 Stück umfaßt habe.

3. Die Bestimmung des Testaments, daß keine commissions or orders für die Ausführung von Werken erteilt werden sollten, hatte schon in früheren Jahren zu einem Rechtsstreit Anlaß gegeben, infolge dessen die Kommission jetzt den Wunsch äußerte, es möchte durch eine ergänzende Bestimmung ermöglicht werden, daß wenigstens Werke der Bildhauerkunst in unvollendetem Zustande, d. h. als für die Ausführung in dauerhaftem Material bestimmtes Modell, angekauft werden könnten.

4. In Auslegung der Bestimmung, daß die Stiftung zur Unterstützung (encouragement) der englischen Kunst bestimmt sei, waren bisher mit nur zwei Ausnahmen alle Werke von den Künstlern selbst oder von den Familien kürzlich verstorbener Künstler erworben worden, und zwar — wiederum mit nur fünf Ausnahmen — auf den Jahresausstellungen der Kunstakademie. Die Kommission begnügte sich, festzustellen, daß kein Hindernis bestehe, auch auf anderm Wege Erwerbungen zu machen (z. B. auf Ausstellungen außerhalb Londons oder auf Versteigerungen).

5. Das Hauptziel der Untersuchung bildete die Frage, ob die Sammlung die abfällige Beurteilung rechtfertige, die ihr von so vielen Seiten zu teil geworden war. Der Präsident der Akademie, Poynter, leugnete dies freilich entschieden. Die Ansichten darüber, welche Künstler hervorragend (distinguished) seien oder nicht, gingen ja auseinander; aber schließlich kämen doch alle besten Künstler in die Akademie hinein (mit wenig Ausnahmen, muß er hinzufügen), und ebenso erschienen alle besten Bilder auf den akademischen Ausstellungen (nur ein oder zwei Künstler hätten nie dort ausgestellt). Mit erdrückender Mehrheit aber traten dem die übrigen Zeugen entgegen.

Es wurde festgestellt, daß die folgenden hervorragenden Namen in der Sammlung fehlen: von den Praeraphaeliten Rossetti, Maddox Brown, Holman Hunt, Burne-Jones (ein einziger von diesen, äußerte Mac Coll, wiege fünfzig andre auf); kein früher Millais sei da; ebenso wenig Cecil Lawson, Mason, Walker, Pinwell, lauter Namen, die der englischen Kunst der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur höchsten Ehre gereichen; es wurden noch als fehlend genannt Shannon, Alfred Hunt, Collier, Sandys, von Bildhauern Alfred Stevens und Alfred Gilbert; vor allem aber fehle Whistler und ebenso die Glasgower mit Guthrie und Lavery an der Spitze, die im Luxembourg, in Berlin, München, Brüssel vertreten seien; freilich hätten sie in der Akademie nicht ausgestellt.

Auf die Einwendung, daß Bilder von diesen Künstlern nicht zu haben gewesen seien, weil sie alles gleich auf Bestellung gemalt hätten, wurde entgegengehalten, daß das Bildnis von Whistlers Mutter doch um den Spottpreis von 160 Pfund für den Luxembourg habe gekauft werden können (während es jetzt freilich 10 bis 11 000 Pfund wert sei); daß eine Verkündigung von Burne-Jones für 1200 Pfund zu haben gewesen sei usw. Der Direktor der Birmingham Art Gallery konnte anführen, wie viel Bilder von den jetzt in der Chantrey-Sammlung fehlenden Künstlern er allein in den letzten zwanzig Jahren für sein Museum angekauft habe.

Das Urteil lautete allgemein dahin, daß die Ankaufskommission zu sehr geneigt gewesen sei, pictures of the moment (also von bloß vorübergehender Be-

deutung) zu erwerben; sie sei gegen alles Moderne (d. h. Ungewohnte) und Originale; sie nehme keine Rücksicht auf die allgemeine Kunstströmung. Auf die Frage des Earl of Carlisle, wie wohl festgestellt werden könne, wer denn als serious critic (also als vertrauenswürdiger Beurteiler) anzusehen sei (Nr. 1858), gab Holmes, der Herausgeber des „Burlington Magazine“ die sehr richtige Antwort: the consensus of educated criticism, both in England and on the Continent (der das übereinstimmende Urteil der wissenschaftlichen Kritik zum Ausdruck bringe).

Zum Schluß faßte der Earl of Lytton (Nr. 2692) das Ergebnis der Untersuchung, nachdem auch mehrere Akademiker sich in dem gleichen absprechenden Sinn geäußert hatten, dem immer noch auf seinem Standpunkt beharrenden Präsidenten der Akademie gegenüber in die scharfen Worte zusammen: Die Nationalsammlung ist nicht so gut, wie sie hätte sein sollen und wie sie hätte sein können, wenn Gemälde auch außerhalb der Akademie gekauft worden wären; und wenn ich sage, daß sie ihre eigene Körperschaft bevorzugt habe, so meine ich damit, daß der Ankauf von Gemälden allein auf den akademischen Ausstellungen wohl der Akademie zum Vorteil, der Nation dagegen zum Nachteil gereicht habe.

6. Zur Frage, worin des Übels Grund liege, äußerte sich Sir Martin Conway, der Himalaya-Besteiger, der zugleich ein ausgezeichneter Kunsthistoriker und glücklicher Sammler ist, in seiner entschiedenen Weise dahin, daß die Übertragung der Verantwortlichkeit an eine Ankaufskommission (also an eine Vielheit) an den festgestellten Mißständen schuld sei, denn jede Kommission sei ein Unsinn; jeder beliebige einzelne würde Geschäfte solcher Art besser erledigen, da er für seine Handlungen wirklich verantwortlich sei; Geschmack sei eben eine durchaus individuelle Sache, die nicht von einer Kommission erwartet werden könne.

Bei der Wichtigkeit dieses Gegenstandes für die Verwaltung aller Kunstsammlungen seien seine hierauf bezüglichen Äußerungen hier ausführlicher wiedergegeben (Nr. 1868 ff.). Er sagte: „Ich denke, der Ankaufsmodus durch eine Kommission kann nur ein unmöglicher Modus sein. Denn ich glaube, daß eine Kommission nur einen niederen Durchschnitt erreichen kann.“ „Jeder einzelne würde wahrscheinlich mehr nützen.“ „Denn auf persönliche Verantwortlichkeit kommt es vor allem an“. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob mehr noch als auf die Befähigung, antwortete er: „Mehr noch als auf besondere Gabe oder Geschmack.“ „Eine Kommission für geschäftliche Dinge ist etwas andres als eine für Geschmackssachen. Geschmack ist eine durchaus persönliche Eigenschaft. Sobald es sich um Geschmack handelt, wird eine Kommission unmöglich; da braucht man einen Mann. Eine Kommission überträgt nie freiwillig ihre Machtbefugnis auf einen einzelnen; daher bindet sie sich an Regeln, die unweise sind.“

In Deutschland fehlt es an der nötigen Überlieferung, um in ähnlicher Weise den Zustand unsrer Sammlungen untersuchen zu lassen. Eine Reihe unabhängiger und unbefangener Leute ließe sich schon finden, um eine solche Untersuchung zu führen; an sachverständigen Zeugen ist auch kein Mangel, aber sie auszuwählen würde schwer halten in einem Lande, das in solchen Fällen einfach die amtlich eingesetzten Autoritäten heranzuziehen pflegt; und ebenso wenig Gewähr wäre dafür vorhanden, daß die berechtigten Interessen der Künstler geschützt würden, wie hier dadurch geschah, daß alle Vorurteile über lebende Künstler und damit das leere Geschwätz über Richtungen innerhalb der Kunst unerbittlich von der Verhandlung ausgeschlossen wurden. Die Ergebnisse eines solchen Verfahrens aber könnten wir uns angesichts der vielen Kommissionen, die die Entwicklung der modernen Museen in den einzelnen deutschen Staaten hintanhalten, sehr wohl nutzbar zu machen suchen.

W. v. Seidlitz.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Nach einer arbeitsreichen Tagung ist der deutsche Reichstag am Montag, den 28. Mai, bis zur Mitte des Novembers vertagt worden. Es ist ihm in Übereinstimmung mit dem Bundesrat gelungen, durch eine Reihe von Steuergesetzen das chronische Defizit des Reiches zu beseitigen; zweihundert Millionen Mark werden dadurch jährlich den Einnahmen des Reiches zugeführt. Die ursprünglichen Vorschläge der Regierungen haben erst in der Kommission und dann im Plenum des Reichstages große Umänderungen erfahren, aber das notwendige Ziel ist durch gegenseitige Nachgiebigkeit und gegenseitiges Entgegenkommen erreicht worden. Eine Reichserbschaftssteuer, die nur die Hinterlassenschaft der Ehegatten und Kinder freiläßt, eine Erhöhung der Brausteuer und eine Zigarettensteuer werden den Hauptteil der neuen Einnahmen des Reiches ergeben; eine progressiv von der dritten zur zweiten und zur ersten Klasse steigende Besteuerung der Eisenbahnfahrkarten und eine Erhöhung des Portos im Nahverkehr sollen den Rest herbeischaffen. Steuern werden immer unliebsam von den Zahlenden empfunden, und der Sturm des Unwillens richtet sich besonders gegen die Fahrkartensteuer; aber die Notwendigkeit, den beständigen Finanzverlegenheiten des Reiches ein Ende zu bereiten, kann von niemandem bestritten und die Anerkennung, daß die neuen Steuern im allgemeinen die unvermeidliche Last den tragfähigen Schultern aufgebürdet haben, nicht verweigert werden. Die kleinen Erbschaften und die vierte Klasse der Eisenbahnen bleiben von den Steuern frei, und Bier- und Zigarettensteuer treffen die Verbraucher nur mit einem minimalen Satze. Die Zustimmung des Volkes wird darum auf die Dauer der Steuerreform nicht fehlen; sie erleichtert den einzelnen Staaten die Schwere der Matrikularbeiträge, stellt den Etat des Reiches auf eine breitere Basis, befördert den Ausbau der Flotte und sichert die Durchführung der militärischen Pensionsgesetze. Leider ist die Freude über das gewonnene Resultat und die Einmütigkeit des Reichstages und des Bundesrates in den beiden letzten Sitzungen des Reichstages bitter getrübt worden. In dem Reichstage, der am Tage vorher durch die Bewilligung der Tagegelder an die Abgeordneten der beständigen Gefahr der Beschlußlosigkeit enthoben war, wurden am Sonnabend, den 26. Mai, alle Nachtragsforderungen für die Kolonien und die Erhebung der Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes zu einem besonderen Reichsamt unter einem Staatssekretär, dem Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg, die in der zweiten Lesung des Etats mit einer geringen Mehrheit bewilligt war, durch die Stimmen des Zentrums und der Sozialdemokratie abgelehnt. Bei den Nachtragsforderungen erschreckte vor allem ihre Höhe: zweiundzwanzig Millionen! Dabei stellte sich in den Debatten heraus, daß für die Fortsetzung der Eisenbahn von der Lüderitzbucht über Kubub nach Keetmanshoop in Südwestafrika noch nicht einmal die Vorarbeiten beendigt seien, daß der Bau achtzehn Monate dauern und die Eisenbahn ohne Einfluß auf die letzten Kämpfe mit den aufgelösten und zusammengeschmolzenen

Hottentottenbanden sein würde. Alle Parteien waren über die Höhe der Transportkosten für die Truppen, ihre Munition und ihren Unterhalt, der monatlich sieben Millionen beträgt, und über die Armee von fünftausend Mann, die das südliche Schutzgebiet besetzt halten soll, verstimmt. Nach dem Tode Hendrik Witbois und der Gefangennahme Morengas durch die Engländer hält man eine solche Truppenzahl den spärlichen Räuberbanden der Farbigen gegenüber für überflüssig; die Heißsporne verlangten, bei der Kolonialmüdigkeit, welche die Erklärungen der Regierung hervorriefen, die militärische Aufgabe eines Gebietes, das dem Mutterlande nur Sorgen und Opfer und nicht den geringsten Nutzen bereite. Auch bei den Entschädigungen, die für die Farmer abermals gefordert wurden, hatte die Regierung jede Spezialisierung im einzelnen versäumt. Eine herausfordernde Äußerung des Obersten Deimling, die so gedeutet werden konnte, als hinge das Bleiben der Truppen in den südlichen Landschaften einzig von dem Belieben des Kaisers ab, schlug dem Fasse den Boden ein. Bei so vielen tatsächlichen Unzuträglichkeiten und so großem parlamentarischen Ungeschick kann der Mißerfolg unsrer Kolonialpolitik im Reichstage wohl betrüben, aber nicht erstaunen. Die Führung der Dinge in Südwestafrika, die bescheidenen Erfolge eines Krieges, der nun schon zwei und ein halbes Jahr währt, sind nicht derart gewesen, die Kolonialfreudigkeit in einer parlamentarischen Versammlung zu erhöhen, die diesen Bestrebungen von Anfang an zweifelnd und nörgelnd gegenübergestanden hat. Bei der beabsichtigten Reform der Kolonialverwaltung kam als erschwerendes Moment für ihre Durchführung noch hinzu, daß die Persönlichkeit des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg dem Zentrum nicht sympathisch ist. Es mußte nach ihrem Fall am Sonnabend, den 26. Mai, in der Sitzung am Montag, den 28. Mai, die frühere Kolonialabteilung wiederhergestellt werden: es geschah durch das Zentrum und die freisinnige Volkspartei, während die beiden konservativen und die nationalliberale Partei sich der Abstimmung enthielten und die Sozialdemokratie den Etatstitel ablehnte. So ist der Reichstag mit einer grellen Dissonanz zwischen der Regierung und der Mehrheit und den Parteien untereinander in die Ferien gegangen und hat die schwierigsten kolonialen Fragen in einer bedenklichen Schwebe gelassen.

Harmonischer hat das preußische Abgeordnetenhaus seine Sitzungen vor den Pfingstferien mit der Annahme des vielumstrittenen Schulunterhaltungsgesetzes geschlossen. Es ist im großen und ganzen nach dem Kompromiß durchgeführt worden, zu dem sich die beiden konservativen Parteien und die Nationalliberalen darüber geeinigt hatten. Die Träger der Schullasten sind festgestellt, der Beitrag des Staates zu denselben erhöht, die Rechte der städtischen Gemeinden an ihren Schulen, die Lehrer- und Rektoratswahl gesichert, der Bestand der Simultanschulen aufs neue gewährleistet und ihre Ausdehnung ermöglicht worden. Die Befreiung der Schule von der Herrschaft der Kirche wird auch nach diesem Gesetze noch lange ein frommer Wunsch bleiben, aber im Vergleich zu den bisherigen Zuständen gewinnt die preußische Volksschule dadurch eine festere Grundlage in finanzieller Beziehung und eine größere Bewegungsfreiheit in der Wahl zwischen der konfessionellen und der Simultanschule.

Teilnahmsvoll verfolgt Europa die ersten Schritte des russischen Volkes auf dem Wege zum Verfassungsstaat. Die Duma gleicht einem Nachtwandler, der zu der schwindelerregenden Höhe des Daches ahnungslos emporklimmt. Ohne auf die Einschränkungen, die das Gesetz ihrer Wirksamkeit und ihren Befugnissen zieht, auch nur obenhin zu achten, betrachtet sie sich als eine Art konstituierender Versammlung. In einer Reihe von Sitzungen hat sie in der Adresse an den Zaren ihr Programm eines neuen Rußlands aufgestellt und zuletzt mit großer Energie eine unumschränkte Amnestie gefordert. Die Amnestie liegt so sehr in der Luft, findet einen so starken Widerhall in der öffentlichen Meinung, daß auch der Reichsrat ihr nicht zu widersprechen wagte. Der Graf Witte erklärte zwar, daß er an eine Beruhigung der aufgeregten Massen durch eine Amnestie nicht glaube, und daß diese Amnestie sich in keinem Falle auf die Meuchelmörder und Räuber erstrecken dürfe, deren Verbrechen man mit dem Mantel der Politik verhüllen wolle, aber schließlich

endete seine Rede doch auch mit einer Empfehlung der Freilassung der unschuldig während der Wirren Verhafteten. Nach den Zahlen, welche die Zeitung, der „Reichsbote", im Laufe der Debatten offiziell mitteilte, waren von der Mitte Dezember 1905 bis Mitte Mai 1906 in die Verbannung geschickt 6825 Personen; 2627 waren eingekerkert, 3351 saßen unter politischer Anklage in den Gefängnissen. Ihnen gegenüber wird man auch die ausschweifenden Wünsche nach einer noch so umfassenden Amnestie begreifen. Die Antwort auf die Adresse erfolgte in der Nachmittagssitzung der Duma am Sonnabend, den 26. Mai, durch den Minister Goremykin. Höflich in der Form und jede Herausforderung vermeidend, war diese Erklärung in ihrer nüchternen Sachlichkeit eine um so schroffere Ablehnung der Überschwenglichkeiten der Duma. Sie wies die Duma in die Schranken ihrer Befugnisse zurück und hob hervor, daß bei der Fortdauer der Unruhen die Wahrung der Ordnung mit den vorhandenen gesetzlichen Mitteln geschehen müsse, so lange keine neuen Gesetze geschaffen seien. Das Gnadenrecht sei ein ausschließliches Vorrecht des Zaren, Personen, die sich an Gewalttätigkeiten und Morden beteiligt hätten, würden nicht begnadigt werden. Diese Antwort rief in der Versammlung einen Sturm der Entrüstung hervor; eine leidenschaftliche Rede folgte der andern; alle Redner verurteilten die Erklärung der Regierung. So überwältigend war die Wucht ihrer Anklagen und Vorwürfe, daß der Justizminister Scheglowitow eingestehen mußte, daß die bestehenden Gesetze Mängel und Lücken hätten, er sei bereit, mit der Duma bessere zu schaffen. Die Sitzung schloß mit der fast einstimmigen Annahme einer Resolution, welche die Entlassung des Ministeriums und seine Ersetzung durch Männer fordert, die das Vertrauen der Duma besitzen; nur sieben Mitglieder stimmten dagegen. Trotzdem ist der Konflikt, der unvermeidlich scheint, bis jetzt nicht ausgebrochen. Die Duma hat kein Mittel, die Entlassung der alten, die Einsetzung neuer Minister zu erzwingen, und die Regierung fürchtet sich offenbar, die Duma aufzulösen, aus Besorgnis, einen allgemeinen Aufstand hervorzurufen und das Vertrauen des Auslandes einzubüßen, dessen sie dringend bedarf, da für den Herbst eine neue Anleihe in Sicht ist. So läßt die Regierung die Duma ihre Reden halten und ihre Beschlüsse in die leere Luft hinein fassen: sie hält die Zügel noch straff in der Hand vermittels des Belagerungszustandes; hier und da finden sogar trotz der Duma neue Verhaftungen und Hinrichtungen statt. In der Versammlung herrscht ein unüberwindliches Redebedürfnis: die Nation, die so lange in Stummheit gehalten war, will sich endlich einmal aussprechen, und es ist natürlich, daß mehr das erregte Gefühl als der Verstand zu Worte kommt. Die Fragen, die sie jetzt behandelt: die Abschaffung der Todesstrafe, die Landverteilung an die Bauern, zu deren Durchführung das gesamte öffentliche und private Landeigentum der Großgrundbesitzer enteignet werden soll, sind überdies ein unerschöpflicher Gegenstand für Deklamationen, und die Versammlung ist nicht arm an Mitgliedern, die über Leidenschaft und Pathos, über Witz und Geist, über Schlagfertigkeit und Sprachgewandtheit verfügen, bis in die Reihen der Vertreter des Bauernstandes. Noch ist die Mehrheit durchaus auf den radikalen Ton gestimmt; das Wort, das Schiller seinem Sapieha in den Mund legt: „Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen," gilt auch hier, und die Zurückhaltung der Minister bei den Debatten befördert die Neigung zu den abenteuerlichsten Vorschlägen. Wie lange dieser wunderliche Zustand noch dauern wird, ist nicht abzusehen. Entweder wird die Duma müde werden, Beschlüsse zu fassen, die nicht ausgeführt werden, oder die Regierung, die revolutionäre Redeflut, die Anklagen und Drohungen mitanzuhören, die schließlich nicht ohne aufreizende Wirkung auf die Massen bleiben können. Bei dem Eifer, mit dem die Regierung seit der Ernennung des früheren Gesandten in Dänemark, Iswolski, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die Annäherung an England in der Weltpolitik verfolgt, und bei der Notwendigkeit, sich den Londoner Geldmarkt warm zu halten, müßte freilich jeder Gewaltstreich gegen die Duma ausgeschlossen bleiben. Denn die Anbahnung verfassungsmäßiger Zustände in Rußland

ist die stillschweigende Voraussetzung eines Verständnisses mit den englischen Liberalen und Geldleuten. In diesen Verhältnissen zum Auslande und in der inneren Gärung besitzt die Duma nicht nur den sichersten Schutz, sondern bei einer günstigen Gelegenheit auch das Mittel, Einfluß auf die Regierung zu gewinnen. Bei den vielen Überraschungen, die uns die Entwicklung Rußlands in seiner Revolutionsperiode geboten hat, ist vielleicht auch ein Ministerium aus Mitgliedern der Duma nicht ausgeschlossen.

In Österreich-Ungarn haben sich die fortwährenden staatsrechtlichen und nationalen Irrungen wieder einmal zu einem Konflikt zugespitzt, der dem Ministerium Hohenlohe das Leben gekostet hat. Am Dienstag, den 22. Mai, hatte der König von Ungarn in der Burg zu Budapest den Reichstag feierlich mit einer Thronrede eröffnet. Er hatte dem Minister Wekerle die Vollmacht erteilt, dem Abgeordnetenhause den gemeinsamen Zolltarif beider Reichshälften als „ungarischen Zolltarif" vorzulegen. Dagegen protestierte der österreichische Ministerpräsident, weil er darin eine Benachteiligung Österreichs sah: der Zolltarif müsse als gemeinsamer in Kraft treten. Ungarn und Österreich sind gesetzlich noch bis 1917 wirtschaftlich verbunden, aber die Ungarn wollen inzwischen die Zolleinheit mit Österreich in einen Zollvertrag umwandeln, in Aussicht ihrer künftigen staatlichen Selbständigkeit. Der „ungarische Zolltarif" soll die Grundlage des Handelsvertrages schaffen. Das österreichische Abgeordnetenhaus hat dem Prinzen zu Hohenlohe recht gegeben: alle Parteien, mit Ausnahme der Tschechen, haben das Vorgehen Ungarns mißbilligt und darin einen Vorstoß gegen den Ausgleich von 1867 gesehen. Gerade die konservativen Führer sprachen sich in der schärfsten Weise darüber aus. Der Obmann des katholischen Zentrums, Kathrein, erklärte, daß über das Recht der Bevölkerung Österreichs ohne die Volksvertretung nicht verfügt werden dürfe, und der Bürgermeister von Wien, das Haupt der Christlich-Sozialen, Lueger, daß seine Partei keinen Kreuzer und keinen Rekruten für gemeinsame Ausgaben bewilligen würde, so lange der frühere Zustand in den gemeinsamen Angelegenheiten nicht wiederhergestellt sei. „Die ausgebrochene Reichskrisis," rief Derschatta von der Deutschen Volkspartei aus, „kann nur mit dem Volke und dem Parlamente gelöst werden!" So ist an einer staatsrechtlichen Frage, die von den Ratgebern des Kaisers, offenbar weil sie materiell keine Bedeutung hatte, zu leicht genommen wurde, der tiefe Gegensatz zwischen den beiden Reichshälften zum Ausbruch gekommen: den Österreichern ist bei den beständigen Übergriffen der Ungarn endlich der Geduldsfaden gerissen. Der Vorteil, den sie aus der Verbindung mit Ungarn ziehen, ist im Vergleich zu ihrer finanziellen Belastung zu gering, als daß sie auch noch den magyarischen Übermut mit in den Kauf nehmen sollten. Der Kaiser hat indessen das Entlassungsgesuch des Ministeriums Hohenlohe angenommen, und kurz vor dem Pfingstfest hat der Freiherr von Beck ein neues Ministerium gebildet, in dem einige Parlamentarier Platz genommen haben. Es ist denn auch nicht mit leeren Händen vor die Volksversammlung getreten, sondern mit der bestimmten Erklärung, das Verhältnis der beiden Reichshälften zueinander durch einen neuen Vertrag unter parlamentarischer Mitwirkung ordnen zu wollen. Der Besuch des Kaisers Wilhelm bei dem Kaiser Franz Josef in Schönbrunn am 6. und 7. Juni galt im wesentlichen dem Bedürfnis des Wiedersehens und der herzlichen ungestörten Aussprache. Ein liebenswürdiger Gruß der beiden Monarchen an ihren treuen Freund und Verbündeten, den König von Italien, der in demselben Ton und Geist von Viktor Emanuel III. erwidert wurde, dehnte die Begegnung im Geiste auch auf ihn aus und erhob sie zu einer bedeutsamen Kundgebung für den Bestand und die Wirksamkeit des Dreibundes. Auf der Konferenz in Algesiras hatte die Freundschaft zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland Bestätigung und Stärkung erfahren. In allen weltpolitischen Fragen sind die Lebensinteressen beider Staaten gemeinsam und keine Rivalität trennt sie. Die Behauptung der Stellung Österreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel ist für Deutschland nicht nur eine Bürgschaft des europäischen Friedens, sondern ein Faktor

seines Einflusses und seines Handels in Südosteuropa. Sieht man von Rumänien ab, das am 23. Mai das vierzigjährige Jubelfest der Herrschaft König Karls feierte — am 23. Mai 1866 betrat der junge hohenzollernsche Prinz zum ersten Male den rumänischen Boden — sind die andern Staaten der Halbinsel: Serbien und Montenegro, Griechenland und Bulgarien, unsichere und friedlose Elemente, die ohne das Übergewicht Österreich-Ungarns längst in einen Vernichtungskrieg untereinander und gegen die Türkei begriffen wären. Jetzt muß sich ihre ungebändigte Ehrsucht und Barbarei mit dem Kleinkrieg der Banden in Mazedonien und Albanien begnügen, der nach den letzten Nachrichten in gewohnter Unmenschlichkeit fortgesetzt wird.

Auch in Italien hat es wieder einmal einen Ministersturz gegeben. Sonninos Herrlichkeit hat gerade hundert Tage gedauert. Sein Sieg über Alessandro Fortis war nur durch den Beistand der Republikaner und Sozialisten erlangt worden, und er hatte ihnen zwei Stellen in seinem Ministerium einräumen müssen. Neben ihnen saßen aber auch zwei strenge Klerikale darin, und diese Unstimmigkeit hinderte jede einheitliche politische Haltung. Das umfassende Reformprogramm, das Sonnino für den schwer heimgesuchten Süden Italiens vorschlug, konnte darüber nicht hinwegtäuschen. Die Sozialisten benutzten die Abhängigkeit der Regierung von ihnen zu allerlei Ausschreitungen. In der ersten Hälfte des Mai setzten sie wieder einmal in Mailand und Bologna den Generalstreik für einige Tage in Szene. „Aus Sympathie" mit den Textilarbeitern in Turin, die in den Ausstand getreten waren: sie nahmen es übel, daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Turin die Truppen aufgeboten wurden, und überschütteten die Soldaten, wo sie erschienen, mit einem wilden Steinhagel und Revolverschüssen. Daß Sonnino im Senate nicht die Verteidigung des so schnöde und heimtückisch angegriffenen Heeres zu unternehmen wagte, erbitterte die Ordnungsparteien. Seit dem 15. Mai schwebte sein Sturz gleichsam in der Luft. Eine Änderung in der Zusammensetzung der Deputiertenkammer gab den Ausschlag. Achtundzwanzig sozialistische Abgeordnete reichten ihre Entlassung ein: sie hatten sich gegen den Generalstreik ausgesprochen und wollten durch eine Neuwahl das Urteil ihrer Wähler anrufen. Diese Schwächung der Anhängerschaft Sonninos ersahen die Gegner, um ihm bei Gelegenheit der Debatten über die südländischen Eisenbahnen, um deren Verstaatlichung es sich handelt, am 18. Mai die entscheidende Niederlage beizubringen, 179 Mitglieder stimmten gegen das Ministerium, 152 blieben ihm treu, 40 enthielten sich der Abstimmung. Der König nahm die Entlassung Sonninos an, und Giolitti wurde mit der Neubildung der Regierung beauftragt. Sie ist im Ausgang des Mai zustande gekommen, eine Vereinigung der konstitutionellen Linken und der Rechten. Ein Konservativer, der bekannte Freund des Dreibundes, Tittoni, hat die auswärtigen Angelegenheiten übernommen. Von den ausgetretenen Deputierten sind am 4. Juni neunzehn wieder gewählt worden; drei haben ihren Platz den Konstitutionellen räumen müssen. Der Kampf um die Macht wird also von neuem in dem italienischen Parlament entbrennen, um so heftiger, da Giolitti auch außerhalb des Parlaments bei den Arbeitern, besonders bei den Eisenbahnbeamten, denen er das Recht des Ausstandes verweigert, unbeliebt ist. Vorgestellt hat sich das neue Ministerium der Kammer am 12. Juni mit einem umfassenden Reformplan für Apulien, Kalabrien und Sizilien, ganz im Sinn und Stil der Vorschläge Sonninos: Herabsetzung der Grundsteuer, Verstaatlichung der Eisenbahnen, Ausdehnung der Fahrstraßen, Verbesserung der Lage der Arbeiter auf dem Lande und in den sizilischen Schwefelgruben, und hat nach einer langen, mit Beifall aufgenommenen Rede Giolittis die Zustimmung einer großen Mehrheit gefunden.

In Frankreich haben die Stichwahlen am 20. Mai, wie vorauszusehen war, die Mehrheit des republikanischen Blocks in der Deputiertenkammer verstärkt und die Reihen der Klerikalen und Nationalisten noch mehr geschwächt. Bei dem Zusammentritt der Kammer am 1. Juni wurde der Republikaner Brisson mit 382 von 428 abgegebenen Stimmen für die nächsten vier Wochen zum Präsidenten gewählt und auch die Wahlen der Vizepräsidenten fielen auf sozialistische Radikale.

Bei dieser Zusammensetzung der Kammer haben denn auch die seit vielen Jahren geplante Einkommensteuer und die Arbeiterversicherung endlich Aussicht auf Verwirklichung. Die schwierigste Frage, die sich der französischen Regierung und dem französischen Parlamente stellt, ist die Beseitigung des außerordentlich gestiegenen Defizits: für die Stärkung des Heeres und der Flotte sind Ausgaben gemacht worden, für die kein Kredit vorgesehen war. Man berechnet diese Ausgaben für das Jahr 1907 im Verein mit den Alterspensionen auf 194 Millionen, für die neue Einnahmequellen geschaffen werden müssen. In den letzten Tagen des Mai sind die französischen Bischöfe in Paris zu einem Konzil zusammengetreten, das am 1. Juni geschlossen wurde. Über die Verhandlungen ist Stillschweigen bewahrt, bis die Entscheidung des Papstes über die gefaßten Beschlüsse vorliegt. Aber die Meinung geht dahin, daß sich die Bischöfe für die Unterwerfung unter das Gesetz der Trennung von Staat und Kirche und die Bildung von Kultusvereinigungen entschieden haben, um die Einheit und Geschlossenheit der Kirche dem Staate gegenüber zu bewahren und ihr eine neue finanzielle Grundlage zu schaffen.

Grauenvoll sind in Madrid die Hochzeitsfeierlichkeiten des Königs Alfons XIII. und der Prinzessin von Battenberg durch ein Verbrechen unterbrochen und getrübt worden. Als das Brautpaar am Mittag des 31. Mai aus der Kirche San Geronimo, in der die Trauung stattgefunden hatte, nach dem königlichen Schlosse zurückfuhr, wurde von dem Balkon eines Hauses in der Calle Mayor, in der Nähe des Schlosses, eine in einem Blumenstrauß verborgene Bombe geschleudert, die eine fürchterliche Verheerung unter den Zuschauern und den spalierbildenden Soldaten anrichtete: 24 Tote und 70 Verwundete. Wie durch ein Wunder ist das Königspaar aus dem halbzertrümmerten Wagen dem Tode entgangen, die junge Königin im blutbespritzten Brautgewande. Der Täter, ein Katalane Mateo Morral, hatte sich zunächst unter dem Beistande eines republikanischen Journalisten Don José Nakens flüchten können, wurde aber auf einem kleinen Bahnhofe Torrejon de Ardoz am 3. Juni von einem Gendarmen erkannt und festgehalten. Er erschoß den Gendarmen und darauf sich selbst. In seiner Wohnung in Madrid fand die Polizei anarchistische Schriften und die Photographien spanischer und ausländischer Anarchisten, doch glaubt sie nicht an ein Komplott, sondern nimmt an, daß Mateo Morral sein Verbrechen allein geplant und ausgeführt habe.

Das norwegische Volk, das sich eben zur Krönungsfeier seines Wahlkönigs Haakon VII. im Dome zu Drontheim rüstet, hat einen schweren Verlust erfahren: am 23. Mai nachmittags $2^1/_2$ Uhr ist sein größter Dichter, Henrik Ibsen, gestorben. In den letzten Jahren sah man ihn nicht mehr in den Straßen Christianias; im Zwang einer schmerzlichen Krankheit war er an das Haus gefesselt, lebensmüde und arbeitsunfähig. Ein so leidenschaftlicher Politiker er war, hat er in der großen Krisis seines Volkes im vergangenen Jahre seine Stimme nicht mehr erheben können. Aber er war durch seine dramatischen Schöpfungen ein weithin leuchtendes Wahrzeichen Norwegens, der zaubergewaltige Magus des Nordens, der seinem Volke eine eigenartige, national unvergängliche Dichtung schuf und die Fremden willig oder widerwillig in seinen Bannkreis zwang. Am 1. Juni nahmen der König und die Mitglieder des Storthings in der Dreifaltigkeitskirche an der Trauerfeier für den berühmtesten Sohn des Landes teil, der den Namen Norwegens in die Weltliteratur eingetragen hat.

Literarische Rundschau.

F. A. Brockhaus.
1805—1905.

Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum 1805—1905. Von Heinrich Eduard Brockhaus. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1905.

Auf ein volles Jahrhundert ununterbrochener und mit ungewöhnlich reichem Erfolge gekrönter Tätigkeit kann seit dem 15. Oktober 1905 die weltbekannte Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus zurückblicken. Das festlich begangene Jubiläum hat die Firma veranlaßt, eine Geschichte ihrer Verlagsunternehmungen zu veröffentlichen, die, zunächst nur für die Angehörigen des Verlags bestimmt, als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels wie der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte überhaupt auf allgemeines Interesse rechnen darf, um so mehr, als der Verfasser, Dr. Eduard Brockhaus, ein Enkel des Begründers der Firma, mehr als die Hälfte des geschilderten Zeitraumes mit durchlebt und während dieser Zeit mit an der Spitze der Firma gestanden hat. In keinem andern als ihm, der auch schon die Geschichte seines Großvaters in einem dreibändigen Werke schlicht, wahr und in fesselnder Weise geschrieben hat[1]), sind die Überlieferungen des Hauses, die Verbindungen mit den Größen des Verlages, die Erfolge und Mißerfolge so lebendig, und darum war gerade er, der Senior des Hauses, vor andern berufen, die Geschichte der doch auch mit durch seine Lebensarbeit an Bedeutung gehobenen Firma zu schreiben.

Der Begründer des Verlages, Friedrich Arnold Brockhaus, nimmt schon lange in der Geschichte des deutschen Buchhandels einen Ehrenplatz ein. Aus Dortmund gebürtig, hatte er in Amsterdam ein Warengeschäft begründet und dieses im Jahre 1805 mit einem Verlagsbuchhandel vertauscht, den er zuerst in Altenburg, seit 1817 in Leipzig fortsetzte. Obwohl er in bestem Mannesalter starb, kaum die Fünfzig überschritten hatte, so erwarb er nicht nur das Verdienst, seiner Firma im Kampfe mit widrigen Schicksalen, durch seinen eminent praktischen Verstand einen angesehenen Platz errungen zu haben, der sie zum Teil über die ältesten deutschen Verlagsbuchhandlungen erhob, sondern er gewann auch den Anspruch auf die Dankbarkeit des gesamten Buchhandels wie des ganzen deutschen Volkes dadurch, daß er freimütig und unerschrocken in einer gehässigen Periode der Verfolgung jedes freien Gedankens — es war die Zeit der Karlsbader Beschlüsse — für Preßfreiheit und Volksbildung eintrat, im unaufhörlichen Streite mit der Zensur und dem unausrottbar

[1]) Ausführlich besprochen von Friedrich Kapp in der „Deutschen Rundschau", 1881, Band XXIX, S. 274—286 und 371—391.

scheinenden Unfuge des Nachdrucks. In diesem Kampfe rieb sich seine Kraft auf. Das Haus aber, das er errichtet hatte, hinterließ er auf feste Grundlagen gestellt.

Dieselben Charaktereigenschaften, die Friedrich Arnold Brockhaus den Erfolg sicherten, sind seinen Nachkommen nicht versagt geblieben: praktische Klugheit, Zähigkeit, Energie, der Ehrgeiz, nur Gutes und Gediegenes auf den Markt zu bringen, unter Ausschluß des Mittelmäßigen. Noch leben heute Anregungen und Unternehmungen fort, die einst der Gründer des Verlagshauses gegeben hat, wie namentlich „Brockhaus' Konversations-Lexikon" u. a. m.

Unter seinen beiden Söhnen Friedrich und Heinrich Brockhaus dehnte sich der Verlag immer weiter aus. Von 1829—1849 ist die enorme Zahl von 660 Werken unter Brockhausscher Flagge gefahren. Besonders zahlreich sind in dieser zwanzigjährigen Geschäftsperiode die Verlagswerke der Firma auf dem Gebiete der deutschen schönen Literatur. Kaum daß unter den Dichtern der Zeit ein Name von Klang fehlte.

Ein literarisches Ereignis war unter anderm das Erscheinen von Wilhelm v. Humboldts „Briefen an eine Freundin", und noch weitere Verbreitung fanden Eckermanns „Gespräche mit Goethe", an denen freilich den Verlegern die Freude durch einen unerquicklichen Prozeß vergällt wurde, den der übelberatene Verfasser gegen die Firma anstrengte. Beziehungen zu Schopenhauer, die schon Friedrich Arnold Brockhaus angeknüpft hatte, wurden erneuert, aber wie das zuerst 1819 verlegte Hauptwerk des Philosophen, „Die Welt als Wille und Vorstellung", dem ersten Verleger nur Verdruß bereitet hatte, so blieb auch noch der zweiten Auflage der buchhändlerische Gewinn versagt. Schopenhauer erlebte den Erfolg, wie bekannt, nicht mehr, und erst nach seinem Tode ging sein Wort in Erfüllung, das er Brockhaus am 14. Juni 1843 schrieb: „. . . eben so aufrichtig versichere ich Sie meiner festen Ueberzeugung, daß Sie durch Uebernahme meines vervollständigten Werkes ein gutes Geschäft machen, ja, daß einst der Tag kommen wird, wo Sie über Ihre Bedenklichkeit, die Druckkosten daran zu wenden, herzlich lachen werden. Das Aechte und Ernstliche bricht sich zwar oft sehr langsam, jedoch ganz sicher Bahn und bleibt nachher in dauernder Geltung." Noch mehrere Jahre später schrieb er seinem Verleger: „Noch sehr viele Jahre hindurch wird mein Ruhm wachsen, und zwar nach den Gesetzen einer Feuersbrunst. Noch gar viele Auflagen werden meine Werke erleben. Daran ist gar nicht zu zweifeln."

Obwohl um die Mitte des 19. Jahrhunderts die politischen Verhältnisse schwer auf Handel und Wandel einwirkten, Preßprozesse und Konflikte mit den Behörden nichts Ungewöhnliches waren, veranlaßt durch die vielen journalistischen Unternehmungen der Firma, namentlich die „Deutsche Allgemeine Zeitung", so gewann der Geschäftsbetrieb doch immer größeren Umfang, und die Verlagstätigkeit wies steigende Zahlen auf, wenn auch einzelne Verlagsgebiete beschränkt oder ganz aufgegeben wurden. Namentlich ist die Zeit, in der Dr. Eduard Brockhaus, der Verfasser der Festschrift, die Geschicke der Firma geleitet hat, wohl die glücklichste und ergebnisreichste in ihrem langen Bestehen gewesen. Die großen enzyklopädischen Werke, das „Konversations-Lexikon" und Ersch und Grubers „Realenzyklopädie", die Sammelwerke „Historisches Taschenbuch" und der „Neue Pitaval" wurden fortgeführt, die fünf bekannten großen Sammlungen deutscher Dichtungen herausgegeben, Gutzkows Romane „Die Ritter vom Geiste" und „Der Zauberer von Rom", seine dramatischen Werke und vieles andre in die Welt gesandt. Auf dem Gebiete der Übersetzungsliteratur war das wichtigste Unternehmen die von Bodenstedt, Heyse, Gildemeister u. a. veranstaltete neue Übersetzung von Shakespeares Dramen. Überhaupt wurden die Verlagsunternehmungen der Firma in fremden Sprachen immer wichtiger und umfangreicher. Ebenso nahm der Verlag von geschichtlichen und biographischen Werken, von Memoiren und Tagebüchern und namentlich von Reiseliteratur wissenschaftlichen wie volkstümlichen Charakters an Bedeutung zu. Durch Brockhaus haben die weiteste Verbreitung gefunden die Werke von Ferdinand

Gregorovius, Friedrich Bodenstedt, H. Vambéry, Rohlfs, Schweinfurth, Stanley, Nachtigal, Wißmann, Radde, Sachau, von den Steinen, Nordenskjöld, Nansen, Landor, Sven Hedin und vielen andern.

Erinnert sei auch daran, daß Brockhaus die archäologischen Werke Heinrich Schliemanns verlegt hat.

Von den unzähligen Autoren des Brockhausschen Verlags seien nur einige noch genannt: David Friedrich Strauß, Moritz Carriere, Hermann Lotze, Max Müller, Gottschall, Fr. v. Raumer, Fr. Ratzel, Julius Rodenberg, Levin Schücking, Julius Sturm.

Schon lange ist die alte Generation von der Leitung der Firma zurückgetreten. Heute stehen zwei Söhne von Dr. Eduard Brockhaus, Albert und Dr. Fritz Brockhaus, an der Spitze des Geschäfts, das immer größere Ansprüche an seine Inhaber stellt. Fast alle für die graphischen Zweige bestimmten Gebäude sind umgebaut; um die Tätigkeit nicht allzusehr zu zersplittern, sind früher von der Firma gepflegte Verlagsgebiete aufgegeben worden, namentlich um dem „Konversations-Lexikon" die konzentrierte Kraft widmen zu können.

Es ist ein seltener Fall in der Geschichte des deutschen Buchhandels, daß eine Verlagshandlung, nachdem sie ein volles Jahrhundert, dank der Arbeit tüchtiger, hervorragender Männer, ehrenvoll in erster Reihe gestanden hat, noch immer das Antlitz der Jugend zeigt und auf aufwärtsgehender Bahn schreitet.

Arend Buchholtz.

Die Topographie von Athen.

Topographie von Athen. Von W. Judeich. Mit 48 Abbildungen und 3 Plänen. München, Beck. 1905. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Dritter Band. Zweite Abteilung. Zweiter Teil.)

Der kurze, nur 62 Seiten zählende „Abriß der athenischen Topographie", den der frühverstorbene Lolling für das „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft" lieferte, ist in der neuen Bearbeitung Judeichs durch ein völlig neues Werk ersetzt worden, das berufen ist, in der Erforschung des Stadtbildes von Athen einen gewissen Abschluß und Ruhepunkt zu bilden, von dem aus das Erreichte übersehen werden kann. Was das Studium der antiken Quellen und die Forschung an Ort und Stelle, besonders die Tätigkeit des Spatens, an Aufschlüssen über Athens Straßen und Plätze, Bauten und Denkmäler, Befestigungen und Häfen in der Arbeit von Jahrhunderten geleistet hat, ist von dem Verfasser mit Bienenfleiß gebucht und zur Gewinnung eines einheitlichen, dem Stand der Wissenschaft entsprechenden Gesamtbildes sorgsam verwertet worden. Ausgezeichnete Karten und instruktive Zeichnungen unterstützen uns beim Studium des Buches. Das benutzte Quellenmaterial des Verfassers beginnt mit den Schriftstellern des Altertums und endigt mit Aufsätzen und Notizen, die in griechischen Zeitungen und Zeitschriften zerstreut sind, ganz abgesehen von den zahlreichen Arbeiten europäischer Gelehrter, die in jüngster Zeit besonders durch systematische Ausgrabungen hervorgerufen worden sind. Die einzigen literarischen Quellen, die noch für die Zukunft wichtige Aufschlüsse versprechen, sind die Byzantiner; doch ist es die Aufgabe der byzantinischen Philologie, hierin erst vorzuarbeiten. Was gelegentlich darüber festgestellt ist — so Notizen aus Akominatos, die Gregorovius in seiner „Geschichte von Athen" heranzog — ist vom Verfasser nicht übersehen worden.

Der Stoff ist — nach einer Einleitung über Quellen und Hilfsmittel — in drei Abschnitte geteilt: Stadtgeschichte, Stadteinteilung (mit Einschluß von Wasserversorgung) und Stadtbeschreibung. Es ist reizvoll, an der Hand Judeichs die Baugeschichte der Stadt zu verfolgen. Am hypothesenreichsten ist natürlich die älteste Periode, die Frage nach der Entstehung der Stadt. Über die mykenische Kultur hinaus besitzen wir keine Kunde von dem, was auf dem Boden Athens sich abspielte; erst seit der Zeit des Pisistratus etwa können wir von einer wirklichen Stadtgeschichte sprechen: sie spiegelt die politische und kulturelle Stellung des athenischen Volkes wider. Das Perikleische Athen baute aus eigener Kraft jene großen Denkmäler, die die Stadt mit einem ewigen Ruhmeskranz umgaben — in der hellenistisch-römischen Zeit schmücken hellenistische Fürsten, römische Große und Kaiser aus Dankbarkeit die Stadt der „παίδευσις" (Thuk. II, c. 41); Athen zehrt am Ruhm der Vorfahren bis zum heutigen Tage. Es ist im Rahmen einer kurzen Besprechung nicht möglich, Proben der reichen Belehrung zu geben, die man dem Buche verdankt. Um nur ein Beispiel zu nennen, so verweise ich auf die lichtvolle Baugeschichte des Dionysostheaters. Daß die neuen Entdeckungen zu ihrem vollen Recht gekommen sind, versteht sich von selbst: in der Enneakrunosfrage z. B., die vielfach die Gelehrten beschäftigt hat, stellt sich der Verfasser ganz auf die Seite Dörpfelds, dessen Ausgrabungen eine große Brunnenanlage in der Gegend zwischen Pnyx und Akropolis aufgedeckt haben. Hier und in andern Dingen wird mancher Leser „umlernen", d. h. altgewohnte Vorstellungen aufgeben müssen; daß das Theseion eigentlich ein Hephaisteion ist, daß die phalerische Mauer nicht die Bucht von Phaleron einschloß, wie man früher annahm, sei als weiterer Beleg dafür genannt. Die athenische Topographie bietet auch für die Zukunft noch genug Probleme. Zwar ist die Akropolis bis zum Felsengrund ausgegraben und hier das Tatsachenmaterial nicht mehr zu bereichern, aber vieles liegt noch unerforscht unter dem Boden; so kann das Bild, das der Verfasser von der alten Agora entwirft, nur als eine vorläufige Skizze betrachtet werden, bis auch hier einmal der Spaten zu systematischer Arbeit einsetzen kann.

Der Verfasser ist auf alles eingegangen, was zum geographischen und topographischen Verständnis der Stätte notwendig ist, auf der die herrlichste Kultur der Welt erwuchs. So möchte ich zum Schluß die Bemerkungen über das attische Klima (S. 46 f.) hervorheben: Was der Reisende mit höchstem Entzücken genießt, die Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft, den Sonnenglanz, der die Landschaft übergießt, kurz den „attischen Himmel", das lernen wir begreifen aus den nüchternen Zahlen, die uns über Niederschläge und Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Temperatur und Bewölkung unterrichten. Natürlich hat der Verfasser die jüngsten Arbeiten von D. Eginitis wie die grundlegenden Forschungen von dessen verdientem Vorgänger Julius Schmidt und manches andre mit der gleichen Gewissenhaftigkeit verwertet, die wir durch das ganze Werk hindurch beobachten.

Albert Thumb.

βλ. **Geschichte von Japan.** Von O. Nachod. Bd. 1: „Urzeit". („Geschichte der außereuropäischen Staaten." Herausgegeben von K. Lamprecht. Allgemeine Staatengeschichte. Zweite Abteilung.) Gotha, F. A. Perthes. 1906.

Professor Lamprechts Absicht, die „Heeren-Ukert-Sammlung" der europäischen Staatengeschichten durch die Geschichte der außereuropäischen Völker zu ergänzen, erhält durch den ersten Band einer japanischen Geschichte aus der Feder Nachods ihre Verwirklichung. „Es ist die erste wissenschaftliche Geschichte Japans in deutscher Sprache," sagt K. Lamprecht. Die Vorgänger auf diesem Arbeitsfelde sind Japaner, Engländer, katholische Missionare, einige Deutsche, worunter Siebold, Franzosen. F. Brinkleys „Japan", ein monumentales, jedoch für ein weiteres Publikum berechnetes Werk in acht Bänden, über Geschichte, Kunst und Literatur des Landes, ist 1903—1904 zu London und Boston erschienen, und die Frucht eines dreißigjährigen Studiums. Nachods erster Band umfaßt die Urzeit des Inselreiches, bis 645 n. Chr. Erst am Anfang des fünften Jahrhunderts nach Christus erfolgte die Einführung bezw. die Verbreitung der Schrift, mit der in Japan das halbhistorische Zeitalter abschließt. Für diese von der japanischen Chronologie auf tausend Jahre berechnete Epoche stehen nur mündliche, erst nach Jahrhunderten und nicht einwandsfrei festgelegte Überlieferungen, dann nicht weniger sagenhafte Annalen Chinas oder Koreas und zeitlich schwer zu bestimmende Ausgrabungen dem Historiker zur Verfügung. Nachods großangelegte Geschichte behandelt im ersten Teile Land und Volk der Japaner, im zweiten Teile das halbhistorische Zeitalter, im dritten und letzten Teile den Geschlechterstaat. Seine berufensten Kritiker sind u. a. Männer wie Satow, gegenwärtig englischer Gesandter in Peking, sein Fortsetzer Florenz, dann B. H. Chamberlain und die Japaner, die sich mit den ältesten Urkunden befaßt haben. Ihre Anerkennung dürfte den deutschen Gelehrten nicht fehlen und den Laien orientieren.

βλ. **Le Monde et la Guerre Russo-Japonaise.** Par André Chéradame. Paris, Plon. 1906.

Dieses vortreffliche Buch ist das Werk eines Mannes, der seit vielen Jahren mit allen wissenschaftlichen Vorbedingungen den äußersten Orient zu seinem Beobachtungsfeld gewählt hat, nachdem seine Studien über „L'Europe et la question d'Autriche", „La question d'Orient, la Macédoine, le chemin de fer de Bagdad", ihn als sachkundigen Führer in Fragen der europäischen Politik rühmlich bekannt gemacht hatten. Im Jahre 1903 besprach er sich zu Washington, Tokio, Séoul, Port Arthur, Peking mit allen leitenden Persönlichkeiten, nachdem ein längerer Aufenthalt in Rußland und in der Mandschurei vorangegangen war. Die Vielseitigkeit der so gewonnenen Perspektiven bewahrt Herrn Chéradame vor parteiischen Urteilen, vor Sympathien und Antipathien. Er verspricht in seiner Einleitung, die Fragen der auswärtigen Politik zu behandeln, nicht wie man sie zu sehen wünscht, sondern so, wie sie wirklich sind. Dieses Versprechen hat er, unsres Erachtens, eingelöst, und darauf beruht der Wert seiner Ausführungen. Der warme Patriotismus des Franzosen beeinträchtigt dieselben in keiner Weise, obwohl er notwendig ein Aufruf zur Tat ist. — Noch bemerkenswerter als die übrigens ausgezeichnete Darstellung der Kriegsereignisse selbst ist die Schilderung der Weltlage vor dem Kriege und der Ursachen, die den Krieg herbeiführten sowie der dritte, letzte Teil des Buches über die Stellung der Mächte seit der durch die japanischen Siege geschaffenen Umwälzung im äußersten Orient. Chéradame darf an die Tatsache erinnern, daß er 1901 und wieder 1902 auf die Stärke und die Kriegstüchtigkeit der Japaner, freilich sehr vergebens, hingewiesen hatte. Um so mehr ist Grund vorhanden, einem so umsichtigen Kenner auch jetzt Gehör zu schenken. Die französische Sprache mußte, für das Bedürfnis der Gegenwart, sich einen ihr bis dahin fehlenden Ausdruck schaffen. So entstand die Bezeichnung „la politique mondiale". Das ist das eigentliche Thema des Geschichtspolitikers Chéradame.

λ. **Wien nach 1848.** Aus dem Nachlasse von Moritz, Edlen v. Angeli, k. und k. Oberst. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung. Wien, Wilhelm Braumüller. 1905.

Der österreichische Oberst v. Angeli (1829 bis 1904) hat außer seinem großen Werk über Erzherzog Karl und dem anziehenden Buche „Altes Eisen", das bei Cotta erschienen ist, ein völlig fertiges Werk über „Wien nach 1848" verfaßt, das sich in seinem Nachlasse vorfand und so lebensvolle und, wo es am Platz ist, mit köstlichem Humor durchtränkte Schilderungen enthält, daß seine Drucklegung in hohem Grad gerechtfertigt erscheint. Es ist das Wien nach der Revolution, das uns hier vorgeführt wird und in dem eine solche Fülle von Polizeimaßnahmen über alle Verdächtigen sich ergoß, daß die Metternichsche Zeit dagegen eine reine Idylle war. Der Schrecken vor dem „roten Gespenst" beherrschte die leitenden Kreise vollständig, und „die Kanonen diktierten allen österreichischen Staatsbürgern das gleiche Gesetz: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, das nach der Schlacht von Jena Graf Schulenburg den Berlinern eingeschärft hatte". Während vorher der Zylinder als Abzeichen der Aristokraten verpönt gewesen, trug ihn nun, nachdem die Demokratie besiegt war, alle Welt, und „die hochaufstrebende Kopfbedeckung erhielt in richtiger Würdigung der Motive ihrer Träger den bezeichnenden Namen Angströhre". Wenn auch v. Angeli naturgemäß vornehmlich von den Zuständen spricht, die er beruflich von Grund aus kennen lernte, so entbehrt doch sein Buch auch der Ausblicke auf die allgemeinen politischen und sozialen Zustände nicht und bietet wertvolles Material zur Geschichte der Revolutionszeit.

λ. **Gesammelte Abhandlungen von Wilhelm Hertz.** Herausgegeben von Friedrich v. d. Leyen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1905.

„Gesammelte Abhandlungen" erhalten wir hier, nicht aber die sämtlichen Abhandlungen des großen Kenners der mittelalterlichen Literatur und Sage. So wertvoll seinerzeit Studien wie die über den ritterlichen Frauendienst, die Walküren, die Nibelungensage, den Beowulf, die Mythologie der schwäbischen Volkssage auch gewesen sind und so schön und wichtig sie bleiben: Hertz selbst würde nach der Überzeugung von der Leyens sie in ein wissenschaftliches Werk heute nicht mehr eingereiht haben, ehe er sie völlig umgearbeitet und mit dem heutigen Stand der Forschung in Einklang gebracht hätte. So beschränkt sich die vorliegende Sammlung im wesentlichen auf die Bruchstücke, die sich in Hertz' Nachlaß von einem großen, lange vorbereiteten, aber nicht abgeschlossenen Werk, „Aristoteles im Mittelalter", vorgefunden haben: Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters; die Sage vom Giftmädchen: Aristoteles bei den Parsen; Aristoteles als Schüler Platos; die Sage vom Tod des Aristoteles; die Rätsel der Königin von Saba; über den Namen Loreley; Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann. Auch in dieser Beschränkung stellt die Sammlung eine unvergleichliche Gabe dar durch den unnachahmlichen Reiz der Darstellung, in der sich der Forscher mit dem Dichter vermählt zeigt, und durch den überquellenden Reichtum an Belehrung, die der Literatur- und der Kunsthistoriker sowie der Anthropologe aus diesen Abhandlungen ziehen kann.

λ. **Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen.** Von Dr. Robert Petsch, Privatdozent in Heidelberg. München, C. H. Beck. 1905.

Dieses Werk eröffnet eine von Petsch geleitete Sammlung „Goethe- und Schillerstudien", die „bei strenger Fundierung des Stoffs sich einer anständigen Popularität in der Form befleißigen, weniger biographische als exegetische Beiträge bringen, aber die in den letzten Zeiten ausgebildeten Methoden der psychologischen Betrachtung, der beschreibenden Poetik, der Literaturvergleichung dem besonderen Gebiete der Goethe- und Schillerforschung nutzbar machen soll". Zunächst soll eine Reihe von sechs Bänden erscheinen. Der Herausgeber hat den ersten geliefert und in ihm das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit, also ein kapitales Stück, in Schillers dramatischer Kunst des nähern untersucht. Er stellt dabei den Sätzen, die Th. Ziegler im Marbacher Schillerbuch 1905 ausgesprochen hat, sechzehn eigne Thesen entgegen, in denen er Schillers Standpunkt zusammenfaßt. Man kann als ihren wesentlichen Inhalt dies bezeichnen, daß „die Götter den Schuldigen richten, und den Reinen retten nach ewigen, ehernen den Dingen immanenten Gesetzen; sie führen Menschen und Verhältnisse zusammen; aber sie zwingen den ersten nicht unter diese, sondern bei der ersten Berührung beginnt der menschliche Charakter selbst zu wirken, bis sich entweder die Leidenschaft überschlägt oder das reine Gefühl durch die Versuchung hindurch sich zur bewußten Einigkeit mit der sittlichen Weltordnung emporarbeitet".

λ. **Essais sur la littérature allemande.** Par A. Bossert. Paris, Hachette. 1905.

A. Bossert hat als Professor in Nancy schon vor dreißig Jahren eine deutsche Literaturgeschichte in drei Bänden herausgegeben, die durch gediegene Kenntnisse und kluge, gewandte Darstellung sich auszeichnete und auch für deutsche Leser wertvoll war. So tritt man mit einem günstigen Vorurteil an diese Sammlung von Aufsätzen heran, und man findet sich nicht enttäuscht. Wir erhalten Studien über den Roman des dreißigjährigen Krieges (den Simplizissimus Christophs von Grimmelshausen), das Leben Goethes, Goethes letzte Liebe, Goethes Faust, Nausikaa und Tagebuch, über Kants Persönlichkeit und Charakter, über das Leben Jean Pauls, den Briefwechsel von Ernst Curtius, Strauß' poetisches Gedenkbuch und Nietzsches Wiederkunft des Gleichen vom Jahre 1881. Man liest alle diese Aufsätze mit Genuß und reicher Belehrung. Am eigentümlichsten mutet der Aufsatz über Goethes Leben an, der fast den Eindruck eines Beitrags zu einem Konversationslexikon macht, so gedrängt sucht der Autor den ungeheuern Stoff auf vierzig Seiten zusammenzufassen; es ist unvermeidlich, daß man dabei vieles ganz vermißt und vieles überaus kurz abgetan wird. Aber selbst hier begegnen zahlreiche Bemerkungen, um derentwillen es sich verlohnt, den Aufsatz zu lesen. Am ausführlichsten ist die literatur- und kulturgeschichtlich ganz vortreffliche Studie über den Simplizissimus, und die über den Faust, die auf über siebzig Seiten den Ursprung und die allmähliche Ausgestaltung des Gedichtes uns vorführt. Außerdem verdient noch besondere Hervorhebung die verständnisvolle, an bezeichnenden Tatsachen reiche Charakteristik Kants nach seiner persönlichen Seite, und die wohlausgewählten Mitteilungen aus dem Briefwechsel von Curtius, über den Bossert urteilt: „il nous offre l'image d'un savant qui n'a pas dédaigné d'être un écrivain et qui a puisé l'atticisme à la bonne source." Auch Jean Pauls sonderbare und gemütvolle Art, sein Sinn „pour la poésie de l'infinement petit" ist gut gewürdigt, und das Gedenkbuch von Strauß bestätigt für Bossert den Eindruck, daß er mehr noch ein Künstler als ein Gelehrter war, und er glaubt vorhersagen zu dürfen, daß gewisse allzuharte Züge seiner Physiognomie, je ferner er zeitlich dem Betrachter rückt, sich allmählich verwischen und nur die großen Seiten seines Lebenswerks übrig bleiben werden, das eines der bemerkenswertesten in der philosophischen Bewegung des 19. Jahrhunderts war.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

L'Arronge. — Vergangenheit. Roman von Hans L'Arronge. Berlin, Georg Stilke. 1906.

Baedeker. — Berlin und Umgebung. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 5 Karten, 4 Plänen und 14 Grundrissen. Vierzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Baedeker. — Unteritalien, Sizilien, Sardinien, Malta, Tunis, Corfu. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 30 Karten und 28 Plänen und Grundrissen. Vierzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Baudissin. — Ahoi! Drei See-Erzählungen von Eva Gräfin v. Baudissin. Leipzig, Grethlein & Co. O. J.

Bugge. — Die Wikinger. Bilder aus der nordischen Vergangenheit. Von Alexander Bugge. Autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen von Heinz Hunxerland. Halle a. S., Max Niemeyer. 1906.

Busse. — Die Weltanschauungen der großen Philosophie der Neuzeit. Von L. Busse. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Cassirer. — Der kritische Idealismus und die Philosophie des „gesunden Menschenverstandes" von Ernst Cassirer. Gießen, Alfred Töpelmann. 1906.

Dorner. Individuelle und soziale Ethik. Vierzehn Vorträge von A. Dorner. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1906.

Dry. — Soldats ambassadeurs sous le directoire. Par A. Dry. Deux tomes. Paris, Plon. 1906.

Dübi. — Cyrano de Bergerac. Sein Leben und seine Werke. Von Heinrich Dübi. Bern, A. Francke. 1906.

Ernst. — Bruder Franzius. Roman aus dem Leben eines Idealisten. Von Franz Ernst. Schwerin i. M., F. E. A. Müller. 1906.

Falter. — Beiträge zur Geschichte der Idee. Erster Teil: Philon und Plotin. Von Gustav Falter. Gießen, Alfred Töpelmann. 1906.

Farrère. — Kulturmenschen. Roman von Claude Farrère. Budapest, G. Grimm. 1906.

Fischer. — Lebensmorgen. Erzählungen von Wilhelm Fischer. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Gemälde alter Meister im Besitze Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen. Unter Mitwirkung von Wilhelm Bode und Max J. Friedländer herausgegeben von Paul Seidel. 72 Photogravüren, 128 Textillustrationen. Bis zur fünften Lieferung. Berlin, Rich. Bong.

Goethe. — Reinete Fuchs. Von Wolfgang v. Goethe. Mit Zeichnungen von Wilhelm v. Kaulbach. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

v. d. Goltz. — Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Von C. Freiherrn v. d. Goltz. Zweite, neubearbeitete Auflage von „Roßbach und Jena". Mit 10 Karten in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Grasserie. — De la catégorie du genre. Par Raoul de la Grasserie. Paris, Leroux. 1906.

Griebens Reiseführer. — Dresden und sächsische Schweiz mit dem angrenzenden böhmischen Mittelgebirge. Dreiundzwanzigste Auflage, neu bearbeitet von B. Schlegel. Mit sieben Karten und drei Grundrissen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905—1907.

Grupp. — Der deutsche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit. Reise- und Kulturbilder von Georg Grupp. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1906.

Hamann. — Ein Gang durch die Jahrhundert-Ausstellung (1775—1875). Von Richard Hamann. Drei Hefte. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Hans. — Schicksal und Wille. Ein Versuch über Henrik Ibsens Weltanschauung. Von Wilhelm Hans. München, C. H. Beck. 1906.

Hermanny. — Gedichte. Von Max Hermanny. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Hitzig. — D. Ernst Constantin Ranke. Ein Lebensbild, gezeichnet von seiner Tochter Etta Hitzig. Mit einem Bildnis vom Jahre 1886. Leipzig, Duncker & Humblot. 1906.

Hölderlins Dichtungen. — Ausgewählt von Will Vesper. München, C. H. Beck. 1906.

Hüffer-Elster. — Heinrich Heine. Gesammelte Aufsätze von Hermann Hüffer. Herausgegeben von Ernst Elster. Berlin, Georg Bondi. 1906.

Jean Pauls „Träume". — Ausgewählt von Will Vesper. München, C. H. Beck. 1906.

d'Indy. — César Franck. Par Vincent d'Indy. Paris, Alcar. 1906.

Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Erster Band. Abteilung I: Geschichte. Erste Hälfte. Zweiter Band. Abteilung I: Geschichte. Zweite Hälfte. Berlin, Otto v. Holten, Kunst- und Buchdruckerei. 1906.

Kinkel. — Geschichte der Philosophie. Als Einleitung in das System der Philosophie von Walter Kinkel. Erster Teil. Gießen, Alfred Töpelmann. 1906.

Kisky. — Die Domkapitel der geistlichen Kurfürsten in ihrer persönlichen Zusammensetzung im 14. und 15. Jahrhundert. Preisgekrönte Preisschrift von Wilhelm Kisky. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1906.

Krieger. — Das Königliche Schloß Bellevue bei Berlin und sein Erbauer Prinz Ferdinand von Preußen. Von Bogdan Krieger. Mit zahlreichen Vollbildern und Textillustrationen. Berlin, Ernst Fransdorff. 1906.

Külpe. — Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Von O. Külpe. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Laufen. — Im Bannkreis der Musik. Münchener Roman von Paula Laufen. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Lavisse. — Histoire de France. Tome septième. I. Louis XIV. Par E. Lavisse. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Lessing. — Schopenhauer. Wagner. Nietzsche. Einführung in die moderne deutsche Philosophie. Von Theodor Lessing. München, C. H. Beck. 1906.

Lindenberg. — König Karl von Rumänien. Von Paul Lindenberg. Mit einer Heliogravüre und über 100 Illustrationen. Berlin, Ferd. Dümmler. 1906.

Lindenberg. — Vom Donauquell zum Hellespont. Reisebilder von Paul Lindenberg. Berlin, Ferdinand Dümmler. O. J.

Lotz. — Verkehrsentwicklung in Deutschland von 1800 bis 1900. Von W. Lotz. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Lublinski. — Peter von Rußland. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel. Von Samuel Lublinski. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Mallens Maleficarum. — Der Hexenhammer. Verfaßt von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Zweiter und dritter Teil. Berlin, H. Barsdorf. 1906.

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. — Neudeutsch von Will Vesper. München, C. H. Beck. 1906.

Meschendörfer. — Vorträge über Kultur und Kunst. Von Adolf Meschendörfer. Kronstadt, H. Zeidner. 1906.

Möbius. — Über Robert Schumanns Krankheit. Von P. J. Möbius. Halle a. S., Carl Marhold. 1906.

Monumenti d'arte medioevale e moderna. — Pubblicati a cura di A. Muñoz. Fasc. I. Rom, Danesi.

Müller. — Wie kam es zur Kapitulation von Prenzlau am 28. Oktober 1806? Eine historische Studie von Hermann Müller. Prenzlau, A. Mieck. 1906.

Müsebeck. — Gustav Frenssen und das Suchen der Zeit. Zwei Vorträge von Ernst Müsebeck. Berlin, Alexander Duncker. 1906.

Nath. — Schülerverbindungen und Schülervereine. Erfahrungen, Studien und Gedanken. Von Max Nath. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Neumayer. — Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Herausgegeben von G. v. Neumayer. In vier Bänden. Dritte Auflage. Lieferung 13—15. Hannover, Max Jänecke. 1906.

Paquet. — Auf Erden. Ein Zeit- und Lesebuch in fünf Passionen. Von Alfons Paquet. Auf Subskription herausgegeben vom Verband der Kunstfreunde in den Landern am Rhein. Koblenz.

Peabody. — Jesus Christus und der christliche Charakter. Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin von Francis G. Peabody. Gießen, A. Töpelmann. 1906.

Pfleiderer. — Religion und Religionen. Von Otto Pfleiderer. München, J. F. Lehmann. 1906.

Pfleiderer. — Über das Verhältnis der Religionsphilosophie zu anderen Wissenschaften. Von Otto Pfleiderer. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1906.

Richter. — Marksteine. Gesammelte Dichtungen von

Adolf Pichler. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Pichler. — Wanderbilder. Von Adolf Pichler. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Pirscher. — Wachstum. Gedanken über sittliches Sein und Werden. Von Johanna Pirscher. München, C. H. Beck. 1906.

Piton. — Paris sous Louis XV. Rapports des inspecteurs de police au roi publiés et annotés par Camille Piton. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Positive Weltanschauung. — Ein Jahrbuch für freie Denker und ernste Wahrheitssucher. Fünfter Band der „Religion der Menschheit". Herausgegeben von H. Molenaar. Leipzig, Otto Wigand. 1906.

Prod'homme. — Les symphonies de Beethoven. Par J. G. Prod'homme. Préface de M. Edouard Colonne. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Renolt. — Worte der Sehnsucht. Gedichte von Heinrich Renolt. Graz, „Leykam". 1906.

Rudorff. — Zur Erklärung des Wormser Konkordats. Von Hermann Rudorff. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1906.

Rummel. — L'Assesseur de Prusse und Anderes. Von Walter v. Rummel. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Rutari. — Londoner Skizzenbuch. Von A. Rutari. Mit elf ganzseitigen Abbildungen. Leipzig, H. A. Ludwig Degener. 1906.

Sabatier. — A propos de la séparation des églises et de l'état. Par Paul Sabatier. Paris, Fischbacher. 1906.

Schauenburgs Allgemeines deutsches Kommersbuch. Ursprünglich herausgegeben unter musikalischer Redaktion von Friedrich Silcher und Friedrich Erk. 75. Auflage. Lahr, Moritz Schauenburg. 1906.

Schaukal. — Kapellmeister Kreisler. Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein. Ein imaginäres Porträt von Richard Schaukal. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Schullern. — Genußmenschen. Drei Einakter von Heinrich v. Schullern. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Schwabe. — Bleib jung meine Seele. Roman von Toni Schwabe. Berlin, Axel Juncker. O. J.

Stein. — Die Anfänge der menschlichen Kultur. Einführung in die Soziologie. Von Ludwig Stein. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Steiner. — Junge Lieder. Von Margarete Steiner. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Stern. — Leben. Gedichte von Berta und Julius Stern. Berlin, Karl Schnabel. 1905.

Stewart. — Physik von Balfour Stewart. Deutsche Ausgabe, besorgt von E. Warburg. Sechste verbesserte Auflage. Straßburg und Berlin, Karl J. Trübner. 1906.

Strobl. — Die gefährlichen Strahlen. Roman von Karl Hans Strobl. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Strobl von Ravelsberg. — Metternich und seine Zeit 1773—1859. Von Ferdinand Strobl von Ravelsberg. Erster Band. Wien und Leipzig, C. W. Stern. 1906.

Sulze. — Die Reform der evangelischen Landeskirchen nach den Grundsätzen des neueren Protestantismus dargestellt von E. Sulze. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1906.

Supan. — Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Mit einem kolonialgeschichtlichen Atlas von 12 Karten und 40 Kästchen im Text. Von Alexander Supan. Gotha, Justus Perthes. 1906.

Tage der Kindheit. — Erinnerungen einer alten Frau. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Tolstoi. — Leo N. Tolstois Biographie und Memoiren. Autobiographische Memoiren, Briefe und biographisches Material, herausgegeben von Paul Birnkof und durchgesehen von Leo Tolstoi. Erster Band. Wien und Leipzig, Martin Perles. 1906.

Treutler. — Lena. — War's Sünde? — Rien ne va plus. Von Treutler. Drei Geschichten aus dem Leben. Neustadt a. d. Hardt. Pfälzische Verlagsanstalt. O. J.

Ular. — Rußlands Wiederaufbau. Von Alexander Ular. Berlin, Stuhrsche Buchhandlung. 1906.

Unger. — Wie Bonaparte den Feldherrnstab ergriff. Mit einer Karte als Anlage. Von W. von Unger. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1906.

Uphues. — Kant und seine Vorgänger. Was wir von ihnen lernen können. Von Goswin Uphues. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1906.

Uslar-Gleichen. — Der Dichter Gottfried August Bürger als Justizamtmann des von Uslarschen Patrimonialgerichts Altengleichen. Nach den Quellen bearbeitet von Edmund Freiherrn v. Uslar-Gleichen. Hannover, Carl Meyer. 1906

Voigts-Rhetz. — Briefe des Generals der Infanterie von Voigts-Rhetz aus den Jahren 1866 und 1870/71. Herausgegeben von seinem Neffen A. von Voigts-Rhetz. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt ...! — Ein Preisausschreiben der „Gartenlaube". Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger, G. m. b. H. 1906.

Vorgoethesche Lyriker. — Ausgewählt von Hans Brandenburg. München, C. H. Beck. 1906.

Wahle. — Über den Mechanismus des geistigen Lebens. Von Richard Wahle. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Weigand. — Der Messiasjüchter und andere Novellen. Von Wilhelm Weigand. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Weiland. — Gedichte. Von Ina Weiland. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Ernst Wigand. 1905.

Wiener. — Bad Ischl. Von E. Wiener. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

Wildenbruch. — Das deutsche Drama, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand. Von Ernst von Wildenbruch. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Winterfeld. — Heinrich Heine. Sein Leben und seine Werke. Von Achim von Winterfeld. Dresden, E. Pierson. O. J.

Wittner. — Österreichische Porträts und Charaktere. Von Otto Wittner. Wien, Hugo Heller & Cie. 1906.

Woermann. — Die italienische Bildnismalerei der Renaissance. Von Karl Woermann. Mit einer Tafel und 58 Abbildungen im Text. Elslingen, Paul Neff. 1906.

Wolfsberg. — Seitenhiebe. 200 Sprüche à la Busch nebst einigen satirischen und lyrischen Gedichten. Von K. von Wolfsberg. Dresden, Hermann Kramer. 1906.

Wolzogen. — Seltsame Geschichten. Von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Wundt. — Logik. Von Wilhelm Wundt. Erster Band. Dritte umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1906.

Wünscher. — Sonnensehnsucht. Bilder und Skizzen von Leben und Liebe von A. R. O. Wünscher. Dresden, E. Pierson. 1905.

Wustmann. — Albrecht Dürer. Von R. Wustmann. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Zeitlin. — Der Staat als Schuldner. Fünf Volkshochschulvorträge von Leon Zeitlin. Tübingen, H. Laupp. 1906.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Opus 23.

Erzählung

von

Adolf Wilbrandt.

(Schluß.)

In der Nacht nach diesem Schicksalstage saß Edmund in seinem Zimmer allein; seine Lampe brannte, schlafen konnte er nicht. Er hatte eben einen Brief an Karoline geschrieben, in dem er ihr sein Verlöbnis mitteilte und den Sinn und Geist dieser Ehe mit schonender Deutlichkeit auseinandersetzte; lesen konnte sie das besser als hören, einem Gespräch hätten wohl ihre aufflackernden Nerven bald ein Ende gemacht. Er hatte vorher mit Harry im Wirtshaus gesessen und ihm redlich gebeichtet; nur von Max kein Wort. Auf das Glück dieses Bundes war getrunken worden, in edelstem Wein; von Harry Unger wohl mit heimlichen Zweifeln, von Edmund mit tief ernst stiller Seligkeit. Jetzt in seinem Zimmer war ihm, als komme er wieder zu sich, aus der Welt in sein Geheimnis, in die verriegelte Werkstatt seines schaurig süßen, wundersamen Schaffens. Ja, verriegelt für jedermann, auch für Cilla; der nie ein Wort! Durfte sie erfahren, daß sein und ihr Leben in dieser Werkstatt zu Versen und zu Tönen ward — ein Bühnenspiel, von Bild zu Bild, Schritt für Schritt — phantastisch verwegen auf das Unbekannte zu — auf den Abgrund zu?

Ja, ja, auf den Abgrund zu, dachte er in all seinem Bräutigamsglück; ich habe mir mein Schicksal gewählt, und ich fürchte mich nicht! — Was für ein närrisches Gefühl das ist, so an seinem eigenen Leben zu dichten, oder doch zu wähnen, man dichte es mit. Auf die noch dunkle, ferne Musik des großen Komponisten zu horchen — und sie zu packen, zu transponieren, wenn wieder ein Stück davon näherkommt, sie umzuschaffen für mein Werk — das zugleich mein Leben ist. O, das ist nichts für mein trautes Kind! Die soll nicht ahnen, nicht fürchten, nicht horchen; die soll wie auf Schmetterlingsflügeln durch die Tage flattern . . .

Er holte seine Zettel hervor; wie manches hatte er schon aufgeschrieben seit dem goldnen Herbsttag, Verse, Melodien, Rezitative, abgerissene musikalische Gedanken. Aber geordnet, aufgebaut hatte er's noch nicht. Jetzt, da er hier als Verlobter saß — noch einmal verlobt — auf diesem neuen

Gipfel seines Lebensdramas — jetzt formte sich ihm das Werk; es wuchs gleichsam in die Luft. Er nahm ein noch leeres Blatt, griff nach seiner Feder; diese schlaflose Glücksnacht mit künstlerischer Tätigkeit füllen! War doch das alles mit Cilla verwebt und verfasert, führte doch alles zum Heute hin.

Sein Musikdrama sollte aus „Bildern" bestehen; eine Perlenschnur. Erstes Bild (in jedem so vieles wie möglich zusammengedrängt): Auf der Hotelterrasse am Inn. Die vier; Harry Ungers — etwa Paul Görners — Abschied. Prosaworte, Rezitativ. Der Held — statt Edmund etwa Konrad heißend — mit den Damen allein, besingt die Schönheit des Kufsteiner Landes; singt ihnen die Melodien vor, in denen er die beiden zu charakterisieren versucht hat; denn auch er komponiert zuweilen, Lieder, Phantasien. Kellnerinnen gehen ab und zu; die junge, weißgekleidete Wirtin erscheint, die Gäste zu begrüßen. Heiteres Gespräch. Dann wird's ernster; der Mond geht auf, die Tante — Frau Wilhelmine — geht schlafen; die Terrasse wird leer und still. Ich bin nicht so, wie Sie mich musikalisch gedacht haben, sagt Lisa, die Nichte. Ich habe schon Ernstes, Schweres erlebt! Er erklärt ihr, was im Menschenleben die Schicksale bedeuten. Von seiner Lehre, seinem Wesen hingerissen, schenkt sie ihm ihr Vertrauen, beichtet. Großer Wechselgesang. Er überzeugt sie: büßen, sühnen. Lisas letztes Wort: Ja, nun gehe ich und schreibe an ihn den sühnenden Brief!

Zweites Bild: Wochen später, in Frau Wilhelminens Salon. Konrad ist allein ins Kaisergebirg; Lisa, die gefangene Sklavin, seufzt nach seiner Rückkehr. Die Tante erzählt ihr von des „Don Juan" Tod und was sie einst alles mit ihm erlebt. Und ob es wohl anders mit ihm geendet, wenn sie ihn erhört hätte? Sie geht. Gesungener Monolog Lisas, süß traurig bang: seit er sie gestern beim Abschied so tief angeblickt, so weich an der Schulter berührt, ahnt sie seine Liebe, weiß, daß sie ihn liebt. Ihn und den andern auch? Kann es solche Doppelliebe geben?

Konrad kommt zurück. Gedämpfter, zuerst noch verhaltener, schwüler Zwiegesang. Endlich die Enthüllung, der erste Kuß. Das große Schicksal ist über sie gekommen. Morgen Trennung! Wann und was wird der andre schreiben? Und wird man sich wiedersehen?

Drittes Bild: Der himmlische Herbsttag im Wald. Ein Bursch zieht vorbei, ein Volkslied singend. Ein altes Paar zieht vorbei, er sie führend, stützend. Konrad und Lisa kommen; seliger Rausch der Natur, der Liebe, des Glücks. Sie bekennt ihm: sie hat viel geweint, als der „Scheidebrief" des andern gekommen war; hat sie ihn doch so sehr geliebt. Aber mit innigster Umarmung tröstet sie den eifersüchtig leidenden Konrad: nun *ganz* sein! trotz aller bangen Gefühle des Unrechts sein! — Und er, diesen zauberhaften Festtag der Natur besingend, die verjüngende Seligkeit dieser Liebe fühlend, fühlt sich auch als *Künstler* verjüngt. Herbst und Frühling eins! Aufbrausende Melodien, mit Umarmungen, Küssen, Liebesworten wechselnd; in reichen Verschlingungen begleitende Orchestermusik; träumerischer, dann jubelnder Schluß.

Viertes Bild: Zimmer in Wilhelminens Münchener Wohnung. Der heutige Tag! Nur alles in einen Raum gedrängt. Zuletzt Lisa als Verlobte in Konrads Armen.

Und was dann? Das fünfte, das sechste, das siebente Bild? Was wird darin kommen?

Edmund schloß die müden Augen, ließ die Feder sinken. Was das Schicksal will, das wird kommen! Ich stehe auf dem Berg des Glücks. Laß mich eine Weile oben, Schicksal! Laß mich lange oben! Aber mehr, als du zu geben pflegst, mehr verlange ich nicht!

Als er die Augen dann wieder öffnete, erwachte er im Dunkeln. Ohne es zu merken, war er eingeschlafen, lag in seinem Armstuhl. Es war Morgen, aber noch nicht Tag; die Lampe war erloschen.

Ein paar Wochen nach Neujahr zog Frau Karoline allein in die Heimat, wo sie in der Tochter einer verstorbenen Freundin eine neue Gesellschaftsdame finden sollte; Cilla siedelte in die kleine Wohnung ihres Gatten über, bis die größere und schönere fertig ward. Der Brautstand war so kurz „wie ein Traum" gewesen, wie die tief empörte Karoline klagte; Edmunds brutale Manneskraft hatte über ihre „kranke Schwäche" auf allen Punkten gesiegt. Es gab ein Scheiden mit Groll, der dann doch in einem elegischen Verzeihen dieses „großen Unsinns" verging; Karolinens angeborene Gutherzigkeit schlug sich mit ihrem üppig emporgewucherten Egoismus herum und brachte ihm eine, wenn auch blutige und bestrittene Niederlage bei. Sie ließ die Erbnichte im Testamente stehen, aus dem sie sie hatte streichen wollen; sie drückte ihr sogar am letzten Abend eine großmütig reiche Schenkung in die Hand, damit sie in dieser unbegreiflichen Ehe nicht zur armseligen Sklavin ihres Musikanten würde. Dann fuhr Karoline nach Norden, und Edmund trug Cilla auf seinen Armen über seine Schwelle, in den „Tempel des Glücks".

Solch ein Glückstempel ward es auch. „O, ihr goldenen Tage!" schrieb Edmund an einem Frühlingsmorgen dieses ersten Jahres auf eines seiner heimlichen Blätter nieder und hingeworfene Noten darunter; es sollte ein gesungener Monolog seines Helden werden, für das noch geheimnisvolle fünfte Bild. „O, ihr goldenen Tage! Noch habt ihr alle gehalten, was ihr mir versprochen; noch hat mir keiner von euch ins Ohr geflüstert, was Reue ist. Alle diese Wintertage waren Frühlingstage; was werden nun erst die Lenztage sein? — Ach, was werden sie sein; schöner nicht. Schönere kommen nicht. Meine geliebte Cilla, ich danke dir. Mein holdes Schicksal, ich danke dir. Himmelblaues Glück!"

Es gibt Zeiten, wo aus dem Glücksbecher nur gute Würfel fallen; so erging es Edmund jetzt. Gesangsschüler und Schülerinnen überliefen ihn, fast noch mehr als in Leipzig; seine Phantasie war schaffensfroh, Lieder und Sonaten kamen, dazwischen wuchs sein heimliches Werk. Durch das Haus huschte jugendstrahlender, braunäugiger Sonnenschein und ging ihm immer

warm ins Herz. Cilla hatte von einem mehr als fast alle ihre Schwestern: vom Talent der Dankbarkeit. Wenn sie kam und sich an ihn drückte oder sich an seine Brust schmiegte, so fühlte er es körperlich: ihre Arme, ihre Schultern, ihr lieblicher Busen dankten ihm: du guter Engel, Retter, Befreier, Glück! Edmund hatte ihr viele von Turgenjews Werken geschenkt, sie las „brennend gern" darin; das verging ihr aber, als sie in seinen „Gedichten in Prosa" die kleine Geschichte vom Fest des höchsten Wesens fand, in dessen Azurpalast sich alle Tugenden versammeln und als nahe Verwandte und Bekannte freundlich miteinander plaudern. Nur zwei kennen sich nicht; der Hausherr stellt sie einander vor: „Die Wohltätigkeit!" und „die Dankbarkeit!" Die beiden Tugenden sind sehr erstaunt; seit Erschaffung der Welt begegnen sie sich zum erstenmal! — Cilla schlug sich empört das Buch aus der Hand; Edmund saß neben ihr. „Pfui! Diesen Russen lese ich nicht mehr! Denkt er so von der ganzen Welt? Und weiß er selber nicht, was Dankbarkeit ist? Ist er's nie gewesen?"

Bald hatte sie noch einen neuen, nie gekannten Grund, ihrem Liebsten und ihrem Schöpfer dankbar zu sein: aus der rosigen Cilla ging eine Knospe auf, ein Bübchen kam ans Licht der Welt. Es war wohl ein zartes Geschöpfchen, wie es so viele Erstlinge sind, den vielen Feinden in dieser Welt nicht so recht gewachsen, leicht im Werden gestört und verletzt; aber mit um so heißerer Liebe umschlang Cillas Herz dieses Wunder, ihr Kind. War es nicht auch ein Wunderkind? Es lächelte so früh, es erkannte so bald, so gut; es erwiderte den Blick der Liebe, es hob die Ärmchen, den Rücken, drehte, wälzte sich, wollte stehen und gehen — eins nach dem andern, alles überraschend. In den schwarzen Augen was für ein Schauen! Was für eigene, rührende, herzbewegende Laute von den süßen Lippen! Es waren Edmunds Augen, das sah Cilla bald; es waren ihre Lippen, das erklärte Edmund. Klein Richard kroch, kletterte, ging, sprach die ersten Worte. Er lernte auch leiden, dies und das. Wie litt dann Cilla mit ihm. Ihre ganze Seele schien sich dann an das Kind zu hängen; für die Welt war kein Raum mehr drin. Wie jauchzte sie mit, wenn sie den kleinen Genesenen wieder jauchzen hörte; als wäre es derselbe Leib und dieselbe Stimme!

Er genas aber nur noch ein letztes Mal, dann nicht mehr. Nur einmal hatte er seinen Geburtstag erlebt; als sein zweiter Frühling kam, überfiel ihn eine wilde Diphtheritis, die er nicht überwand. Er erlag ihr schon am zweiten Tag. Wieder starrten Vater- und Mutteraugen das nie zu Begreifende an: so ein junges Leben, das nicht mehr lebt!

Frau Karoline hatte schon lange die Sehnsucht verspürt, das liebe „Kind ihres Kindes" zu sehen; sie hatte sich nun endlich aufgemacht, die schwere Erkrankung nicht ahnend; als sie ankam, war schon der Tod im Hause. Sie trat in die Wohnung, ein fremdes Wesen empfing sie, eine Wärterin. Sie erfuhr, wie es stand. Cilla, vom Nachtwachen, Entsetzen und Gram erschöpft, war plötzlich zusammengebrochen, Edmund hatte sie auf ihr Bett getragen; dort lag sie nun schon stundenlang, zuweilen erzitternd, zuweilen stöhnend, immer Edmunds Hand haltend, der neben ihr auf dem Bette saß.

Karoline faßte sich, ging mit der Wärterin in das Sterbezimmer. In der Mitte lag, weißgekleidet, ein auffallend schönes Kind mit dunklem, sanft gelocktem Haar, die Augen geschlossen, um die bleichen Lippen und Wangen Paradiesesfrieden. Das so früh gealterte Herz der kränklichen Frau ward durch diesen erschütternden Anblick ganz erweicht und kummerjung. Sie faltete die Hände. Sie stand lange still und regte sich nicht. Ihre Tränen flossen.

Endlich — es war wohl geraume Zeit vergangen — öffnete sich eine zweite Tür; Edmund erschien mit Cilla, sie wankte in einem Morgenkleide an seinem Arme herein. Ihr Haar hatte sich aufgelöst und fiel lang hernieder, ihr Gesicht war fast so bleich wie das Kind, in ihren Augen glühte aber das gequälte Leben. Durch die Ruhe auf dem Bette gestärkt und wieder ganz zu sich gekommen, hatte sie Edmund angefleht: „Führ mich wieder zu meinem Kind!"

Sie sah die Tante und erschauderte, grüßte sie dann mit dem Kopf, mit der ein wenig gehobenen Hand. Zu dem kleinen Sterbelager gekommen, sank sie auf ihre Knie nieder, ohne Laut und ohne Tränen, sie hatte sich ausgeweint; sie drückte nur auf die kalten Händchen ihre heißen Lippen.

Edmund, fast so blaß wie sie, trat zu Karoline hin, nahm stumm ihre Hand und führte sie in das nächste Zimmer. Er sprach vom Beginn der Krankheit, von den letzten Stunden, doch nur um zu sprechen und nicht ihre Klagestimme zu hören. Er bot ihr Erfrischungen an; sie dankte. „Ich will nicht stören," sagte sie, „ach, ich will nicht stören. Wie kann nur der Tod so schrecklich sein und so engelschön! So habe ich ihn noch nie gesehen!"

Die Wärterin kam gegangen, Karoline hing sich an deren Arm. „Geh du zu Cilla zurück, laß mich hier irgendwo, bis ich mich gefaßt habe, bis ich wieder Kräfte habe. Ihr gehört zusammen!" Edmund nickte ihr zu, drückte ihre Hand und ging. Ja, ja, dachte er, wie durch sein Elend hindurch, ja, das hat der Tod, was kann der alles! So einfach menschliche Töne hatte er viele Jahre nicht aus Karolinens Kehle und Seele gehört. Und „ihr gehört zusammen"! Das hatte sie nun der Tod gelehrt. Ihm kam fast ein Lächeln. Als er aber wieder über die Schwelle des Sterbezimmers trat und das kleine „Engelschön" und die noch kniende junge Mutter sah, schlug doch wieder der Jammer wie eine Welle über ihm zusammen. Er warf sich auf einen Sessel und brach in das Schluchzen aus, mit dem er seit Stunden wie ein Mann gekämpft hatte.

Cilla horchte auf. Ihr Gesicht lag auf des Kleinen Hand, es blieb noch eine Weile so; dann hob sie den Kopf und lauschte mit Seele und Ohr, das Schluchzen klang so erschütternd. Sie richtete sich auf, kam gegangen und blieb, an seinen Stuhl gelehnt, neben Edmund stehen. „O du!" sagte sie. „O, ich bin eine schlechte Frau!"

„Was bist du?" Er begriff sie nicht.

„Für dich eine schlechte, schlechte Frau! Ich hab zu sehr für das Kind gelebt! Hab immer an das Kind gedacht; es war meine Seligkeit, mein Kummer, meine ganze Welt. Darum liegt es nun so da; Gott hat mich gestraft, Gott hat mir's genommen!"

„Ich bitte dich, denke dir Gott nicht so. Ist er denn ein Mensch wie wir? — Und schaffe dir kein Leid, ich bitte dich; hast du nicht genug?"

Ihr Kopf ging hin und her. „Nein, ich weiß es, Edmund! Ich habe Richard zu lieb gehabt! Ja, ja, lieber als dich! In dieser Nacht — als er sterben wollte — da hab ich das auf einmal so gefühlt, so tief. Und hab mich zerknirscht vor Gott, und hab ihn gebeten: laß mir noch mein Kind, laß mir noch das Kind; dann sollst du mich nie wieder strafend anschauen: wo ist die Liebe zu deinem Mann? Dann soll wieder mein Herz ganz, ganz an ihm hängen — nie zu sehr am Kind! — Er hat mich nicht erhört. Sieh mich nicht so an; ich weiß! Es war schon verloren, Gott hatte es aus der Hand gegeben, es war nicht zu retten. Ich weiß. Ich will Gott nicht zum Menschen machen. Ich redete nur in der Verzweiflung so! Es war nur die innere Stimme, Edmund! Die verklagte mich so bei Gott!"

Edmund faßte ihr niederhängendes, dunkles Haar, drückte es gegen seine Augen, gegen seine Lippen; dann zog er Cilla auf seinen Schoß. „Ich kann dich nicht so reden hören! Hab ich ihm nicht deine Liebe gegönnt? Habe ich ihn dir nicht gegönnt? Wenn wir uns zusammen an ihm freuten, zusammen um ihn sorgten, war dann nicht dein Herz bei mir? Ach, sei still und quäle dich nicht. War dein Glück nicht mein Glück?"

Sie warf sich auf die Knie vor ihm: „Edmund! Wie bist du gut! O, du bist viel besser als ich! Hast mir nie einen bösen Ton gesagt, wenn ich so in meinem Abgott lebte; immer Nachsicht, Liebe, Geduld. Laß mich auf den Knien! Und nun sprichst du so hold zu mir, und dich verzehrt doch dein Gram; seh ich's nicht an deinem Haar? In diesen Tagen ist es ganz grau und weiß geworden; zum Weinen, Edmund. Aber dein Gesicht so jung. Und dein Herz so jung. O, vergib mir, Edmund! Glaub an meine Liebe für dich!"

„Aber was ist dir, Cilla, Cilla! Wann hätte ich denn nicht geglaubt?"

„Wie verdiene ich dich? — Ich will dich mir verdienen, Edmund! Dieses tote Kind —" sie sah hin, ihr verging die Stimme; sie faßte, sie ermannte sich — „ach, dieses Engelskind, es soll doch noch im Tode unser Glück sein, du geliebter Mann! Es soll uns neu vermählen, Edmund; sei still, laß mich reden. All die Liebe, die ich ihm gegeben — all, all die Liebe —"

„Steh endlich auf!" unterbrach er sie. Er wollte sie emporziehen, sie wehrte ihm; nun sank er auch auf die Knie zu ihr. „Ach, du mein armes, von Gott verlassenes Kind. Laß dein wehes Herz in Ruh!"

„Nein, ich bin nicht von Gott verlassen. Ich habe dich behalten. Und nie, nie — o hör mich an — nie will ich einen andern als dich! Sag mir niemals mehr, wenn ‚mein Schicksal' käme — — du, du bist mein Schicksal! Es gibt keinen so wie du. Ich schwör dir bei unserm toten Kind —"

Er legte ihr die Hand auf den Mund. „Cilla! Heiliger Gott! Ich will keinen Schwur. Ich verbiete dir —!"

Sie schob sanft seine Hand hinweg. „Nun, dann schwöre ich nicht. Aber ich gelobe dir — nein, nein, nein, ich sage dir: ich bleibe dein bis zum

Tod! Nichts, nichts kann uns scheiden! Und machtest du's wie das Kind und gingest früher davon als ich, dann geh ich dir nach. Allein bleib ich nicht!"

„Ach, was sprichst du alles," sagte er. Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, küßte sie auf Augen und Mund: „Aber ich danke dir doch, daß du so zu mir sprichst. In allem Elend solch ein Glück!" — Ihm fuhr durch den Sinn, was er vor einem Jahr auf eines der heimlichen Blätter geschrieben hatte: „Schönere Tage kommen nicht." Nun flossen seine Tränen — auch Cilla weinte, — ihn durchrauschte aber ein Gefühl: dieser schrecklichste Tag auch der höchste Tag!

III.

Der Frühling war vergangen und der Sommer auch; für die Städter begann sozusagen das neue Jahr, da die „neue Saison" begann, die Theater und Konzertsäle sich wieder öffneten, das ganze höhere und niedere Kulturleben wieder aufzublühen anfing. Edmund kehrte zu seinen Schülern und Schülerinnen zurück, Cilla an den Herd. Sie hatten in Kufstein Sommerfrische gemacht, in demselben Hotel zur Post, in dem sie sich gefunden hatten; auf der Terrasse über dem Inn war die ganze Werdezeit, fast jede Stunde, jeder Augenblick wieder aufgelebt. Freilich war auch fast immer etwas mit erwacht, das damals noch keinen Raum in der Welt gehabt hatte; das schöne, schmerzlich rührende Bild des kleinen Toten, das bald in die Seele des Vaters, bald zur Mutter schlich, immer eine Trauerwelle machte, aber auch immer jene Geistermacht vom Sterbetag erneuerte, seinen Vater und seine Mutter fester zu vereinen.

Cilla saß an einem Septemberabend allein in ihrem Salon; Edmund, der sie sonst selten verließ, war nach dem Nachtmahl fortgegangen, um bei einem seiner Bekannten, Kapellmeister an der Königlichen Oper, einen jungen Sänger kennen zu lernen, der zu kurzem Gastspiel gekommen war. Harry Unger hatte ihn geschickt, er war ein wenig Harrys Werk; Edmund sollte ihm also auch sein Herz auf der Hand entgegentragen, das war „selbstverständlich" nach Harrys Sinn. Ob da nicht der gute Harry wieder zu hoch geflogen ist? dachte Cilla, die in einem etwas schweren Buch las und darum von Zeit zu Zeit mit ihren Gedanken spazieren ging. Er überschätzt gar so gern! Aus seinen Nachtigallen werden so oft Zeisige. — Nur meinen Edmund überschätzt er nicht! Der ist das alles, was Harry denkt! — Es ward ihr lieblich warm ums Herz; das Herz war auch klug: es wußte die Gedanken ihres kleinen Kopfes so oft auf irgend einem Umweg zu Edmund Halland zu lenken. Wie war ihr wohl mit diesem Mann! so recht gleichmäßig innig wohl. Mit wem sie ihn auch verglich, wie war er immer der beste, der reinste, und auch der unterhaltendste; und so ganz, was sie brauchte. Aber hatte sie das nicht am allerersten Abend in Kufstein gefühlt? als er, den grauen Hut auf dem Kopf, zu ihnen auf die Terrasse trat? — Ach, dachte sie, ob er nun wohl ganz damit zufrieden ist, wie ich für ihn lebe? Ob er sich wohl manchmal sagt: was sie mir damals am Sterbetag gelobt hat, daß sie nun all ihre Liebe

mir geben will, das hat sie erfüllt!? — Edmund, hab ich's erfüllt? Ich will's ja immer. Ich lebe so in dir. Ist es dir genug?

Nur eins wurmte sie dann und wann; eben kam es wieder. Er teilte doch nicht alles mit ihr! Irgend ein Geheimnis war in seinem Leben: — eine Frau? Kein Gedanke: so eine Sorge kam ihr nicht. Aber was verbarg und verschloß er so oft vor ihr, wenn sie zu ihm kam? Was hatte er zuweilen für ein zugesperrtes, sonderbar ernsthaft lächelndes Gesicht? Und wenn sie einmal fragte, warum „versiegelte" er ihr meist den neugierigen Mund mit einem scherzhaften Kuß? — Sie fragte schon nicht mehr. Er hatte sie einmal eine Elster genannt. Waren die so neugierig? Oder gefiel ihm ihre Schlauheit im Fragen nicht? Sie wollte ihm weder für das eine noch für das andre gelten. Aber warum hatte er, ihr Edmund, ein Geheimnis vor ihr?

Männerschritte kamen; sie stand unwillkürlich auf, sie freute sich. Dann wunderte sie sich: er schon wieder da? So eine „Sitzung", unter Künstlern, dauert doch gewöhnlich tief in die Nacht hinein? — Edmund öffnete die Tür. Es stand aber noch einer neben ihm, der ihn überragte. Den sanft hereinschiebend lächelte Edmund sehr vergnügt: „Da bring ich dir einen Gast; etwas spät; wird dir aber gefallen, denk ich! Herr Bacchetti, aufgehender Stern; der Tenor, den uns Harry aus Leipzig schickt. Er hat uns eben bei Müllner etwas vorgesungen; das hat mir das Herz ganz famos im Leib umgedreht. Da hab ich ihm endlich gesagt: Herr, trinken Sie auch bei mir noch ein Glas! Ich habe eine Frau, die einen Hunger nach großen Talenten hat, für die es viel zu wenige gibt. Bitte, setzen Sie sich, Herr Bacchetti; den Wein bring ich gleich, ich hol ihn selbst. Den besten, den so ein Musikmacher hat, der von seinen Schülern lebt. 's ist aber ein edler Rheinwein; eine fromme Gabe!"

Der Herr Bacchetti stand noch immer, er warf wieder einen Blick auf Cilla, seine Augen irrten dann über Edmund weg ins Zimmer hinein. Seine stark entfärbten Züge, das Stiere, Unsichere in seinen Blicken fielen Edmund auf; dieser schöne junge Mann verlegen? Vor wem? Cilla war doch nicht die Kaiserin? „Werter Herr Bacchetti," sagte er gemütlich, lächelnd, „was für ein Gesicht machen Sie? Sie sehen, wir sind hier ganz unter uns; wie ich's Ihnen versprochen hatte. Und die kleine Frau da — — Ja, Cilla, was hast denn du?"

„Was ich —?" fragte sie zurück. „Gar nichts. Was soll ich haben?"

„Mir kam's nur so vor, wie wenn du — —. Wirst dich freuen, Cilla; diesmal hat Harry Unger ins Schwarze geschossen! Müllner, was sagte Müllner vorhin, als der Herr gesungen hatte? ‚Donner und Doria!' Er wettet auf einen großen Erfolg; er fand nur keinen Gegenwetter. Und das ganze Gastspiel hat niemand als Meister Harry gemacht. Auf den wird getrunken!"

Bacchetti nickte und lächelte. Mit etwas verzerrender Anstrengung brachte er hervor: „Ja, ich bin ihm zu großem, großem Dank verpflichtet. Ich hoffe, ihm keine Schande zu machen. Ich hoffe."

„Auch darauf wird getrunken! — Also ich hole die Flaschen. Und noch etwas — — das sag ich nachher. Ich bin gleich wieder da!" Edmund ging hinaus.

Cilla stand noch immer auf demselben Fleck, neben dem Stuhl, von dem sie sich erhoben hatte. Das Herz hatte ihr eine Weile still gestanden, jetzt schlug es zu stark. Sie horchte, bis sie Edmunds Schritte nicht mehr hörte; „Max!“ sagte sie dann mit klangloser Stimme, wie erstarrt. „Wie kommst du hierher?“

„Ich bin — außer mir,“ erwiderte er, die hellblauen Augen auf sie wie auf einen Geist geheftet. „Hätte ich das geahnt, daß du, du die Frau des Herrn Halland bist!“

„Bacchetti. Warum nennst du dich Bacchetti? Dein Name ist doch Erbach. Ah! Bach — du hast aus Bach Bacchetti gemacht!“

Max ward bis zur Stirne rot. „Nicht um meinetwillen; meine Mutter hat es gewollt, und der Vormund auch. Den Namen Erbach nicht entweihen! Und damit sie mich nur zur Bühne ließen — in Gottes Namen. So ist es gekommen!“

Es war etwas in seinem Lächeln jetzt, das ihr nicht gefiel. Sein Gesicht war schöner, regelmäßiger, schlanker geworden, aber auch fremder für ihre Augen, ihr Herz; schon ein wenig Tenorgesicht. Eine seltsame, überraschende Freude ging ihr durch die Brust, daß dieser erste Eindruck so unhold war. „Bacchetti!“ sagte sie noch einmal, mit fast beleidigender Herbigkeit. „Also darum hab ich nie von dir gehört. Warst mir wie verschollen. Ich wollt auch nicht. Aus ist aus!“

„Gewiß!“ Ein bitteres, gekränktes Lächeln verzog seinen Mund. „Aus ist aus, das fühlt ich auch; darum hab ich dir ja auch mein Dasein nie mehr aufgedrängt. Habe dir auch nicht nachgeforscht: was wird denn aus Cilla? Augen und Ohren zugemacht, nur für meine Kunst gelebt. Du kannst übrigens ruhig sein: ich bin bald wieder fort! Zweimal spiel ich hier. Das ist eine Woche. Dann — am Stadttheater in Leipzig bin ich engagiert — dann geht's nach Leipzig zurück!“

Während er sprach, war Cilla errötet; war ich so unfreundlich, dachte sie, daß er so beleidigt hat sprechen können? Meint er nun gar, ich hätte ihn aus verletzter — Liebe gekränkt? „Verzeih!“ sagte sie rasch, um das wegzuwischen. „Was ich vorhin sagte, das ist wohl anders herausgekommen, als es sollt und wollte. Ich habe ja doch immer nur gedacht: sollten wir uns jemals wiedersehen, so werden wir gute Freunde sein! — — Ich glaub, Edmund kommt. Er hat offenbar vergessen, daß er vor Jahren einmal dein Bild gesehen; 's war auch nur ein Augenblick. Ich bitte dich — mir ist so — sagen wir ihm noch nicht, daß wir uns schon kennen. Ich habe noch ein so ungewisses Gefühl. —“

Sie brach ab, sie hatte recht gehört. Edmund öffnete die Tür, nicht ohne Mühe: er hatte drei Flaschen im linken Arm und beschriebenes Notenpapier in der rechten Hand. „Hat etwas lange gedauert!“ rief er heiter; „wir wohnen hoch, daher ist der Keller tief!“ Er stellte die Flaschen auf den Tisch, Cilla holte edle „Römer“; die Noten legte er geheimnisvoll lächelnd auf den Flügel. „Sie rauchen nicht, ich auch nicht; desto mehr dürfen wir aus dem Becher nippen. Freilich, Ihr Tenor! So ein Instrument, in dem so viel

Gold und Ehre steckt, das will geschont, zart behandelt sein. Und jetzt vor dem Gastspiel! Aber so ein bißchen altdeutsch zechen dürfen Sie doch wohl. Sie sehen aus, als könnten Sie's!"

Max lächelte, nicht ohne Stolz. „Ich war ein sehr fideler Student, Herr Halland, eh ich mich ganz aufs Singen warf."

„Ah, vorher studiert! — Und wie alt denn jetzt, wenn ich fragen darf?"

„Sechsundzwanzig Jahre."

„Herr, Sie können schon viel; mithin sind Sie noch recht jung. Wohl ein rascher Lerner, was?"

„Es sagt's ja, es sagt's ja die Welt!"

Cilla hatte zwei Flaschen geöffnet, vor jeden der Männer eine hingestellt und auch eingeschenkt; wieder dieses Tenorlächeln! dachte sie. War denn schon je Max Erbach so? Nein, der war nicht so! — Ihre Augen gingen vom einen zum andern; da saßen die beiden, die beiden — ihr war's wie ein Traum. Wie verschieden beide! Edmund in seiner Joppe, ein rotes Halstuch mit der lässigen Hand lose umgeschlungen, das graue Haar gemütlich zerwühlt, die großen, guten, schwarzen Augen lebensfreudig blitzend. Max untadelhaft elegant gekleidet; — freilich, die vom Theater müssen das! sagte Cilla sich, um gerecht zu sein. Aus dem Flaum von damals über der kühnen Oberlippe war ein liebevoll gepflegter Schnurrbart geworden, von einem edlen, matten Blond. Das natürlich lockige Haar verriet doch die Kunst, mit der es verteilt und wohl heimlich geliebkost wurde. In den schöngeformten Augen, ja, da war noch das Lachende, das Mutige, das sie einst entzückt hatte ...

Ihr war aber doch so frei ums Herz. Sie füllte sich aus Edmunds Flasche auch ein Glas. Ein schöner Jüngling — ein starker Mann!

Sie trank im stillen auf ihren Mann.

„Vor allem aber auf Harry Unger trinken!" mahnte Edmunds kraftvoll melodische Stimme. „Der hat uns diese junge Zukunft gebracht!" Er stieß mit Bacchetti an; die drei Römer klangen. „Wieder einschenken! Wie sagten Sie? daß Sie dem Meister Unger hoffentlich keine Schande machen. Auf Ihren Gastspielsieg! Großen, vollen Sieg!"

Die Gläser erklangen wieder; Edmund trank aus.

„Herr Halland, wie sind Sie gut zu mir," sagte Max mit leise erzitternder, bewegter Stimme. „Wie komm ich dazu? Sie sehen mich heut zum ersten Mal!"

„Herr, ich habe Sie doch auch gehört. Technik, von der red ich nicht; Sie haben eine ganze Menge davon; mit der Zeit wird's noch mehr; natürlich. Aber da hört man mal wieder eine Seele, Herr! Über eine schöne Stimme ist der Geist gekommen, der gebildete, veredelte, warm gewordene Geist, hat ihr Empfindung, Blut, Schönheitssinn gegeben. Und man hört Ihnen auch an: der hat was erlebt! Dem ist in seiner Brust warm und kalt geworden. Schicksale! Ich bin für die Schicksale, Herr. Aus denen wird der Mensch gemacht; und wenn der Künstler kein Mensch ist, was ist er dann?"

Max hatte einen Augenblick auf die wieder erblaßte Cilla geschaut; nun sah er in sein Glas. O ja, ich hab auch mein Schicksal! hätte er sagen mögen; er blieb aber still.

Nach einer Weile stand Edmund auf; er trat an den Flügel, legte seine Hand auf die Noten, die er vorhin mitgebracht, und lugte den Tenoristen mit schalkhaftem Blitzen an. „Ich bin übrigens gar nicht so gut, wie Sie sich das denken; ich bin ein Intrigant! Zum Beispiel, da hab ich mir ausgedacht — — nämlich Unger schreibt mir, Sie seien ein merkwürdig musikalischer Mensch, Sie hätten ein ganz besondres Talent, vom Blatt zu singen, mit Ausdruck und Gefühl. Sehen Sie, das ist nun mein höchster Spaß! Und — Sie wissen wohl nicht, ich bin auch Komponist."

„Aber Herr Halland!" Max hob seinen Lockenkopf. „Wofür halten Sie mich? — Ich hoffe ja auch in Ihren Opern zu singen; wenn ich nur erst etwas weiter bin."

„Das hoffen Sie! Wie lieb! — Also da hätte ich natürlich mit der Eitelkeit des Komponisten ein kleines Anliegen an Sie; und das ist die Intrige. Ich habe da so ein Ding gemacht — für Tenor — Lied, Arie, wie Sie's nennen wollen; ich sag am liebsten: gesungener Monolog. Wenn Sie mit Ihrer jungen, goldenen Stimme — — da steht er schon auf. Was wollen Sie?"

Max lächelte: „Ich will's versuchen." Er wagte nicht, rechts nach Cilla zu schauen, ihr in das vielleicht erregte oder abwehrende Gesicht zu sehen; es trieb ihn aber: gerade vor ihr! Er stand schon am Klavier, er öffnete es. „Wollen Sie begleiten?"

„Den Teufel auch, ob ich will! Aber Sie — Sie sträuben sich nicht einen Augenblick?"

„Ich bin ja erst angehender Tenorist, Herr Halland. Aber im Ernst: so hat sich noch niemand in der ersten Stunde für mich — begeistert wie Sie. Für Sie, was Sie wollen!"

Er nahm das Notenblatt in die Hand, warf aber nur einen Blick darauf; es nicht durchlesen, auch nicht durchfliegen, diesmal nichts dergleichen: frisch vom Blatt gesungen! Edmund setzte sich an den Flügel, er brauchte keine Lampe und keine Noten, die Begleitung zu diesem „gesungenen Monolog" hatte er sich schon oft gespielt. Er schlug ein kurzes Vorspiel an. Die wenigen Takte, unter seinen Fingern sogleich zu voller Stimmung geworden, gaben auch Max sofort das richtige Gefühl. Er setzte mit dem unverzagten Mut eines sieggewohnten jungen Sängers ein. Er jubelte die Freude, die Wonne, die er zu singen hatte, in die Welt hinaus.

Cilla saß auf dem Sofa am Tisch; sie sah diesen schlanken, großen Menschen, den Geliebten ihrer ersten Jugend, mit dem Notenblatt beim Flügel stehen, sie hörte seine schallende Stimme; welch ein Märchen war's. Noch ein tiefes Staunen hielt ihr fast den Atem an: was sie nun schon so manches Mal an singenden oder spielenden Künstlern bewundert hatte, daß beim Beginn ihres Vortrags ihre Züge sich veredelten, verfeinerten, verklärten, das erlebte sie jetzt wie noch nie. Mit den ersten Tönen kam über Max ein Ausdruck, der ihn wie zu einem höheren Menschen machte; alles, was ihr an ihm mißfallen hatte, verschwand. Er ward wieder so jung, so frisch, so rein wie in jenen Zeiten. Er war der hochgesinnte, edle Jüngling, der ihre gleichgestimmte Seele bezaubert, hingerissen hatte. Aber nun die Stimme! Der

Gesang! Was für ein Gesang! Einmal vor fünf Jahren, als sein Künstlerehrgeiz erglüht war und sie ihn bekämpfte, hatte er ihr feierlich vorgesungen, Lohengrins Erzählung vom Gral; da war noch alles Stümperwerk, erlauschte Manier, hingezitterte oder verunreinte Töne. Das wird nichts! hatte sie gedacht. O wie hatte sie sich geirrt! Nun war es durchschulter, geklärter, großer Gesang. Eine Jünglingsstimme! Wie stark — wie süß! Sie sang vom goldenen Sonnenglanz, der die Welt und die Seele füllte; vom buntdurchwirkten Festgewand der herbstlichen Natur, von der verjüngenden Seligkeit einer reinen Liebe. Von der gereiften Jugend, dem verklärten Alter . . .

Was für ein Lied oder „Monolog" ist denn das? dachte Cilla, der mehr und mehr die Seele zerging. Von einer Lisa singt er; er singt das alles an Lisa hin. O wie schön; mein Edmund, mein Komponist! Aber wer ist Lisa? Und warum kenn ich das nicht?

Der Gesang war aus. Es tat ihr fast weh, daß er aus war. Edmund sprang auf, trat vor den Sänger hin und ergriff dessen beide Hände. „Herr!" rief er. „Was haben Sie da gemacht? Das war mehr als ein Kunststück; ein Kunststück war's auch, so vom Blatt gesungen, aber es war tausendmal mehr. Reiner Zauber. Und ein Mensch von sechsundzwanzig Jahren! Ich dank Ihnen. Ich dank Ihnen. Ich hätte Sie beinah umarmt!"

„Das können Sie gerne tun!" sagte Max fröhlich lächelnd.

Edmund drückte ihn an seine Brust.

Es ging Cilla wie ein Schlag durchs Herz; heute sollte sie aus einem traumhaften Staunen in das andre fallen. Sie überwand eine Beklemmung, trat auch zu Max und gab ihm die Hand. „Ja, wie schön haben Sie das gemacht," sprach sie so einfach herzlich wie nur möglich hin. „Und wie wunderschön war —"

Sie fühlte, daß seine warme, fast heiße Hand die ihre festhielt, zog sie zurück und sprach nicht zu Ende. Edmund nahm das Notenblatt und wollte es in seine Brusttasche versenken; „halt!" sagte sie rasch. „Was war denn das für ein Lied? Wer ist die Lisa? Bitte, laß mich sehen!"

„Lisa ist eine junge Dame," erwiderte Edmund und faltete das Notenblatt; „eine junge Dame, an die ein liebender und glücklicher Mensch einige Streckverse richtet. Das ist nur so 'ne Phantasie von Edmund Halland, um darüber Musik zu machen; hat nichts zu bedeuten."

„Bitte, laß mich einmal sehen!"

Cilla griff nach dem Blatt. Edmund wich zurück und steckte es in die Tasche; wenn es auch keine Bezeichnung als Bruchstück einer Oper trug, einstweilen so für sich hingeschrieben war, vielleicht konnte Cilla doch durch irgendein Wort des Textes auf einen richtigen Argwohn kommen. „Bitte, laß mich's einstecken!" antwortete er und lächelte. „Künstler haben ihre kleinen Geheimnisse. Seien sie der Menge heilig!"

„Ich bin keine Menge, sondern deine Frau," sagte Cilla, auch noch lächelnd, aber doch etwas gereizt. „Habe lieber vor andern Geheimnisse, aber nicht vor mir!"

„Ach, mein gutes Kind. Ich bin ja vor dir wie ein aufgeschlagenes Buch. Nur in einer ganz winzigen Ecke, da —"

„Ja, so sagt ihr immer. Und eben diese winzige Ecke, in die möchte der Mensch hinein!"

Es erregte Cilla, daß gerade Max diesen kleinen Ehestreit erleben sollte; ihre Wangen glühten. Wie erzwing ich mir das Blatt? dachte sie. Plötzlich erklang der Flügel; Max hatte sich hingesetzt und begann aus dem Klavierauszug der „Walküre," auswendig, Siegmunds „Winterstürme wichen dem Wonnemond" zu spielen und zu singen. Er wollte der Cilla noch einmal zeigen: ich kann's!

Sie horchte; sie schloß die Augen. Es war etwas in seiner Stimme, das ihr durch alle Nerven und auch durch die ganze Seele fuhr. Sie suchte zu erlauschen: was war's? War's der Glanz der Stimme? die Heldenkraft, das Deutsche, die Jugend? Ja, ja, wohl das alles; aber noch etwas: als spräche aus seiner Stimme — vielleicht nur für sie — alles Beste und Edelste seines Ichs zu ihr, alles, um das sie ihn einst so glücklich und dann so traurig geliebt hatte.

„Schön! schön! schön!" sagte Edmund, als der Gesang zu Ende war, und legte die Hände wie zum Beifallklatschen aneinander. „Singen Sie so vor unserm Publikum, dann haben Sie's in der Tasche!"

Cilla hatte die Augen wieder geöffnet und nickte dem Sänger zu.

Er wollte mehr, er wollte auch ein Wort von ihr hören. „Glauben Sie das auch — gnädige Frau?" fragte er. „War es so nach Ihrem Sinn?"

Sie nickte wieder. Reden mochte sie nicht.

Einen flüchtigen Augenblick verzog sich sein Gesicht; dann verneigte er sich mit einem dankenden Lächeln. „Nun kann ich aber nur noch austrinken — auf das Wohl meiner verehrten, liebenswürdigen Wirte — und muß fein ehrbar nach Hause gehen. Morgen große Probe! Neuer, heißer Boden; Hoftheater. Dieser schöne Abend soll mir aber eine gute Vorbedeutung sein; ich nehm ihn mit wie ein Amulett!"

Er lächelte und trank aus. O, wieder dieses Lächeln! dachte Cilla; es warf sie aus einer Art von Verzückung in ihr erstes Gefühl zurück. Es war Selbstbewußtsein, Mache, Spiel in diesem Lächeln. Sie versank in einen unholden Dämmerzustand, aus dem sie erst erwachte, als sie ihre Hand in der seinen fühlte. Sie hörte sein Gute Nacht; „Gute Nacht!" gab sie zurück. Er ging. Edmund begleitete ihn hinaus.

Ja, was nun tun? dachte sie, auf einmal beklommen. Wenn Edmund wiederkommt, ihm sagen: das ist dieser Max? — Dann ist's mit seiner Freude vorbei. Dann ist's auch mit seiner Ruhe vorbei! Jetzt ist ihm dieser „Bacchetti" ein Glück, ein neuer Sonnenschein; und was ist er dann?

Edmund kam zurück. „Na, was sagst du, Cilla?" begann er mit dem fröhlichsten Brustton seiner weichen Stimme; trat an den Tisch, nahm sein halbvolles Glas und hielt es gegen das Licht. „Ist das ein Sänger? Der ist wie der Wein in diesem Römer: goldiger Edelglanz. Der ist einmal wieder eine erfüllte Sehnsucht. Daß du den gleich am ersten Abend gehört hast, das ist mir ein ganz besonderer Spaß!"

„Freut es dich?“ erwiderte sie mit etwas unsicherer Stimme.

„Ja, wie sollt's denn nicht? Ich denke doch bei allem zuerst an dich. — Harry Unger hoch!“ Er trank.

Nein, dachte Cilla, ich sag's ihm nicht! Zweimal singt Max nur, eine Woche bleibt er; dann ist er wieder fort. Wozu soll Edmund denn wissen, daß sein Bacchetti Max Erbach ist? — Nur eine Woche! Wie gut! — Mir noch wie ein Traum. — Ich möcht ihn nicht mehr singen hören; das tut mir nicht gut. Alles andre, das fühl ich nicht. Aber am Nachmittag, eh er auftritt, da bekomm ich Kopfweh und leg mich aufs Bett!

„Bist ja ganz versonnen, Cilla,“ hörte sie jetzt ihren Liebsten sprechen. „Ist dir sein Singen so zur Seele gegangen, wie der Krug zum Brunnen?“

„Dann müßt es ja brechen,“ versetzte sie, um auch etwas harmlos Heiteres zu sagen.

„Da ist sie wieder aufgewacht! — Wie mich's freut, daß er dich auch so gepackt hat. Ich mag nicht anders fühlen als du! Wenn dir dieser Jüngling —“

„Ach, all mein bißchen musikalisches Fühlen, hab ich das nicht von dir?“

„Sag das nicht, du Musenkind: es war schon was da, eine ganze Menge. — Ich bin glücklich, Cilla! so recht durchglüht glücklich! Um es aber noch mehr zu werden — weil tugendhafter — will ich sogleich an meinen Harry schreiben: wie schön es war, und wie wir ihm danken.“

„Tu das,“ hauchte sie.

Er küßte sie — noch derselbe Liebhaber wie am ersten Tag — und ging in sein Zimmer.

Cilla hielt sich Wort: an dem Abend, an dem Herr Bacchetti den „Propheten“ sang, lag sie still mit Kopfweh, das im Lauf des Tages mehr und mehr gewachsen war. Zu seinem Kummer und Verdruß mußte Edmund ohne sie ins Theater gehen; zu seiner Freude ward es freilich ganz der große Sieg, den er sich geträumt hatte, Staunen, Bewunderung, Jubel, ein Abend wie ein Fest. Er schlich dann aber einsam nach Hause, es zog ihn zu seiner „Kleinen“ hin. Er wollte ihr berichten; sie lag aber, längst entkleidet, unter ihrer Decke und schlief. Eine Weile horchte er, hoffte wohl auf ein Erwachen; doch ihr Atem ging in rhythmischem Gleichmaß ein und aus, es war fester Schlaf.

Als sie aber am andern Morgen, so gegen elf, frisch wie der junge Tag, neben ihrer Frieda in der Küche hantierte, trat Edmund mit strahlendem Antlitz ein; „Guten Morgen!“ rief er. „Wieder gesund? — Das hofft ich; das seh ich. Ich komme aus der Welt! Habe Zeitungen gekauft, Kritiken gelesen, gute Bekannte und Freunde gesehen. Max Bacchetti ist ein gefeierter Mann, er ist ein Ereignis! Die Kritiker haben ihn jeder ‚entdeckt‘, natürlich. Sie reichen ihm alle die Bruderhand; nur der eine Thersites, der schimpft in einsamer Größe. Im Publikum glühweinwarme Stimmung. Er muß engagiert werden! Festhalten! Den brauchen wir! So sagen die Gescheiten und die Dummen — alle!“

Cilla lachte und lächelte; es war immer ihre liebste Freude, sich mit diesem neidlos strahlenden Mann zu freuen. „Und — und er?“ fragte sie. „Er vergeht wohl vor Glück?“

„Ja, den Sänger hab ich auch gesehen; er erzählte mir, eine Zigeunerin hab ihm einmal all dies Glück aus der Hand gewahrsagt; sonst verging er aber so ziemlich vor Glück. Und wer kommt zum zweiten Gastspiel? Harry Unger kommt! Wir hatten ihm gestern abend natürlich telegraphiert; heut morgen kam eine Depesche von ihm an Bacchetti: er hat sich für den Abend freimachen können; er will mit dabei sein. Lohengrin ist am zweiten Abend. Und in den Lohengrin geht mit mir und Harry Frau Cilla Halland; da gibt's kein Kopfweh!“

„Ich hoffe, nicht —“

„Nein, bei Monsalvat und dem heiligen Gral, da siegt Cilla Halland über jedes Kopfweh; — ihr Mann, der hätte auch gestern gesiegt. Und ihr Mann, der sich geschämt hat, daß er an so 'nem Abend ohne seine Frau im Theater saß, der geht ohne sie nicht wieder hin!“

Dann muß ich also mit! seufzte sie inwendig. Soll ich ihm seine ganze Freude verderben? Muß ein Opfer bringen, dafür bin ich seine Frau!

Er gewann ihr noch etwas ab, sein Antlitz strahlte zu selig: am Abend nach dem Lohengrin eine gemütliche Feier bei Hallands; mit dem Sänger, mit Harry, mit dem Kapellmeister Müllner und dem Regisseur der großen Oper. „Der letzte Abend, meine kleine Cilla; dann ist diese Episode aus!“ Ja, der letzte Abend, sagte sie sich zum Trost. Dann liegt dieser Stein im Wasser, unten, und der See hat Frieden!

Als die Stunde kam, am Lohengrinabend ins Theater zu gehen, hatte Cilla für alles gesorgt, um ihre musikalischen Gäste festlich zu bewirten; sie hatte sich recht zu schaffen gemacht, damit ihre Bangigkeit keine Zeit finde, sich auszuwachsen, und begab sich schön „abgerackert“ auf den Weg. Das Haus war gefüllt, in freudiger Erwartung; sie, zwischen Harry und Edmund im ersten Rang, schaute leidlich ruhig umher, suchte die bekannten Gesichter auf, sog die guten und schlechten Wohlgerüche der aufgeputzten Damen ein und hörte den drollig aufgeregten Stoßseufzern und Galgenwitzen zu, die aus Harrys fiebernder Protektorseele hervorbrachen. Endlich ging nach dem Vorspiel der Vorhang auf, die Handlung begann; auch das tat ihr nichts. Der König, Telramund, Elsa, — Elsas Phantasien, ihr Flehen zu Gott, das floß wie ein ihr wohlbekannter Strom dahin. Da, „ein Schwan! ein Schwan!“ Von hinten her kam Lohengrin, in seinem Nachen von einem Schwan gezogen; ein Ritter in strahlendem Waffenschmuck; so kam Max Erbach — einst ihr Max. Dann zertrugen sie sich — dann büßte und sühnte sie vor ihm — dann ließ er sie, um dereinst den Lohengrin zu singen . . .

„Ein Wunder, ein Wunder, ein Wunder ist gekommen!“ sangen die Männer und Frauen.

„Schön, schön sieht er aus!“ flüsterte Harry, vor Aufregung an der Brüstung kratzend.

Zu schön! dachte Cilla. Irgend etwas gefiel ihr nicht . . .

Doch nun sang der schöne Mann. Süß und weich und heldenhaft erklang die junge frische Stimme:

Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!
Zieh durch die weite Flut zurück
Dahin, woher mich trug dein Kahn,
Kehr wieder nur zu unserm Glück.
Drum sei getreu dein Dienst getan!
Leb wohl, leb wohl, mein lieber Schwan!

Was geschieht mit mir, um Gottes willen, was geschieht mit mir? dachte Cilla bang, verstört, dann entsetzt. Sein Gesang durchschütterte sie. Ihr ward weich und krank ums Herz. „Mein lieber Schwan!" Auch das hatte er zu jener Zeit einmal vor ihr gesungen, heimlich, einsam im Wald. Es war ihr zu tenörlich, süßlich, unmännlich erschienen, sie hatte ihn ausgelacht. Ihre siebzehn Jahre damals, hatten sie recht gehabt oder nicht? Jetzt kam's wie ein Rausch über sie; Tränen stiegen ihr in die Augen. O warum bin ich hergegangen! dachte sie. Wär ich wieder fort!

„Was haben Sie?" flüsterte Harry, während Lohengrin sang: Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen . . . „Sie schluchzen ja wohl gar?"

„Bitte, lassen Sie mich," flüsterte sie zurück. „Die Nerven. Die dummen Nerven!" — Sie biß die Zähne zusammen, sie erstickte das Schluchzen mit allen Kräften. Der erste Aufzug ging weiter; zu Ende.

„Was ist dir, Kind?" fragte nun auch Edmund. „Was hast du für ein Gesicht? Packt's dich gar so toll?"

„Ich kann heute keine Musik hören," sagte sie und atmete tief. „Ich weiß nicht, was mir ist. Ein Gefühl, als würd ich krank. — Ich bitte dich, laß mich nach Haus!"

Edmund zog die Brauen über die Augen: „Aber ist das meine Cilla? Du warst doch so gesund wie ich. Mach mir keine Schande, Kind. An so 'nem Abend läuft man doch nicht fort . . . Und Nerven! Wenn man sich nur zusammennimmt!"

Sie nahm sich zusammen; sie schalt sich aus, nicht sanft wie Edmund, sondern zornig, hart. Im zweiten Aufzug ging's auch gut. Sie freute sich, daß Telramund, Ortrud, Elsa, die Edlen und die Mannen so lange sangen, kein Lohengrin. Als er dann kam, ertrug sie ihn. Sie freute sich, wie schön er sang. Sie freute sich, als der Vorhang niederrauschte und, wie nach dem ersten Aufzug, das Händeklatschen, der Jubel durch das ganze Haus ging, der schöne Ritter erscheinen mußte, und wieder und wieder, stolz bescheiden dankend.

Harry hatte die Hervorrufe gezählt; es waren ebenso viele wie nach dem ersten Akt.

Gott, hilf mir gut über den dritten hinweg! betete Cilla inwendig.

Sie verging aber mehr und mehr, je höher Lohengrin im dritten wuchs. Seine Stimme! Seine Seele! Sein bestes Ich! — Sie staunte ihn an wie Elsa, fragte ihn wie Elsa: Wer bist du? Was bist du? Wie soll ich dich

nennen? Bist du der Max, an dem ich hing? der Max, der mir sagte: ohne dich leben, das kann ich nicht? Kommen all diese Töne wie Fragen aus deiner Seele, deinem besten Ich zu mir? Sollen sie mir sagen: „Du hast nicht an mich glauben wollen, glaubst du nun? glaubst du nun? Liegt nun dein Herz besiegt vor mir?"

Ihre Brust war wie von Tränen gefüllt, ein See, der gegen alle Ufer drückte; denn keine von den Tränen stieg nach oben, sie sollten nicht. Immer biß sie wieder die Zähne zusammen: ich will siegen! ich behalte den Sieg! — Aber nun sangen sie wieder am Ufer der Schelde, Lohengrin, „der Held von Brabant", erschien, in seiner düsteren Herrlichkeit. Elsa hat „ihren teuren Schwur gebrochen", er muß nun verkünden, wer er ist:

In fernem Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Monsalvat genannt . . .

Da war's wieder, die Erzählung vom Gral, die Max Erbach ihr vor fünf Jahren sang. O Gott! Aus dem ehrgeizkranken Studenten von damals, mit der „wildgewordenen Krawatte", war ein Cherub herausgestiegen, in Waffen strahlend wie der Erzengel Michael, und sang mit der Himmelsstimme eines Gotteskämpfers; so erklang es in ihrem Ohr. Ihre Tränen stürzten. Als stiege der ganze See aus der Brust herauf, so strömte es ihr über die Wangen hin.

„Um Gottes willen!" raunte Edmund endlich, gegen ihr Gesicht geneigt. „Was ist dir, was ist dir? — Kannst du dich nicht fassen?"

„Laß mich — laß mich — laß mich!" flüsterte sie nur. Ihre Tränen flossen unaufhaltsam weiter, sie versuchte auch kein Hemmen mehr. Es war wie ein Schicksal. Als dann Elsa sang, sprach sie deren Worte im Herzen mit:

Mir schwankt der Boden! Welche Nacht!
O Luft! Luft der Unglückselgen!

Zuletzt saß sie wie in wachem Traum, in einer halb erlösenden Betäubung da; ihr ward wieder wohler. Der „liebe Schwan" kam geschwommen. Er verschwand im See. Sie sah alles, doch als säh sie's nicht. Lohengrin schon in der Ferne. „Mein Gatte! Mein Gatte!" sang die verzweifelnde, vergehende Elsa; Cilla griff nach Edmunds Hand. Der Vorhang rauschte. Beifallsjubel. Hervorrufe ohne Ende. Sie klatschte mit. Sie fühlte ihr Mäntelchen auf ihren Schultern, von Edmund ihr umgehängt. Sie verließ das Haus.

Endlich stand sie wieder in ihrer Wohnung, im Speisezimmer, sah über die gedeckte und geschmückte Tafel hin. Sie war gegangen, so rasch sie konnte, vor dem Gatten her; „bitte, laß mich jetzt," hatte sie ihn gebeten; „ich laufe mich gesund!" Es kam auch wieder das alte Leben in die jungen Glieder; sie reckte ihre Arme, sie lächelte ihren Edmund an. Nach und nach erschienen die Gäste; zuerst der Kapellmeister mit dem Regisseur, dann Max, der sich abgeschminkt und allerlei Glückwünsche hingenommen hatte. Harry ließ noch warten; er habe noch im Theater zu tun, hatte er durch Max vermelden lassen. Man setzte sich, auf sein Verlangen, ohne ihn zu Tisch.

Edmund harrte mit seinem Trinkspruch auf ihn; erst als auch Harrys glückselig lachendes rötliches Gesicht an der Tafel prangte, sprach er seine kurze, aber begeisterte Rede auf den jungen Lohengrin, den neuen, geweihten Helden der heiligen Kunst. Bald darauf erhob er sich wieder: es sei noch einer von der Burg Monsalvat am Tisch. Wenn sich auch der zuerst namenlose Held seinen Namen selber gemacht habe, einen edlen Taufpaten habe er gehabt, dem das Beistehen und Helfen „selbstverständlich" sei wie alles Gute; drum heiße er auch „Bruder Selbstverständlich" in der Freunde Kreis. Sonst auch Harry Unger. Bruder Harry hoch!

Sobald das Hoch und die Gläser ausgeklungen hatten, stand der eben Gefeierte aufrecht da: „Ich bitte für eine Minute ums Wort! Nicht um auch jemanden emporzufeiern, nur um eine Mitteilung zu machen, die diese verehrte Tafelrunde noch festlicher stimmen wird. Nämlich zwei Großmächte, der Münchener Intendant und der Leipziger Direktor — — drum hab ich mich so verspätet heut. Es spielte schon seit dem Propheten-Abend: München wollte Bacchetti haben; Leipzig wollte ihn behalten. Ich, als dummer Kerl, der aber für einen feinen Diplomaten gilt, wurde zum Vermittler erwählt. Ich schlug endlich vor: Leipzig behält Bacchetti noch einen Monat, er singt da noch, so viel er kann; dann tritt Leipzig ihn großmütig — das heißt, gegen eine nette Entschädigung — an München ab. Das wurde gestern von Bacchetti, heut während der Vorstellung vom Intendanten angenommen; jetzt, nach der Vorstellung, kam das letzte Leipziger Telegramm. Alle einig, Punktum! Nach einem Monat tritt Herr Maximilian Bacchetti in sein Münchener Engagement!"

Cilla erschrak so heftig, daß sie erzitterte. Kein Frieden! In vier Wochen Max wieder hier! Und dann blieb er hier!

Am Tisch war große Freude, Jubel. Die Männer tranken Harry zu, weil er so großherzig dafür gewirkt, daß er und Leipzig die „Perle" verlören, damit die Perle in eine edlere Fassung komme. Harry lachte aus seiner breiten Brust. „Ja," rief er, „es ist was Merkwürdiges mit den edlen Handlungen: sie schlagen meist zu unserm Nachteil aus. Aber es bleibt einem doch das unermeßliche Wohl- und Hochgefühl: ich hab mich nobel benommen!"

Die Männer lachten und scherzten miteinander. Nur Cilla saß in erstarrtem Ernst da, ohne es zu fühlen; was tu ich nun? dachte sie. Darf ich länger schweigen? Muß er nun nicht wissen, an wen er sein Herz so hängt?

Sie raffte sich auf: später weiterdenken; jetzt ihren Gästen eine sonnige Wirtin sein! Es gelang ihr aber nicht gut, sie konnte nicht. Wenn sie sich einmal lachen hörte, so erschrak sie über den falschen Klang; plötzlich versank sie dann wieder in ihre quälenden Gedanken und fuhr wie aus einem Einnicken auf. Zu ihrem Trost blieb man nicht so lange, wie sie gefürchtet hatte; das erste Zeichen zum Aufbruch gab Harry, indem er sich erhob: er müsse mit dem ersten Frühzug nach Leipzig zurück. Max stand auf: „Ich fahre mit!" Nun erinnerten sich auch die Münchener Musiker, daß sie morgen wieder schnöde Amtspflichten hätten. Edmund mahnte vergebens, „echte deutsche Männer" zu sein. Bald waren alle Gläser geleert und die vier marschbereit. Sie

nahmen ritterlichen Abschied von der reizenden Hausfrau. Edmund hängte sich in seines alten Harry Arm und begleitete ihn hinaus.

Der letzte, der sich entfernte, war Max; er hatte mit Absicht gezögert. Als er sich mit Cilla allein sah, trat er auf sie zu; ein schmerzlich bitteres Lächeln umspielte seinen Mund: „Du hast mir heute abend nicht ein warmes, gutes Wort gesagt."

„Hab ich nicht? — Ich dächte doch —"

„Nicht ein Wort!"

„Verzeih. — Ich hatte Kopfweh."

„Heute auch?"

Er hörte durch die offene Tür Edmunds laute Stimme, sie schien sich zu nähern. Er verneigte sich und sagte nur noch: „So leben Sie denn wohl! Bis auf Wiedersehen!"

Damit ging er hinaus. Cilla drückte die Augen zu.

Nach einer Weile kam Edmund wieder; er warf sich auf einen Stuhl und schaute an ihr auf und ab. „Meine gute Cilla, du warst mir diesen ganzen Abend so — fremd. Warum warst du so?"

„Das will ich dir sagen. Ich habe schweigen wollen, um dir deine Freude und deinen Frieden nicht zu stören; aber da er nun wiederkommt, mußt du alles wissen. Er heißt nicht Bacchetti, er heißt Erbach, dessen Braut ich war."

Edmund sagte lange kein Wort. Seine Farbe ward langsam gelblich, dann grün; ein bleich fahles Grün, das die Wangen deckte. Es war ihr schrecklich, diese Verwandlung zu sehen. Wirkte das so auf ihn? Als erfüllte sich eine alte Furcht? — Ein tiefes Mitleid erfaßte sie, mit ihm — und mit sich. „Wo bleibt nun unser Glück?" fuhr's ihr durch die Brust.

„Du hattest mir's verschweigen wollen?" brachte er endlich hervor; es sollte sachlich und ruhig sein.

„Um dir nicht deine Ruhe zu nehmen, wie ich eben sagte. Da es ja hieß: er kommt und geht! — Ach, wie tut mir's leid, daß es dich so angreift, Edmund. Warum tut es das? Was denkst du denn?"

Aus seinem Bariton ward beinahe ein heiserer Baß. „Wie sieht's in dir aus, Cilla? Darauf kommt es an. Wir hatten von diesem — Gespenst der Vergangenheit gar nie mehr gesprochen. Sieh mich mit deinen ehrlichen Augen an! Wie war dir denn diese ganze Zeit?"

„Welche Zeit?"

„Die drei Jahre, seit wir uns so gut sind. Was bedeutete da der Max in dir? — Gott und — — Ich versteh's noch nicht. Lohengrin — Bacchetti — dein Max!"

„Was er mir die drei Jahre war? Ein Stück von meinem Leben; ich hatte ihn ja doch lieb gehabt. Dann liebte ich dich aber mehr als ihn, und dann dich allein. Und so wird es bleiben; und nun mach nicht mehr dieses schreckliche Gesicht — es versteinert mich; mir vergeht das Reden. Hab ich ihn hierher gerufen? Will ich, daß er hier bleiben soll? Hat das nicht alles dein Harry getan?"

Edmund stand auf, mit schweren Gliedern; es riß ihn aber plötzlich, er stand vor ihr. „Cilla! Sag mir, wie es ist! Ich will dich nicht an die Kette legen, ich will dich nicht halten, wenn — wenn das Schicksal kommt; aber die Wahrheit will ich! Sei nicht wie die Weiber, die so gerne heucheln und trügen, wirf mir die Wahrheit nackt ins Gesicht! Warum warst du so abwesend, so verstört diesen ganzen Abend? Warum an dem ersten Abend mit ihm, nach seinem Gesang, so tief versonnen? wie verzückt? Warum schüttelte es dich heute im Theater so — und ‚laß mich nach Haus'? Und dann die Tränen!" Er griff in der Erregung in ihren Arm; sie zog ihn zuckend zurück. „Warum hast du so geweint, wie ich's nie gehört habe, als bei unsres Richards Tod?"

Bei diesem Namen fuhr sie zusammen; dann starrte sie auf die Wand. „Warum ich geweint habe? Ich kann's nicht erklären, ich kann's nicht sagen. Sein Gesang — es ist nur der Gesang — der ergreift mich so. Edmund, quäle dich nicht! Quäle uns nicht! Ich will ihn nicht wiedersehen — ich will nichts, nichts, nichts! als daß es so bleibt, wie es ist!"

„Warum willst du ihn nicht wiedersehen?" Sein Gesicht war wieder fahl, und er rang nach Atem. „Cilla, Cilla, ich will uns beide nicht quälen, weder dich noch mich; aber mich martert jedes Wort, das du sprichst. Ihn nicht wiedersehen! Du fliehst vor ihm! Du flohst schon diesen ganzen Abend vor ihm, deine Augen entwichen ihm; ich hab's wohl gesehen. Ich wußte nur noch nicht, was das war und warum du's tatest! Als sie fortgingen — er blieb noch hier — ich sah durch die Tür, wie er vor dir stand; und dein Gesicht — versteinert, verstört. Und er sprach; ich sah es nur, hören konnte ich's nicht. Was sprach er noch? Cilla!"

„Ich gebe dir Antwort, auch ohne daß du ‚Cilla' rufst. Er lächelte so bitter wie zuweilen in alten Zeiten: ‚Du hast mir heute abend nicht ein gutes Wort gesagt'."

„Und du?"

„Ich sagte ungefähr: Wenn's so ist, verzeih. Ich hatte Kopfweh. Da lächelte er gar: ‚Heut auch?'" — Hast du nun genug gefragt? Ich hatte sonst einen Mann, der an mich glaubte, der nicht wie ein Untersuchungsrichter — — O Gott!"

Edmund legte sich beide Hände auf die Stirn, die Augen. „Was für ein Abend ist das! Was für eine Nacht! — Ja, ja, ja, ich frage zu viel. Das ist nichts für dich und mich. So wahr ich noch lebe — ich will ja lieber tausend Tode sterben, als dich so gefangen halten, wie dich Karoline hielt. Wenn das Gespenst lebendig wird, wenn die Vergangenheit wiederkommt — oder schon gekommen ist — dann zerreiß ich mit dieser Hand die Kette, die dich bindet; dann packe ich die Säulen meines Hauses wie Simson und stürze es über mich her! Aber Wahrheit, Wahrheit. Die letzte Frage, in der einen sind alle drin: Weinte heut dein Herz um ihn? Will es wieder zu ihm? Hat er's wach gesungen?"

„Aber ich will ja nicht!" rief sie und rang die Hände. „Hörst du mich denn nicht? Ich will nicht, ich will nicht! Ich will bei dir bleiben! Immer, bis ans Ende!"

„Weil du mir's damals gelobt hast —"

„Nun ja — aus meinem innersten Herzen heraus hab ich dir's gelobt! Und aus meinem freiwilligen Herzen werd ich es dir halten. O, ich bitte dich, Edmund! Reiß nicht so an mir. Ich war heute krank, ich fühl's; — nein, nein nein, nicht so, wie du denkst. Nur in den Nerven krank. Laß sie Ruhe haben. Zerfrage sie nicht mehr, laß mich schlafen gehen! Und — wenn ich dir jemals Anlaß gebe, mein Tun als deine Frau zu tadeln, dann glaub mir nicht mehr. Bis dahin aber glaub an mich!"

Edmund sah sie nun weich, gerührt, wie es schien, mit liebevollen Augen an; er küßte ihre Hand, ihren Mund. „Ja, ja, schlafen gehen. — Wie sollte ich nicht an dich glauben? Das ist ja der Boden, auf dem ich stehe, wie der Baum in der Erde steht. Es ist nur das alles wie ein Donnerschlag auf mich niedergefahren. So ein Musikmann verwildert leicht; du kennst uns ja. Da komponieren wir uns geschwind einen Haufen Unglück, wir geborenen Phantasten wir. Geh schlafen, du holde Wirtin du. Ich will mir hier noch ein wenig die Dünste aus dem Kopf vertreiben. Geh, geh, geh!"

Er küßte sie noch einmal. Sie lächelte ihm zu und ging.

Cilla lag im Bett; es war wieder eine Stille über sie gekommen; nur in den Nerven, den wirklich erschütterten, wetterleuchtete es noch dann und wann. Sie schlief ein und erwachte wieder; es war aber nur ein halbes Wachen, in dem sich Wirkliches mit Traumfiguren mischte, die sich dann so geschwind wieder auflösten, wie ein Dampfwölkchen in der Luft zergeht. Orchesterharmonien und Sängerstimmen kamen wie von ferne; über alles wuchs eine Stimme empor, die des Lohengrin; im Horchen wurde ihr wohl und weh. Lohengrin, vom Schwan gezogen, wollte im Nachen über das Eis, auf dem sie mit Max Erbach Schlittschuh lief . . .

Sie lag wieder in echtem Schlaf. Ein Wald um sie her; der Wald, zu dem sie zuweilen mit Max hingeradelt war, in dem er ihr das vom „lieben Schwan" vorgesungen hatte. Sie hatte ihn eben ausgelacht, er saß halb finster, halb traurig da. Sie setzte sich zu ihm ins Moos, zupfte an seiner wild gewordenen Krawatte; „ach, laß nur sein!" sagte sie. „Ich hab dich eben den Lohengrin im Hoftheater singen hören, und das war so wunderschön, daß ich weinen mußte. Drum sei nur wieder gut, du dummer Junge; ich will nie mehr an dir zweifeln, ich will immer glauben, daß du ein großer Sänger wirst!" — Max legte seine großen Hände gegen ihre Ohren; „dann ist's ja gut!" sagte er und zog sie an seine Brust. Ihr ward selig wohl. Sie küßte ihn und sprach an seinem Mund: „Max! Mein geliebter Max!"

Ein dunkler, dumpfer Ton in ihrer Nähe schreckte sie auf; sie fuhr in die Höhe — und lag im Bett. Edmund stand vor ihr. Sein Gesicht war so wunderlich, es kam ihr ein Grauen; sie sah wacher, klarer hin, nun erbebte sie. Ein schreckliches Feuer war in seinen Augen, eine Art von Lächeln um die verzogenen Lippen. Aus seiner Brust kam ein Ton — wie der, den sie eben im Traum gehört. „Edmund —!" sagte sie vor Schreck.

„Ja, ja," murmelte er. — „Wovon träumtest du?"

„Wovon ich —?"

„Ja, du. Diesen Augenblick. Bei wem warst du denn? Wenn du ‚mir je Anlaß gäbest' — — Ob wohl so ein Traum kein Anlaß ist? ‚Max! Mein geliebter Max!'"

Sie starrte ihn an. „Das hätte ich —?"

„Ja, im Traum gesagt. Ich war eben gekommen; es zog mich zu dir. Es zieht mich immer zu dir. Aber wozu red ich davon — das wollt ich nicht. Ich will nur wissen; verstehst du nicht? Wovon träumtest du? Sag's in des Teufels — in Gottes Namen. Hast du von Max Bacchetti geträumt? Hast du von Max Erbach geträumt?"

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht," antwortete sie in ihrer selbstbehorchenden, bangen Redlichkeit. „Weißt denn du, wie sich in dir die Traumbilder mischen? Hast mich nun auch so erschreckt — alles ist verworren, verwischt. Edmund! War in diesen drei Jahren in dir nie ein Traum, für den du dich nicht verantworten willst? Sollen nur wir Frauen für alles vor Gericht stehen, was in unserm unbewußten Leben geschieht?"

Es war so große Unruhe in seinem Kopf, er hörte nicht recht, was sie sprach. Er hörte nur ihre Stimme; wie sanft, wie weich! — „Vor Gericht stehen" — „Untersuchungsrichter" — die Worte taten ihm weh. O, wenn du wüßtest, verständest, dachte er, wie anders das in mir ist! — Er streichelte ihre Hand, die auf der Decke lag, während das Herz in seiner Brust große Schmerzen machte. „Cilla!" seufzte er.

„Nimmst du denn alles, alles so schwer?"

„So schwer? Zu schwer? — Meine Mutter meinte es. Edmund, sagte sie manchmal — fast mit deinen Worten: Warum nimmst du alles so schwer? — Ich hatte schon meine Knabenparole, die sagt ich ihr aber nicht: ‚Alles oder nichts!' — — Schlaf nur ein. Ich komm wieder."

„Wohin willst du noch?"

„Zu mir. Mich ruhig denken; — was zu Ende denken. Dann komm ich auch!"

Er ging in sein Zimmer.

„Ich muß aus dem Weg!" — Edmund stand vor seinem Schreibtisch, sah mit den stieren Augen auf den Teppich hinunter, sprach immer wieder vor sich hin: „Ich muß aus dem Weg!" Dazwischen flogen seine Gedanken: Von welchem Max sie träumte, was tut das? Beide sind wie einer! Der neue hat den alten in ihr aufgeweckt. Der lag scheintot in ihrem Herzenssarg. Nun steht er wieder da — mit der neuen Stimme — mit der heiligen Glorie des Lohengrin — und einstweilen im Traum sinkt sie ihm an die Brust: „Mein geliebter Max!" — Bei mir bleiben will sie. Warum? Warum? Weil sie mir vor unserm toten Kinde gelobt hat — ich wollt's nicht —: „ich bleib dein bis zum Tod!" — Nein, nein, nein, Cilla, das tu ich, der Mann. Das ist meine Sache. Was ich dir in meiner Seele gelobt hab ...

Er sprach wieder auf den Teppich nieder: „Ich muß aus dem Weg!“ — Sie will ihn nicht wiedersehen, sprach es in ihm weiter. Wie viele Millionen haben das wohl schon gesagt, seit die Erde rollt. Er wird wiederkommen, und sie wird ihn sehen! Und ich sollte dann wie ein erbärmlicher Schächer schauen, spähen, horchen: wie weit sind sie nun? Oder ist Lilla gelübdetreu und weint sich nach ihm die Augen aus? — Nein, in diese Hölle stürzt Edmund Halland nicht. „Alles oder nichts!“ — Scheidung? Das ist für Leute, die sich nicht mehr lieb haben. Sie dem andern in die Arme legen und dann weiterleben? — Ein entsetzliches Gefühl fror ihm durch den Leib. Nein, wenn sie den wieder küßt, dann muß Edmund Halland in der Erde liegen! — — Da wär's aber nun beisammen, mein Musikdrama. Mein Opus 23! — Er lachte einen Augenblick. Er schluchzte einen Augenblick. Die Tragikomödie ist fertig! Fehlt nur die Musik! Fünftes Bild: Der Bub muß sterben. Aus seinem Sterbebett wächst, wie eine Lilie — ach mein Gott — wächst die neue, heiligste, tiefste Liebe der Frau zum Mann; seine höchste Stunde! Sechstes Bild — da kommt's. Guter Konrad — du ahnungsloser — bringst der Lisa, die dir so gut und stillglücklich ist, den Revenant, das Gespenst ins Haus! Und die arme Frau, sich an dem ungeglaubten Wunder, seiner Kunst, berauschend — seinem Göttertenor — — Ja, da tritt er nun ein in das Singespiel! Wie soll er heißen? Felix Winter soll er heißen. Und als Sänger Harlach. Weg mit Konrads Tenor; der muß Bariton werden — wie ich. Felix ist der Tenor! Lisa Sopran. Wilhelm Alt. Paul Görner — mein Harry — Baß. Alles beieinander!

Es war wie Feuer in seinem Kopf. Aber nicht das Höllenfeuer, das ihn vorhin versengte: helle, leuchtende Schaffensflammen, heroische Seligkeit. Ja, sein Opus 23 vollenden; nun kann er's ja mit seinem Herzblut schreiben; sollt's da nicht gelingen? Es auf der Bühne aufgeführt sehen! Seinen Sieg erleben! Nein, nicht sterben vor diesem Tag! — Aber dann! Dann, was er gelobte —!

Er saß schon an seinem Schreibtisch, seine Feder flog. Fünftes, sechstes Bild! Schluß des sechsten lyrisch, verhauchend, stimmungs-, ahnungsvoll. Lisa, von dem Wiedersehen mit dem andern bang und tief ergriffen, vom Wiederhören noch mehr, hat bei sich beschlossen: ich sag's Konrad nicht, laß ihm seinen Frieden! Trennung, gute Nacht. Das gedämpfte Orchester sagt, was ihr Mund verschweigt, was ihr Herz bedrückt. Langsam fällt der Vorhang . . .

Siebentes Bild — — die Feder sank ihm aus der Hand. Siebentes Bild: Der heutige Tag! — Seine Augen schlossen sich einen Augenblick: O, ihr Ewigen, was für ein andres Schaffen heut in der Schmerzensnacht als in der seligen Freudennacht des Bräutigams! Eine wilde Schaffenswut riß ihm aber wieder die Augen auf. Gerade in dieser Nacht! In dieser Nacht soll das Opus werden — ganz, bis zum Schluß! Also das siebente Bild, das ist schon geworden, das hat das Schicksal gedichtet; nur künstlerisch zusammenfassen — das findet sich. Aber was im achten Bild? Vorwärts, erfinden — Schicksal machen. Der Welt einmal zeigen: ein deutscher Musikträumer auch

ein deutscher Held! — Achtes Bild: Konrads Zimmer, am nächsten Tag. Er allein: „ich muß aus dem Weg!" ist auch sein Gedanke; ihm bebt nun noch das Herz vor dem letzten Entschluß. Lisa tritt ein, blaß, erregt; sie zieht einen Brief hervor, den hat ihr Felix, der Sänger, geschrieben. Er ist doch noch nicht abgereist, er hat nicht gekonnt. Ich muß dich sehen! sagt der Brief. Du hast dich gestern von mir abgewandt, aus versteinerndem Pflichtgefühl; das ertrag ich nicht. Du hast die alte Flamme in mir angezündet; dich dem Brennenden nun entziehen? Du hast damals büßen, sühnen wollen, was du mir angetan; nun ist die Zeit gekommen, nun tu's! Mein altes Recht an dich, gib es mir zurück! — Konrad, dem das Herz erzittert, zu Lisa: Und du? — Ich will bei dir bleiben! ruft sie. Ich halte, was ich dir gelobt! Aber ihr stürzen die unaufhaltsamen Tränen aus den Augen. Er sieht die Kämpfe, den Gram, die Liebe in ihrem vergrämten Gesicht. Er preßt sie endlich noch einmal in die Arme, stammelt zärtliche, verschleierte, abschiednehmende Worte, die sie nicht versteht, stürzt hinaus. Im Orchester düstere, tragische Harmonien, gleichsam ein Vorspiel zum späteren letzten Bild . . .

Lisa allein, ihr zerquältes Herz vor sich öffnend; Felix, der Sänger, tritt ein. Sie erschrickt, erstarrt, verstummt; er, in einem großen Gesang, schüttet Vergangenheit und Gegenwart vor ihr aus. Sie war sein, sie ist es wieder — er fühlt's, er sieht's — sie muß ihm gehören! Als sie widersprechen will, versagt ihr die Stimme; mitten im Treueschwur für den Gatten sinkt sie ohnmächtig hin. Er kniet neben ihr. „Du bist mein! Du wirst mein!" Der Vorhang fällt.

Neuntes, letztes Bild — — Edmund, den Tränen nahe, sah es auf einmal vor sich, alles, als erlebt er's jetzt. Letztes Bild: auf der Hotelterrasse in Kufstein am Inn. Konrad sitzt dort allein, beim letzten Mahl; da soll es enden, wo's begann! Er ist hergefahren, hat von hier an Lisa geschrieben: Die törichten Aufregungen haben ihm zu sehr die Nerven gepeitscht, er will sie ein paar Tage beruhigen, im geliebten Kufstein; dann kommt er zurück. Schöne, herbstliche Stille dort, nur noch wenig Gäste, mild frische Wärme; alles, wie er's braucht! — Die junge Wirtin (aus dem ersten Bild) begrüßt ihn, freut sich, daß er nach dem Sommer noch einmal wiederkommt, wenn auch jetzt allein. Die schöne Kellnerin (auch aus dem ersten Bild), die Anna, bringt ihm sein Nachtmahl, seinen Wein; fragt den Einsamen nach der Frau, nach seiner Stadt, seinem Leben; fragt, was ihm fehlt: er sei so blaß, die ernsten Augen liegen so tief. Er erheitert sich mit Gewalt. Er scherzt. Er fragt nach ihrem Schatz, trinkt ihr zu. Wie schön der Inn wieder rausche; er möchte gern einmal da unten stehen, wo die Terrasse aus dem Wasser steigt, auf dem Vorsprung des Mauerwerks. Möchte da niedersitzen, die Füße fast im gurgelnden Strom, und ihn so behorchen. Man kann ja übers Gitter steigen, sagte er, und hinunterklettern! — Anna schüttelt den Kopf: Das möchte er doch lieber bleiben lassen. Das habe schon einmal so ein junger, fürwitziger Herr getan, sei da unten ausgeglitten, der Strom hab ihn mit fortgerissen; er sei nicht wiedergekommen. Doch der war blutjung; der Herr Weißbart sei doch zu alt dazu!

Konrad ist wieder allein. Er hat seinen Wein hinuntergestürzt; nach der schlaflosen Reisenacht fallen ihm die Augen zu. Wo nun wohl seine Lisa ist? — Und wenn sie dann hören wird: wie sie's wohl überwindet? Weinen, weinen wird sie. Überwinden wird sie's. Und die Zeit, die Zeit, o, wie wird die helfen . . .

Das Orchester deutet sein Einschlafen an. Weiche, elegische Musik führt zu seinem Traum hinüber, der auch in seinen Zügen spielt. Hinter Konrads Stuhl steigen Lisa und Felix auf, Lisa einen Palmenzweig mit weißen Rosen in der Hand. Sie besuchen heute sein Grab am Jahrestag; man hört es aus ihrem Zwiegesang. Nun dürfen die Liebenden, die so lang entsagten, zueinander kommen. Sie segnen sein Andenken — segnen ihr Geschick. Lisa legt die Rosen auf die Lehne, wie auf sein Grab. Sie reicht, mit Worten der Liebe, ihrem Sänger die Hand. Er neigt sich zu ihr, küßt sie auf den Mund . . .

Mit einem Schrei fährt Konrad aus dem Traum empor. Er besinnt sich, wo er ist. Ach ja — die Terrasse: der geliebte Inn. Sein verlorenes Glück. Und nun muß er aus dem Weg! sein Gelöbnis halten! — Die Terrasse ist leer. Der Inn rauscht so gut. „Wenn er mich hat, werde ich Hilfe rufen; dann sagen und schreiben sie, daß es ein Unfall war. Lisa, Seele meiner Seele, leb wohl!" — Er steigt über das Geländer hinab. Sterbemusik des Orchesters, mit Harfe, Flöten, Posaunen.

Jähe, wilde Dissonanzen. Konrads Hilferufe, aus der Tiefe. Die Kellnerin stürzt aus dem Haus hervor. Die Wirtin folgt ihr, die letzten Gäste. Schwächere, ermattende, ferne Hilferufe. Keine Rettung! — Der Vorhang fällt, sinkt langsam nieder, von der sich wiederholenden Sterbemusik begleitet . . .

Edmund saß noch immer am Tisch. Er hatte das alles niedergeschrieben, die Feder auf ihren Platz gelegt, den Kopf in beide Hände gestützt; er starrte auf das Papier, die Stille *rauschte* um ihn, so sang es in seinem überwachten Hirn. Was er da geschrieben hatte, er begriff es nicht, konnte es nicht mehr fassen.

Hinter ihm öffnete sich die Tür; Cilla trat herein im Nachtgewand. „Edmund!" sagte sie. Er drehte sich herum, die geheimen Blätter unter andre schiebend. „Was ist?" fragte er.

Sie schüttelte den traurigen Kopf. „Was hast du nur? — Warum schläfst du nicht?" Sie kam langsam näher, dann warf sie sich neben ihm auf die Knie. „Hast mich nicht mehr lieb?"

Er zog sie empor und auf seinen Schoß. Ihn duftete ihr warmes, junges Leben an; in dem leichten, losen Gewand all die schlanken Glieder. Er preßte sie an seine Brust; es war ihm wie ein erstes Abschiednehmen; ein schauriges Gefühl. Er drückte seine Lippen in ihr Haar hinein. „Ich dich nicht mehr lieb haben? Cilla! Bis zum Tod!"

Wohl die wunderbarste Zeit in Edmunds Leben begann: Opus 23 wuchs in langen Arbeitstagen — jede freie Stunde — in fiebernder Ungeduld der

Vollendung entgegen. So hatte er auch noch nie geschaffen, auch in der phantasiereichsten Jugend nicht; Verse, Gesänge, Orchestermusik, alles floß ihm zu. Es war, als hätte der schmerzvoll aufgewühlte Zustand seiner Seele Kräfte wachgeschrien, die wie Tote geschlafen hatten; jetzt nachtwandelten sie, stiegen hellsehend und schwindelfrei an allen Abgründen hin. Während Max Bacchetti seinen letzten Leipziger Monat mit Triumphen füllte, saß Edmund am Klavier oder am Schreibtisch, oft in die Nächte hinein, fast den Schlaf verlierend, den er dann durch künstliche Mittel zu erzwingen suchte, aber aus seinem tiefsten, geheimsten Willen immer neue Kräfte schöpfend. Als Bacchetti wieder nach München kam, war das Musikdrama fertig; Edmund schrieb es ab, Tag und Nacht, feilte noch im Schreiben. Endlich machte er den letzten Strich und warf den Geleitbrief an Harry hin:

„Hier schicke ich Dir mein Opus, Alter, das ich ‚Herbst und Frühling' getauft habe; Du wirst bald sehen, warum. Du wirst dann auch bemerken, daß ich einige Wirklichkeiten hineingemengt habe, von mir, von Karoline, auch von Dir, und von meiner Frau. Das sind freilich alles nur Farben, Aufputz; die ganze sogenannte Handlung habe ich frei erlogen. Besonders natürlich alles, was Cilla betrifft. Sie hat nie einen solchen oder ähnlichen Max gekannt; ich darf mir sogar schmeicheln, daß ich ihre erste Liebe war.

„Aber freilich, wie die Laien und zumal die Frauen sind: es ist ihnen gar zu wunderlich, wenn sie mit einem Teil ihres lieben Ich in Dichterwerke hineingeraten und ihnen da allerlei angefabelt wird, was sie nie erlebt haben noch erleben wollen. Ich glaube, auch meine geliebte Cilla — mit ihren zweiundzwanzig Jahren! — würde mein Opus, wenn ich es ihr zeigte, zuerst etwas mißverstehen, nicht unbefangen als Kunstwerk hinnehmen, Einwendungen machen, Bedenken haben und so weiter. Drum habe ich die Sache wie ein schlimmer Bub ganz geheim betrieben; sie soll mein Musikdrama erst kennen lernen, wenn es sich auf den Brettern das Lebensrecht erworben hat. Mein Treiben am Klavier und am Schreibtisch habe ich ihr einstweilen — mit Deiner Erlaubnis — so erklärt, daß ich Dir bei der Ausarbeitung Deiner ersten Oper als alter Praktikus etwas Beistand leiste. Und käme es zur Aufführung bei Euch — mein glühender Wunsch! — so werde ich ihr sagen, daß ich zur Einstudierung Deiner Oper reise.

„Es ist immer die alte Geschichte: gute Zwecke heiligen böse Mittel! — Nachher sage ich ihr die Wahrheit.

„Mich der Gnade Gottes und Deines Direktors empfehlend

Dein alt junger Edmund."

Früher, als er hatte hoffen dürfen, kam Harry Ungers Antwort:

„Lieber, alter Freund! Was hast Du da gemacht? Was für ein Feuer vom Himmel hast Du uns da auf den Kopf geworfen? Ich habe tief in die Nacht hinein über Deinem Opus gesessen, vor Erregung gefroren, geschluchzt, geheult. Bin am Morgen zum Direktor gelaufen: darf ich Ihnen das vorspielen, haben Sie Zeit? Damit ich von Ihnen höre, ob ich verrückt oder nur ganz richtig betrunken bin? Er hat Zeit gehabt. Als wir fertig waren,

hatte dieses alte Krokodil gleichfalls Tränen in den Augen; und hat mir gesagt: ich bin auch betrunken!

„Mensch, wie ist denn all diese Musik über Dich gekommen? Sie geht auf die Nerven, in den Kopf, ins Gemüt, in alles. So was hast Du nie gemacht! Ich bin Dir zehnmal um den Hals gefallen.

„Eins war mir nicht recht: das mit dem Traum, Alter, am Schluß, vor Konrads Tod — mir zu opernhaft. Aber der Direktor, diesmal unkritisch wie ein verliebtes Dirndl, hat mich angelächelt. ‚Das wirkt auch! Sie weinen!'

„Gott geb's!

„Mensch, das ist eine große Sache. Das wird Dir ein Bombenerfolg! — Wir haben ein paar biedere Opernnovitäten vor uns, auf die wir die schönsten Befürchtungen setzen. Der Direktor rieb sich nun sehr vergnügt die Hände: Wir schicken ‚Herbst und Frühling' voran, das rettet uns die Saison!

„Also bald wird's losgehen. Du kennst uns, hier geht alles mit Dampf. Komm dann nur beizeiten!

„Dein vor Freude auf dem Kopf stehender Harry."

Es ging so, wie der feuereifrige Harry angekündigt hatte; so schnell kam wohl selten eine Oper zur Einstudierung, ans Rampenlicht. Während Max Bacchetti sich als neuer Heldentenor in München einspielte und, wenn auch mit einigem Widerspruch der nicht mehr verwöhnenden Kritik, von Aufgabe zu Aufgabe wuchs und Triumphe häufte, flogen zwischen Edmund und Harry Briefe hin und her; die Fortschritte der Vorbereitung jagten sich, alles ward dem Dichterkomponisten gemeldet. Endlich begannen die Mahnungen: wir probieren, komm! — Edmund kam nicht, er saß und schwieg. Er hatte seinen Koffer gepackt, alles, was in ihm Ehrgeiz war, drängte fort, schob ihn gleichsam zur Tür; das Herz hielt ihn fest. Eine abergläubische, nervöse Hoffnung wollte nicht entweichen: als könnte noch etwas Ungeahntes, Wundergutes kommen, als schwebe noch irgendwo im Dunkel ein rettendes, erlösendes Glück. Er sah zwar, wie Cilla langsam verblich und verging, er merkte, daß ihre Nächte nicht besser waren als die seinen, der nicht mehr ohne Morphium schlief; er sagte sich: sie leidet um ihn, den sie nicht mehr sehen will; warum lasse ich sie leiden? Und doch riß er sich nicht von diesem verzehrenden Elend los. Ach, dachte er, gedichtet ist leichter als gelebt; mein Konrad ist tapferer, stärker als ich!

Ein neuer Brief war von Harry gekommen, mit dem saß er an seinem Schreibtisch und starrte unentschlossen hinein. „Mensch," stand darin, „warum kommst Du nicht? Probe auf Probe und kein Komponist? Ich vertrete Dich so gut ich kann; ich zerreiße mich; aber ich bin doch immer nur der Esel in der Löwenhaut. Bitte, bring mich aber nicht so weit, zu denken, daß der Löwe ein Esel ist! Wir brauchen Dich. Wir wollen Dich. Ohne Dich gibt's jedenfalls keine Aufführung; das hat der Direktor in seinem allerhöchsten Zorn geschworen. Dein Opus wird in die Pleiße geworfen. Buchstäblich!

„Ich versteh Dich nicht. Hast so ein Heldenstück geschrieben und bist so ein — — Schluß!"

Cilla trat ins Zimmer, Briefe in der Hand; bei der Tür blieb sie stehen. „Darf ich stören?“ fragte sie.

Er nickte. „Was gibt's?“

„Da ist wieder ein Brief von Tante Karoline. Sie klagt, daß wir so lange nichts von uns hören lassen, und —“

Er bewegte müde abwehrend die Hand: „Schon gut!“

„Dann ist noch ein Brief. Von ihm. Max Erbach.“

Edmund fuhr in die Höhe; ein plötzliches Grauen packte ihn. Seine Dichtung ward Wirklichkeit: da war dieser Brief! — „Er fordert dich zurück!“ fuhr's aus ihm heraus.

Erschrocken, fast entsetzt sah sie ihm in die erglühenden Augen. „Aber was sprichst du denn?“ sagte sie. „Was ist mit dir? — Und wie siehst du aus. Wie kann er mich zurückfordern —“

„Bitte, gib ihn her, den Brief!“

Sie kam und hielt ihn ihm hin. Er zog ihn aus dem Umschlag und las:

„An Cilla.

„Du willst mich nicht wiedersehen. Dein Mann weicht mir aus; treffen wir uns, so reden wir, und scheinbar wie damals, als ich noch nicht Münchner war; aber in Euer Haus werde ich nicht gebeten. Ich weiß, das kommt von Dir. Auch ins Theater gehst Du nicht, wenn ich drin singe. Es wäre mein Ehrgeiz und meine Freude, gerade für Dich zu singen; das wird mir aber nicht mehr, das erlebte nur der Lohengrin.

„Du hast mir drei Briefe ungeöffnet zurückgeschickt; Du willst mich also weder lesen, hören noch sehen. Diesen vierten schreibe ich mit so verstellter Hand in der Aufschrift, daß er doch wohl geöffnet wird.

„Warum willst Du mich nicht wiedersehen? Was hab ich Dir getan? Kannst Du mir vielleicht nicht vergeben, daß ich an dem Lohengrin-Abend, beim Abschied, auf Dich zutrat und einige bittere, anklagende Worte sagte? Es hatte mich zu schwer gekränkt, daß Du, gerade Du, an diesem meinem schönsten Ehrenabend mir nicht ein einziges gutes Wort vergönnt, mich sozusagen verleugnet hattest. Womit hatte ich das verdient? Und eben an diesem Abend, als ich Dir so schräg gegenüber saß, hatte ich denken müssen: wenn sie nun noch Cilla Mohr wäre und ich käme morgen und sagte ihr: Siehst Du, ich hab's doch erreicht! Und ich bin noch der Alte, hab Dich nie vergessen. Und Du schriebst mir ja damals, Du wärst mir noch gut. Werde meine Frau! — So phantasierte ich. Selbstverständlich, natürlich war's nur Phantasie! — Und da saßest Du, bleich und starr. Das ertrug ich nicht. Da sagte ich Dir das und ging.

„Ich bin ein verwöhnter, hochfahrender, eitler Mensch geworden: so magst Du wohl denken. Ich kenne meinen Wert, o ja; aber so schlimm ist's doch nicht! Wenn ich wieder zu Euch käme, Du solltest Dich wohl wundern, wie sehr ich noch der Alte bin: nicht für die Welt, aber für Dich. Tat ich nicht damals alles, was Du wolltest? War ich nicht so recht ein guter Junge vor Dir? Das könnte ich auch heute noch sein. Ich würde mich bescheiden,

mich fügen; ein Opferlamm. Ein Virtuos der Entsagung. Glaubst Du's nicht? Versuch's!

„Bin ich Dir auch den Versuch nicht wert?

„Der alte Max."

Edmund faltete den Brief zusammen und legte ihn auf den Tisch. Sie zurückfordern? dachte er. Nein, das tut er nicht! Aber — er tut mehr als das; er schleicht sich so sacht in ihr Herz hinein. In aller Bescheidenheit — ein Opferlamm! — sagt er ihr so viel. Er ist „noch der Alte". Wärst du noch Cilla Mohr, würdest du meine Frau! — Und sie, wie blaß und übernächtig und abgewelkt steht sie da. Und ich noch immer im Weg?

Er füllte seine Brust mit Atem. Dann sagte er: „Was willst du nun dem Max Bacchetti für 'ne Antwort geben?"

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Gar keine! Ich will ihm nie eine Antwort geben!"

„Das wäre — wunderlich; zwischen dir und ihm. Warum willst du nicht?"

„Was sollte ich ihm sagen?"

„Bist du ihm zu feindlich oder bist du ihm zu gut?"

Sie wand ihre Schultern, zog die Brauen tief. „Bitte, frag nicht so. Frag nicht immer wieder. Laß mich gehen — deine Frau sein, alles für dich tun — und in Ruhe leben!"

Wie sie eben die Zähne zusammenbiß, dachte Edmund, dem das Mitleid sein eigenes Leid erstickte; so hält sie ihr Geheimnis fest! — „Ja, wenn du nur in Ruhe lebtest," gab er darauf zur Antwort. „Gerade die hast du nicht. Wie viel wachst du nachts. Ich hör's so oft, wie du dich wälzest, bald hin und bald her. Gegen Morgen im Halbdunkel, wie oft sehe ich da, du sitzest aufgerichtet im Bett, starrst auf die Fenster hin, als könntest du den Tag nicht erwarten — und in den Augen keine Spur von Schlaf."

„Und wenn du das alles siehst und hörst, wachst du dann nicht auch?"

„Cilla! Meine Cilla! Ich hab dich so lieb. Könntest du mir doch einmal deine Seele öffnen. Warum hast du ein Geheimnis vor mir?"

„Ich habe keins; du denkst nur so; du denkst gar so viel. Und wenn ich eins hätte — hast du keins vor mir? Wie hast du diese zwei Monate gelebt, immer für dich. All dein Arbeiten — für Harry, sagst du. Ich habe dir geglaubt, ich glaube dir alles; aber monatelang? So rastlos? Für Harry? Das will mir nicht mehr in den Kopf! Du hast mir zwar immer die Wahrheit gesagt —"

Sie sah ihn nun aber mit großen, zweifelnden, tiefen Augen an und schüttelte den Kopf. „Nein, seit Monaten schon nicht mehr! — Edmund! Warum und seit wann nicht mehr?"

Es kam ihm plötzlich — die drei Worte des Lohengrin: „Mein lieber Schwan!" sang er ihr zur Antwort.

Das überraschte, überwältigte sie. Ebenso plötzlich warf sie sich auf sein Sofa, brach in ein lautes Weinen aus.

Er horchte erschüttert; er sprach nicht mehr. Er nickte vor sich hin. Reif! Reif! dachte er. Die beiden Äpfel fallen vom Baum! — Nun war's wenigstens

aus mit dem Hinhalten und dem Aberglauben; in seiner Brust war Ruhe, Entschluß. Er überwand einen letzten Schauder. Dann ging er leise zur Tür.

„Ja, was ich noch hatte sagen wollen," sprach er von dort zurück; — „bleib nur liegen, Cilla. Harry hat mich eben wieder gemahnt, zu den letzten Proben seiner Oper zu kommen; es geht nicht mehr anders. Ich fahre mit dem nächsten Zuge, sechs Uhr zwanzig, da bin ich um halb vier Uhr Morgens dort; kann noch tüchtig schlafen. Lieg still, für mich zu tun ist nichts! Ich komme noch und sage Adieu. Ach, wenn du da doch einschlafen könntest; hast so viel gewacht. Hab ich dir eben weh getan? Süße Cilla — das wollt ich nicht. Will bei Gott im Himmel nichts, als dich glücklich machen. Man verfehlt's nur oft! — Aber ich hoffe, es wird noch, es wird noch!"

Es zog ihn übermächtig zu ihr; er beugte sich über die lang, lieblich Hingestreckte und küßte sie mit Inbrunst auf den warmen Mund. Ihre Lippen gaben den Gegenkuß, zärtlich, leise seufzend. Er ging.

Alles war seit Tagen bereit; er nahm nur Mantel, Schirm und Stock, ließ eine Droschke holen, schickte seinen Koffer hinunter. Als ihm der Wagen gemeldet ward, öffnete er noch geräuschlos die Tür zu seinem Zimmer; — hatte er's nicht gedacht? Sie war eingeschlafen. Über allen Kummer weg — wie ein weinendes Kind. Sie lag auf der Brust, auf den Armen, er sah aber noch ihr liebes Gesicht. Es war traurig schön.

Nein, sie nicht mehr wecken! Er stand noch minutenlang so da, in einer Andacht des tiefsten, wehevollsten Schicksalsgefühls, für die es wohl keine Worte gibt. Dann schloß er die Tür.

Fünf Tage später saß Cilla in ihrem Wohnzimmer am Fenster; sie hatte eine kleine Handarbeit, an der sie emsig nähte; ihr Buch hatte sie weggelegt. Ihre Gedanken waren bei dem guten Harry, der nun wohl als angehender Opernkomponist in allen Nöten und Ängsten schwebte, und bei dem ebenso guten Edmund, dem „Helfer", der ihm die Sorgen von der so leicht geröteten Stirn und die Fehler und Flecken aus der Partitur wischte. Nur ebenso gut? Ach nein, besser, besser; wer war denn wohl so gut wie er? Hatte er nicht mit den Torheiten und Krankhaftigkeiten und Verschlossenheiten seiner dummen Cilla, die sich selbst nicht verstand, immer wieder Himmelsgeduld und liebevolle Zärtlichkeit? Und schickte er ihr nicht auch in diesen Leipziger Arbeitstagen, die voll Plage waren, auf schnell bekritzelten, täglichen Karten innig warme Worte und Grüße? Ihr ward so weh und wohl, als sie das bedachte. Es rührte sich eine herzliche Sehnsucht in ihr: käme er doch jetzt in die Tür! Und wäre dann wieder alles gut! Übermorgen, hatte er zuletzt geschrieben, sollte die erste Aufführung sein; das war also morgen. Kam er dann zurück? Sie hoffte. Sie wunderte sich: in ihrer Zeitung, die so vieles brachte, hatte sie von dieser neuen Oper noch kein Wort gelesen . . .

Ein nahes Geräusch weckte sie aus ihren Gedanken. Sie sah von ihrer Arbeit auf; — Max stand vor ihr, im Mantel, den Hut in der Hand. Sie fuhr von ihrem Stuhl empor. „Was ist das?" stieß sie im ersten Schreck heraus. „Wie — wie kommst du hierher?"

„Ich mußte," erwiderte er und riß sich an der Brust den Mantel auf. „Ich habe deinem Mädchen gesagt, daß du mich bestellt hast. Sie kennt mich ja. Bitte, sei ruhig; setz dich wieder. Hör mich eine Weile mit —"

Cilla fiel ihm ins Wort. „Max! Was willst du hier?"

„Da du mir keine Antwort gegeben hast, muß ich sie mir holen. So behandelt man Max Bacchetti nicht! — Nein, nein, lächle nicht. O wie eitel! denkst du; aber so mein ich's nicht. Das Wort Bacchetti war falsch gewählt; ich meine den ganzen Max — deinen Max — um den du so viel gelitten hast, nach dem du dich zurückgesehnt hast — und der das aus sich gemacht hat, was nun vor dir steht. Den verleugnet man nicht so, den stößt man nicht von sich, als wäre er ein Ungeheuer oder gar ein Schächer. Und vor allen andern durfte es Cilla nicht!"

„In deinem Brief neulich, da war es anders," entgegnete sie herb, zu herb, da sie gegen eine Verwirrung kämpfte. „Es stand da was von sich bescheiden, sich fügen —"

„Beim ewigen Gott, ich hab's auch gewollt! Hättest du mich freundlich aufgefordert, wieder herzukommen — — Aber keine Antwort? Einem Mann, der dir schreibt, gerade für dich, für dich möcht er singen — ist das nichts? Ist das keiner Antwort wert? Du, Cilla Mohr, gerade du konntest mir wohl sagen: ich war ein unwissendes Kind, als du mich so liebtest, ich verstand dich nicht, ahnte nicht, was Gott in dich gelegt hatte; sonst hätten sich wohl auch meine Kinderlaunen nie gegen dich empört. Nun seh ich, was aus dir geworden ist, nun freu ich mich mehr als alle, alle, da ich dir mehr als alle abzubitten habe. Das, dachte ich in meinem Gefühl für dich — das noch immer lebt — das wird Cilla tun! Und ich hab noch mehr gedacht; da wir uns nun einmal gegenüberstehen, will ich alles sagen. Diese Cilla, hab ich gedacht, die einst mein war, mein — vor der ich meine Seele aussingen möchte — der ich all meinen jungen Ruhm, meine Zukunft, meine Jugend zu Füßen lege, sobald sie nur will — ja, bei Gott, so ist es, es muß heraus — hängt die wirklich so an dem alten Mann? Das ist ja ein Wahnsinn! Das ist —"

„Sprich nicht so!" rief Cilla laut, fast zu laut. „Sprich nicht von meinem Mann! Sonst geh ich aus der Tür!"

Er verneigte sich, als füge er sich. „Bitte um Vergebung! Irgend etwas Böses oder Liebloses über ihn zu sagen, das kam mir nicht in den Sinn. Er ist ja ein Mann von hohen Qualitäten, als Mensch und als Musiker. Gerade in diesen Tagen tritt er ja mit einem neuen Werk in die Welt — von dem man sich viel verspricht —"

„Einem neuen Werk? — Du irrst wohl. Davon weiß ich nichts!"

„Du weißt doch, daß er in Leipzig ist und daß sie dort seine neue Oper geben, ‚Herbst und Frühling?'"

Ihr ward wirr im Kopf. „Ich versteh dich nicht. Eine Oper von Harry Unger wollen sie dort geben —"

„Aber nein! Es stand heut in der Zeitung, im Kaffeehaus las ich's: ein Musikdrama oder so von Edmund Halland, dem geschätzten Meister. Von

Harry Unger kein Wort! — Wie siehst du aus, Cilla? Hat dein Mann dich so getäuscht? Du weißt nicht, was er schreibt, was er tut, warum er auf die Reise geht?"

Cilla faßte sich mit Gewalt; sie sah eine Art von Freude in seinen Augen, die ihr mißfiel, die ihr Kräfte gab. „Bitte, lassen wir's," sagte sie mit einer stolzen, ablehnenden Gebärde. „Wenn er mich getäuscht hat, so hat er irgend einen guten, edlen Grund. Das ist auch nur zwischen ihm und mir. Reden wir davon nicht mehr!"

„Bitte, bitte," erwiderte er ebenso stolz. Dann fuhr er aber weicher fort: „Das brauchtest du mir, bei Gott, nicht so herb zu sagen. Ich versteh auch ohne das, was ich darf und soll! — Er hat gewiß einen edlen Grund. Wie werde ich denn denken, meine Cilla hat keinen edlen Mann gewählt? Ich glaube auch nicht, daß er es ist, der mich hier nicht sehen will. Das bist du allein! Du willst mich nicht sehen, weil du dich fürchtest — — ja, ja, ja, du fürchtest dich. Mein Bild soll aus dir heraus! Es ist noch drin! so wie deins in mir! O, ich weiß mehr, als du denkst; dein herbes Kopfschütteln beirrt mich nicht. Als ich damals den Lohengrin sang, da bist du in Tränen zerflossen, konntest dich nicht fassen; Harry Unger hat mir's in Leipzig erzählt. Seit ich wieder hier bin — und du mir ausweichst — sperrst du dich vor den Menschen ab, hast den Schlaf verloren, wirst elend; ich weiß es, ich hab's gehört. Und ich brauch dich nur anzusehen! Du bist ja mitleiderregend schön! — Soll das so fortgehen, Cilla? Soll es uns beiden so gehen wie den Königskindern: ‚sie konnten zueinander nicht kommen' — — Das ertrag ich nicht! Wir waren füreinander bestimmt! Wir sind's noch! — Ich beschwöre dich, bleib stehen, geh nicht aus der Tür. Als ich damals auf dich verzichtete — wer war ich? Was hatte ich? Nichts als meine Hoffnung. Sollt ich dich noch einmal an so einen ketten? Nun ist meine Hoffnung Wirklichkeit geworden — und mich zieht alles zu dir — nun hat dich ein andrer. Aber muß er dich immer und ewig haben? Gibt's da keine Lösung? Er ist edel, er hat dich gehabt, er wird alt — wir sind jung — kann er nicht verzichten? — Du wehrst immer ab, immer ab. Aber dein Leidensgesicht! Dein blasses Elend! — Hör doch noch ein Wort! Ich will ja nicht im Sturm durch die Wand. Ich will nur nicht verstoßen sein. Wenn ich dich nur sehen, hören, vor dir singen darf. Wenn ich nur ahnen und hoffen darf: sie kommt wieder zu mir!"

Cilla drückte die Augen zu. Eine gefürchtete, verhaßte Weichheit war über sie gekommen; das war wieder Max, der alte Max, sein Gesicht, seine Stimme. Als wären fremde Hüllen von ihm abgefallen, die ihn ihr entstellt und verschleiert hatten. Sie bebte vor sich, sie zürnte sich. „Geh, geh, geh!" sagte sie, um die bange Stille zu unterbrechen. „Ich schreibe dir. Ich gebe dir mein Wort. Nun geh!"

Plötzlich fühlte sie etwas an ihrer Hand, ihrem Kleid. Sie riß die Augen auf; Max kniete und streckte die Hände nach ihr. „Cilla!" sagte er, da er sie sich verfinstern sah. „Ich will gehen. Ich gehe. Sag mir nur ein gutes Wort! daß du mir noch gut bist!"

„Steh auf!“ sagte sie hart. „Soll mein Stubenmädchen dich so sehen?“

Er erhob sich langsam. „Nur ein Wort zum Abschied! Ein Pfand. Ein Zeichen, daß dein Herz —!“ Er wagte es, seine Arme streckten sich aus, um sie zu umfassen.

Jetzt stieß sie ihn aber in aufflammendem Zorn zurück; er taumelte einen Augenblick. „Bist du wieder der Tenorist?“ warf sie ihm ins Gesicht. „Geh hinaus! — Sonst geh ich!“

Da er stehen blieb, mit erstarrten Zügen, lief sie aus der Tür und schloß hinter sich zu.

Sie hörte seine Schritte, sie näherten sich; „Cilla! Cilla!“ hörte sie ihn mit weicher, abbittender Stimme sagen.

„Ich hasse dich! Ich hasse dich!“ sagte sie zurück.

„Ich war toll! Sei gut!“

„Geh, geh!“

„Du wirst mir vergeben, Cilla. Wirst mich wiedersehen!“

„Nur wenn du gehst; sonst nie!“

Es ward still. Ging er fort? Stand er immer noch? — Ihr ward schwach ums Herz, sie lehnte sich an den Türpfosten. In ihren Ohren rauschte noch seine schmelzende Stimme. Gott im Himmel, dachte sie, ist denn das wiedergekommen, daß ich beide liebe? — Schrecklich, daß mir das einmal geschehen ist; kann das wiederkommen?

Endlich hörte sie, daß er ging. Sie horchte. Die Wohnungstür fiel hinter ihm zu.

Jetzt richtete sie sich auf. Ihre Augen suchten ihren Hut, Mantel, Plaid, Reisetasche, alles. Fliehen! Fort von hier!

. . . . . .

Die erste Aufführung von „Herbst und Frühling“ ging ihrem Ende zu; sie spielten schon das letzte Bild. Edmund saß in einem kleinen, engen Verschlag vorn, zunächst der Bühne; dort hatte man ihn untergebracht, da er „bei den Truppen“ hatte bleiben wollen und es bei Zimmerdekorationen nur noch geschlossene Wände, nicht mehr die alten Kulissen gibt. Von diesem Versteck aus konnte er wenigstens einen Teil der Bühne übersehen; von dort hatte er drei Stunden lang erlebt, was nicht leicht ein Mensch erlebt: sein eigenes, jüngstes, noch fortrollendes Schicksal, von andern Menschen dargestellt. Wie in einem Fieberrausch hatte er erlebt, wie von Bild zu Bild der Erfolg heranwuchs, sein gesungenes Glück und Elend die ahnungslosen Tausend da draußen gefangen nahm, laut erschallenden Beifall weckte; wie man kam und ihn auf die Bühne zog, um in das gefüllte Haus zu sehen und sich vor all dem klatschenden und rufenden Volk zu verneigen. Nach jedem Bild; immer feuriger. Der von Harry vorhergesagte „Bombenerfolg“!

Seine Nerven zitterten; sein Herz schlug stark, aber fest. Diesen Traum wie ein Mann zu Ende träumen! Ihn ergriff nur sehr, den da auf der Bühne zu sehen, den weißhaarigen, blassen, abgezehrten: den Konrad, der auf der Terrasse am Inn die letzten Worte mit der Kellnerin wechselte, dann seinen Abschied vom Leben sang. Was für ein märchenhaft grausiges Gefühl, ein

zweites Ich so anzuschauen; und die selbstgeschaffene Musik zu hören, bei der dieses zweite Ich verging! — Der Konrad hatte vieles schön gesungen, auch vieles rührend gespielt; auf der Generalprobe war seine Maske zu jung gewesen, heute — da Edmund ihn freundlich zurechtgewiesen — hatte er sich zu alt gemacht. Was tat das? Er gefiel ja doch. Lisa war groß, üppig, sang mit zu viel Ton; ach, nicht seine Cilla! Sie war aber dem Publikum doch ins Herz gegangen. Sie war auch jetzt ein rührendes Bild, als sie in Konrads Traum hinter seinem Stuhl mit dem Sänger, dem Felix, erschien. Edmunds Auge ward feucht ... O, diese Musik im Orchester! Er verwunderte sich, den Kopf leise schüttelnd, über seine eigene Musik. So ein Glanz weicher, süßer Wehmut lag über diesem letzten Traum, diesem Zwiegesang. Dann noch die Sterbemusik ...

Mein eigener Schwanengesang! fuhr's ihm durch den Sinn.

Der Vorhang fiel. Es war aus! — Nach einer sekundenlangen Stille hereinflutendes Beifallklatschen; er hörte von allerlei Stimmen seinen Namen rufen; er stand auf, einen wunderbaren Schein wie Abendrot vor den Augen, feierliche Seligkeit in der Brust. Nein, nicht tränennaß vor die Menge treten, den kommenden Tod im Gesicht; in ruhiger Freude, stark und fest! — Lisa kam und zog ihn, an ihrer Hand trat er auf die Bretter, Felix und Konrad standen schon dort. Der Vorhang ging in die Höhe; das Klatschen wuchs. Es wollte nicht enden; immer wieder die Stimme des Regisseurs: „Vorhang auf!" Zuletzt kam nur noch Edmund allein. Endlich ward es still.

Der Direktor, der Dramaturg, dieser und jener erschienen auf der Bühne; Glückwünsche, Händedrücke; „das spielen wir dreißigmal!" Nun trat auch der gute Harry heran, der als Kapellmeister im Orchester den Feldherrnstab geführt hatte. Seine rote Stirn war mit Schweiß bedeckt, seine Haare klebten. Edmunds schönheitverlangende Augen liebten sonst so einen Anblick nicht; heute war ihm das wie Wunden nach der gewonnenen Schlacht. Er riß Harry in seine Arme und hielt ihn umschlungen; „Kamerad aller Kameraden!" sagte er. „Tausend, tausend Dank!"

„Gut is 's gangen," antwortete Harry mit dem Wiener Spruch; „nix is g'schehg'n!" — Sie standen endlich allein auf den Brettern, schauten einander noch fröhlich und liebreich an. „Wie willst du's nun haben, Alter?" fragte Harry. „Bleiben wir beisammen? Oder willst du Ruhe haben, daß wir dich morgen abend mit mehr Atem feiern?"

„Lieber morgen," erwiderte Edmund, ein Zucken überwindend. „Weißt, ich wäre heut gern allein. Hab doch stark verbrauchte Nerven; und dann — ich hab ja Erfolge gehabt — aber so einen nie! Da möcht ich noch eine Weile einsam herumgehen — mit meinem Gott und so weiter — und dann still zu Bett."

„Wie du willst. Ich fühle dir's nach. — An Cilla telegraphieren, das willst du nicht?"

„Morgen. Heute ist's für sie zu spät. — Wenn du wüßtest, Harry, wie ich dir für all deine Liebe danke!"

Harry schlug ihm mit der Hand auf den Arm: „Zum Teufel mit deiner ewigen Dankbarkeit! Man macht sich ja doch nur selber 'nen Spaß. Also dann gute Nacht!" — —

Edmund stand allein auf dem Augustusplatz vor dem Stadttheater; er sah in die Nacht hinein, eine kalte, mondbeschienene Winternacht. Er ging langsam vorwärts, am Museum vorbei, dann über die „Promenade", an den Häusern hin. O ja, dachte er, wie gut wäre das: so siegesselig wie ich bin — mir gelang noch nichts so gut — wenn ich nun vergehen könnte wie mein Schatten da. Ich trete an diese Hauswand — so — er ist weg. 's ist aus! — Aber weil wir mehr sind als unser Schatten, sollen wir's auch etwas schwerer haben. Und sind wir einmal auf unsre Weise aus dem Licht getreten, wo ist dann der Unterschied? — Eine wunderbare Ruhe kam ihm aus dem Sieges- und Glücksgefühl; seine Gedanken konnten sich nun in die Vergangenheit verirren wie sie wollten, er war wie am erreichten Ziel, auf dem letzten Gipfel, sah auf den langen, gewundenen Weg wie ein schön ermüdeter und zufriedener Mensch hinab. Seine Schritte schallten im Gleichmaß, sicher, ruhig auf dem angeschneiten Pflaster; so kam er in seinen Gasthof zurück. Er nahm seinen Schlüssel von der Tafel, stieg zu seinem Zimmer hinauf. Drinnen stand noch etwas Brot, Butter, Fleisch und Wein auf dem Tisch, vom Nachmittag, ehe er zum Theater ging; in ihm rührte sich aber kein hungriges Gefühl. Nur nach einem Glas verlangte ihn und nach einer Flasche; die Flasche war mit Lysol gefüllt. Darin war Tod genug, für mehr als einen! Er holte sie aus dem Koffer hervor, goß die Hälfte in ein Wasserglas, stellte beides auf den Tisch. Dann setzte er sich aber, die elektrische Lampe neben seiner Mappe, nahm einen großen Briefbogen und schrieb:

„Für meine Frau, Cilla Halland, München." (Dazu Straße und Haus.)

„Meine teure, geliebte Cilla! Nach dem schönsten Erfolg, dem ehrenvollsten Abend meines ganzen Lebens, wirft mich ein schreckliches Unglück hin; ich muß sterben, keine Rettung. Noch hab ich Besinnung und Kraft, um es Dir zu melden, Dir Lebwohl zu sagen. Es ist tiefe Nacht; ich konnte nicht schlafen, lechzte sehr nach Schlaf; da dachte ich: nimm deinen alten Freund, dein Morphium, und trinke einmal davon, vielleicht wirkt das gut und schnell! Bei dem schwachen Licht hab ich fehlgegriffen: hab statt des Morphiums die Flasche mit Lysol genommen — die mir neulich, ich hatte mich am Arm verwundet, ich verband mich selbst —

„Verwirrt denn mein Geist sich schon? — Ein alter Leipziger Bekannter hatte mir das Lysol gegeben. Ich hab's getrunken. Ich fühle den Tod.

„Dich verlassen! Cilla! — Ich kann Dir nur noch danken für alles Glück, das Du mir gegeben. Allen Segen über Dich! Allen Segen Gottes!

„Ich kann nicht mehr. Leb wohl! Welt, gute Nacht!"

Er ließ das Blatt liegen, wo es lag; er überflog es noch; etwas wie ein Lächeln bewegte seine Lippen. Das stimmt zu meinem Opus 23, dachte er: auch noch meine eigene Todesanzeige habe ich geschrieben.

Doch noch etwas schreiben! Für Cilla allein. Er nahm einen kleinen Briefbogen:

„Ach, Du meine Cilla! — Noch bist Du's. — Was ich Dir eben auf dem großen Blatt geschrieben habe, wird die Welt wohl glauben; o, was gäbe ich drum, wenn auch Du es glaubtest. Aber Du wirst auch mein Musikdrama

lesen — das kann ich nicht hindern — und dann wirst Du wissen, warum ich gestorben bin.

„Ich beschwöre Dich bei Deiner alten Liebe zu mir, bei dem Andenken unsres Richard, bei Deiner Andacht zu Gott: sieh meinen Tod als das, was er ist: das gern gewollte und gewählte Ende eines schönen Lebens, das sich ausgelebt. Du gabst mir das Schönste davon; es war tausendmal mehr als ich verdient habe, Cilla; es war für ein langes Leben genug. Ich hab ganz genug. O, denk nun nicht, mein Schatten stehe zwischen Dir und Max. Nichts und niemand steht zwischen euch. Ich bin ein Mann und segne euch. Ich gehe nur aus dem Weg, auf die andre Seite, und winke euch von drüben: Gute Fahrt!

„Bis in des Todes Frieden Dein Edmund."

Er versiegelte diesen zweiten Brief, schrieb darauf: „Durch den Kapellmeister Harry Unger uneröffnet an Frau Cilla Halland zu geben." Dann griff er noch einmal in den Koffer und nahm das Textbuch seines heute gespielten Musikdramas heraus: in dem wollte er lesen, bis ihm das Sehen verging. Auch das wird dann morgen „Bruder Harry" finden; der wird dieses Opus 23 nicht verkommen lassen. Nachruhm! Hallands Name bleibt!

Er nahm das Glas vom Tisch und trank.

In der dunklen, vom sinkenden Mond verlassenen Frühe kam Cilla nach Leipzig; sie war mit demselben Zug gefahren, mit dem fünf Tage früher Edmund fuhr. Es war wie eine Flucht zu ihm, vor dem andern, zu dem damals seine edle Lehre sie zurückgeführt hatte. Sie wollte bei Edmund sich wiederfinden, an seiner Güte und Treue sich aufrichten, das gute oder böse Schicksal seines Werkes mit ihm teilen, ganz Cilla Halland sein . . . Sie fuhr zu dem Gasthof, in dem er wohnte, nannte dem öffnenden Hausdiener ihren Namen, ließ sich von ihm ein Zimmer anweisen und blieb allein. An Edmunds Tür horchte sie; in ihrer Sehnsucht hätte sie gern bei ihm angeklopft und auf sein „Wer da?" gefragt: Darf ich ein zu dir? Es war aber so still da drinnen; er schlief wohl fest, und er brauchte Schlaf. Zögernd und seufzend ging sie in ihr Zimmer zurück. Draußen war noch finstere Nacht; sie mochte sich aber nicht mehr niederlegen, sie setzte sich ans Fenster, zuweilen die Augen schließend, und wartete, bis das späte Morgenlicht erschien. Sollte sie es nun wagen, ihn wecken? Früher hatte es ihn oft gefreut. Sollte es heute nicht? Wenn sie so als ungeahnte Überraschung an sein Bett trat: „Ich mußte zu dir!"?

Sie ging hinüber und klopfte. Es rührte sich nichts. Es kam keine Antwort. Sie griff an die Tür; sie war nicht verschlossen, ging auf. Als sie nun eintrat — welch ein Anblick! Neben dem Tisch lag Edmund auf dem Teppich, wie vom Stuhl gesunken; der Tod stand ihm aufs Gesicht geschrieben. Zwischen seinen leichenfarbenen Fingern lag ein beschriebenes Heft, als wäre es mit ihm hinabgefallen. Die elektrische Lampe glühte noch.

Aus der ersten schrecklichen Betäubung erwachend, suchte sie sich zu fassen: was tun? Noch um Hilfe rufen? — Er war starr und kalt; bei ihm nieder-

gekniet fühlte sie's mit Grauen. Wie vor dem Schicksal ohnmächtig starrte sie ihn an. Seine Augen standen noch offen; sie überwand sich und drückte sie zu. Aber allmächtiger Gott, wie war das geschehen? Ihre Blicke irrten umher; sie stand auf; sie sah das Blatt auf dem Tisch mit der Überschrift: „Für meine Frau, Cilla Halland, München." Ihre bebenden Hände ergriffen es, sie las.

Durch so ein Unglück vernichtet! Ihr Edmund! — Sie konnte noch nicht weinen, konnte es nicht fassen. Nur wieder ihn anschauen konnte sie; die wunderbar edlen, stillen Züge, den herzergreifenden, himmlischen Frieden auf dem bleichen Gesicht. Sie hatte noch nicht viele Tote gesehen, so einen verklärten gewiß noch nicht. Nur ihren kleinen Engel, den Richard ... „Herbst und Frühling" las sie; sie sah es, von seiner Hand auf das Heft geschrieben, das zwischen seinen Fingern lag. Sein Werk! Schon gespielt! Auf dem Blatte da stand's: „Nach dem schönsten Erfolg"; nach dem „ehrenvollsten Abend meines ganzen Lebens"; gestern abend; gestern! Wieder niederkniend, nahm sie das Heft, es lag lose da: „Musikdrama in neun Bildern, von Edmund Halland" ... Doch es lag auch ein versiegelter Brief dabei: „Durch den Kapellmeister Harry Unger uneröffnet an Frau Cilla Halland zu geben." Sie riß ihn auf, sie las ihn, seinen letzten Gruß, seine letzte Bitte.

Nun stürzten ihr erst die Tränen hervor. Sie warf sich bei ihrem Toten hin, warf sich über ihn, seine kalten Augen, Haare, Wangen, Lippen küssend. „So bist du für mich gestorben, du?" schluchzte sie an seiner Brust. „Darum sagtest du mir beim Abschied: ‚Will bei Gott im Himmel nichts, als dich glücklich machen!' Ist das glücklich machen? Wenn ich hier zum Sterben vergeh? O du grausamer — böser — himmelsguter — allerbester Mann! Ich soll übrig bleiben? Dich überleben? Hast du das geglaubt? Mit dem andern leben? Hast dir wirklich denken können, daß das möglich ist? O du törichter — geliebter — heißgeliebter Mann. Und wenn ich auch nie, nie erfahren hätte, daß du für mich gestorben bist — mit ihm glücklich werden? Nachdem ich mit dir gelebt? Du, du, du hast nie für dich und in dir gelebt. Du wußtest nicht, was Eitelkeit ist. Und nach zehn solchen Abenden wie gestern hättest du's nicht gewußt. Edmund! Mein Edmund!" Sie lag wieder an seinem stillen Mund. „Mir ist nun, als hätte ich nur dich geliebt! — Dich überleben? Ich sterb mit dir!"

Die Glückliche sah, da sie sich nun wieder erhob, die Flasche auf dem Tisch neben dem Abschiedsblatt; „Lysol" stand darauf. Sie war noch halbvoll. Cilla faltete unwillkürlich die Hände, wie um Gott zu danken; nun konnte sie ihm folgen, sogleich. Es ging eine selige, berauschende Freude über ihr Gesicht. Sie schüttete den ganzen Rest ins Glas, trank dem Toten zu, trank aus.

Dann legte sie sich neben Edmund auf den Teppich hin; so, bei ihm, als seine Frau sollten sie sie finden. Ach, dachte sie, könnte hier jetzt unser Richard mit uns liegen. Wir drei vereint; wie schön! — — Nein, hier neben meinen beiden an Max nicht mehr denken. — Es gehe ihm gut! Es gehe ihm gut! Richard! Edmund! — —

Ihre Gedanken verwirrten sich. Das Bewußtsein schwand ihr.

— — — — — — — —

Goethesche Fernwirkungen.

Von

Eleonore von Bojanowski.

Goethe-Veröffentlichungen sind in unsrer Zeit an der Tagesordnung. Sie beweisen, das moderne Leben habe mit Carlyle, der Goethe schon gleich nach seinem Tode als den „Grundstein eines neuen, sozialen Gebäudes der Menschheit" bezeichnet, in seinen Werken „die weitreichenden Spuren eines Grundrisses erkannt, den künftige Jahrhunderte fortfahren mögen zu ergänzen und zur Wirklichkeit zu bringen". Dieses lebendige Verhältnis der Gegenwart zu Goethe gründet sich nicht bloß auf ein zunehmend vertieftes Verständnis seines Dichtergeistes; es sind vielmehr seine Kunstansichten, der von ihm niedergelegte, schier unerschöpfliche Gehalt an Lebenseinsicht und Weisheit, den unsre Zeit sich fruchtbar zu machen strebt. Nicht nur deutsche Goethe-Forscher, auch die andrer Nationen suchen, indem sie die Beziehungen Goethes zur Gegenwart aufdecken, darzutun, wie nahe er unsrer Zeit steht. So ist er selbst für eine Weltliteratur, wie sie ihm einst vorschwebte, zu einem Grundstein geworden.

In diese weite und vielsprachige Goethe-Literatur gehört gewissermaßen, obwohl es mit der zünftigen Goethe-Forschung durchaus nichts zu tun hat, ein schon zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich erschienenes Buch: „Nouvelles Conversations de Goethe avec Eckermann 1897—1900." (Édition de la Revue Blanche.) Ein kühner und geistvoller Einfall, Goethes Geist herauf zu beschwören, um ihn ein Urteil über die Tagesfragen der Literatur und Politik des modernen Frankreich wie über die sozialen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft abgeben zu lassen. Es handelt sich hier nicht um eine mehr oder weniger gesuchte Interpretation Goethescher Dikta, die etwa eine solche zeitgemäße Deutung ergäben. Nein, der Neuste selbst ist in diesem Fall statt des Mephistopheles in das Gewand des Dr. Faust geschlüpft, und so vortrefflich er auch Haltung, Gedankengang und Ausdrucksweise des alten Herrn nachahmt, seine Physiognomie trägt die gespannt konzentrierten Züge der modernen Intelligenz. Statt der Forderung der Jugend, die sich der Bakkalaureus so übermütig erdreistet, dem alten Herrn vorzubringen, sind es

hier die Rechte der Zukunft, die aus Goethes Maske als die Weisheit einer neuen Zeit den in ihrem Typ etwas rückständig gehaltenen Gestalten Meyers, Coudrays, Sorets und Eckermanns selbst verkündet werden.

Diese Verschiebung der Situation gibt den Ausführungen ihren eigentümlichen Reiz; denn der anonyme Verfasser, der wohl zu der in der „Revue Blanche" vertretenen sozialen Literaturgruppe gehört, versteht es wie ein geschickter Taschenspieler, uns das Unmögliche für einen Moment glaubhaft erscheinen zu lassen, bis wir uns die Augen reiben und einsehen, daß seine Aperçus, trotz der feinen Goethekenntnis, die sie widerspiegeln, mit dem wirklichen Goethe eigentlich soviel wie nichts zu tun haben. Ja, man würde ihm unschwer aus Goetheschen Schriften nachweisen können, daß dieser selbst das Gegenteil von so mancher ihm hier untergeschobenen Ansicht vertreten habe. Wie widerspricht, um ein Beispiel herauszugreifen, seine unzweifelhafte Stellungnahme gegen die Revolution den ihm hier imputierten Ansichten über ihre Naturnotwendigkeit. Gilt es also, davon abzusehen, hier den alten Goethe wiederzufinden, so ist doch mit ungemeinem Geschick das Milieu der Eckermannschen Gespräche nicht nur zur äußeren Einkleidung, sondern auch zur Anknüpfung der Unterhaltungen selbst verwertet. Wie dort, erscheint auch hier der Dichtergreis bald am Schreibtisch, in wissenschaftliche Experimente oder in den Anblick seiner Kunstschätze vertieft, oder auf abendlichen Promenaden im Lindengang seines Gartens, den Erdgeruch genießend, und wie dort treten diese und jene Gestalten seines Kreises bei ihm ein, durch ein hingeworfenes Wort, eine scheinbare Zufälligkeit den Anstoß zu seinen Ausführungen gebend, und — wie Goethefern sich diese letzteren auch verlieren mögen — eine feine Beziehung zwischen den Trägern der uns gewohnten Namen und den von ihnen angeregten Gesprächsgegenständen ist, oft genug mit staunenswertem Anpassungsvermögen, hergestellt. So gibt unter andern einmal Ottilie Goethes Frage nach dem Sport Eckermann Gelegenheit zu einer Verherrlichung der Rennen von Baden-Baden als einer Illustration der Darwin-Haeckelschen Entwicklungslehre auf dem Gebiet der Pferdevervollkommnung. Verzichtet der Verfasser, wie schon bemerkt, im allgemeinen darauf, die Lösung der von ihm aufgeworfenen Probleme bei Goethe selbst zu suchen, so knüpft er doch seine Erörterung der Dreyfuß-Affäre an ein Goethe-Zitat an, das Bourget in einem Briefe an Barrès, vom Feind der Gesetze redend, in die Öffentlichkeit gebracht habe, das Wort nämlich: „Besser eine Ungerechtigkeit begehen als eine Unordnung ertragen." Im Anschluß an die von ihm erzählte Szene der Belagerung von Mainz läßt er seinen Goethe auf den Unterschied hinweisen, der „bei einer Ungerechtigkeit begehen" darin liege, ob ein Schuldiger der Gerechtigkeit entzogen oder diese einem Unschuldigen versagt werde. Durch diese Deutung stempelt er ihn im Gegensatz zu Barrès zu einem Verteidiger von Dreyfuß, da schon die Verletzung der legalen Form hier als eine nicht zu ertragende Unordnung die Grundlage der Gesellschaft angreife. Bemerkenswert ist das Urteil über Bismarck, das dieser Franzose Goethe in den Mund legt. Bei Besprechung einer Bismarck-Biographie Andlers läßt er ihn äußern: „Andler hat dieses Bild in seiner ganzen Klarheit aufgerichtet, so daß sein

Anblick manchen überraschen dürfte. Bismarck war ein Mann, frei von Vorurteilen und Rancunen, der sich nirgends durch Dogmen einengen ließ, der die Dinge immer auf dem geraden Wege angriff, unparteiisch und praktisch und dabei dennoch menschlich blieb. Seine friedliebende Gesinnung ließ ihn die Kriege zwanzig Jahre verzögern und auf das geringste Blutvergießen zurückführen, das er zur Ausführung seiner Aufgabe für nötig erachtete; denn wie er bei Sadowa die schweren Angriffe der siegreichen Armee aufhielt, so suchte er nach Sedan das gleiche zu tun. Aber die Entwicklung seines Willens ist insofern bewundernswert, als sie immer mit dem Werdegang des Lebens übereinstimmte. Keiner hat sich ehrfürchtiger als dieser brutale Gebieter der Geschichte der Wirklichkeit mit ihren Gesetzen und Notwendigkeiten unterworfen."

Doch Streiflichter dieser Art auf politische Ereignisse und Persönlichkeiten dienen dem Verfasser nur als Beiwerk. Die eigentliche Absicht seines Werkes enthüllt er in einer geistvollen Parallele, in der sein Goethe in einem Entwurfe zu einem dritten Teil des „Faust" die Ideale und Forderungen des modernen Lebens den im „Faust" gezeichneten der damaligen Zeit gegenüberstellt. Mit feinem Einfühlen in die Dichterpersönlichkeiten ist der Ursprung dieser „Faust"-Idee auf Schiller, der mit Beethoven als Verherrlicher des Freiheitsbegriffes gefeiert wird, zurückgeführt. Ganze Nächte habe dieser ihm, Goethe, und Wieland von der Freiheit als von dem nahen Glück der irdischen Geschöpfe in einer der Menschheit versprochenen Zukunft vorgeschwärmt, während er, Goethe, dazu neigte, das Glück der Zukunft von dem Fortschritt der Wissenschaft und dem darauffolgenden der Zivilisation zu erwarten. Anknüpfend an die Schlußworte Fausts im zweiten Teile, die nutzbringende Arbeit, fruchtbare Tätigkeit für andre als höchste Lebenserfüllung preisen, läßt der Verfasser Goethe nun seine weitergehende, dichterische Konzeption entwickeln. Sie soll eine Lösung des sozialen Problems anstreben, das sich ihm in der Frage aufdrängt: „Woher kommt es, daß es gewissen Menschen an Brot fehlt, und warum verzehren andre ein Brot, das sie nicht durch ihre Arbeit erworben haben?" Als einen sozialistischen Agitator stellt er Faust in die moderne Gesellschaft; Mephistopheles, ebenfalls ein sozialistischer Leiter, erscheint bald als sein Verbündeter, bald als sein Rivale, von Faust unerkannt, dem zwar der eigensinnige Widerstand des Bösen nicht entgeht, der ihn aber der unvollkommenen Erziehung des Menschen, nicht der Ironie des Dämons zuschreibt. Ausgestattet mit allem, was die menschliche Seele an Edlem und Reinem aufweist, glaubt dieser Faust, daß es ihm gelingen müsse, der Menschheit an Stelle der Zivilisation eine Herrschaft der Gerechtigkeit zu bringen. Um sich dieser heiligen Aufgabe zu widmen, stößt er nacheinander den Besitz, die ihm von den Liberalen angebotene Macht, die Liebe selbst zurück. Er kann die verjüngte Margarete, die fromm, bürgerlich und kleinlich, seine Theorien und Träume als eine Torheit ansieht, nicht für seine Mission gewinnen. Mephistopheles gegenüber verficht Faust die Behauptung, daß es möglich sei, die vom Glück Begünstigten in dieser Welt zu dem Gefühl ihrer ungerechten Bevorzugung zu bekehren, sie zur Überzeugung zu bringen, sie selbst müßten

ihre Privilegien aufgeben. Diesen Kampf der sozialistischen Idealidee mit der Wirklichkeit soll eine Reihe der aktuellen, sozialen Bewegung entnommener Streik- und Parlamentsszenen schildern. Die schließliche Lösung des Problems ist auch Faust nicht bestimmt; er leidet in Hoffnung auf die Zukunft.

Die hier als abgebrochene Konversation fallen gelassenen Fäden bilden jedoch das überall unter der Goetheschen Ausschmückung hervorschimmernde Grundgewebe des Buches. Nicht etwa, als ob der Verfasser den Versuch anstrebe, in seinen Erörterungen darzutun, inwieweit Goethe in eine Beziehung zu dem modernen Sozialismus zu bringen sei. Goethe bemerkt freilich zu Eckermann: „In der Jugend, wo wir nichts besitzen, oder doch den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten. Sind wir aber in einem langen Leben zum Eigentum gekommen, so wünschen wir dieses nicht allein gesichert, sondern auch, daß unsre Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen; deshalb sind wir im Alter immer Aristokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu andern Gesinnungen hinneigten." Allein diese generalisierende Äußerung läßt immerhin noch einen weiten Spielraum für die Frage, welche Richtung Goethes Entwicklung in der Neuzeit genommen haben würde, seine Denk- und Wesensart als gegebener Faktor den mannigfaltigen Strahlenbrechungen des geistigen Lebens der Gegenwart gegenübergestellt. Der Franzose hat darauf verzichtet, in Goethes Werken und Lebensgang die Elemente nachzuweisen, die ihn dazu berechtigen könnten, ihn zum Vertreter einer neuen, sozialen Weltordnung in seinem Sinne zu erheben. Mit einer geistvollen Wendung lehnt er jede solche Begründung ab, wenn er seinen Goethe äußern läßt: „Die Menschheit erhebe sich nur langsam auf das Niveau gewisser Ideen, und zwar auch so einleuchtender und beherrschend wahrer, daß es den Anschein hat, sie hätten sich dem Verstande sofort aufdrängen müssen. Auch die französische Revolution habe der Welt eine gewisse Anzahl von moralischen und politischen Grundsätzen offenkundig gemacht, so daß man nun nicht mehr darüber disputieren könne, und doch bleibe es sonderbar, daß weder ein Rabelais noch ein Pascal sie auch nur geahnt habe." Der Vergleich ergibt sich von selbst; auch dem wirklichen Goethe waren eben die Augen für dieses „Neuland" noch nicht geöffnet. Aber wie einst sein Zeitalter mit allen Fragen der Kunst und Wissenschaft in der abgeklärten Weisheit des Goetheschen Geistes eine Spiegelung gefunden hatte, so geht die Absicht des Verfassers darauf aus, die vielgestaltigen Erscheinungen des modernen französischen Geisteslebens in eine Beleuchtung zu rücken, die, je abstrakter sie erscheint, um so wirkungsvoller den von ihm vertretenen Standpunkt erhellt. Für den so von ihm konstruierten Goethe muß selbstverständlich Frankreich den Mittelpunkt der gegenwärtigen Zivilisation abgeben. Innerhalb dieser sucht der Verfasser, in seinen Ausführungen ebenso weit entfernt von einer grotesken Parodie wie von einer einseitigen Parteischrift, die Keime einer kommenden Zeit aufzudecken, deren Ideal er in dem Reiche der Gerechtigkeit erblickt, das der Sozialismus aufzurichten verheißt.

Der den sozialen Ausgleich anstrebenden Bewegung wendet sein Goethe, den er zur Teilnahme am Sozialistenkongreß von 1899 nach Paris reisen läßt,

sein eigentliches Interesse zu. Im großen und ganzen verlegt der Verfasser den Schwerpunkt seiner Ausführungen mehr in die Propaganda für die geistige als für die politische Richtung des Sozialismus. Dieser Kongreß indessen gibt ihm Gelegenheit, seinen Goethe die politischen Führer der Partei in leicht hingeworfenen Umrissen lebendig zu charakterisieren. So zeichnet er an andrer Stelle Jaurès als den wirkungsvollsten Redner, „den bewundernswerten Schöpfer sonorer Worte", der die bestimmte Wirklichkeit, die ihnen zugrunde liege, nie vergesse; seinen Gedanken fühle man eine Mischung von Scharfsinn und Vertrauen, von Genauigkeit und Optimismus an, in der sich zugleich seine tatkräftige Einsicht und tiefe Güte offenbare. Eine besondere Vorliebe aber bekennt sein Goethe für Clemenceau, dessen Ton er dem eines gründlich von seinem Irrtum zurückgekommenen Moralisten à la Rochefoucauld vergleicht. Man spüre in ihm einen Fonds des Pessimismus der Alten, der über keine Schändlichkeit erstaune, ja, dem zuweilen sogar das Übermaß des Bösen eine bittere Befriedigung abzugewinnen scheine, und dennoch weiche er nie zurück oder schwäche die Tat ab, wenn ihm auch die Freude und das Vertrauen fehle. Auch die politischen Ziele der Partei streift hier der Verfasser: die Revolution als solche sei notwendig und daher legitim, läßt er seinen Goethe ausführen; doch sei der Begriff selbst ein wandelbarer und werde durch die historisch damit verbundene Vorstellung beeinträchtigt. Wisse man auch noch nicht, welche Gestalt eine künftige Revolution annehmen werde, so sei es doch sicher, daß sie sich in andrer Form vollziehen werde, wie die der Vergangenheit. Er selbst bekennt sich mehr als einen Anhänger des evolutionistischen als des revolutionistischen Gedankens, wenn er von einer von der sozialistischen Partei abzuzweigenden Propagandagruppe spricht, deren Aufgabe sei, die Gewissen und die Gesetze für die notwendigen Änderungen vorzubereiten, ein Zusammenwirken des mit den tatsächlich bestehenden Formen des Besitzes vereinbaren Fortschrittes einzuleiten, ein Vorgehen, das unerläßlich sei, um den Übergang des Privatbesitzes in den Gemeinbesitz zu einem dauernden und friedlichen zu machen. Seien auch die theoretischen Prinzipien, die die Basis der Aktion bildeten, noch zu keiner abgeschlossenen Fassung gelangt, so sei es doch die innere Kraft der Entwicklung und nicht die Tugend ihrer Grundsätze, die das treibende Element für die Aktion wie für das Leben der Partei abgäbe.

Indes „politisch Lied, ein garstig Lied", und die gewählte Form von Gesprächen erleichtert es dem Verfasser, sein Thema, ohne es in einzelnen Erörterungen zu erschöpfen, in fragmentarischen Abschnitten dem Leser um so eindringlicher nahe zu bringen. Beinahe jede dieser Unterhaltungen, mögen sie auch wie die über die Verlobung der von Goethe in den böhmischen Bädern angebeteten jungen Dame — ein Anklang an Ulrike von Levetzow — scheinbar noch so weit abliegen, versteht er durch die von ihm den Dingen gegebene Beleuchtung seinem Zwecke dienstbar zu machen. Nicht in plumpen Angriffen geht er gegen die bestehende Kultur vor. Wer Goethe zu seinem Sprecher wählt, erbringt den Beweis seiner eigenen Schätzung eines ästhetischen Maßhaltens. Um so wirksamer aber versteht er es, seine Fehde auf literarisches

Gebiet hinüberzuspielen, um sich mit den überlebten Resten der Vergangenheit wie mit den Lebenserscheinungen der Gegenwart auseinanderzusetzen. Es würde zu weit führen, hier des näheren auf seine kritischen Aperçus über die moderne französische Literatur einzugehen; von Victor Hugo an umfassen sie fast die ganze neuere Literatur, und gerade die Namen, die wie Barrès, Gide, Renard, Rosny u. a. in Deutschland weniger bekannt sind, treten in den Vordergrund, so daß, wer in der Literatur Frankreichs die Zukunftsnote sucht, sie hier unschwer aus dem Tongewirr zeitgenössischer Produktion hervorklingen hören wird. Gerade die Auseinandersetzungen des Verfassers über den, sozusagen, „veralteten" Literaturbegriff, aus dem er jedoch mit feinem Gefühl das wahre Kunstwerk als unvergänglich ausscheidet, und über die soziale Basis, auf der sich die Literatur des modernen Lebens aufbauen müsse, bieten manch neuen Gesichtspunkt für die literarische Beurteilung. In der meisterhaft gehandhabten Kritik, die der Verfasser seinen Goethe an den französischen Schriftstellern und ihren Werken üben läßt, tritt überall die überlegene literarische Kultur des Franzosen zutage, der an die Technik des Schriftstellers vielleicht noch höhere Anforderungen stellt als an die jedes andern Künstlers. Die Ausführungen über den Weg vom Romantismus zum Naturalismus, ja Naturalismus mit den leicht dazwischen gestreuten, oft außerordentlich geistreichen Bemerkungen über die Art der Dichtung und das dichterische Schaffen oder die Parallele zwischen den modernen Symbolisten und Wilhelm Meister beweisen eine literarische Bildung, die sich dem Goetheschen Milieu — selbst wenn uns dieser seine Begegnung mit Verlaine in einem Cabaret des Montmartre schildert — weit ungezwungener anpaßt, als die Behandlung sozialer Tagesfragen. Gerade das bei aller Mannigfaltigkeit einheitliche und zielbewußte Fortschreiten in der Zeichnung psychologischer Momente wie in dem Erfassen innerer und äußerer Lebensvorgänge, das französischen Schriftstellern eigen ist, würde gewiß das größte Interesse des alten Goethe, „der mit Fleiß darüber her war", wie er zu Eckermann äußert, „sich vom Stand der neuesten französischen Literatur einen Begriff zu machen", erregt haben. Erörterungen über das analytische Schaffen Bourgets würden diesem also vielleicht ebenso nahe liegen, wie die uneingeschränkte Bewunderung Anatole Frances, den ihn der Verfasser als „le plus grand homme de lettres de ce temps" bezeichnen läßt, und ebenso hätte er sich wahrscheinlich in einer so eingehenden, seine ästhetischen Vorzüge darlegenden Weise über die Aufgaben des Realismus als neuer Literaturform ergehen können. Auch hier wieder sind die Erzeugnisse modernster Geistesrichtung der Goetheschen Gedankensphäre sehr geschickt angegliedert. So der Hinweis auf die innere Verwandtschaft zwischen Goethes Bewertung der Wissenschaft und seiner Anwendung ihrer Ergebnisse für den Roman und dem von Zola in seinen auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Werken Gewollten und Geleisteten.

Allein die Literatur erweitert sich dem Verfasser — und hier tritt ein wirklich wesensverwandter Zug mit seinem großen Vorbilde zutage — über den geistigen Lebensausdruck hinaus, den sich jede Epoche neu in ihr schafft, zu der Bildnerin einer neuen Weltanschauung. In diesem Sinne geht er

ihrem in beabsichtigter und unbeabsichtigter Beeinflussung hervortretenden Wirken nach, und so wird seine Beurteilung der zeitgenössischen Schriftsteller in letzter Linie zu einem Wertmesser ihres Anteils an der Heraufführung der ihm als Ideal vorschwebenden zukünftigen sozialen Weltanschauung. Um sie als solche zu kennzeichnen, zieht er auch jene Werke in den Kreis seiner Besprechungen, die außerhalb der französischen Literatur diesen Gedanken verfechten, so vor allem die Tolstois. Bei aller Anerkennung für „das tiefe Genie und die an großsinnigem Heldenmut wie an edler Güte unvergleichlichen Seele" des Russen beeinträchtigt die Theorie der Selbstaufopferung als Ausfluß der von Tolstoi bekannten Religiosität für ihn, der sich von dieser, soweit sie im Christentum wurzelt, gänzlich abwendet, den Wert der Lehre dieses sozialen Propheten. Der von diesem gepredigten Aufopferung des Einzelnen tritt das Handeln zum Wohl der ganzen Menschheit gegenüber, unter dem der Verfasser den Angriff auf die Grundursachen des Elends, des Leidens und des Verbrechens versteht. In den mannigfaltigen Formen dieses Kampfes, der sich gegen das Bestehende wendet, soweit dies im Widerspruch zu seinem Ideal der Gerechtigkeit, erblickt er die Aufgabe des Einzelnen wie der Gesamtheit. Sie begründet sich ihm durch die Erkenntnis, daß das Leben selbst durch seine zum Vollkommnen aufsteigende Entwicklung uns die Pflicht auferlege, es dadurch, daß wir uns selbst zu bessern Menschen machen, auf eine höhere Stufe zu heben. Denn unsre Pflichten gegen uns selbst verschmelzen mit denen gegen andre; wir sind der Allgemeinheit gegenüber verantwortlich für das Nützliche und Gute, das wir in uns tragen.

Auch die Literatur, die noch lebendig bleiben wird, wenn Wissenschaft und Kunst als Träger der fortschreitenden Zivilisation versagen, weist er aus ihrem hergebrachten Gleis hinaus in das Tageslicht des Lebens selbst. „Hier ist die uns gemäße Form gegeben, um das Absolute zu erfassen und zu begreifen; das Absolute liegt nicht im Glauben, nicht im Wissen, es liegt im Sein; dort wird sie unter dem verschiedensten Anschein von Freude, Schönheit und Gerechtigkeit alles finden, worauf Harmonie und Einheit sich gründen." Ihre Weiterentwicklung auf diesem Wege wird die Literatur einem neuen Ziele entgegenführen, „sie wird objektiv, pantheistisch, sozial werden; der Individualismus ist der Tod des Genies", und ihre neuen Schöpfungen werden, losgelöst vom Persönlichen, dem Universalismus dienen, eine Aufgabe, in der ihr zugleich die Grundzüge ihrer Moralität gegeben sind. Im Gegensatz zu dem von modernen Philosophen und Moralisten proklamierten Recht des Individuums erwächst diese aus einem immer schärferen Bewußtwerden der Verantwortlichkeit des Einzelwesens, das aufgehört hat Selbstzweck zu sein, für das Beste der Allgemeinheit. Wie die Moral aus der veränderten Auffassung des Menschen als ein der Idee der Menschheit dienendes Glied ihre ethische Erneuerung erfahren soll, so wird aus dem vertieften Erfassen der die Menschheit mit der ganzen unermeßlichen Einheit des Weltalls verknüpfenden Beziehungen eine Religion der Zukunft ihre Nahrung schöpfen.

Es sind weit über Literatur und Politik emporragend dieselben alten Menschheitsfragen, wie sie auch Goethes Geist bewegten, die hier, sobald die

Kulisse der modernen Einkleidung sich verschiebt, ihre Häupter erheben. Wie ferne, unersteigliche Berggipfel empfangen sie von jeder Zeit eine andre Beleuchtung, vielleicht auch, daß jede Epoche den Weg zu ihrer Höhe um einige Atome weiterbahnt. Ob die Beleuchtung, in der sie hier erscheinen, der Wirklichkeit nahe kommt, ob der Weg, der hier den direkten Aufstieg zu verheißen scheint, ein zu beschreitender oder eine Fata Morgana ist, wird in letzter Linie der Gang der Geschichte entscheiden. Eine theoretische Auseinandersetzung über die Durchführbarkeit der hier aufgestellten Gesichtspunkte wäre müßig, da es sich um aktuelle Fragen der Gegenwart, um eine Weltanschauung handelt, die auf breiter Basis im Vordergrunde der geistigen Bewegung unsrer Zeit steht. Nicht in dem negativen Moment einer zersetzenden und auflösenden Kritik liegt der Schwerpunkt des hier Gebotenen; in den reifen, oft durch die Schönheit und Klarheit der Gedanken an und für sich wirkenden Reflexionen, in dem Betonen jener, von dem Parteigetriebe abgewandten ethisch-ästhetischen Ideen, die unter Würdigung des Geisteslebens der Vergangenheit aus der Gegenwart zur Zukunft hinüberleiten, birgt sich trotz allen Unterschiedes dennoch etwas von Goethescher Lebensweisheit, „denn" — um mit dem wirklichen Goethe zu reden — „es kommt nicht darauf an, daß etwas eingerissen werde, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde". Dies Geschäft des Aufbauens nun, und dies ist für den deutschen Leser eine der überraschendsten Wendungen, weist der Verfasser den Menschen nach der Art Herders zu. Es ist eine richtige Beobachtung, daß der moderne Mensch durch die Kritik, die ihm sein Wissen unwillkürlich aufdrängt, die zu jeder höchsten schöpferischen Konzeption erforderliche Unbefangenheit verliere, ebenso wie die spezialisierende Wissenschaft ihn hindere, den Höhepunkt einer geistigen Erkenntnis des Weltalls zu erreichen. So dürften beide als die Träger höchster Zivilisation in gewissem Sinne ihre Rolle einmal ausgespielt haben, indem die geistigen Bedürfnisse der Menschheit auf die allgemeine Nutzbarmachung des auf diesem Gebiet Erworbenen dann durch sie nicht mehr ihre volle Befriedigung finden könnten. Dies ist der Zeitpunkt für den Menschen nach der Art Herders, in dem der Franzose den sich aus der Kritik zu einer umfassenden universellen Kenntnis aufschwingenden Geist sieht. Und kommt nicht auf diese Weise auch schließlich der geschmähte Individualismus noch zu seinem Recht? Denn Männer dieser Art, ebenso hoch stehend an moralischer Schönheit wie an Intelligenz, werden es nach der Ansicht des Verfassers sein, denen die Aufgabe zufällt, das Gleichgewicht zwischen den von der Wissenschaft erlangten Resultaten und den Anforderungen der Menschheit an ihre universelle Bestimmung herzustellen. Kritiker zuerst, werden sie durch ihr Urteil einen bestimmenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen gewinnen und sich schließlich berufen finden, auch im öffentlichen Leben die führende Stelle einzunehmen, um die Gesellschaft, die von der Vernunft beherrscht, ihr Glück in der Gerechtigkeit, die Harmonie des Individuums in der Freiheit findet, zu einer zentralen Menschheitsaufgabe hinzuleiten. So werden sie zu den Propheten eines neuen Glaubens, der nicht mehr durch die Macht oder durch das Wunder die Welt erobert, sondern durch Gerechtigkeit und Vernunft.

Goethe als Markstein, an dem sich das Geistesleben vergangener Jahrhunderte mit dem der Zukunft berührt, die der Literatur zugewiesene Führerrolle, um aus den in der Gegenwart enthaltenen Elementen eine neue Epoche zu formen, — dies sind Momente, die für das Werk des Franzosen den Vergleich mit Carlyles „Sartor Resartus“ nahelegen; stimmen doch beide auch darin wesentlich überein, daß sie ihre ideale Zukunft, wenn schon nicht mit den direkten Gestalten, so doch mit dem Genius des deutschen Geisteslebens verknüpfen. Denn eben darin besteht der Wert des französischen Buches, bei Carlyle: Goethe—Jean Paul, hier: Goethe—Herder. Aber zwischen den beiden Veröffentlichungen liegen die weittragenden geistigen Errungenschaften, die das Ende des neunzehnten Jahrhunderts dem Zeitalter Goethe—Carlyles gegenüber zu einer neuen Zeit machen. Sollten die Anschauungen des Franzosen den Maßstab dafür abgeben, wie sich unter ihrem Einfluß die Elemente des geistigen Lebens gewandelt haben, so wäre es ein zweifelhafter Fortschritt von dem Lichtträger, als welcher uns Carlyle gilt, zu dem künstlich geschliffenen Brennspiegel des Franzosen, der wie ein Scheinwerfer nicht das Leben selbst, nur seinen Abglanz in der Literatur und in der Gesellschaftslehre in scharfen Streiflichtern aufzeigt. Wer aber wäre berufener, hier das Endurteil zu sprechen als der Weise, den schon vor dem Verfasser des vorliegenden Werkes Napoleon mit seinem: „Qu'en dit Monsieur Goeth?“ zur Äußerung über Weltfragen aufrief. Hat der alte Herr seine neuesten Konversationen auch nicht gelesen, der Verfasser hat ihn dennoch nicht umsonst den bis zum Modernen reichenden Tiefblick verliehen, und es bedarf nur einer Fortbetätigung der dem Leser zugemuteten Phantasie, um sich Goethe vorzustellen, wie er nach der Lektüre des Buches, sein greises Jupiterhaupt schüttelnd, mit einem Anflug des Lächelns, das ihn den Mephistopheles schaffen ließ, zu Eckermann äußert: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zugute kommen kann, ist ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unsrer Verdienste, sondern nur, wenn sie durch unsre Ansichten ihre Partei verstärken können.“ (Gespräch mit Eckermann vom 24. November 1824.)

Giosuè Carducci.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Von

Annie Vivanti[1]).

Ich kann über Carducci als Italiens großen Dichter nicht schreiben; mir ist er nicht „Enotrio Romano", nicht der toskanische Sänger, dessen Name, vereint mit denen Dantes und Michelangelos, die Grenzen seines Vaterlandes überschritten hat und Ruhm bedeutet, wo immer Poesie geliebt und Genius verehrt wird. Er ist der geliebte Freund meiner Jugend, der zweite Vater meiner verwaisten Mädchenzeit, dessen teure Hand mich erhob und in den Frühlingstagen meines Lebens führte.

„Carducci!" — Als ich diesen Namen zum ersten Male hörte, war ich ein winziges Kind, das an der Mutter Knie in unserm Hause zu Mailand stand. Meine teure deutsche Mutter sprach mit ihrem Bruder, Rudolf Lindau, der uns damals besuchte, über die italienische Literatur. Dante, Petrarca, Leopardi — die Namen glitten in ihrem vertrauten, aber unverstandenen Klang an meinem Ohr vorüber. Dann kam ein Name, der mir neu war: Carducci! Meine Mutter zitierte in ihrer sanften Stimme ein Sonett:

Passa la nave mia sola tra'l pianto
Degli alcion per l'acqua procellosa . . .[2])

Die Schlußzeilen erregten meine kindische Phantasie:

Voghiam, voghiamo, o disperate scorte,
Al nubiloso porto de l'oblio
A la scogliera bianca de la morte[3]).

---

[1]) Die Verfasserin obigen Artikels ist die Dichterin, die durch seine Vorrede beim italienischen Publikum Carducci, beim deutschen Paul Heyse durch seine Charakteristik und meisterhaften Übersetzungen eingeführt hat. Vgl. „Deutsche Rundschau", 1901, Bd. CIX, S. 390 ff.: „Annie Vivanti". — Wieder abgedruckt in „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts". Übersetzungen und Studien von Paul Heyse. Fünfter Band. S. 397 ff. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1905. Die Redaktion.

[2]) Mein Schiff fährt einsam durchs stürmische Wasser, begleitet vom Schluchzen der Möwen.

[3]) Rudern wir, rudern wir, o verzweifelte Führer, nach dem umwölkten Hafen der Vergessenheit, nach den weißen Felsen des Todes.

Ich erinnere mich, daß meine Mutter die beiden letzten Verse langsam wiederholte. Ach! — wenige Monate später segelte ihr Schiff in die stillen Wasser und fuhr hinaus „nach den weißen Felsen des Todes“. Und ich hörte Carduccis Namen nicht mehr.

Eines Morgens, im Jahre 1890, stand ich zaghaft vor dem furchtbaren Schreibpult des Mailänder Verlegers Emilio Treves. Er hielt verächtlich zwischen zwei Fingern eine schmächtige Manuskriptrolle, die ich ihm eben gebracht hatte.

„Gedichte?“ sagte er. „Gedichte! Nehmen Sie sie wieder mit.“

„Aber Sie haben sie noch nicht gelesen!“ rief ich aus.

„Lesen?“ gab der Kommendatore[1]) mit seinem lauten Lachen zurück. „Glauben Sie, daß wir hier sitzen, um Gedichte zu lesen? Wir sitzen hier, um Geschäfte zu machen. Buon giorno!“

Gewiß sah ich klein und traurig aus, als ich mich abwandte und zur Tür ging. Denn er rief hinter mir her: „Wenn Sie eine Vorrede von Carducci hätten, könnten wir die Sache überlegen.“

„Carducci!“ sagte ich zu mir selber; „was kann er meinen?“

Unten an der Treppe erwartete Miß Gann, meine Gouvernante, meine Rückkehr ängstlich.

Ehe ich hinauf gegangen war, hatte sie gesagt: „Du mußt darauf bestehen, daß sie in Hellblau und Gold gebunden werden.“ Als ich zurückkam, fragte sie: „Nun?“

„Er hat über mich gelacht,“ erwiderte ich niedergeschlagen. „Er sagte mir, daß er sie drucken werde mit einer Vorrede von Carducci.“

„Wer ist das?“ fragte Miß Gann.

„Ach, so einer wie Dante, seit dreihundert Jahren tot.“

Und schweigend wanderten wir heim. Hier begegnete mir Italo, mein Lieblingsbruder, und ich erzählte ihm meine Geschichte. „Nimm den ersten Zug nach Bologna und geh und hole dir die Vorrede,“ sagte er. Und ich tat so.

Am nächsten Tage — es war ein kalter Wintertag, entsinne ich mich — stieg ich die steile und enge Treppe des Hauses an der Mura di Porta Mazzini hinan, des Hauses, das die Königin Margherita jüngst gekauft und ihrem größten Sänger geschenkt hat, und in dem der Dichter, damals wie heute noch, in strenger Einfachheit und Abgeschiedenheit lebte. Mir war ängstlich zu Mute und ich empfand bekümmert, daß ich niemals die „Rime nuove“ noch die „Hymne an den Satan“ gelesen hatte. Anderseits hatte Miß Gann meinen Hut mit blauen Gänseblumen aufgeputzt, die sehr hübsch aussahen; und ich hatte die „Odi barbare“ gekauft und in aller Eile das Gedicht „All Aurora“ gelesen. So konnte ich doch gleich etwas zitieren. Um die Wahrheit zu sagen, ich fand nichts, was sich sonderlich zum Zitat geschickt hätte, und als ich die Glocke zog, waren die einzigen Worte, auf die ich mich besinnen konnte:

[1]) Inhaber des Komthurkreuzes des italienischen Kronenordens. Die Redaktion.

„Le rosse vacche del cielo" — „die roten Kühe des Himmels", die für ein allgemeines Gespräch nicht verwendbar schienen.

Ein Mann öffnete die Tür.

„Ist Signor Carducci zu Hause?"

„Ja."

„Wollen Sie ihm sagen," stammelte ich, „daß ich gekommen bin . . . daß ich angelangt bin . . . daß ich von weither gereist bin, um ihn zu sehen."

„Sissignora," versetzte der Mann und verschwand. Er erschien wieder. „Signor Carducci sagt, er sei nicht König Salomon. Treten Sie gefälligst herein."

Ich trat näher. Ich mußte einige Augenblicke warten, dann öffnete sich die Tür, und Carducci kam herein. Ich sah, daß er einen Kopf wie ein römischer Imperator, bedeckt mit krausem, grauen Haar, dunkle, tiefliegende Augen und einen strengen Mund habe.

„Was wünschen Sie?" sagte er.

„Guten Morgen," erwiderte ich schüchtern; „ich möchte eine Vorrede zu meinen Gedichten haben."

Das Schweigen, das hierauf folgte, war schrecklich.

„O," sagte er nach einer Weile. „Sie sind eine Dichterin. Ich dachte, Sie wären die Königin von Saba."

Nichts Passendes fiel mir ein; so schwieg ich.

„Sie sind eine Dichterin," wiederholte er. „Was haben Sie gelesen?"

Ich hatte erwartet, daß er fragen werde: „Was haben Sie geschrieben?" — So ward ich aufs neue erschreckt und blieb stumm.

„Was haben Sie von unsern großen Klassikern gelesen?"

Jetzt wäre der Moment für die roten Kühe gewesen; aber ich meinte ihre Hufe auf meinem Herzen hämmern zu fühlen — sie waren davon galoppiert und mit ihnen jeder zusammenhängende Gedanke, den ich jemals gehegt. Ich war sprachlos.

Aber Carducci, der Professor, fuhr fort, mich auszufragen. „Was kennen Sie von Dante?" forschte er streng.

Ich folgte der Eingebung, ihm die Wahrheit zu gestehen. „Dorés Illustrationen," sagte ich.

Er lachte, ein freundliches, plötzliches Lachen. Er sah mich an und lachte noch einmal. „Setzen Sie sich," sagte er. So setzte ich mich und erzählte ihm von Treves und Miß Gann und meinem Bruder, und nahm mein Manuskript und die „Odi barbare" aus der Tasche und erzählte ihm auch, daß ich geglaubt habe, er sei seit dreihundert Jahren tot.

Das schien ihm zu gefallen; als ich ihm aber die kleine Rolle meiner Gedichte einhändigte, verfinsterte sich sein Gesicht wieder. „Hm, eine schöne Handschrift," sagte er in einer mürrischen Stimme. „Auch ich," fügte er noch mürrischer hinzu, „habe eine sehr schöne Handschrift." Er breitete die Blätter auf dem Tisch aus und begann zu lesen:

Vieni, amor mio, . . .

murmelte er verdrießlich in den Bart. Den zweiten Vers las er lauter. Den dritten Vers rezitierte er, indem er die Worte beinahe sang und seine rechte Hand auf und ab bewegte, als ob er den Takt zur Musik schlüge:

A sfondare le porte al paradiso,
E riportarne l'estasi quaggiù![1])

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Dann fuhr er mit der Faust auf das Blatt: „Per dio Bacco, questa donna ha ingegno!“[2]) sagte er, indem er mich eine Zeitlang anstarrte. Ich war in Verlegenheit, ob ich sagen sollte: „Ich danke Ihnen“ oder: „Ich bitte Sie“ oder etwas Ähnliches, als er plötzlich aufstand und, an seinem Bart zupfend — wie ich dies seitdem so oft bei ihm gesehen habe — ganz unerwartet hervorstieß: „Addio!“

Ich war bestürzt. „Leben Sie wohl,“ antwortete ich fast unbewußt, und er öffnete die Tür. Dann sagte er: „Wo ist Ihr Muff?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte ich, und Carducci ging, wie geistesabwesend, im Zimmer umherblickend. Ich erklärte mit einem albernen Kichern, daß ich keinen Muff bei mir hätte, und er runzelte die Stirn, zupfte an seinem Bart und starrte mich wieder an. Man konnte an diesem Blicke sehen, daß „der Löwe schon meilenweit weg in der Wüste war“, wie es in einem Browningschen Verse heißt, der mir jetzt einfiel und mein Herz ein wenig freudiger klopfen machte. Carducci hatte mich vergessen. Er dachte an meine Gedichte.

Später, da ich ihn besser kannte, erfuhr ich, daß es ihm unmöglich sei, gleichzeitig an mehr als ein Ding zu denken. Sobald seine Gedanken von dem, was ihn umgab, sich abgewandt hatten, war er wie einer im Traume. Monate hernach, als Treves die Gedichte — mit der Vorrede[3]) — veröffentlicht hatte, sagte ich zu Carducci: „Weshalb haben Sie an jenem Tage nach meinem Muff gefragt?“

„Was für ein Tag? Was für ein Muff?“ sprach er.

Ich erinnerte ihn daran, daß er in seinem ganzen Empfangszimmer sich danach umgesehen habe.

„Sie träumen,“ versetzte er ungeduldig; „und Sie träumen törichte Dinge. Niemals habe ich mich nach einem Muff umgesehen. Ich weiß nichts von Muffen.“

Seit jenem Tage unsres ersten Begegnens ist er mir und den Meinen ein Freund gewesen. Carduccis Freundschaft! Niemand, der ihn nicht ganz kennt, vermag die volle Bedeutung dieser Worte zu verstehen. Diejenigen, die ihn als den souveränen Geist Italiens verehren, als den feurigen Sänger des italienischen „Risorgimento“, als den streitbaren Verfechter seines Glaubens an Italiens Geschicke, den Züchtiger aller Feigheit und Niedrigkeit; diejenigen, die seine Oden auswendig wissen und die erhabenen Lehren seiner Prosa im Herzen tragen: auch diese kennen ihn nicht. Aller Welt ist er der große Dichter, Historiker, Gelehrte und der vornehme Mann, ernst, rauh, streng, unerbittlich,

[1]) Die Pforten des Paradieses zu durchbrechen und die Verzückung von dort herabzutragen.
[2]) Bei Gott, dieses Frauenzimmer hat Talent.
[3]) Sie sind inzwischen in sechster Auflage erschienen. Die Redaktion.

glänzend in seiner einsamen Höhe. Denen aber, deren Hand er in Freundschaft gehalten, denen, die ihn Tag für Tag in seiner Einfachheit und Güte, in seiner Großmut und Kraft gesehen haben, ist er etwas mehr. Und diese Glücklichen, denen die volle Reinheit, Schönheit und Demut dieser großen Seele sich offenbart haben, sprechen seinen Namen mit leiserem Atem und schreiben von ihm mit zögernder Hand, wie ich es tue; vielleicht mit Augen, die, wie die meinen, von Tränen überquellen.

Ich möchte wissen, ob Carducci diese Worte lesen wird. Ich habe ihn seit einigen Jahren nicht mehr gesehen. Vielleicht wird sein junger Enkel dieses Heft ihm bringen und auf seine Knie legen. Und diese Seiten werden ihm die Botschaft von vor sechzehn Jahren wiederholen, als ich, ein zitterndes Mädchen, an seiner Tür stand: „Ich bin von weit her gekommen!“ . . . Weiter, o Giosuè Carducci, als aus Deutschland, von wo dieses Heft dir gesandt wird; weiter, als aus dem nebligen England, wo diese Zeilen geschrieben worden sind. Ich komme aus der Vergangenheit mit ihren Hoffnungen und ihren Ruhmesträumen, ihren Stürmen und ihrem Sonnenschein. Ich bringe dir, geliebter Dichter, das Andenken deiner eigenen Größe und Herzensgüte in kleinen Begebenheiten, die vergessen, und in Worten, die verweht sind; das Licht der Tage, da deine Hand stark war, niederzuschlagen und aufzurichten, da dein Fuß fest war auf Italiens Bergen und dein Herz übervoll von großer Liebe und edlem Zorn.

Das erste Gedicht Carduccis, das ich (nach den roten Kühen) kannte, war das, das er eines Morgens für mich in Spezia schrieb. Ein alter Mann in der Straße hatte ihm eine blaue Hyazinthenblüte gegeben, und damit kam er zu mir herauf und klopfte an die Tür. Als ich öffnete, schwang er die frische, blaue Blume hin und her und murmelte dazu in einer unverständlichen Stimme einige undeutliche Worte. Dann nahm er ein Stück Papier und eine Feder und setzte sich an das geschlossene Klavier:

Batto a la chiusa imposta
Con un ramicello di fiori,
Tinti di mare come
I tuoi occhi, o Annie![1])

Er dichtete die sechs kurzen Strophen, die blauen Blumen in der linken Hand immer auf- und abschwingend, wie um den Takt zu schlagen und rhythmisch vor sich hinsummend. Er schrieb langsam und überlegt, ohne abzusetzen, in der klaren, schönen Handschrift, auf die er so stolz ist. Dann reichte er das Blatt mir. „Ecco!“ sagte er, und lächelnd fügte er auf Deutsch hinzu: „Und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen.“ Die zierlichen Zeilen sind in der jüngsten Ausgabe seiner Werke faksimiliert erschienen. Wenn ich den Band an dieser Stelle aufschlage, dann sehe ich deutlich, wie durch ein Fenster, das

[1]) Ich klopfe an die geschlossene Tür mit einem Blumenzweiglein, meerfarben wie deine Augen, o Annie!

in die Vergangenheit geschnitten ist, das von Sonne durchflutete Zimmer in Spezia, den offenen Balkon, der den saphirnen Golf überschaute, und Carducci, vor dem geschlossenen Piano sitzend und den Hyazinthenzweig rhythmisch auf- und abschwingend, während der Seewind hereinweht und die grauen Locken seines gesenkten Hauptes bewegt.

Indem ich diese Erinnerungen, wie sie mir kommen, aneinanderreihe, bringt das Andenken jenes Tages noch ein andres Bild mit sich. Wir waren an die Küste gegangen, wo Carducci, als er ein Boot mit dem Namen „Garibaldi" erblickte, dem schläfrigen Schiffer winkte und ihn bat, uns in die Bucht hinauszurudern. Wir glitten das seidenartige Wasser entlang, und da ich bemerkte, daß Carducci gedankenvoll war, so sprach ich nicht.

Plötzlich nahm er ein kleines Buch aus seiner Tasche. „Dies ist ‚Horaz', du dummes Mädchen," sagte er; „und hier, in diesem Golf, diese Zeilen lesend, starb Shelley, der junge, der geliebte . . .

Shelley, spirito di titano,
Entro virginee forme . . ."[1])

Der Schiffer, schwerfällig über seine Ruder gebeugt, blickte rasch auf und sagte: „Illustrissimo, mein Großvater war der Bootsmann des Signor Shelley, der in dieser Bucht ertrank." Indem er Shelleys Namen nannte, nahm er seinen Hut ab, als ob er einen seiner Heiligen erwähnt habe. Die rasche Wolke der Rührung, die ich nachmals so wohl verstehen lernte, stieg auf in Carduccis Augen bei der ehrfürchtigen Gebärde des Bootsmannes. „Ich grüße dich, mein Freund," sagte er, indem er seine Hand ausstreckte. Der Mann zog seine Ruder ein und, sich vorwärts beugend, schüttelte er Carduccis Hand; dann ruderte er ruhig weiter und fuhr hinaus ins blaue Wasser.

Seitdem hat man mir gesagt — doch ich mag es nicht glauben — daß jeder Bootsmann in Spezia dieselbe Großvatergeschichte erzählt, wenn Shelleys Name von den Fremden genannt wird. „Es ist unsre kleine Geschichte für die Engländer," sagen sie mit einem schalkhaften Lächeln. „Sie hören sie gern, und sie ist eine Lira oder zwei wert — manchmal auch fünf." (In unserm Falle, erinnere ich mich, waren es fünf — und ein Händedruck von Carducci!) Aber möge niemand ein Wort von dieser abscheulichen Verleumdung glauben.

Bei all der raschen, mitfühlenden Sympathie für jegliches, das zu seinem Herzen spricht, hat Carducci weder einen Begriff von den kleinen Herkömmlichkeiten des gewöhnlichen Lebens noch Geduld dafür. In den Tagen seiner einsamen Kindheit in den Maremmen, wo er wild und verlassen einherwanderte mit seinen Gedanken und keinem andern Begleiter als einem jungen Wolf, den er gezähmt, hat Carducci gelernt, die Freiheit und das Schweigen zu lieben. Vielleicht war in seiner Seele etwas von demselben grimmen Widerwillen, derselben Verachtung des Lebens, die seinen Bruder, Dante

[1]) Shelley, titanischer Geist
In jungfräulicher Hülle . . .
Paul Heyses Übersetzung.
(Italienische Dichter, Bd. V, S. 167.)

Carducci, trieb, in der Blüte seiner Jugend und vor den Augen seiner entsetzten Eltern ein Messer in das eigene Herz zu stoßen:

E tu, venuto ai begli anni ridenti . . .[1])

Carducci war der stärkere Bruder; in leidenschaftlichem Schmerz schrieb er:

Salve, o fratello, e mira
I tristi giorni miei come van soli.
Ben io vivrò; che a me l'anima avvinta
Di piu tenace creta ha la natura,
E officio forse e carità il suade[2]).

„Officio e carità" — Pflicht und Mitleid. Wie zwei Schwestern, die immer ihm zur Seite waren, erfaßten sie seine Hand und hielten ihn ab, der Fußspur seines Bruders zu folgen. Pflicht und Mitleid! In den siebzig Jahren seines edlen Lebens hat weder die strenge Stimme der einen noch die sanfte der andern sich umsonst an Giosuè Carducci gewandt.

Aber alle Gemeinheit, alle Eitelkeit und alle Unwahrheit haben einen unerbittlichen Feind in Carducci gefunden. Seine Abscheu gegen alles, was falsch und niedrig, ist ebenso leidenschaftlich wie stark. Jedes unnütze Wort in der Kunst wie im Alltagsleben beleidigt ihn. In einer seiner ersten Vorlesungen an der Universität zu Bologna sprach er: „Der Mann, der ein Ding in zehn Worten zu sagen vermag und es in zwanzig sagt, ist böser Handlungen fähig." Mit den besten, wiewohl plötzlichen Absichten, höflich und korrekt zu sein, ist er in Gesellschaft ganz und gar unzivilisiert. Wenn Leute zu ihm sprechen, die er nicht leiden mag, oder wenn sie Dinge sagen, die ihn nicht interessieren, gibt er keine Antwort. Dann sieht er vor sich hin, zupft seinen Bart und denkt an andres. Sein Haß jeder Form der Anbetung ist tief und sein Charakter jähzornig.

„Buon giorno, Poeta!" rief ein ästhetischer, junger Mann eines Tages in Madesimo, indem er ihn mit weit geschwenktem Hut begrüßte. Carducci blieb stehen und blickte den Fremden starr an. „Poet!" sagte er; „warum Poet? Ich bin kein Poet für Sie. Ich bin Herr Carducci!" Und zornig schritt er hinweg.

In solchen Augenblicken, wenn ich bei ihm war, pflegte ich eine Zeitlang ganz still zu sein. Dann, wenn er sich zu mir wandte, stellte ich mich, als ob ich, mit Zittern und Zähneklappern, gräßliche Angst vor ihm hätte. Diese kleinen Torheiten genügten gewöhnlich, um ihn wieder guter Laune zu machen. Ich pflegte ihn „Orco" (Oger, Menschenfresser) zu nennen; ein Name, der ihm nicht im mindesten mißfiel.

---

[1]) Auch du, da du erreicht die holde Zeit,
Da weit sich öffnen sonst des Lebens Schranken,
Hast mit dem Schicksal hadernd deine schlanken
Blühenden Glieder selbst dem Tod geweiht.
Paul Heyses Übersetzung.
(Italienische Dichter, Bd. V, S. 164.)

[2]) Sei gegrüßt, o Bruder, und blick auf meine traurigen Tage, wie sie einsam dahingehen. Wohl werde ich leben: mir hat Natur die Seele mit einem festeren Ton umgeben und überredet sie vielleicht zu Pflicht und Mitleid.

Jahre später, als mein Töchterchen ihn zuerst sah, fragte sie mich, indem sie mit dem Köpfchen nach ihm wies: „Ist dies der Oger?“ Als ich nickte, lief sie zu ihm und sagte: „Guten Tag, Oger,“ worüber er herzlich lachte.

Denn er haßt es, Furcht einzuflößen. Die Atmosphäre ehrfürchtiger Scheu, die ihn umgibt, ist ihm unangenehm. Die Leute geben sich immer Mühe, klug vor ihm zu erscheinen, indem sie seine Gedichte zitieren oder in stummer Verzückung auf ein Wort von ihm warten. Dann aber gibt er nur einen Laut von sich, der halb wie Husten und halb wie Brummen klingt. Auf Schmeichelei und nichtige Fragen gibt er keine Antwort, und das Resultat ist peinlich. Ich habe ihn einen ganzen Abend in einem Kreise gesehen, der ihm zu Ehren eingeladen war und in dem er nicht ein einziges Wort sprach. Es ist nicht Stolz oder Hochmut, wie mannigfach dies Verhalten gedeutet wird, es ist eine Form von „Sauvagerie“. Er spricht nicht, weil er nichts zu sagen hat. Bei einer Gelegenheit solcher Art in Mailand, wo er zum Diner geladen war, saß er stumm und furchtbar, sein Essen verschlingend und in den Teller blickend. Das Gespräch, das an ihn gerichtet war, verstummte allmählich. Die Wirtin, deren zarte Komplimente er nicht beachtet hatte, saß unruhig und verdrießlich an der Spitze der Tafel. Plötzlich blickte Carducci auf; er fühlte, man erwarte von ihm, daß er spreche. Er wandte sich an seine Nachbarin, eine umfangreiche literarische Dame, und blickte sie gedankenvoll lang an. Alle Tischgäste hielten ihren Atem an, um zu lauschen. Da sagte er mit lauter Stimme: „Wie viele Kinder haben Sie?“ Errötend erwiderte sie: „Ich bin nicht verheiratet.“ Die Tafelrunde versank in Schweigen. Ich lachte. Ich lachte hellauf in die peinliche Stille. Carducci sah auf und rief: „Schweig, du Törichte!“ worauf alle wie erleichtert auflachten. Carducci wurde für den Rest des Abends in Ruhe gelassen. Als er mich heim begleitete, sagte er: „Das war ein sehr hübsches Diner.“ Ich wagte eine Bemerkung über seinen, an die jungfräuliche Autorin gerichtete Frage. Er schüttelte den Kopf und sah mürrisch aus. „Ich weiß nie,“ sagte er, „was ich mit einem Frauenzimmer reden soll. Mir fällt nichts andres ein, als die eine Frage. Wenn du etwas Besseres weißt, bitte, so sag mir's.“ Aber ich wußte nichts Besseres. „Dann schweig, du Törichte,“ wiederholte er.

Auf den Stufen des Parlamentsgebäudes von Montecitorio näherte sich uns eines Tages ein schäbig gekleideter Mann. „Senator,“ sagte er mit leiser Stimme, „ich bin ein armer Journalist. Meine Frau ist krank, und unsre kleinen Kinder sind hungrig.“ Carduccis Stirn umwölkte sich mit dem eigentümlichen Ausdruck von Schmerz, den all solche traurige Geschichten bei ihm hervorrufen. Er griff mit der Hand in die Tasche. Unglücklicherweise fügte der Mann mit einem einschmeichelnden Lächeln hinzu: „Ich bin es, der den in der vorigen Woche in der ‚Italia‘ erschienenen Lobartikel über Sie geschrieben hat.“

Carducci stand stille. Die plötzliche, von seinem Vater ererbte zügellose Wut färbte sein Gesicht ganz bleich. „Was?“ stammelte er, „was? Und deswegen haben Sie mich gelobt, um sich von mir dafür bezahlen zu lassen?“ Er erhob seinen Stock und schlug den Mann. „Così paga Carducci i suoi

laudatori" — schrie er, „so bezahlt Carducci seine Lobredner." Aber die traurige Geschichte blieb in seiner Erinnerung, und am selben Abend schickte er der Frau des Mannes hundert Franken.

Trotz der eignen harten Erfahrungen seiner Vergangenheit, der Armut und des Hungers, die er in seiner Jugend gelitten, hat Carducci keinen deutlichen Begriff vom Werte des Geldes. Er ist in allen praktischen Dingen wie ein Kind und hängt völlig von der Ehrlichkeit seiner Umgebung ab. Er wandelt wirklich mit seinem Haupte „die Sterne berührend". Sein einziger leidenschaftlicher Wunsch ist, den Charakter und die Kunst Italiens bis zur höchsten, reinsten Sphäre zu erheben, in den Herzen der jungen Italiener den Sinn für die großen nationalen Überlieferungen ihres Landes zu wecken. Die modernen, dekadenten Tendenzen in der Literatur, das affektierte Zur-Schau-tragen der Unmoral, die von der jüngern Schule der sich selbst verherrlichenden Entarteten verkündet wird, sind ihm ein beständiger Dorn im Herzen, während der Mangel an Zurückhaltung und Selbstachtung seiner Volksgenossen, von denen er möchte, daß sie Helden seien, seine glücklichsten Augenblicke verbittert und traurig macht. Sogar die Bettler in den Straßen, wenn es nach Carducci ginge, sollten ihre Armut mit Würde tragen.

Diese glühende und empfindliche Liebe für sein Vaterland zeigte sich an einem strahlenden Sommermorgen, als wir die Alpen von der Schweiz nach Italien überschritten. Zwei deutsche Touristen, die wir unterwegs getroffen hatten, baten um Erlaubnis, sich uns anschließen zu dürfen. Als sie zuerst mit uns auf dem Splügen sprachen, teilte der ältere uns mit, daß er Professor sei; der andre, ein starker junger Mann mit langem Haar und einem runden, zufriedenen Gesicht, stellte sich als Dichter vor. „Ich bin ein großer Dichter," sagte er, indem er mit glänzenden Zähnen den „Oger" anlächelte. „Ich bin ein Deutscher und wir Deutsche sind alle Dichter." Carducci lüftete seinen weiten, grauen Filzhut. „Ein deutscher Dichter?" fragte er auf deutsch.

„Ja," versetzte der Blondhaarige. „Nicht, daß ich jemals Gedichte schriebe," fügte er hinzu. „Aber mein Leben ist ein Gedicht, und sein letzter, schönster Vers soll sein: zum erstenmal Italien sehen mit meiner Hand in der Hand Giosuè Carduccis. Wir sind Ihnen von Chur nach Thusis und durch die ganze Via mala gefolgt." Der „Oger" nickte. Unser Wagen kam heran, und er bat unsre beiden neuen Bekannten, einzusteigen.

Der „große deutsche Dichter" deklamierte den ganzen Berg hinauf Dr. Mühlings Übersetzung des „Ça ira", und Carducci schlug mit der Hand leicht den Takt dazu, wie er immer tat, wenn er etwas hörte, was ihm gefiel. Und als die letzte Schutzhütte auf der wohlgepflegten, saubern Schweizer Seite passiert war, zitierte der Jüngling in Italienisch die letzten Zeilen von Carduccis „Gruß an Italien":

In faccia allo stranier
Cantate: Italia, Italia, Italia![1])

[1]) Angesichts des Fremden singt: Italien, Italien, Italien!

Die herausfordernden Zeilen erklangen in ihrem Stolz und ihrer Schönheit. Dann trat Schweigen ein. Als die Paßhöhe erreicht war, streckte der junge Mann seine Hand aus, und Carducci ergriff sie still und herzlich.

Italien lag, einem Garten im Traumlande gleich, vor uns.

Leider sollte das deutsche Gedicht in trauriger Weise enden! Wir waren kaum über die Grenze gekommen, als von der Landstraße, wo sie gelegen hatten, ein halbes Dutzend zerlumpter Kinder sich erhob und auf unsern Wagen zulaufend, schrie: „Un soldo, Signori! Un soldo. per la Madonna!“ Zwei größere Jungen und ein Mann gesellten sich zu ihnen, und alle zusammen liefen hinter uns her, die Hände ausgestreckt und die Augen gen Himmel gewandt. Die Knaben warfen Sträuße vom Arnica montana in den Wagen. Unsre deutschen Freunde lachten und warfen eine Handvoll Pfennige auf die Straße. Da begann ein Stürzen und Sich-Reißen um die Münzen im Staube, die beiden Jungen prügelten sich, der Mann schlug mit der Faust nach ihnen, und die Kleinen purzelten übereinander her mit schrillem Geschrei.

„Allerliebst,“ lachte der junge Deutsche, „so primitiv und malerisch!“

Aber Carducci war bis in die Haarwurzeln errötet. Er stand auf im Wagen. „Halt!“ rief er dem Kutscher zu, „halt!“ Er wandte sich an die erstaunten Fremden mit ausgestreckter, zitternder Hand. „Hinaus!“ rief er mit bebenden Lippen; „sofort hinaus!“

Der Professor erhob sich nach einem Augenblick bestürzten Schweigens, grüßte und stieg aus. Aber der Jüngling, seine hellen Augen mit plötzlichen Tränen erfüllt, ergriff Carduccis Hand und führte sie ungestüm an seinen Mund. Dann sprang er aus dem Wagen und rief dem Kutscher zu: „Avanti!“ Die Pferde zogen an und trabten den Hügel hinunter.

„Und Du,“ sagte Carducci, indem er sich heftig an mich wandte, „nicht ein Wort?“

So fuhren wir nach Italien hinein. Und das Herz tat mir weh wegen dieser Demütigung seiner großen und bekümmerten Seele.

Dieser kleine Vorfall, der ihn persönlich nicht betraf, verwundete ihn mehr, als irgend eine ihm zugefügte Kränkung vermocht hätte. Als im Jahre 1895, da er dem Republikanismus entsagt hatte, seine Studenten in Bologna sich mit Beleidigungen und Gewalttätigkeiten gegen ihn kehrten, als sie ihn auszischten und einmal sogar schlugen, blieb er unbewegt und ruhig. Als sie schrien: „Abbasso Carducci!“ — „Nieder mit Carducci!“ — schüttelte er sein Löwenhaupt und sagte: „Nein, niemals abbasso! Gott hat mich auf die Höhe gestellt!“ Und als der Lärm immer stärker ward, steckte er sich eine Zigarre an, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sagte ganz gelassen: „Fumo!“

Ich erinnere mich, daß er am Tage nach diesem Ereignis uns in Genua zu besuchen kam. Wir waren erschreckt, als wir sahen, daß seine Hand verwundet und gequetscht sei, die starke, kleine Hand, welche die schönsten Gedichte geschrieben hat, der Italien sich seit Dante rühmen kann. Einer seiner Studenten hatte ihn mit einem großen Schlüssel geschlagen.

Carducci lächelte nachsichtig, fast zärtlich. „Es sind gute Jungen, es

sind edle Jungen, ich liebe sie," sagte er. „Sie glauben, daß sie im Rechte seien, also sind sie's."

„Warum verließen Sie sie denn," fragte ich. „Warum schrieben Sie das Gedicht für Crispis Tochter? Warum gingen Sie zurück?"

„Mein Kind," antwortete er, „es war leicht genug und eine Freude, eine Schar eifriger Jünglinge mit den klingenden Worten Republik und Freiheit zu führen. Das ganze Jung-Italien folgte mit Jubel und Jauchzen. Würde ich aber ihres Vertrauens wert gewesen sein, wenn ich nicht, als ich sah, daß wir den falschen Weg eingeschlagen, mich umgewandt und es ihnen gesagt hätte? Freilich erfordert es Mut, dem Schmerz und Mißtrauen all dieser jungen Herzen zu begegnen. Ich gräme mich um ihren Gram. Aber eines Tages werden sie verstehen, daß Italien für eine Republik noch nicht reif ist. — Komm, ich will Dich zu Giuseppe Verdi mitnehmen," sagte er plötzlich. „Sieh nur, daß Du hübsch angezogen bist, um ihn zu ehren. Ich will gelbe Glacéhandschuhe anziehen." Und das tat er; aber ob er es tat, um Verdi zu ehren oder seine mißhandelte Hand zu verbergen, weiß ich nicht.

Wir machten uns auf den Weg, um den berühmten Komponisten zu sehen, der damals seinen „Falstaff" im Palazzo Braschi vollendete. Nicht, daß Carducci die Musik besonders liebte oder in dem gewöhnlichen Sinne verstände. Gleich Victor Hugo hat er mehr Gefühl für den Rhythmus als die Melodie. Sein Lieblingsstück, glaube ich, ist die „Loreley" in ihrer einfachen, populären Weise. „Singe, ‚das hat die Loreley getan'," pflegte er mir zu sagen, als ich noch ein ganz junges Mädchen war.

„Spiele, ‚das hat die Loreley getan'," sagte er manches Jahr später meiner kleinen Tochter, als sie zuerst, acht Jahre alt, mit ihrer Violine vor ihm stand [1]). Aber er schrieb:

Quando Wagner possente mille anime intona,
A i cantanti metalli, trema agli umani il core [2]).

Und einmal sagte er: „Wenn ich nicht der Sänger der barbarischen Oden wäre, würde ich Musik wie Wagner komponiert haben — gigantische Musik zu gigantischen Gedanken." In der Tat mußte die ungeheure Größe Wagnerscher Ideen den Dichter tief berühren, der so oft gefühlt hat, daß Worte, bloße Worte nicht hinreichen, seine stürmischen Gefühle, seine wunderbaren Ideale, seine grenzenlosen Träume auszudrücken.

Unser Besuch bei Verdi hatte nichts Förmliches. Der weißhaarige Musiker, sein helles, blaues Auge leuchtend vor Freude, kam uns entgegen. Er umarmte seinen Dichterfreund mit großer Herzlichkeit. Carducci ging hinaus auf die Marmorterrasse, die das schimmernde Mittelmeer überblickt, und nahm dort Platz, ohne ein Wort zu sprechen. Verdi nickte mir, setzte sich an sein Piano und spielte, sanft wie der Wind weht, abschweifende, schöne Melodien, als ob er mit mir spräche. Dann erhob er sich, und wir gingen

[1]) Vivien ist Annie Vivanti-Chartres liebliches Töchterlein, das durch sein geniales Geigenspiel jüngst auch in Wien und Berlin allgemeine Bewunderung hervorrief. Die Redaktion.

[2]) . . . wenn Wagner ergießt in die tönenden Erze tausend Seelen: das Herz bebt in der sterblichen Brust. Paul Heyses Übersetzung.
(Italienische Dichter, Bd. V, S. 168.)

durch die offenen Fenster auf die Terrasse hinaus, wo Carducci noch saß, unbeweglich, auf die See blickend.

Wir setzten uns neben ihn, und eine lange Zeit sprach niemand. Auf dem tanzenden Blau des Wassers beugten sich sonnenbeglänzte Segel, beugten sich und verschwanden knicksend in der Ferne. Plötzlich sagte Carducci: „Ich glaube an Gott." Und Verdi nickte feierlich mit seinem weißen Kopfe.

Dann mit einem Male, wie er es immer tut, stand Carducci auf, um Abschied zu nehmen. Ich erinnere mich, daß Verdi, der, gleich so vielen genialen Männern, einen Anflug kindlicher Einfalt an sich hatte, uns zurückhielt, um uns seine Blumen zu zeigen. „Diese hier habe ich selber gepflanzt und gezogen," sagte er stolz, indem er auf eine Reihe von Blumentöpfen wies, die auf dem Rande der Terrasse standen und einige unbeschreibliche Pflanzen von magerem und verwachsenem Aussehen enthielten. „Sie nehmen einen guten Teil meiner Zeit in Anspruch," fügte der Maëstro hinzu.

Ich blickte mit geziemender Ehrfurcht auf die dünnen Vegetabilien und fragte, was sie wären.

„Kamellien, natürlich," antwortete Verdi.

„Kamellien, natürlich," wiederholte Carducci ungeduldig. Verdi eilte fort und kam mit einer großen Wasserkanne zurück, aus der er das elende Grünzeug überschwemmte. Carducci war sehr gerührt, als Verdi, sein schneeweißes Haupt über einen der Töpfe niederbeugend, die einzige Knospe, die überhaupt die Neigung zeigte, jemals aufzublühen, langsam abbrach und ihm reichte.

Ich glaube nicht, daß die beiden Freunde sich wiedergesehen haben.

Auf dem Heimwege war Carducci stumm und unwirsch. Viele Menschen auf der Straße zeigten auf ihn, drehten sich nach ihm um oder kamen zurück, um ihn besser zu sehen.

Er brummte unwillig in den Bart. Dann blieb er stehen. „Wonach starrt ihr?" rief er, die flammenden Augen auf das Dutzend Leute gerichtet, die sich um ihn versammelt hatten. „Ich bin weder eine Primadonna noch ein Tenor, noch habe ich hier für Unterhaltung der Neugierigen zu sorgen."

Die Leute zerstreuten sich rasch, und ich lenkte Carduccis Gedanken ab, indem ich ihm meine unerleuchteten Ansichten über Literatur vortrug, seine Verse falsch zitierte und sie mit Zeilen von Metastasio und Manzoni vermengte.

Bald darauf führte mein Leben mich auf ferne Pfade.

Als ich das nächste Mal aus England kam, um ihn zu sehen, war er barsch und ungeduldig. „Geh, Unsinnige, und kümmere dich um dein Kind," sagte er mit einem finsteren Blick, von dem ich wußte, daß er nur Zärtlichkeit sei. „Ich wünsche mit deinem Mann mich über Browning lateinisch zu unterhalten." Und das taten sie stundenlang, den Garten der Villa Adele auf- und abschreitend, während mein Kind nach dem Himmel und ich nach dem Kinde sah.

Doch ach! — Meine Wanderungen sollten mich weiter und weiter von dem Lande meiner Jugend führen.

Sieben Jahre später sah ich Carducci noch einmal. Es war ein lichter Sommertag in dem kleinen Alpendorf Madesimo. Dorthin, wo ich Jahre zuvor, als ich selbst fast noch ein Kind war, furchtlos gelernt hatte, ihn zu lieben und zu verstehen, kehrte ich nun mit meiner kleinen Tochter zurück, um ihm Lebewohl zu sagen, ehe wir die Fahrt nach unserm neuen Heim im fernen Westen von Amerika antraten.

Als Carducci uns kommen sah, ging er uns entgegen, auf einen Stock und seines Enkels Arm gestützt; seine Augen, tief, leuchtend, unverändert, wanderten von mir zu meinem Kinde mit starker, innerlicher Bewegung.

Das Sprechen ward ihm zuerst schwer. Dann setzten wir uns in den Garten, während Vivien mit einem jungen Bernhardiner Hund in dem Alpensonnenschein umhersprang. Auf einmal, als ein Knabe eine kleine Viehherde vorübertrieb, kam das Kind gesprungen, setzte sich, den Hund am Halsband mitziehend, neben Carducci nieder und rezitierte „Die roten Kühe des Himmels" — das einzige, was sie, wie einst ich selber, von seinen Werken wußte.

Das liebevolle, wohlbekannte Lächeln erleuchtete sein Antlitz, und liebreich legte er seine Hand auf ihren blonden Kopf. Es war alsdann, daß er sie bat, ihre Geige zu holen und, „das hat die Loreley getan", zu spielen. So stand sie, musizierend, blond und klein, im Sonnenschein, während Carducci mit der Hand leicht den Takt schlug — der edlen Hand, die jetzt nicht mehr ohne Mühe schreiben kann.

Der Tag neigte sich zu Ende, als wir Abschied nahmen, um Chiavenna im Tal noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Aber Vivien wollte nicht Adieu sagen. „Non addio, non addio!" rief sie, seine Hand festhaltend. Er stand auf und sagte: „Ich will mit dir gehen bis zur Brücke."

Langsam, auf seinen Stock gelehnt, schritt er den stillen Bergpfad zwischen uns, wobei das Kind immer seine Hand hielt und ihm mit großer Sorgfalt auf dem steinigen Weg zu helfen suchte. Carducci sprach kein Wort.

Als wir die kleine Holzbrücke am Ende des Dorfes erreicht hatten, blieb er stehen. Jenseits senkte sich der Pfad in das Tal, in das Vivien und ich gehen sollten. „Addio!" sagte Carducci, indem er seinen weiten, grauen Filzhut abnahm. Dann küßte er uns beide feierlich.

Wir überschritten die Brücke allein. In dem klaren Abendlicht blieb er stehen, mit unbedecktem Haupt, uns mit dem Blicke folgend, als wir dahin schritten. Wir wandten uns zweimal nach ihm um und winkten mit den Händen; aber er bewegte sich nicht.

So sehe ich ihn immer in meinen Gedanken, wie er einsam und still im Abendhimmel steht.

Strenges, liebevolles, einfaches Herz! An diesem deinem siebzigsten Geburtstage grüßt Deutschland dich mit diesen Blättern. Und in den zögernden Worten eines seiner Töchter bringt Italien dir den Ausdruck seiner Verehrung, seiner Dankbarkeit und Liebe dar.

Eduard von Hartmann.

Von

J. Reinke.

Mit tiefer Wehmut vernahmen die Verehrer und Freunde die Kunde von dem unerwarteten Hinscheiden Eduard v. Hartmanns. Wußte man doch, daß er in rüstiger Schaffensfreudigkeit daran gegangen war, noch einmal alle Ergebnisse seines Nachdenkens über die Probleme des Lebens und der menschlichen Wissenschaft für Mit- und Nachwelt zusammenzustellen. Hartmanns bezügliche Studien liegen für das Gebiet der Naturwissenschaft in zwei stattlichen Bänden vor: 1902 erschien „Die Weltanschauung der modernen Physik"; vor wenigen Monaten 1906 „Das Problem des Lebens". Wie weit von andern Wissensgebieten bereits druckreife Manuskripte vorhanden sind, entzieht sich meiner Kenntnis; aber ich beabsichtige auch nur, dem Dahingegangenen als Naturphilosophen in diesen Zeilen ein bescheidenes Denkmal zu errichten.

Eduard v. Hartmann gehörte zu den merkwürdigsten, interessantesten, anziehendsten Persönlichkeiten der Gegenwart. Bereits in seinen äußeren Lebensschicksalen tritt dies hervor, die von seiner inneren Entwicklung nicht zu trennen sind. Geboren 1842, widmete er sich als sechzehnjähriger Abiturient der militärischen Laufbahn. Schon der junge Artilleriefähnrich beschäftigte sich neben den Erfordernissen des Dienstes mit dem Lesen zahlreicher wissenschaftlicher, namentlich philosophischer Werke und fand außerdem noch Zeit, seine nicht unbedeutenden Talente für Musik, für Malerei und für Modellieren zu pflegen. Nur wenige Jahre war er Offizier, als er sich 1861 infolge einer Kontusion der linken Kniescheibe ein schweres rheumatisches Knieleiden zuzog, das ihn zunächst in seinen Dienstobliegenheiten arg behinderte, in weiterer Steigerung chronisch wurde und ihm ein qualvoller Begleiter durch sein ganzes Leben geworden ist. Auch in den letzten Lebensjahren vermochte sich Hartmann nur für wenige Minuten aus seinem Lehnsessel zu erheben; dann

mußte er sich wieder setzen und die Knie mit einer wärmenden Decke umhüllen. Daß diese Lebensweise dem an sich nur zarten Körper auch sonst nicht dienlich sein konnte, ist klar. „Ich weiß auch," schrieb er mir am 1. Mai 1901, „was es heißt, gesundheitlich behindert zu sein, da ich seit 1875 mit Ausnahme der Abendzeitung nur Vormittags lesen und arbeiten darf, wenn ich mir nicht den Schlaf verderben will." Und welche Geistesarbeit, welch ungeheure Produktion hat unser Philosoph trotzdem in den letzten dreißig Jahren seines Lebens geleistet!

Als sein Leiden hoffnungslos geworden war, schied Hartmann 1865 endgültig aus dem Heere. Anfangs dachte er daran, Maler zu werden, beschäftigte sich auch viel mit Musik, komponierte; nach allerlei hin und her tastenden Versuchen wandte er sich aber ganz philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien zu, wobei er sich in den letzteren auf die Lektüre der wichtigeren Schriftsteller beschränken mußte.

In der Philosophie hat er sich zunächst eingehend mit Schelling und Hegel beschäftigt. Schopenhauer wurde ihm 1863 bekannt. Daß dieser ihn nicht nur durch die Klarheit der Gedanken, sondern auch durch seine pessimistische Geistesrichtung anzog, ist bei Hartmanns körperlichem Leiden begreiflich. Aber wenn er auch jenen drei Männern die Anregung zu schaffendem Nachdenken verdankt, wenn sie ihm zum Ausgangspunkte philosophischer Kombinationen wurden, entsprach es doch seinem selbständig und kritisch veranlagten Geiste, daß er frühzeitig in eigenem Fahrwasser zu steuern, einen eigenen Gedankenkurs einzuschlagen begann. Schon vor seiner Verabschiedung, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, um Weihnacht 1864, schrieb Hartmann die Anfänge seines Hauptwerkes nieder, der „Philosophie des Unbewußten", das seinen Namen schnell der Mitwelt bekannt und geläufig machen sollte. Im April 1867 war das großenteils im Bette niedergeschriebene Manuskript vollendet; im November 1868 erschien das Werk im Druck, und ich erinnere mich aus meiner damaligen Studentenzeit, daß noch im gleichen Winter mir Hartmann als der bedeutendste Philosoph der Gegenwart genannt wurde. Nichtsdestoweniger bin ich erst zweiunddreißig Jahre später dazu gekommen, jenes Buch und damit überhaupt eine Schrift von Hartmann zu lesen.

Den Anlaß dazu, mich mit Hartmanns Arbeiten zu beschäftigen, gab mir eine in Band 97 der „Preußischen Jahrbücher" erschienene Besprechung der ersten Auflage meiner „Welt als Tat" durch Arthur Drews, in der auf die mancherlei Übereinstimmung hingewiesen wurde, die sich zwischen Hartmanns und meinen Anschauungen findet. Mit größtem Interesse vertiefte ich mich nunmehr in das Studium der „Philosophie des Unbewußten", das mich nicht wieder losließ, nachdem es mich gepackt hatte. In dem Vorwort zur zweiten Auflage meines genannten Buches (1901) fand ich dann Gelegenheit, Hartmanns Verdiensten meine rückhaltlose Anerkennung zu zollen. „Wie war es möglich, daß wir Botaniker und Zoologen so wichtige Arbeiten gar nicht kennen lernten?" schrieb ich unter anderm, und ferner: „Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß der Verfasser der ‚Philosophie des Unbewußten' nicht nur als hervorragender Philosoph dasteht, sondern daß er durch das

selbständige Durchdenken wichtiger biologischer Fragen auch als theoretischer Biologe in der zeitgenössischen Wissenschaft einen ehrenvollen Platz beanspruchen darf." Ich hatte die Freude, damit wenigstens an meinem Teile ein Unrecht wieder gut machen zu können, welches die zeitgenössischen Naturforscher durch Nichtbeachtung von Hartmanns Schriften an diesem begangen haben, und worunter er zweifellos gelitten hat. Hartmann antwortete mir auf Übersendung des Buches unter anderm: „Ich danke Ihnen herzlich für die freundlichen Worte, die Sie mir im Vorwort gewidmet haben. Es war von jeher meine Art, in der Wissenschaft das Persönliche vollständig hinter dem Sachlichen zurücktreten zu lassen bis zum Verschwinden, und so stimme ich Ihnen auch darin zu, daß es erfreulicher ist, andre Denker unabhängig gleiche Wege wandeln zu sehen, als von vornherein auf ihre Wege Einfluß zu gewinnen. Bei alledem werden Sie es menschlich finden, wenn es mich freut, seit einem Menschenalter zum *ersten Male* einen sympathischen Widerhall auf etwas mit meinem Namen Veröffentlichtes aus dem naturwissenschaftlichen Lager zurückschallen zu hören."

In meiner gleichfalls 1901 erschienenen „Einleitung in die theoretische Biologie" bin ich dann Hartmanns Ansichten in eingehender Weise gerecht zu werden bestrebt gewesen, was mir unter dem 26. Oktober 1901 einen 54 Seiten langen Brief Hartmanns eintrug, der eine eingehende kritische Besprechung jenes Werkes enthielt, und in dessen Schlußworten es heißt: „Ich weiß nicht, ob Sie die Geduld haben werden, diese Blätter bis zu Ende durchzulesen. Jedenfalls bitte ich, darin keine eitle und leere Besserwisserei sehen zu wollen, sondern ein Zeichen der Aufmerksamkeit und des Interesses, mit dem ich Ihr Buch studiert habe, und den Ausdruck des Wunsches, Ihnen meinen Standpunkt, mit dessen Kenntnisnahme Sie sich so viel Mühe gegeben haben, auf eine bequemere Art, nämlich durch Konfrontation mit dem Ihrigen, näherzubringen, und die Übereinstimmungen und Abweichungen zwischen beiden in möglichst deutliche Beleuchtung zu rücken."

Hartmanns wissenschaftlichem Lebenswerk vermag ich nicht als Philosoph, sondern nur als Naturforscher gerecht zu werden. Ich verzichte daher an dieser Stelle darauf, seine sämtlichen Schriften auch nur mit dem Titel zu nennen. Indessen muß ich doch derjenigen seiner Bücher gedenken, die ich mit reichem Nutzen für das eigene Fach studierte, und an denen kein Naturforscher achtlos vorübergehen sollte. Es sind dies außer der in elfter Auflage vorliegenden „Philosophie des Unbewußten": „Das Grundproblem der Erkenntnislehre" (1889). — „Kategorienlehre" (1896). — „Die moderne Psychologie, eine kritische Geschichte der deutschen Psychologie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts" (1901). — „Geschichte der Metaphysik" (1899 und 1900). — Eine auch nur kurze Inhaltsangabe dieser Werke, die sich ebensosehr durch eine Fülle der Gedanken wie durch klaren Stil und meisterhafte Dialektik auszeichnen, kann hier nicht versucht werden. Die beste Orientierung darüber wie über Hartmann überhaupt findet der Leser in dem Buche von Drews: „Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß" (1902).

Dagegen kann ich es mir nicht versagen, noch etwas bei denjenigen Arbeiten Hartmanns zu verweilen, die sich auf naturwissenschaftliche und besonders auf biologische Probleme beziehen. Man kann diese Seite von Hartmanns Tätigkeit Naturphilosophie nennen; man kann sie aber mit gleichem Rechte auch der theoretischen Naturwissenschaft zurechnen, der spekulativen Physik und der theoretischen Biologie. Denn während die forschende Biologie die Lebensvorgänge bei Pflanzen und Tieren durch Beobachtung und Experiment festzustellen sucht, ist es Aufgabe der theoretischen Biologie, deren Ergebnisse denkend zu verknüpfen.

Hartmann geht in seinen biologischen Betrachtungen davon aus, daß alle Lebensvorgänge der Erhaltung des Organismus dienen, und daß sie selbstregulatorisch wirken. Diese Auffassung ist aber keine andre als eine teleologische; in dieser Grundauffassung der lebendigen Natur stimmt Hartmann überein mit seinen großen Vorgängern Leibniz und Schelling und nach meiner Auffassung, wenigstens im wesentlichen, auch mit Kant. Mit der gleichen Bestimmtheit tritt Hartmann dafür ein, daß dieses teleologische Lebensprinzip eine Grundlage physikalisch-chemischen Geschehens in den Tieren und Pflanzen zur Voraussetzung hat; daß es seine Zwecke und Ziele mit mechanischen Mitteln durchsetzt. Er vertritt also eine teleologische Erklärung des Lebens neben der mechanischen. Kausale und teleologische Betrachtung sind ihm unerläßliche Ergänzungen des zu erstrebenden Naturbildes. Immer und immer wieder legt er Protest ein gegen die so oft gehörte einseitige Behauptung, daß in der Naturerklärung die mechanische Auffassung die allein wissenschaftliche sei. Darum verneint er, daß der Organismus ein anorganischen Gebilden wesensgleiches System sei, das Leben nur ein Spezialfall anorganischen Geschehens. Es gibt keinen physikochemischen Vorgang, der es erklären könnte, warum in der Pflanze und im Tier an jeder Stelle zu jeder Zeit die richtige, dem Organismus dienliche von allen möglichen Bewegungsformen eintritt. Die Lebenserscheinungen beruhen auf einer eigenartigen Kombination physikalisch-chemischen Geschehens, auf einer Organisation des Stoffes, an welche die chemische Wissenschaft nicht heranreicht. Pflanzen und Tiere bilden eine ganz neue Welt mannigfacher Wechselbeziehungen, die in der unbelebten Natur gar nicht vorkommen können, weil hier die dafür erforderlichen, dem Organismus in der Vererbung gegebenen Bedingungen fehlen. In dieser Deutung der wesentlichen Grundlagen des Lebens stimmt Hartmann nicht nur mit Justus v. Liebig überein, sondern auch mit zahlreichen neueren Biologen. Allerdings kommen wir über eine Deutung der Stellung des Lebens mit seiner schier unermeßlichen Mannigfaltigkeit innerhalb des gesamten Naturgetriebes nicht hinaus; Deutung aber ist etwas andres als Erkenntnis, die auf unmittelbarer Erfahrung beruht. Die heutige Naturphilosophie beansprucht nach Hartmann auch ebenso wenig eine apodiktisch gewisse Erkenntnis wie eine von der Erfahrung unabhängige Erkenntnis „aus reiner Vernunft" zu bieten oder anzustreben; die moderne Naturwissenschaft und Naturphilosophie begnügen sich beide mit bloßer Wahrscheinlichkeit des Erkannten und Vorgestellten.

Eine besondere Vorliebe besaß Hartmann für die Abstammungslehre. Unter ihren Gesichtspunkten erscheint ihm das Reich der lebendigen Wesen mit Einschluß des Menschen als das Ergebnis eines großartigen, planmäßig gerichteten Entwicklungsprozesses, der seine entscheidenden Triebfedern in sich selbst trägt, und in dessen Bereich Darwins Selektionsprinzip nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Auf diesem Gebiete erlebte Hartmann einen der größten Triumphe seines Denkens. Als der Darwinismus auf dem Höhepunkte seines Einflusses stand, veröffentlichte er 1873 seine Untersuchung „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus". Während damals die kleine Schrift fast unbeachtet blieb, ist heute die Mehrzahl der Biologen der Selektionslehre gegenüber auf dem gleichen kritischen Standpunkte angelangt, der 1873 von Hartmann eingenommen wurde.

Aus Hartmanns letztem Werke, dem „Problem des Lebens", mögen noch folgende Grundgedanken hervorgehoben sein.

Das Leben muß einst an der Erdoberfläche aus anorganischen Stoffen entstanden sein; die Übertragung der Keime von einem Weltkörper zum andern ist eine ganz unwahrscheinliche Verlegenheitshypothese. Die Organismen können nicht von selbst, d. h. nach rein chemischen Gesetzen, aus dem Anorganischen hervorgegangen sein, weil die organischen Verbindungen, die das Protoplasma zusammensetzen, nicht von selbst aus anorganischen entstehen, und weil die komplizierten Bedingungen, die zu solchen Umwandlungen nötig sind, noch weniger von selbst entstehen; denn schon die primitivsten Organismen müssen eine differenzierte Struktur besessen haben, die ihnen Ernährung, Wachstum und Fortpflanzung ermöglichte, und die sie auf ihre Umgebung und deren Reize zweckmäßig reagieren ließ. Bei ihrer Entstehung aus der anorganischen Rinde des Erdballs müssen daher besondere Kräfte und Gesetzmäßigkeiten mitgewirkt haben, wie sie auch heute noch in der Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens sich geltendmachen.

Der Mensch erscheint Hartmann als das Endglied der tierischen Entwicklungsreihe, in der er ein vorbereitendes Mittel zum Zweck der Verwirklichung des menschlichen Geisteslebens erblickt. Einen wichtigeren Schritt in der Umbildung der Organismen kennen wir nicht als den von der Tierheit zur Menschheit. Alle Erwägungen sprechen dafür, daß dieser Schritt durch eine *sprungweise* Umwandlung des Gehirns vollzogen worden ist, die auf innere Ursachen, auf eine teleologische Gesetzmäßigkeit in der Natur zurückzuführen ist. Mag der erste Mensch seinen tierischen Vorfahren auch noch so ähnlich gewesen sein, in einem Punkte mußte er stark von ihnen abweichen, in der Größe des Gehirns und der dadurch bedingten höheren Intelligenz, durch die er sich allen Lebensaufgaben ganz anders anzupassen weiß als das Tier. Wäre dies größere Gehirn ein bloßes Produkt des Gebrauchs, so wäre nicht einzusehen, warum die heute lebenden Affen es nicht auch zu so großen Gehirnen gebracht haben; warum sie nicht ihre Hände und Sprachwerkzeuge zu den gleichen Leistungen wie der Mensch verwerten und ein Bedürfnis nach Kultursteigerung empfinden sollten.

Seit zwei Jahrtausenden stehen zwei Weltanschauungen miteinander im Kampfe, die geistige, die auf Anaxagoras, Plato und Aristoteles zurückgeht; und die materialistische, die auf den Lehren Demokrits und Epikurs sich aufgebaut hat. Hartmann hat sich mit Entschiedenheit auf die erstere Seite gestellt, wobei er dem Guten und Richtigen, das die Naturwissenschaft dem Materialismus verdankt, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt; doch das geistige Prinzip ist ihm das herrschende in der Natur und besonders im Leben.

Seit Leibniz sah die Welt keinen Philosophen von solcher Vielseitigkeit wie Eduard v. Hartmann, dessen spekulatives Genie mit unglaublicher Leichtigkeit in die verschiedensten Gebiete menschlichen Geisteslebens sich hineinarbeitete. Eine große Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit des Wesens, ein tiefes Gemüt, ein rückhaltloses Anerkennen fremden Verdienstes ergänzen den hervorragenden Denker harmonisch zu einer überaus anziehenden Persönlichkeit, die jedem, der das Glück hatte, ihn kennen zu lernen, für immer verehrungswürdig dastehen wird.

Aus Amerika.

Von

Albert Pfister.

I. Die amerikanischen Universitäten.

Es ist kein Zweifel, im geistigen Leben der Deutschen spielen die Universitäten, alle Werke und Anregungen, die von ihnen ausgehen, eine Rolle wie bei keinem andern Volke der Erde. Ja, auch der Student ist eine volkstümliche Erscheinung, die gewertet sein will. Alle Anzeichen sprechen nun dafür, daß die Bedeutung der Universitäten, der Universitätsprofessoren und des durch beide Geschaffenen in Amerika auf ähnliche Weise Gewicht gewinnen werde wie in Deutschland. Eine führende Stellung haben schon die alten amerikanischen Universitäten eingenommen, neue und erweiterte sind dazugekommen; aller Wahrscheinlichkeit nach wird deshalb in Bälde mit wesentlich verstärkten akademischen Einflüssen im geistigen und damit auch im politischen Leben der Vereinigten Staaten gerechnet werden müssen.

Alles das aber, Gründung von Universitäten, Universitätsleben an sich, Lehrmethode (Herausbilden der Figur des akademisch geschulten jungen Mannes) vollzieht sich in Amerika unter ganz andern Voraussetzungen und Formen als irgendwo sonst, auch anders als in Frankreich oder in England. Die Züge, die durch den Lehrgang auf Universitäten und durch das gesamte Universitätsleben eingegraben werden, bleiben in Amerika nicht so starr erhalten, wie das in Deutschland durch den Beamtenstand und die gelehrten Kreise geschieht. Sie verflachen sich mehr durch das Erwerbsleben und durch die Eigentümlichkeit der Berufe. Und doch bleibt ein Zusammenhang mit der Universität gerade in Amerika bei deren Besuchern für das ganze Leben bestehen.

Vor kurzem ist vom Kaiser Wilhelm II. eine Anregung ausgegangen, die einen wesentlichen Nutzen darin sieht, daß zwischen Deutschland und Amerika ein Austausch von akademischen Lehrern stattfindet. Eine derartige Maßregel möchte allerdings manchen Vorteil bringen. Allein Professoren, namentlich solche, die mit einer Mission auswärts beauftragt werden, sind zumeist

abgeklärte, fertige Persönlichkeiten, deren Aufnahmefähigkeit neuen Erscheinungen und Anschauungen gegenüber wohl nicht im vollen Umfang vorausgesetzt werden darf. Dennoch vermöchten sie, in die alte Heimat zurückgekehrt, gewiß vielfach aus dem Schatz vermehrter Erfahrung heraus Gutes zu stiften. Allein im Wege des Austauschs wird immer nur eine beschränkte Anzahl von Hochschullehrern an dem Erweiterungskreis Anteil nehmen können. Viel wichtiger und zweifellos fruchtbringender wäre es, wenn deutsche Studenten in einer ins Gewicht fallenden Anzahl veranlaßt werden könnten, einen Teil ihrer Studienzeit auf amerikanischen Universitäten zuzubringen. Die Zahl der Amerikaner, die auf deutschen Universitäten studieren, dürfte heute mit ein Tausend pro Semester nicht zu hoch gegriffen sein. Göttingen, Halle, Leipzig, Berlin, Heidelberg üben besondere Anziehungskraft aus. Männer wie Bancroft, Calvert, Longfellow, Emerson, Hedge, Bayard, Taylor, Motley, Theodor Roosevelt haben ihr Wissen oder doch ein Stück ihres Wissens in Deutschland geholt; der deutsche Student dagegen ist heute noch eine seltene Erscheinung auf amerikanischen Hochschulen.

Ich weiß es, eine ganze Reihe von Hindernissen steht dem Besuch der Universitäten Amerikas entgegen. Vor allem: die auf einer amerikanischen Universität verbrachten Semester müßten in Rechnung kommen, als wären sie dem Besuch einer heimischen gewidmet gewesen; Eltern, Vormünder und die Kandidaten selbst hätten sich mit der größeren Entfernung vom Heimatort auszusöhnen. Es wären Vorkehrungen zu treffen, um auch für minder Bemittelte die größeren Kosten aufzubringen, wenn diese Kosten auch nicht die von den meisten gefürchtete Höhe erreichen. Als ein weiterer Grund, warum die Universitäten Amerikas von Deutschen gemieden werden, wurde mir von einem Professor in New York angegeben: man halte das in Amerika gesprochene Englisch für nicht so rein und klassisch wie das in England übliche. Dem mag sein wie ihm wolle: das Englisch des Amerikaners wird nutzbringende Wahrheiten ebensogut zu vermitteln wissen als die vielleicht geläutertere Aussprache des Briten.

Alle die angeführten Hindernisse aber beseitigt, wird sich der deutsche Student, der von München oder Leipzig aus auf eine amerikanische Universität zieht, ebenso wohl befinden, als wenn er für etliche Semester Bonn oder Straßburg besucht. Der frische Junge lebt sich bald in die neuen Verhältnisse ein und wird sich, nachdem er die Sprache zu beherrschen gelernt hat, manches aneignen können, was ihm in der Heimat niemals geboten worden wäre. — Der Jurist und Verwaltungsmann würde dort sicher nicht leer ausgehen. Er müßte freilich schon vorgerückt und imstande sein, aus Vergleichungen und Gegensätzen Resultate zu ziehen. Den reichsten Gewinn würden wohl die Mediziner, Chemiker und Physiker, die Nationalökonomen, Ingenieure und Architekten heimbringen. Eine mächtige Blutauffrischung aber wird der Aufenthalt dort für alle sein.

Wir sind auf deutschem Boden eben im besten Zuge, in unsern Vorstellungen die Vereinigten Staaten Amerikas aus ihrem Rang als eines der fremdesten Länder zu der Stellung eines Ländergebiets zu heben, dessen Volk

mit seinen Bestrebungen uns sympathisch und verwandt erscheint, dessen Grundlagen und Vorbedingungen für das geistige Leben uns geläufig zu werden anfangen. In der Tat, alle aus Deutschland kommenden Sendlinge, namentlich die Studenten, erhalten die Aufgabe, immer fester und dichter Gedankenreihen an Gedankenreihen zu knüpfen, um uns dem Volke nahe zu bringen, mit dem ein ganzer Strom von Blut und mancher gleichlautende Ton in der Geschichte uns verbinden.

Die Ausgangspunkte für alles Erobern liegen in Amerika auf dem Boden der alten Kolonien an der atlantischen Küste. Von hier spannte sich ehemals eine ganze Kette von Forts und Schanzen über die Alleghanies dem Westen zu. So ist der Ohio erreicht und gewonnen worden, so der Mississippi, so das Felsengebirge und das Gestade des Pacific. Auf demselben Boden, auf dem ehemals die Arbeit des Eroberers von den festen Plätzen ausgegangen ist, rücken jetzt von Ost nach West in immer enger werdender Kette die Hochschulen vor. Sie erscheinen als der Stempel, den ein großes Kulturvolk der äußeren Eroberung aufdrückt. Derselben Erkenntnis entsprang im alten preußischen Kolonistenlande die Gründung der Universität Königsberg, und die Zurückeroberung des Rheins konnte nicht sinnenfälliger und zweckmäßiger gekennzeichnet werden als durch Errichtung deutscher Universitäten in Bonn (1818) und in Straßburg (1872). Es hat sich gerächt, daß bei Zurückgewinnung von Posen dieselbe Maßregel versäumt worden ist.

Andre deutsche Universitäten sind wesentlich hervorgegangen aus dem Entschluß von Fürsten oder Städten, und alle, in der Folge mit dem nationalen Bedürfnis zusammengewachsen, werden zu den edelsten Gütern des Volkes gerechnet. — In Amerika brauchten die Universitäten sich nicht erst ins Volksbedürfnis hineinzuleben; sie wuchsen daraus hervor. Kaum waren im alten Kolonistenlande die ersten Sorgen um Sicherstellung des äußeren Fortkommens gehoben, als auch schon der Wunsch nach einer Örtlichkeit sich regte, an der, ungestört durch äußere Einflüsse, eine geistige Konzentration stattfinden könnte. So blühte von 1636 an Harvard College in Cambridge bei Boston empor; andre Colleges in Connecticut, in New York, in Virginien und Pennsylvanien folgten nach.

Fast alle Universitäten, namentlich die ältesten, trugen zunächst theologischen Charakter, weiteten aber bald leitende Tendenzen und Ziele in demselben Maße wie Räume und Lehrgegenstände. Heute sind sie zusammengewachsen mit dem gesamten geistigen Leben und tonangebend für dasselbe geworden.

Weiter und weiter in den Westen haben sich von der atlantischen Küste aus die Hochschulen vorgeschoben und die von den alten Eroberern erbauten Forts abgelöst. Da, wo bei der Einmündung des Chicagoflusses in den Michigansee 1804 Fort Dearborn angelegt worden ist, erstand etwa von 1840 an die Stadt Chicago, die heute als Zentrale für die mittleren westlichen Staaten erscheint, als Durchgangstor vom äußersten Westen nach dem atlantischen Osten; zugleich als geistige Hochburg mit seinen öffentlichen Bibliotheken, mit seinen wissenschaftlichen, insbesondere historischen Gesellschaften,

mit seinem Kunstinstitut, seinen vielen gemeinnützigen Anstalten und seiner Universität. — Chicago, das man ein ins riesenhafte gewachsenes großes Dorf genannt hat, spiegelt wider, was in jedem kaum gegründeten Dorfe des Westens sich findet: mag es auch noch so unvollendet und ärmlich sein, stattlich und einladend stehen doch immer zwei Gebäude da: die Schule und die Bibliothek des Dorfes.

Kaum hatte sich die Stadt aus dem gröbsten herausgearbeitet, als auch schon 1857 die Universität Chicago gegründet wurde, und zwar zunächst im Sinne der Baptistengemeinde. Als solche ging die Hochschule 1886 ein, erstand aber wieder im Jahre 1892, und zwar mit neuen Grundlagen und Zielen.

Etwa 15 km südlich vom Geschäftsteil der Stadt Chicago, fast weltabgeschieden, auf grünem Grund mit herrlichen Bäumen, wurde der neuen Universität ihr Heim zugewiesen. Ebenfalls 15 km vom Geschäftsteil der Stadt, aber in nördlicher Richtung, wohnte ich selbst, nicht allzu entfernt vom Lincolnpark, während der Maientage des Jahres 1905, da ich durch meinen Landesherrn, den König von Württemberg, die Bestimmung erhalten hatte, als Vertreter seiner Person und des Schwabenlandes am 9. Mai die deutsche Rede bei der Schillerfeier zu halten. Während meines Aufenthaltes von sechzehn Tagen in Chicago brachten mich die vier Tage in Anspruch nehmenden Schillerfeiern mit einer Reihe von Professoren der Universität in Berührung, denen ich auch die Einführung dort zu verdanken hatte. — Um durch den Geschäftsteil der Stadt hindurch nach dem Südende zu gelangen, wo sich die Universität als eine Stadt neben der Stadt erhebt, war eine Fahrt mit Tram- und Eisenbahnen von fast 30 km erforderlich.

Nach der gewöhnlichen Annahme ist John Davidson Rockefeller der Schöpfer der neuen Universität geworden durch die großen Summen, die er ihr zugewiesen hat. In solchem Umfang ausgesprochen, ist das nicht richtig. Rockefeller ging voran, gab den Anstoß zur Privatinitiative und erregte in Tausenden von Geschenkgebern die Lust, einen Baustein zu dem weitaussehenden Werke herbeizutragen. — Von Anfang an blieb es in Amerika privaten Bestrebungen überlassen, sich ihre Universitäten aufzurichten. Der Einzelstaat stellte sich dabei keineswegs auf die Seite. Auch er trat als Gründer auf. Wo es aber galt, besondere Ziele zu verfolgen, da wuchsen die durch Zusammenstehen bemittelter Privatpersonen entstehenden Universitäten aus dem Boden. Als Gesamtreich unterhalten die Vereinigten Staaten keine Universitäten, überhaupt keine Schulen, mit Ausnahme der Akademien von Westpoint und Annapolis für Armee und Flotte. Alles andre fällt den Einzelstaaten zu. Das Verhältnis ist demnach ähnlich wie im Deutschen Reiche. Fast jeder der Einzelstaaten hat seine Staatsuniversität. So auch Illinois. Neben dieser aber existieren in demselben Staate zwei Privatuniversitäten: die von Chicago, von der wir jetzt reden, und die Northwestern University von Evanston, die in idyllischer Einsamkeit am Michigansee nördlich von Chicago liegt. Nicht allzu entfernt von diesen drei Universitäten des fünf Millionen Einwohner zählenden Staates Illinois befindet sich in Madison die Universität des Staates

Wisconsin. — Eines hat sich der Staat auch den Privatuniversitäten gegenüber vorbehalten: er führt die Oberaufsicht über den Unterricht; ohne seine Genehmigung darf die vorgezeichnete Linie nicht verlassen werden, er verleiht auch das Recht, Doktorgrade zu vergeben.

Also John Rockefeller ging mit seinen Gaben voran, lehnte es jedoch ab, der Universität seinen Namen zu geben; dagegen sprach er das Recht an, als die Persönlichkeit zu gelten, die auf immer mit den Bestrebungen und der Wohlfahrt der neuen Hochschule in Verbindung zu bleiben wünschte. — Am 1. Oktober 1892 öffneten sich die Tore der Universität den Studenten, von denen sich zunächst nur 600 aus 33 verschiedenen Staaten der Union und aus zwölf fremden Ländern einfanden. Damals verloren sich die vier Gebäude — drei Wohnhäuser und eine Lesehalle — fast auf dem weiten Grunde. Heute stehen auf 60 ha Bauland über 30 meist stilvoll durchgeführte, zum Teil monumentale Bauwerke, und das Vermögen der Universität ist auf 18 Millionen Dollars angewachsen. Nach ihrem Einkommen folgen die drei reichsten Universitäten so aufeinander: Harvard, Columbia, Chicago.

Die Ausstattung in Chicago ist von 3000 Geschenkgebern ausgegangen: 1 Million Dollar von auswärts, 5 Millionen von Bürgern Chicagos, 11 bis 12 Millionen von John Rockefeller, der es auch nicht unterläßt, jedes Jahr bedeutende Summen zuzuschießen, um das Defizit in der Jahresrechnung zu decken. Die Zahl der Studierenden hat sich in den dreizehn Jahren von 600 auf mehr als 4000 gehoben.

Auf Wiesengrund, von alten Bäumen umgeben, erheben sich die meist in englischer Gothik (Nachbildung von Oxford), ausgeführten Gebäudeblöcke: Lesehalle, chemische und andre Institute, Bibliothek, Klubhaus, Speisehaus, Museen, Turnhalle, vier Wohnhäuser für Studenten, zwei für Studentinnen. Wie der Stil der Bauwerke von England herübergenommen ist, so auch eine Menge von Gebräuchen und Einrichtungen, wenngleich amerikanischer und deutscher Hochschulgeist sich in den etwas altfränkischen Formen schon bemerkbar machte.

Das Wesen der amerikanischen Universitäten indessen können wir Deutsche nur verstehen, wenn wir uns vollständig umdenken, wenn wir nicht am Fachstudium und Brotstudium hängen bleiben, an den traditionellen vier Fakultäten; namentlich aber nicht außer acht lassen, daß fünf Jahre in Amerika eine Zeitspanne bedeuten, zu deren Durchmessen wir in Deutschland das Vier- und Fünffache brauchen. Was wir vor zehn Jahren von amerikanischen Universitäten erfahren haben, gilt heute nicht mehr; was vor kurzem minderwertig schien und von deutschen Berichterstattern obenhin abgetan wurde, erscheint heute mit dem auf deutschen Universitäten Geleisteten gleichwertig und wird ihm in einzelnen Stücken überlegen werden. Und darin liegt wieder eine Aufforderung an deutsche Studenten, sich drüben umzusehen; an deutsche Forscher, mit den amerikanischen Kollegen in engster Fühlung zu bleiben, um nicht in kürzester Zeit durch einen Vorsprung der Amerikaner überrascht zu werden.

Bei einer der Schillerfestlichkeiten in Chicago unterhielt mich meine Tischnachbarin, die Gattin eines großen Geschäftsmannes, damit, daß sie mir die

Freude kundgab über ihre gegenwärtige Arbeit, nämlich die Ausrüstung ihrer beiden ältesten, mit nächstem auf die Universität gehenden Söhne. Nichts war natürlicher, als daß ich fragte: „Was wollen Ihre Söhne werden?“ — „Ich glaube nicht,“ lautete die Antwort, „daß sie eine Profession wählen werden, sie treten ohne Zweifel nach ihrer Studienzeit in unser Geschäft.“ Das war echt amerikanisch: für unsre deutsche Vorstellungswelt kommt der Begriff „Gentleman“ dazwischen. Also eine „Profession“ werden sie nicht wählen, sondern als durch Besuch der Hochschule fertig gemachte Gentlemen ins väterliche Geschäft eintreten.

Daraus resultieren für uns nicht wenige neue Vorstellungen; einmal: bevor eine Profession gewählt wird als Jurist, Mediziner, Theologe, tritt der junge Gentleman hervor; zum andern: es gibt demnach zweierlei Studenten, und drittens: die amerikanische Universität ist kein einheitlicher Guß wie die deutsche Hochschule; ihr Mittelpunkt ist vielmehr das College, das als Universität gilt für die jungen Gentlemen, zugleich aber die Vorbereitungsschule abgibt für die eigentliche Universitätsfachschule.

Das College steht im Rang etwa einer deutschen obersten Gymnasialklasse, verbunden mit einer philosophischen Fakultät; etwa Gymnasium academicum der alten Reichsstädte. — Der junge deutsche Student, „Fuchs“ genannt, gilt als der tollste und lebenslustigste von allen und soll erst allmählich durch das Vorbild der älteren Burschen zum vollendeten ernsten akademischen Bürger erzogen werden. Eine ähnliche Gesellschaft findet sich im College zusammen. Der sonnigste Lebensabschnitt wird in ihm verbracht; aus ihm tritt der junge Mann entweder als Graduierter in das Fachstudium der eigentlichen Universität hinüber oder hinaus ins Erwerbsleben. Der amerikanische Graduate zeichnet sich allermeist durch zähe Arbeitsamkeit aus, schon um der alljährlich, halbjährlich und vierteljährlich wiederkehrenden Prüfungen willen, von deren Erfolg die schließliche Erwerbung des Doktordiploms und damit die Absolvierung der Universität wesentlich abhängen.

Wie als Vorschule für die Universitätsfachschulen das College gilt, so hat dieses selbst wieder an Ort und Stelle seine eignen Vorbereitungsstätten. Ja, man kann sagen: Vom „Kindergarten“ an enthält eine Universität, wie die von Chicago, den gesamten systematisch geordneten Lehrapparat. Und zudem rühmt sich noch die Chicago-Universität, daß sie in besonderem Maße für Gegenwart und Zukunft den „sorglichen Weitblick“ pflege.

Nach unsern überlieferten deutschen Anschauungen verdient eine Universität eben nur diesen Namen, wenn sie alle vier Fakultäten umfaßt; für eine Universität in Amerika gilt es nicht als Lücke, wenn z. B. die theologische (Divinity school) fehlt. Und so wie wir Deutsche sagen: „Student ist Student“, so stellen wir die Hochschulen, denen wir den Namen Universität geben, im allgemeinen in den gleichen Rang, wenn wir auch zwischen den Leistungen der einzelnen Universitäten Unterschiede machen. Viel tiefer liegend, im System begründet, treten die Unterschiede zwischen den Lehrkörpern, die sich als Universitäten bezeichnen, in Amerika hervor. Diejenigen, die den größten Einfluß ausüben und zugleich in der höchsten allgemeinen Achtung

stehen, liegen allermeist im Osten des Reiches: Harvard in der mittelgroßen Stadt Cambridge, nur durch den Charlesfluß von Boston getrennt; Yale, inmitten der 100000 Einwohner zählenden Stadt Newhaven in Connecticut; Columbia, vor der Revolution von 1776 Kings College geheißen, wundervoll auf einer Anhöhe im nördlichen Teile der Stadt New York angesichts des Hudson; Cornell im Städtchen Ithaka des Staates New York; Johns Hopkins inmitten der 600000 Einwohner zählenden Stadt Baltimore. Die einzige von den im höchsten Ansehen stehenden sechs Universitäten, die nicht in den alten Staaten des Ostens liegt, ist Chicago. Eine große Anzahl von Hochschulen, die alle sich den Namen Universität beilegen, wie die Staatsuniversität von Pennsylvanien in Philadelphia, Princeton College, Ann Arbor, die Staatsuniversität von Michigan und noch weitere stehen den genannten sechs tonangebenden Universitäten gleich oder kommen ihnen doch nahe. Auf einer viel niedrigeren Stufe stehen viele Universitäten des Südens und Westens; keinem Amerikaner fällt es ein, auch nur eine Art von Gleichwertigkeit für diese beanspruchen zu wollen. Der Deutsche aber kommt in Gefahr, wenn er den Bericht über eine recht unvollkommene Universität liest, zu verallgemeinern. Eine Menge schiefer und irreführender Urteile rührt daher.

Nach dem Stufenwert der Universität richten sich auch die Ansprüche, die die Zulassungsprüfung stellt. Sie versteigen sich nicht allzu hoch; denn es handelt sich ja zunächst nur um den Eintritt ins College, wo Kandidaten für die späteren Fachschulen und die auf den Gentleman Studierenden auf denselben Bänken sitzen: im ersten Jahre als Freshman, im zweiten als Sophomore, im dritten als Junior, im vierten als Senior. Die eigentliche Maturität wird erst nachgewiesen beim Übertritt der Graduates vom College in die Fachschule. Harvard und Johns Hopkins verlangen vierjährigen Collegekurs, worauf für die Graduierten der Titel Bachelor of arts (A. B.) erfolgt.

Das Aufsteigen einer Universität in einen höheren Rang, das Behaupten eines solchen hängt neben den zur Verfügung stehenden Mitteln und neben dem im Lehrkörper herrschenden Geist wesentlich von der Persönlichkeit des Präsidenten ab. Er wird auf Lebenszeit von dem Verwaltungsrat gewählt und lenkt im wesentlichen durchaus selbständig die Geschicke der Lehranstalt. Ein deutscher Begriff, wie Rektor, ist zur Vergleichung durchaus unzulässig. Die Präsidenten sind die Könige der amerikanischen Universitäten; in allen Fragen des öffentlichen Lebens wird man ihre Stimme auch außerhalb hören wollen. Den Präsidenten Harper in Chicago, Ira Remsen in Johns Hopkins, Eliot in Harvard und der Art ihrer Amtsführung ist wesentlich der große Aufschwung ihrer Universitäten zu verdanken. Dem Präsidenten zur Seite stehen: die Behörde der Kuratorien (trustees), der Senat und die Dekane der Fakultäten nebst den verschiedenen administrativen Behörden. Aber die gesamte Exekutive läuft im Präsidenten zusammen. Er ist es, der die Berufung der Lehrkräfte, die Ernennung der Professoren beeinflußt, der den Lehrplan im Verein mit den Fakultäten feststellt; von seiner überragenden Persönlichkeit hängt es ab, ob Lehrgang und Art der Schulung mit dem Geist, der in ihnen wohnt, im-

stande sein werden, bei den Hörern die Seele zu weiten, die Grundlage für Gelehrtenbildung herzustellen und eine freie Weltanschauung zu fördern.

Auf welche Weise die Organisation der Universität Chicago mit ihrem „sorglichen Weitblick" das gesamte akademische Leben beeinflußt, läßt sich mit wenigen Worten bezeichnen: Zusammenwohnen (House System), Sport und Klub.

Der Begriff des alten College brachte die Gewohnheit mit, durch Zusammenwohnen der Gleichaltrigen und zu demselben Studiengang Gehörigen den Reiz des akademischen Lebens zu erhöhen. Häufig wohnen mehrere zusammen auf einer Stube; in den Wohnhäusern der Studentinnen finden sich meist Zimmer für je zwei Mädchen. Sie werden von ihren Inhaberinnen recht niedlich und ansprechend ausgeziert. Mit dem Anschwellen der Studentenschar ist die ursprüngliche Anforderung des Zusammenwohnens freilich stark zurückgetreten. Der amerikanische Student bewegt sich demnach in der Frage auf Wohnung und Verwendung seiner freien Zeit so ungebunden wie der deutsche.

Dem Sport und allen Leibesübungen ist ein riesiges Bauwerk (Bartlett Gymnasium), eine Turnhalle gewidmet. Das wohlbekannte Reck und der Voltigieresel paaren sich hier mit speziell amerikanischen, zu mannhaften Übungen gehörigen Geräten; ein großes Schwimmbad und Räume kommen dazu, in denen die Kämpfe der Ballspieler vor Tausenden von Zuschauern durchgefochten werden. Nächst der Arbeit nimmt der Sport am meisten Zeit in Anspruch; für die Nichtgraduierten ist der Besuch der Übungen in der Turnhalle obligatorisch. Verhältnismäßig nicht so reichliche Zeit bleibt für geselliges Beisammensein in den Klubs oder für Liebhaberspiele, denen ein Theater gewidmet ist. Im Klub und sonstigen Vereinen (Societies) handelt es sich um Ausbildung der einzelnen im Debattieren, in Deklamation und freier Rede, die vorbereitet sein kann oder aus dem Stegreif zu halten ist. Derartigen Übungen ist es zuzuschreiben, daß im allgemeinen mit bewundernswertem Geschick und in wohlgesetzter Rede gesprochen wird. Gewohnheitsmäßiges oder gar berufsmäßiges Trinken kennt man nicht. Auf gute Haltung in Ton und Gebärden wird besonders gesehen, wenn bei einzelnen Debatten beide Geschlechter vertreten sind; ein Boy kennt kein größeres Unglück, als daß er in den Augen der Ladies nicht als Gentleman gelten könnte.

Man hat Amerika das Land der Überraschungen genannt; mit Recht könnte man es auch das Land des Mangels an allen Aufdringlichkeiten nennen. Es gilt das namentlich von der Religion. Außerordentlich wohltuend ist es, alle Tage und bei jeder Gelegenheit zu bemerken, daß niemand, der sich zu den gebildeten Kreisen rechnet, viel Aufhebens macht, weder von seinem Glauben noch von seinem Unglauben. Beides ist gleich verdächtig. Einzelne Universitäten stellen zwar ein religiöses Bekenntnis voran, aber an den großen Hochschulen ist von irgendeiner religiösen Beeinflussung der Studenten nicht die Rede.

Auf deutschen Universitäten knüpfen die Korps und andre farbentragende oder nichtfarbentragende Verbindungen Studenten der verschiedensten Altersklassen und Fakultäten zusammen. In Amerika gibt es etwas Ähnliches:

die Brüderschaften (Fraternities) mit zum Teil drollig klingenden Benennungen, wie Society of Phi Beta Kappa. Das wahre Band aber wird in Amerika dargestellt von der Universität selbst. Die Erinnerung an seine Universität und an seine Klasse begleitet den Amerikaner durchs ganze Leben; ihnen bleibt er treu; ihre Feste feiert er mit, ihr wendet er auch mit Vorliebe das zu, was er von seinem erworbenen Wohlstand glaubt entbehren zu können. So wird der Verband der „alten Herren" zu einer reichen Quelle äußerer und innerer Förderung für die alma mater.

Das Studienjahr beginnt mit dem 1. September und endigt mit dem 30. Juni. Collegiengelder werden nicht bezahlt; dagegen hat der Student an den meisten Universitäten als Entgelt für alles im Lehrsaal, in den Bibliotheken, Museen und sonst Gebotene alljährlich die Summe von 100 bis 150 Dollars zu zahlen.

Einzelne Universitäten stehen im Ruf, die reichen Leute besonders anzuziehen; doch werden immer diejenigen Stätten der Wissenschaft eine Ausnahme bilden, an denen die Schüler in demselben Luxus leben wie der deutsche Korpsstudent, oder denselben gar noch übertreffen. Chicago gilt nicht für die Universität des reichen Mannes; gerade hier fehlt es nicht an solchen, die sich erst durch eigne Leistung die Mittel verdienen müssen, um ihren Studien obliegen zu können. Vor Zeiten war das ja auch an deutschen Universitäten nicht anders. Durch Stipendien, Unterstützungen und kleine Darlehen vermögen die Universitätsbehörden in Chicago da und dort nachzuhelfen. Wenn ich mir vergegenwärtige, mit wie bescheidenen Mitteln angehende Geschäftsleute in New York und in Chicago die Ausgaben für Wohnung und Kost bestreiten, so bleibt mir kein Zweifel, daß der deutsche Student in Amerika mit einer nicht wesentlich höheren Summe auskommen wird als in der Heimat. Er tritt selbstverständlich in die Graduate-School ein, für die das flotte Leben im Colleg schon vorüber ist. Wohl werden Sport und Klub den Beutel einigermaßen in Anspruch nehmen, aber andres, wie Trinken, Kartenspielen, fällt weg. Eine ziemlich ernste, fleißig arbeitende Gesellschaft von Mitschülern wird er finden, die im Durchschnitt um ein oder zwei Jahre älter sind als er selbst. Denn der amerikanische Student hält sich unterwegs, bis er sich zur Fachschule der Universität durch alle Prüfungs- und Läuterungsprozesse durchgearbeitet hat, etwas länger auf.

Schon ist vom Frauenstudium die Rede gewesen. Unter den mehr als 4000 Studenten Chicagos befinden sich in der Tat 30% weibliche Schüler. Nicht auf allen Universitäten ist es so. In Harvard, Yale, Johns Hopkins, in Columbia gibt es keine Studentinnen. Daraus folgt natürlich nichts weniger als ein Protest gegen das Frauenstudium. Die Töchter des Landes finden höhere Schulen in reicher Fülle und mindestens ein Dutzend Colleges, die nur für Studentinnen sind, in demselben Sinn, wie manche Universitäten daran festhalten, daß sie nur für Männerarbeit gegründet wurden. Neben Chicago sind die Cornell-Universität in Ithaka, die Universität in Philadelphia, Ann Arbor in Michigan, die California-Universität die ansehnlichsten Plätze für das Frauenstudium. In Chicago befindet sich unter den Studentinnen

eine zahlreiche Gruppe, die sich wesentlich mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigt. Ich kam gerade recht, um die Auszeichnung einer Einladung zu dem wöchentlichen Kaffeekränzchen der jungen Damen zu erhalten. In dem Kreise der munteren, mit echter Weiblichkeit sich bewegenden Studentinnen fand ich mich bald zuhause. Die Mehrzahl von ihnen arbeitet auf die Befähigung zur Lehrerin hin. Denn gerade auf dem Felde der Lehrtätigkeit hat sich die Frau in Amerika ein weites Gebiet erobert, und die deutsche Sprache ist an den meisten höhern Anstalten obligatorisch geworden. —

Lange Zeit ist Amerika durch näherliegende Aufgaben abgehalten gewesen, sich anders als durch Tasten und Experimentieren an dem geistigen Leben der Völker zu beteiligen. Mit seinem Durst nach Wissen aber hat es den Wettlauf aufgenommen, sobald die Zeit gekommen war, und dabei sein Auge vornehmlich auf die Vorbilder deutschen Geisteslebens gerichtet. Nicht wie wenn eine Nachahmung beabsichtigt gewesen wäre; es geschah mehr, um eine gewisse Starrheit überkommener Formen zu beleben. Heute nimmt das Volk der Vereinigten Staaten mit seinem Selbstvertrauen, seiner Unternehmungslust, seiner Energie, die nichts für unmöglich hält, mit seiner aus Zähigkeit und Enthusiasmus gemischten Arbeitsfreudigkeit eine bedeutsame Stelle unter den Nationen ein, die sich in die geistige Hegemonie über die Völker des Erdballs teilen.

Näher als auf allen andern Gebieten berühren sich die Jugendvölker der Deutschen und Amerikaner in ihrem Universitätsleben, in der Pflege ihrer Hochschulen, in der Ehrfurcht vor ihnen als vor Heiligtümern, auf denen das frohe Hoffen der gesamten Nation ruht. Geistige Verwandtschaft kommt nirgends so klar zum Ausdruck als hier, und die beiden Weltmächte der Zukunft mögen gerade auf dem Gebiete geistigen Fortschrittes und Austausches das Bindemittel finden, das für sie notwendig ist, um sich selbst gegenseitig kennen und schätzen zu lernen, um den älteren Völkern gegenüber geeinigt als die Träger eines jugendlich frischen, sich gegenseitig ergänzenden geistigen Lebens zu erscheinen.

Der deutsche Student, der für ein Jahr oder für zwei nach Chicago oder an eine der andern großen amerikanischen Universitäten geht, wird hier freilich manches an englische Bräuche Erinnerndes finden, aber dem herrschenden Geiste nach viel mehr deutsches Vorbild.

„Gleich den deutschen Schwesteruniversitäten (sister universities of Germany)", wird von der Universität Chicago gesagt, „legen wir den Hauptnachdruck auf den unermeßlichen Wert der freien Forschung. — — Nicht Gelehrsamkeit an sich ist unser Ziel, sondern Gelehrsamkeit verbunden mit den Pflichten im wirklichen Leben, Weitung des Geistes, Kräftigung des Körpers und Gewandtheit im geselligen Verkehr."

II. Die Militärakademie in Westpoint.

„The Superintendent of the United States Military Academy requests the honour of your company — — to meet The Board of Visitors. West Point. New York." — Es war eben die Zeit für die Prüfungen an der Militärakademie in West Point gekommen, namentlich Prüfung der

als Offiziere austretenden ältesten Klasse. „Am Donnerstag den 1. Juni nachmittags 2 Uhr werde ich mit dem Dampfer in West Point eintreffen," telegraphierte ich zurück.

Noch hatte die große Hitzwelle, die wenige Tage später eintraf, die Riesenstadt nicht erreicht. Durch Temperatur und Beleuchung aufs angenehmste begünstigt, vollzog sich die Fahrt den Hudson aufwärts nach dem etwa 90 km von New York entfernten Ziele. Nicht selten ist das Tal des Hudson mit dem Rheintal verglichen und dabei bedauert worden, daß die alten Klöster, Städte und Burgen dem gefeierten amerikanischen Rheine fehlen. Es ist richtig: beiderseits fließendes Wasser, eingefaßt von Anhöhen. Das läßt sich, wie am Ende alles, in einen Vergleich bringen. Der Hudson aber ist ein mächtiger, in seinem schiffbaren Teile meist 2—3 km breiter Strom, nur an einzelnen Strecken auf weniger als 1 km eingeengt; auf beiden Seiten, namentlich auf dem rechten Ufer, von herrlich bewaldeten Höhen eingefaßt, hinter denen hohe Bergzüge sichtbar werden. Hier und da öffnet sich in dieser saftig grünen Welt der Einblick in breite, von einem Gipfelmeere bedeckte Täler, die tief in die Berge einschneiden. Betriebsame Städtchen am Ufer, Denkmäler, Parks, elegante Sommersitze wohlhabender Bürger und die Schlösser der Fürsten des Geld- und Warenmarktes, auf dem weiten Wasserspiegel gewaltige Seeschiffe, Dampfer und Segler in Fülle. Denn weit aufwärts, zwischen die Berge hinein, dringt auf dem Hudson die Flut und verleiht dem ganzen Fluß das Ansehen, als sei er noch ein Stück des Meeres. So macht die Landschaft einen mächtig großartigen Eindruck, nicht von ferne erinnernd an die durchaus andersartige Natur des deutschen Rheins, der als verhältnismäßig schmaler Fluß sich durch die mit Reben bewachsenen Spalten drückt und in seinem unteren Lauf die gefällige Umrahmung durch Höhen durchaus verliert. Am Hudson, möchte man sagen, das frische Grün eines jugendlichen Landes mit der unerschöpflichen Fülle von Wasser, dessen Allgegenwart eben zum Wesen dieses jugendlichen Landes gehört; am Rhein die Sonnenseite deutscher Natur, aber keine gewaltigen Waldberge, keine überwältigende Wassermasse; eine zierlich geordnete, anmutige Landschaft, deren Zauber wesentlich darin besteht, daß die Erinnerungen, die über sie ausgegossen sind, sich zusammenweben aus dämmeriger Sage, aus alter und neuer Geschichte. Sagen schlingen sich nicht um die Höhen des Hudson, auch gehen keine Geister und weißen Frauen um in den Säulengängen der modernen Landhäuser am Ufer; aber ein mächtig Stück amerikanischer Geschichte knüpft sich an das Gebiet, das er durchströmt.

Zu den Besonderheiten, die den Hudson vor allen Flüssen der Erde auszeichnen, gehören die hohen, teilweise mit steilem Hang abstürzenden Ufer, die ihn bis zu seiner Mündung begleiten. Überall werden die festgefügten harten Rippen der Mutter Erde sichtbar. Ein derartiger widerstandsfähiger Untergrund ist ja auch wohl allein imstande, das zu tragen, was die Riesenstadt an Gebäudeungetümen ihm auflädet. Auf malerischen Höhen liegen das Grabmonument des Generals Grant und die Gebäude der Columbia-Universität; auf derselben Seite des Flusses, etwas weiter oberhalb, zeigt sich die Stelle, wo Fort Washington stand, das im Spätherbst 1776 von den Hessen unter

Knyphausen den Amerikanern entrissen worden ist. Schräg gegenüber, auf dem rechten Ufer des Hudson, lag Fort Lee. Damit sind wir auf unsrer Fahrt eingetreten in die Region, in der zu beiden Seiten des Flusses ein guter Teil des Freiheitskrieges der Amerikaner in den Jahren 1776, 1780 und 1781 sich abgespielt hat. Fast jede Scholle am Ufer und weiter innen im Lande, in dem sogenannten Hochlande (Highlands), ruft eine große Tat ins Gedächtnis zurück; auf jeder Anhöhe steht unsichtbar ein Denkmal, und alle tragen eine und dieselbe Inschrift: George Washington.

Zögernden Schrittes war der amerikanische Feldherr vor der britischen Übermacht aus New York gewichen und hatte in den Hochlanden bei Whiteplains Stellung genommen. Da nötigte ihn, gegen Ende des Jahres 1776, der Verlust von Fort Washington zu dem Entschluß, den Hudson zu überschreiten und um die Erhaltung der Stadt Philadelphia, wo der Kongreß seinen Sitz hatte, zu kämpfen. Bei allen Plänen Washingtons aber spielte das Hudsontal mit den anliegenden Höhen als die vornehmste strategische Linie des werdenden Reiches immer die erste Rolle. Deshalb kehrte er zum Hudson zurück, sobald es ihm möglich war und baute sich seine Zentralfeste West Point. In den Herbsttagen 1780 geriet sie in Gefahr, durch den Verrat Arnolds den Engländern überliefert zu werden. Ungefähr um dieselbe Zeit aber war die französische Hilfsarmee angekommen, und in den Sommertagen 1781 vereinigte Washington seine eigene Armee mit den Bundesgenossen.

Da liegt Dobbs Ferry an linken Ufer des Flusses. Die Fähre bezeichnet den Platz, wo die Verbündeten im Sommer 1781 sich aufgestellt hatten, die Amerikaner auf dem rechten, die Franzosen unter Rochambeau auf dem linken Flügel; hinter der Mitte das Hauptquartier Washingtons, dem sich der französische Führer den in Paris erhaltenen Befehlen zufolge unbedingt unterzuordnen hatte. Sehnsüchtigen Blickes schaute der Oberbefehlshaber nach der französischen Flotte aus, mit deren Hilfe ein umfassender Angriff auf New York ausgeführt werden sollte. Anderwärts aber, auf dem Boden von Virginia, winkte das Kriegsglück mit größeren Vorteilen. Ungern trennte sich Washington von der Hudsonlinie, doch mit größter Geschicklichkeit manövrierte er sich los, und der Siegestag von Yorktown war der Preis.

Und von Dobbs Ferry an stromaufwärts bis West Point reihen sich in dichter Aufeinanderfolge die Örtlichkeiten aneinander, an deren Namen sich bedeutungsvolle Ereignisse knüpfen. — Tarrytown — Gefangennahme des englischen, als Spion verdächtigen Majors André durch eine amerikanische Patrouille zu Ende des Monats September 1780.

Damit hat die Episode ihr Ende erreicht, die der jungen Freiheit die größte unmittelbare Gefahr zu bringen drohte. — Dem englischen Oberbefehlshaber, Sir Henry Clinton, war von seiner Regierung nahe gelegt worden, mittelst Bestechung sich Freunde und dadurch nützliche Nachrichten im Hauptquartier der Amerikaner zu verschaffen; mit dem Schwert allein dauere denn doch die Sache zu lange und werde unsicher. Im Sommer 1780 hatte George Washington zum Kommandanten der Feste West Point den General Benedict Arnold ernannt in Anerkennung seiner Verdienste vor Quebec und bei Saratoga.

Arnolds Verheiratung mit der schönen Miß Peggy Shippen brachte ihn den englisch gesinnten Kreisen nahe; die junge Dame wußte, neben dem Major André, in dem lustigen Winter, den die englischen Offiziere von 1777 auf 1778 in Philadelphia zubrachten, eine sehr beachtete Rolle zu spielen. Zudem befand sich General Arnold in schwieriger Vermögenslage. Alles das brachte ihn dazu, den Anträgen des englischen Oberbefehlshabers Gehör zu schenken. Es handelte sich darum, der englischen Armee die Festung West Point und damit den Schlüssel zur Hudsonlinie auszuliefern. Ein englisches Kriegsschiff fuhr den Hudson hinauf mit Major André an Bord, der in der Nähe von West Point ans Land stieg, um alles mit Arnold zu verabreden. So geschah es. Da ereignete sich das Unerwartete, daß André sein Schiff nicht mehr zu erreichen vermochte; er beschloß, seine Papiere im Stiefel mit sich tragend, zu Fuß am Hudsonufer entlang nach dem englischen Lager bei New York zurückzuwandern, fiel aber bei Tarrytown einer amerikanischen Patrouille in die Hände.

Zu derselben Zeit ritt Washington mit seinem Stab, von einem Besuch bei dem französischen Bundesgenossen zurückkehrend, ahnungslos nach West Point zurück und kam eben an Robinsonshouse, dem Hauptquartier des Generals Arnold, vorüber. „Jedenfalls", meinte Lafayette, der sich im Stabe Washingtons befand, „müssen wir bei Frau Arnold einkehren; sie wird mit dem Frühstück auf uns warten." — „Ihr jungen Herren", erwiderte Washington, „seid alle in Frau Arnold verliebt; ich habe jedoch Eile nach West Point zurückzukommen." So saß der General Arnold ohne die hohen Gäste an seinem Frühstückstisch, als die Nachricht zu ihm drang: Major André gefangen, der ganze Verrat aufgedeckt! — Arnold brachte sich sofort in Sicherheit und wurde im englischen Heer als Brigadegeneral angestellt; André starb am 2. Oktober 1780, als Spion zum Tode verurteilt, durch Henkershand. Damit war West Point und die ganze Hudsonlinie für die Amerikaner gerettet.

Eine Eigenart der Bodenbildung am Hudsonufer besteht darin, daß nasenartig zahlreiche Vorsprünge in das Wasser hineintreten und mit felsigen Hängen hoch sich aufbäumen. Die meisten dieser Vorsprünge, die ehemals Schanzen trugen, erwecken große Erinnerungen. Da liegt auf seiner steilen Klippe Stony Point. Eine der glänzendsten Waffentaten der Amerikaner verbindet sich mit diesem Namen. In der Nacht vom 15. Juli 1779 sammelte General Wayne seine Truppen, 800 Mann, zur Überrumpelung der englischen Feste Stony Point; und er vollführte seinen Auftrag mit so vielem Geschick, so viel rücksichtslosem Mut und so strenger Disziplin, daß General Steuben, der Generalinspektor Washingtons, dem französischen Gesandten gegenüber nicht Worte genug finden konnte zum Lobe der heldenhaften Tat.

Wie Stony Point liegt auch West Point auf dem rechten Ufer des Flusses. Schon werden einzelne der großen Gebäude der Akademie, überragt von mächtigen Bäumen, auf mäßiger Höhe sichtbar. — Aus höchst bescheidenen Anfängen ist die heutige berühmte Schule hervorgegangen. Am 16. März 1802 ermächtigte der Kongreß den Präsidenten, in West Point eine Militärakademie zu errichten, zunächst für Ingenieure. Kurze Zeit darauf wurde sie eröffnet

mit fünf Lehrern und zehn Kadetten. Erst in den Folgejahren wurden Gesetze erlassen, daß neben den Ingenieuren auch Kadetten für Artillerie, Infanterie, Kavallerie und Schützen ausgebildet werden sollten. Aus den Jahren 1812, 1817, namentlich 1843 stammen die Vorschriften, die großenteils noch heute gelten, ergänzt durch neuere aus den Jahren 1900 und 1903. Jeder Wahlkreis zum Kongreß, jedes Territorium und der Distrikt Columbia haben das Recht, einen Kadetten in Vorschlag zu bringen; jeder Staat darf zwei, der Präsident 30 Kandidaten namhaft machen; eine Aufnahmeprüfung entscheidet; in vier Jahresklassen sollen es im ganzen 580 Kadetten sein, die alle freien Unterricht, freie Verpflegung und Kleidung haben, wofür der jährliche Sold (540 Dollars) zum großen Teil verwendet wird. Jedes Jahr am 1. Juni treten nach bestandener Prüfung und gehaltener Parade die Kadetten der ältesten Klasse als Offiziere in die Armee über. Und eben zu dieser Schlußparade sollte ich heute kommen.

Am Landeplatz unsers Dampfers empfing mich ein junger Kapitän von den Ingenieuren. Während wir die mäßige Höhe hinauffuhren, fragte ich ihn, wie es denn komme, daß er den Orden der Loyal Legion, der für den Bürgerkrieg 1861—1865 verliehen wurde, trage. „Er stammt von meinem Vater," lautete die Antwort, „ich trage ihn als sein Erbe zu seinem Gedächtnis." — Die schöne Sitte erinnert mich an die von Washington und Steuben ausgehende Stiftung des Cincinnatusordens 1783, der auch bestimmungsmäßig vom Vater auf den Sohn und überhaupt auf den Erben überging. Dadurch, daß sich die amerikanischen Orden in den Familien von Geschlecht zu Geschlecht vererben, ist der Weg gefunden, das Verdienst durch Unsterblichkeit zu ehren.

Der freundliche Hauptmann brachte mich zu meinem eigentlichen Führer, dem Oberstleutnant Gustav Fiebeger, Professor der Ingenieurwissenschaft. Fiebeger beherrscht die deutsche Sprache vollständig, entstammt wohl auch einer deutschen Familie und ist im Jahre 1875 vom Staat Ohio als Kandidat für die Akademie in Vorschlag gebracht worden; 1879 wurde er Leutnant im Ingenieurkorps, 1891 Kapitän; 1896 als Professor der zivilen und militärischen Ingenieurwissenschaft in West Point angestellt. Alle Lehrer, auch die für Philosophie und Chemie, Mathematik, Zeichnen, moderne Sprachen sind Offiziere und verfügen über eine Anzahl von Assistenten, deren Fiebeger z. B. drei Kapitäns und zwei Oberleutnants hat. Nur bei den modernen Sprachen finden sich als Assistenten drei Zivillehrer vor.

Mein erster Besuch galt dem Vorstand (Superintendent) der Akademie, General Albert Mills, der, vom Staat New Jersey vorgeschlagen, 1874 als Kadett eingetreten ist; er hat im spanischen Kriege ein Auge verloren, trägt die einzige von der Regierung verliehene militärische Auszeichnung, Medal of Honor, ist seit 1898 Superintendent, seit 1904 General. Nach einigen weiteren Besuchen wurden die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten besichtigt. Unter uralten Bäumen stehen Reste der durch Washington aufgeführten Befestigungen; und die Figur George Washingtons ist es denn auch, die diese keck in den Hudson hinaustretende Erdscholle zu einem geheiligten Boden macht.

Für die Neubauten war vom Kongreß die Summe von 6 Millionen Dollars bewilligt worden, und Oberst Charles W. Larned, Professor der Zeichenkunst an der Akademie, berichtete bei Überreichung der Baupläne an den Kongreß: es sei von der höchsten Wichtigkeit, daß man keine Schablone aufstelle, die all das wegfege, was an Bauwerken sich mit der Erinnerung von vielen Generationen großer Männer paare; der überlieferte individuelle Baucharakter müsse erhalten bleiben. Danach ist denn auch verfahren worden. Den Mittelpunkt dieser aus neuer Zeit stammenden Bauwerke, zumeist höchst origineller und monumentaler Art, bildet der Exerzier- und Paradeplatz. Um ihn gruppieren sich die kleinen Landhäuser, die als Wohnungen für die Kommandeure und Professoren dienen. Von der Allee, die sie unter sich verbindet, hat man eine entzückende Aussicht auf den Hudson mit seinem gewundenen Lauf und seinen bewaldeten Uferhöhen. Auf felsiger Klippe, weit in den Strom hinaus, tritt die Reithalle, die mit Türmen und Toren eine riesige Ritterburg darstellt. Mit fast 200 m Länge und über 40 m Breite soll die Halle der großartigste Bau dieser Art in der Welt sein. Weiterhin sind zu nennen die Akademiehalle, Hospital, Post, Baracken für die Mannschaften, Gedächtnishalle, Gymnasium (Turnhalle) mit Räumen und Vorrichtungen zu allerlei Spielen und Leibesübungen. In der alten Kapelle hängen die Fahnen aus dem Revolutionskrieg, darunter zahlreiche hessische.

Jetzt donnern die Kanonen Salut zum Zeichen, daß die Prüfungskommission eingetroffen ist, die für jedes Jahr neu zusammengestellt wird. Sie besteht aus zwölf Mitgliedern: Generalen und Stabsoffizieren, Senatoren, Professoren und andern hervorragenden Männern. Sieben von ihnen ernennt der Präsident der Vereinigten Staaten, zwei der Senat, drei das Haus der Repräsentanten; Vorsitzender ist ein General oder hoher Beamter, diesmal der Gouverneur von New Jersey.

Die 580 Kadetten, in sechs Kompagnien gegliedert, standen in zwei Treffen, Kompagnie auf Kompagnie gedeckt; vor der Front der Commandant of Cadets, Oberstleutnant Charles G. Treat vom Artilleriekorps, als Offiziere Angehörige der ältesten Klasse; Regimentsmusik und Tambourkorps zur Stelle; zwei Fahnen, eine mit den Sternen und Streifen, die andre mit den Abzeichen der Akademie. — Die Points treten vor, Richtungen; bald ist die Aufstellung fertig; die Tambours schlagen an, Musik fällt ein, Begrüßung. Die Kommission wird eingeladen, die Front abzuschreiten. — Da standen die jungen Leute, hochgewachsen und schlank, in ihren etwas altfränkischen grauen Fräcken mit schwarzer Verschnürung, weißem, gekreuzten Lederzeug, kleinem Käppi, weißen Beinkleidern. Alle, der jüngste 17, der älteste 26 Jahre, in der Front stehenden Kadetten der vier Jahresklassen zeigten gleichmäßig ausgeturnten kräftigen Wuchs und muntere, aufgeweckte Mienen, intelligente Gesichter, nicht selten mit feinem Schnitt. Niemals habe ich lange Linien so scharf gerichtet gesehen, so tadellos die Rotten gedeckt, solchen Durchblick zwischen den zwei Gliedern jeder Kompagnie und zugleich jedes Treffens; sogar die Stellung der schließenden Offiziere und Unteroffiziere, vielfach ein Schmerzenskind der Paraden, ließ nichts zu wünschen übrig.

Nach dem Abschreiten der Front und nach den Übungen auf der Stelle kam Leben in die regungslos stehenden Frontlinien: Aufstellung zum Parademarsch, Vortreten der Chargen, der Musik und der Tambours. Und alles das mit einer bewundernswerten Präzision und Eleganz; sogar der kommandierende Oberstleutnant machte seine Wendungen so exakt und zierlich, als stünde er in Reih und Glied. Beim Parademarsch selbst (er wurde im gewöhnlichen Schritt und im Laufschritt ausgeführt) konnte man bemerken, wie sehr bei Wahrung peinlichsten Zeremoniells doch jede Steifheit fehlte. Vortrefflich geschulte Musik, pünktlich einschlagendes Tambourkorps, mit den gravitätisch aussehenden Figuren des Musikmeisters und des Tambourmajors voran. Klarer Durchblick durch die Glieder der Kompagniefront, musterhafte Haltung der gleichmäßig schlanken Körper; genaue und doch ungezwungene Art in der Beobachtung der Abstände und im Grüßen der Offiziere und der Fahnen.

Ein unvergeßliches Schauspiel war zu Ende; ein Schauspiel auf demselben Platz, auf dem George Washington ehemals die dünnen Reihen seiner vielversuchten Regimenter gemustert hat. Eine tadellos verlaufene Parade ist freilich nur ein Stück jeder militärischen Prüfung; vorausgesetzt, daß in den andern Stücken Ähnliches geleistet worden ist, möchte ich sagen: die Armee ist zu beneiden, die alljährlich eine Zahl von fast 145 solcher tüchtig und sorgfältig herangebildeten, jungen Offiziere in ihre Reihen aufnimmt.

Wie das Zeremoniell und der manchem Uneingeweihten bedeutungslos erscheinende Vorgang einer Parade gerade bei dem Amerikaner mit Vorliebe gepflegt und mit so viel Erfolg ausgestaltet werden konnte, darüber mag man sich billig Gedanken machen. Wenn man aber sein gesellschaftliches Leben in Betracht zieht, so kommt man zu der Annahme, daß der Amerikaner überhaupt viel Sinn für Zeremoniell hat und in der Beobachtung gewisser feierlicher Formen nicht wenig Genugtuung empfindet. Das gesellschaftliche Zeremoniell hat der Amerikaner offenbar erfunden, um die persönliche Ungebundenheit nicht verunzieren zu lassen durch Mißachtung guter Sitte. So hat er einem kleinen Übel Eingang verschafft, um einem größeren einen unübersteiglichen Wall entgegenzusetzen. Wie er streng und pedantisch in Beobachtung geselliger Formen ist, so scheint er bei seinem sicheren und ausgebildeten Formgefühl, bei seinem idealistischen Trieb das bedeutungsvolle Wesen, den höheren Inhalt der Zeremonie bei den äußeren Formen eines militärischen Schauspiels richtig zu erfassen. Geistige Beweglichkeit und Freiheit, Ungebundenheit bis zu einer gewissen Grenze treten bei ihm auch in militärischen Formen keineswegs zurück; aber sie erscheinen gezügelt durch das allseitig als eine Wohltat anerkannte militärische Zeremoniell.

Als Angebinde von West Point hatte ich ein Exemplar von „The Howitzer“ (die Haubitze) mitgenommen. Es ist das ein stattlicher Band mit vielen Illustrationen, alljährlich von der die Akademie verlassenden Kadettenklasse hergestellt; halb ein wertvolles Gedenkblatt für spätere Tage, halb Kneipzeitung. Die Klasse, welche 1896 austrat, hat den ersten Band ge-

liefert; bald ist die Fortführung durch den spanischen Krieg unterbrochen worden; die Klasse, an deren Schlußparade ich eben teilgenommen, hat für 1905 den sechsten Band geliefert: „Geschichte der Klasse in Ernst und Schimpf, Lebensgang mit Bild jedes einzelnen" (The sad stories of our lives), Lehrfächer und Lehrer, Erinnerungen aus der Zeit der sommerlichen feldmäßigen Übungen, Sport, Liebesleid und -lust, Prosa und Poesie.

Mit noch festeren Banden als auf der Universität knüpft hier die Jahresklasse ihre Angehörigen auf Lebenszeit zusammen. Sie werden sich ja als besonders Erwählte entgegengeführt. Denn als eine Auszeichnung wird es in allen guten Familien betrachtet, wenn ein Junge durch eine der obengenannten Behörden oder Persönlichkeiten als Kandidat für West Point aufgestellt wird. Er braucht damit noch nicht notwendig Offizier zu werden. Eine Zulassungsprüfung sondert diejenigen von den Kandidaten aus, die den Anforderungen wissenschaftlicher Ausbildung nicht entsprechen; Zeugnisse einer Universität oder höheren Schule können die Prüfung ersetzen. — Alter für die Kandidaten beim Eintritt: nicht unter 17 Jahren, nicht über 22; das Gewicht der jüngsten Kandidaten darf 100 Pfund nicht überschreiten, das der ältesten nicht 110 Pfund; auch eine ziemlich stattliche Körperlänge ist bestimmt. Die aufgenommenen Kadetten werden beim Eintritt in die jüngste, vierte Klasse auf die Kriegsartikel der Armee beeidigt. Der Unterricht beginnt mit Mathematik und modernen Sprachen, französisch und spanisch; Unterricht in Exerzierreglement und Dienstvorschriften; Zeichnen. Gymnastik, Fechten und Sport nehmen unter den Fächern des Unterrichts und der Übung eine bevorzugte Stelle ein und werden, ähnlich wie moderne Sprachen, Dienstvorschriften und Reglements in allen vier Klassen betrieben. In der ersten, also ältesten Klasse sind die Hauptfächer: Taktik, Ingenieurwissenschaft mit Signaldienst und Telegraphie, Gesetzkunde, Geschichte, Artilleriewissenschaft, Philosophie, Chemie, höhere Mathematik.

Alljährlich finden Prüfungen statt und am 1. Juli Versetzung in die nächst höhere Klasse. Dadurch, daß ein Artikel der Akademiegesetze bestimmt: „nicht befriedigende Führung und ungenügende wissenschaftliche Leistungen führen die sofortige Entlassung aus der Anstalt herbei" —, wird der gleichmäßige wissenschaftliche Durchschnitt auf der gewünschten Höhe erhalten. Ich finde als Gründe der Entlassung vielfach angeführt: ungenügende Leistungen in Mathematik und Reglements; oder: in Mathematik und modernen Sprachen. Neben den dienstlich betriebenen Fächern ist die Dialectic Society (die wichtigsten unter den Klubs und Fraternities) bestrebt, eine Durchbildung in freier Rede, in Aufsatz und Deklamation herbeizuführen. In dieser Society wird nicht selten über wichtige Fragen debattiert. So hatten sich im Jahre 1840 die Ansichten der Redner in heftiger Weise bekämpft und gespalten über die Frage: „Ist es einem Einzelstaat gestattet, sich von dem Gesamtreich der Vereinigten Staaten zu trennen (to secede)"? Durch Einschreiten des Präsidenten mußte die Frage in bejahendem Sinne entschieden werden. Kein Wunder in einer Zeit, in der sich die innere Politik der Vereinigten Staaten vollständig unter dem Einfluß der Vorherrschaft des Südens befand, der da-

mals auch die meisten Kandidaten nach West Point sandte. Viele große Sprecher sind aus dieser Dialectic Society hervorgegangen. —

Trotz der frühen Abfahrt von West Point kam unser Dampfer doch noch ziemlich spät in die Nacht hinein. Die Flut von Licht, die mit der Annäherung an die Stadt New York immer mehr anschwoll, verband sich mit dem strömenden Wasser und den dunkeln Uferhöhen zu einem zauberhaften Bild. Wie glänzende Feenpaläste glitten die großen Personendampfer von New York nach Albany vorüber; gleich Glühwürmern flogen kleine Dampfer über den Hudson; ein Lichtmeer hatte sich über Stadt und Hafen ergossen. Bald lagen Dampfe, Pier und Hafen hinter uns, und wir stiegen die Stufen zu unsrer vorübergehenden Heimat, dem großartigen Astorhotel, Longacre, hinan.

III. Soldatenheim.

Kein Land der Welt huldigt seinen ausgedienten und erwerbsunfähigen oder doch in ihrem Erwerb beschränkten alten Kriegern gegenüber einem so ausgedehnten und freigebigen Pensionierungssystem wie die Vereinigten Staaten. Man bekommt die Empfindung, daß man in allen urteilsfähigen Kreisen die von den Kriegsmännern errungenen Erfolge als die Grundlage betrachtet, auf der sich ausdauernde Willenskraft, kecke Unternehmungslust, ruheloses Vorwärtsstreben zu betätigen vermögen. Mit derselben Empfindung, mit der wir Deutsche die Jahre der Fremdherrschaft unter Napoleon I. und die der Befreiung als die Anfänge unsres politischen Denkens betrachten, ebenso, nur in schärferen Umrissen, sehen die Amerikaner auf den Revolutionskrieg 1775 bis 1783. Die Epoche, die für uns Deutsche eine ganz neue Zeit, die Zeit fast unbegrenzter Entwicklungsfähigkeit nach allen Seiten hin heraufgeführt hat, liegt in dem großen Dezennium, das sich etwa durch die Jahre 1862 und 1872 begrenzen läßt. Denselben Rang nimmt bei den Amerikanern der Bürgerkrieg ein, die Zeitspanne von 1861—1865. Sie hat für die Vereinigten Staaten ganz neue Unterlagen für politische und wirtschaftliche Bedeutung geschaffen. Und die Arbeiter an diesem weltgeschichtlichen Werke sind es, die ihre Mitbürger mit besonderer Freigebigkeit bedenken.

Aus dem Bürgerkrieg zählte man vor kurzem 970352 Pensionsempfänger. Dazu kommen 5604 neuere aus dem spanischen Krieg. An älteren werden aufgeführt: noch etliche Nachkommen aus dem Revolutionskriege; 1528 Nachkommen von Kriegern aus dem Feldzug 1812; 4565 Invaliden aus den Indianerkriegen, 15677 aus dem Krieg gegen Mexiko. — Das Pensionsamt in Washington hat wohl die ausgedehnteste Tätigkeit unter allen Regierungsbehörden. Die auf Pensionen verwendete Summe beträgt fast so viel, wie das Deutsche Reich auf seine Armee verwendet, gegen 600 Millionen Mark. Die Steuer auf Tabak und Whisky wird dadurch fast vollständig in Anspruch genommen.

Die außerordentlich große Zahl von alten Kriegern, denen eine rechte Heimat fehlt, hat von seiten der Nationalregierung sowohl wie von seiten der einzelnen Staaten zur Errichtung der Soldatenheime (Soldiers Homes)

geführt. Die hauptsächlichste Bedingung für Aufnahme in einem solchen ist ehrenvoller Abschied aus der Armee; die Hautfarbe bedingt keinen Unterschied. Ohne viele Schwierigkeiten und ohne Knauserei werden auch diejenigen aufgenommen, die in den Folgejahren nach dem Kriege durch Nachwirkungen krank oder schwach geworden sind. Die verschiedenen, meist auch landschaftlich wunderschön gelegenen Soldatenheime lassen ihre Sorgfalt und damit den Sonnenschein eines dankbaren Vaterlandes ungefähr 27000 alten Kriegern zuteil werden.

Eine Einladung nach Milwaukee verschaffte mir Gelegenheit, unter ausgezeichneter Führung Einblick in das dortige nationale Soldatenheim zu tun. — In Chicago steht man am flachen Strande des Michigansees; viel reizvoller bauen sich bei Milwaukee die Ufer des blaugrünen Sees (der nebenbei bemerkt, ungefähr die Fläche der Ostsee hat) auf, bald terrassenförmig, bald mit steilem Abfall; überall das Grün von Hochwald und Busch; und dazu ein herrlicher Ausblick auf die Hügelreihen und flachen Talmulden des inneren Landes. Milwaukee mit seinen mehr als 300000 Einwohnern ist die größte Stadt in Wisconsin, und der ganze Staat ist berühmt wegen seiner Wälder, seiner Flüsse und klaren Bäche.

Ein reizvollerer Platz aber konnte für ein Heimathaus nicht gefunden werden als der, einige Kilometer westlich von Milwaukee gelegene, aus leichten Hügeln und sanften Talsenkungen gebildete Grund, auf dem das Soldatenheim inmitten eines natürlichen Parkes errichtet worden ist. Es standen allerdings große Geldsummen zur Verfügung; allein zu diesem Reichtum der Mittel kam noch der Ideenreichtum in der Architektur, dem man in Amerika, ich will nicht sagen immer, aber doch recht oft begegnet. Hier galt es, einen Baugedanken den grünen Wiesenflächen und den alten Baumgruppen anzupassen, dem ganzen Landschaftsbilde keinen Zwang anzutun. So entstand eine Ansiedlung, der Gegensatz zur Kaserne. Wenn auch ein Hauptgebäude sich erhebt mit ragendem Turm, so ist doch alles vermieden, was an etwas andres als an ein vornehmes Schloß erinnern könnte. Die übrigen zahlreichen Gebäude: Mannschaftsbaracken, Bibliothek, Lazarett, Genesungsheim, Kantine, Gesellschaftsräume u.s.f. verteilen sich in den Wiesengründen oder verbergen sich hinter Busch und Baumgruppen. Mit außerordentlich vielem Geschmack sind kleine Anpflanzungen angelegt, und breite, vorzüglich gehaltene Wege durchziehen das Ganze, das im hellen Sonnenschein eines Maientags vor uns liegt, und dessen militärischen Charakter nur ein auf dem Hügel aufgestellter alter Vorderlader verrät.

Das Heim ist eingerichtet für 2500 Mann; gegenwärtig wohnen hier 2188; von diesen sind augenblicklich über 400 beurlaubt, so daß der anwesende Stand zwischen 1600 und 1700 beträgt. Der älteste der Veteranen zählt 89 Jahre; Durchschnittsalter ist 65; alljährlich sterben etwa 80 Mann pro Tausend. — Das Lesezimmer der Bibliothek, in dem auch Zeitungen aufliegen, darunter etliche deutsche, sah ich wohl besetzt von Leuten, die behaglich in bequemen Stühlen saßen und rauchten. Im übrigen fand ich, daß diese Alten ziemlich einsilbig, fast nach Trappistenart, aneinander vorübergehen; mit

ihren langen grauen Bärten und ihrer ehrwürdigen Erscheinung glichen manche in der Tat gravitätischen Eremiten. Unwillkürlich mußte ich denken, in einem deutschen Heim derselben Art wäre zweifellos mehr gelacht, gesungen, gepfiffen worden. Auch eine der Mannschaftsstuben, die hoch und luftig sind, und in der acht bis zehn Mann beisammen wohnen, betrat ich, um mich persönlich nach den Verhältnissen des einzelnen Mannes zu erkundigen. Ich fand jedoch die Leute auch hier ungewöhnlich verschlossen und — bärbeißig hätte ich beinahe gesagt, wenn dies Wort irgend anwendbar wäre auf ihr ganzes sonstiges Verhalten.

Die Insassen des Heims, die alle den Kriegsartikeln der Armee unterworfen sind, werden beim Eintritt in bequeme, gefällig gearbeitete Uniform gekleidet, von derselben Farbe, wie die Armee sie trägt, auf den gelben Knöpfen mit besonderen Abzeichen. — Für ihre verschiedenen Soldatenheime geben die Vereinigten Staaten alljährlich die Summe von annähernd 20 Millionen Mark aus; auf das Heim bei Milwaukee entfallen davon 1500000 Mark, eine Summe, die noch durch weitere Zuwendungen erhöht wird. Dem eintretenden Veteranen bleibt das Verfügungsrecht über die ihm persönlich verwilligte Pension, die je nach der Art der Verstümmelung oder Abnützung durch Krankheit und Strapazen von 8 Dollars im Monat aufwärts steigt. Er kann seine Pension selbst beziehen oder irgendeinem seiner Angehörigen zuweisen. Denn im Heim selbst ist er frei verpflegt.

Der Hauptspeisesaal, der 1100 Personen faßt, ist hoch, hell, luftig; seinen Sitz behält der Veteran für die ganze Dauer seines Aufenthalts. Außer diesem Hauptsaal sind noch einige kleinere im Gebrauch. Bei der Hauptmahlzeit gibt es täglich zwei Sorten von Fleisch, am Freitag Fisch, dreimal in der Woche zum Frühstück Fleisch und zwei- oder dreimal wöchentlich zum Abendessen. Von frischem Rindfleisch werden in der Woche 5000 Pfund verbraucht, von Schinken, Wurst usw. noch beträchtlichere Quantitäten; die für jeden Mann zurechtgeschnittenen Butterstücke von vortrefflichstem Aussehen zeigte unser Führer mit besonderem Behagen; es werden wöchentlich 1250 Pfund Butter verbraucht; an Gemüse beispielsweise sechs Fässer Sauerkraut. An dieser reichlichen Verpflegung nehmen auch die vielen Angestellten der Anstalt teil. Die Farmgüter, die zum Heim gehören, nähren 50—60 Kühe. Neben der frischen Milch kommt allerlei Gemüse von der Farm, und die Gärten liefern auch die Blumen, mit denen der Altar der niedlichen Kapelle geschmückt ist. Hier wird der protestantische und katholische Gottesdienst abgehalten, für den die Geistlichen im Heim angestellt sind. Für die Methodisten kommen Prediger aus Milwaukee; auch der christliche Frauentemperenzverein benutzt die Kapelle jeden Mittwoch. Vollständige Abstinenz wird in dem Heim nicht verlangt; nur Branntwein darf nicht abgegeben werden; für den Verkauf von Bier ist eine Kantine vorhanden.

Dem Vergnügen gewidmet ist ein hübscher Theaterbau mit 700 Sitzen; Konzerte und Vorträge werden hier gehalten, und Theatergesellschaften, aus benachbarten Städten verschrieben, führen Stücke auf. Das zahlreiche Musikkorps des Heims läßt sich täglich im Freien oder im Konzertsaal hören;

zweimal in der Woche wird für die im Lazarett Liegenden gespielt. Dem geselligen Klub gehört ein besonderes Gebäude.

Die Bibliothek ist ungefähr 10000 Bände stark und besonders reich an historischen und biographischen Werken, an Gedichtsammlungen und Magazinen; gegen 200 Zeitschriften werden gehalten. Auf den kleinen Seen, die zu dem weiten Gebiet des Heims gehören, kann dem Rudersport nachgegangen werden.

Für den inneren Dienst sind die Veteranen in zwölf Kompagnien eingeteilt, jede mit einem Kapitän, Sergeant und Korporal. Ein Gouverneur mit Adjutanten, Quartiermeister, Zahlmeister und weiteren Verwaltungsbeamten steht der Anstalt vor. Trommel und Horn rufen, wie bei der Armee, zu jeder Tätigkeit, zur Mahlzeit und so fort; um 6 Uhr früh ist Tagwache, um 9 Uhr abends Zapfenstreich. Nach altem Armeebrauch wird beim Aufgang der Sonne wie beim Untergang ein Kanonenschuß abgefeuert.

Hospital und Rekonvaleszentenheim sind für ungefähr 400 Mann eingerichtet; fünf Ärzte sind hier beschäftigt, eine große Zahl Wärter und dreizehn Wärterinnen. Wenn ein Begräbnis stattfindet, werden die Flaggen aller Gebäude auf Halbmast gehißt; ein Tambourkorps zieht voraus und eine Sektion von acht Mann unter Gewehr. Auf dem Sarge ruht das Banner mit den Sternen und Streifen, und nach der Rede des Geistlichen folgen drei Salven. Der Friedhof liegt in einer schattigen Ecke des Anwesens; jedes Grab trägt einen Marmorstein, auf dem Namen, Kompagnie und Regiment des Soldaten und Datum seines Todestags angegeben sind. Jedes Frühjahr werden die Gräber mit Blumen bedeckt. Am reichlichsten geschieht dies, wenn am 30. Mai jedes Jahres alle Kompagnien des Heims zum Friedhof ziehen. Es ist ja Gräberschmückungstag; die Trommeln wirbeln, die Salven knattern, und jeder einzelne legt seinen Blumenstrauß nieder.

Der große Verein der Grand Army beteiligt sich regelmäßig an dieser Feierlichkeit. Und damit komme ich auf ein Soldatenheim zu sprechen, das außerhalb der Mauern der vom Staat unterhaltenen Anstalt liegt, auf einen der großartigsten, von den edelsten Ideen getragenen Kriegervereine. In Deutschland hatten die Kriegervereinigungen noch keine allgemeine Ausbreitung gefunden, als in Amerika schon der Gedanke zu einem solchen nationalen Bunde Gestalt gewonnen hatte.

Im Laufe des Jahres 1865 ging der Bürgerkrieg, der im Jahre 1861 entbrannt war, zu Ende; Friede mit den Südstaaten ward geschlossen, und die gewaltige Bundesarmee, die als Siegerin auf den verschiedensten Schauplätzen des weitgedehnten Kriegstheaters stand, vom Mississippi bis zur atlantischen Küste, vom mexikanischen Meerbusen bis zum Potomac, begann sich aufzulösen; die Freiwilligen und alle Wehrmänner, die in ihren Reihen gedient hatten, zogen der Heimat zu, dem Norden und Westen der Vereinigten Staaten. Alle ihre Erinnerungen an die furchtbaren Schlachten, an den endlichen Erfolg, an den Sieg der Union über die Konföderierten, an die Erhabenheit der von den Vereinigten Staaten verfochtenen, von den Vorvätern überlieferten Ideen, all das trugen sie mit sich. Und dies Gemeinschaftliche war

es, was zunächst den Anstoß zu dem Unternehmen gab, alle Kriegsveteranen, die unter dem Banner der Union gekämpft, in einen großen Verein zusammenzuknüpfen.

Die Anregung zu einer nationalen Organisation der Grand Army of the Republic (G. A. R.) ging von einem Regimentsarzte aus, dem Dr. L. F. Stephenson vom 14. Infanterieregiment des Staates Illinois. Eine der hauptsächlichsten Satzungen der Grand Army gibt den Zweck der Vereinigung folgendermaßen an:

„Um eine unwandelbare Anhänglichkeit an die Vereinigten Staaten hochzuhalten, die sich gründet auf Treue gegen ihre Verfassung und Gesetze, auf die höchste Ehrfurcht vor ihnen; um zu mißbilligen jeden Versuch, der die Loyalität schwächen, die ewige Dauer unsrer freien Verfassung in Frage stellen oder Aufstand, Verrat und Rebellion aufmuntern könnte; um auszubreiten den Geist allgemeiner Freiheit, gleicher Befugnisse und Gerechtigkeit für alle Menschen. Soldaten und Seeleute von der Armee der Vereinigten Staaten oder deren Flotte und Marinekorps, die zwischen dem 12. April 1861 und dem 9. April 1865 gedient haben in dem Kriege für Unterdrückung der Rebellen und mit ehrenhaftem Abschied entlassen worden sind; ferner solche, die in den Regimentern der Einzelstaaten standen, die zum aktiven Dienst aufgerufen und den Generalen der Vereinigten Staaten während des obengenannten Zeitraumes unterstellt gewesen sind, — alle diese sollen wählbar sein zu Mitgliedern der Grand Army of the Republic. Keine Person aber soll zur Mitgliedschaft zugelassen werden, die zu irgendwelcher Zeit Waffen gegen die Vereinigten Staaten getragen hat."

Das Zusammentreten der alten Krieger in einen solchen Verein mag gefördert und beschleunigt worden sein durch die eigentümliche politische Lage des Landes. Kaum war ein Jahr verflossen seit dem Tage, an dem Abraham Lincoln der Kugel des Mörders zum Opfer gefallen, und damit schied der Mann, den das amerikanische Volk in seiner ungeheuren Mehrzahl als seinen Retter betrachtete, dem es heute noch in seinem Herzen einen Platz neben George Washington anweist. Neue Gefahren schien die Zukunft zu bringen. Ein Verein versuchter treuer Männer tat Not. — Von den einzelnen Lokalvereinen (Posts) erstand Post I in Dekatur, dem Gründungsort der Grand Army, Post II in Springfield, beide Städte in Illinois. Andre Lokalvereine folgten in Indiana, Wisconsin, Jowa, Missouri und den übrigen Staaten. Der erste Nationalkongreß konnte noch im Gründungsjahre des Gesamtvereins in Indianapolis gehalten werden. Der General Stephen A. Hurlbut von Illinois wurde hier zum kommandierenden General der Grand Army ernannt und der erste Gründer, Dr. Stephenson, zum Generaladjutanten. Der nächste Zusammentritt der Delegierten des Vereins, dem sich rasch alle Staaten des Nordens und Westens angeschlossen hatten, fand 1868 in Philadelphia statt; von da ab wurden alljährliche Versammlungen gehalten. — Heute zählt der Nationalverein der Grand Army 270 000 Mitglieder, die sich in 6045 Lokalvereine (Grand Army posts) gliedern. Vor neun Jahren waren es noch 420 000 Mann. Zu den Pflichten des Vereins gehört, außer der Pflege patriotischen Sinnes und treuer Anhänglichkeit an Verfassung und Gesetze, auch gegenseitige Unterstützung und Sorge für würdige, feierliche Beerdigung.

An einem Bande, das der Nationalflagge gleicht, vom Adler überflattert, tragen die Mitglieder ein Ehrenzeichen: einen fünfstrahligen Stern, mit einem Bilde, das die Kinder der Republik unter den Schutz von Armee und Flotte stellt, und der Umschrift: „Grand Army of the Republic. Veteran 1861–1866". Außerdem haben die Mitglieder die Erlaubnis, die Abzeichen ihrer alten Korps zu tragen. Das I. Korps der Unionsarmee war während des Krieges kenntlich durch einen Kreis, das II. durch ein Kleeblatt, das III. durch ein verschobenes Rechteck u. s. w.; das XI. meist aus Deutschen bestehende Korps (Franz Sigel) durch einen Halbmond. Die Korpskommandeure führten Flaggen mit diesen Abzeichen. In ähnlicher Weise die Divisionskommandeure jedes Korps: 1. Division rot, 2. weiß, 3. blau; die Brigadekommandeure aber dreieckige Flaggen mit den Abzeichen ihrer Divisionen und Korps. Höheren Kommandeuren, Generalstabsoffizieren und Adjutanten war es auf diese Art leicht, sich zurechtzufinden. Ein ähnliches System der Abzeichen wurde im spanischen Kriege beobachtet.

Ein andrer Kriegerverein, der aus derselben Veranlassung hervorging wie die Grand Army, jedoch nur aus Offizieren besteht, ist „the Loyal Legion", nach der auch der Militärorden genannt ist, der als äußeres Abzeichen des Zusammenhaltens gestiftet worden. Kommenden des Ordens gibt es in neunzehn Staaten des Nordens und Westens und eine im Distrikt Columbia; zusammen zählt der Orden heute gegen 10000 Mitglieder. Das Abzeichen des „Military Order of the Loyal Legion", das, wie früher erwähnt, in der Familie erblich bleibt, besteht in einem vielstrahligen Kreuz mit der Umschrift: „Lex regit. Arma tuentur".

Für jeden Beobachter, der etwas unter die Oberfläche zu dringen vermag, ist es zweifellos, daß heute militärische Fragen in den Vereinigten Staaten bei weitem mehr Beachtung finden als ehedem; Armee und Flotte hält man recht eigentlich für den Schild, hinter dem die Volkswohlfahrt gedeihen, das geeinigte Volk selbst auf dem Wege zum Weltreich sicher weiterschreiten kann; man ergeht sich in Plänen und sinnreichen Mitteln, um Nationalgarde und Miliz dem stehenden Heere zu nähern und dadurch an Kriegstüchtigkeit zu heben. Immer ist der Beisatz zu einem Dienstgrad oder Namen, der die Zugehörigkeit zur stehenden Armee der Vereinigten Staaten bekundet, ein besonders ehrenvoller gewesen; heute mehr als je.

IV. Gräberschmückungstag.

Niemals kommt die Vorliebe, mit der Armee und Flotte betrachtet werden, niemals die Dankbarkeit gegen beide so ungeteilt und in die Augen fallend zur Geltung, als an dem zu einem nationalen Festtag gewordenen 30. Mai jedes Jahres. — Warum gerade der 30. Mai gewählt worden ist? Siegestage gab es in Fülle während des fünfjährigen Ringens, Tage, die der alten Union Erfolg um Erfolg brachten, die eine Fahne um die andre der Faust des konföderierten Südens entsinken sahen. Gerade der 30. Mai aber weiß im Laufe des ganzen Krieges von keinem einzigen kriegerischen Zusammenstoß,

also weder etwas von Erfolg noch von Niederlage zu erzählen. Er ist für den siegreichen Norden wie für den niedergeworfenen Süden ein durchaus gleichgültiger Tag, der durch kein epochemachendes Ereignis die Gemüter zu erregen vermag. Aber wer auf Versöhnung zwischen den zwei feindlichen Brüdern hinarbeitete, der mußte zu einem nationalen Feste gerade einen solchen Tag wählen, an dem es keinen Sieger und keinen Besiegten gab. Diesem Tage, an dem nichts Blutiges geschah, ist es vorbehalten, an die Gräber der Gefallenen zu erinnern; dadurch ward er zum Nationalfeste, zum Gräberschmückungstage.

Da treten die Veteranen, so viel ihrer noch übrig sind, in Reih und Glied; die Schulen feiern, ein großer Teil der Geschäfte ist geschlossen, flaggengeschmückt stehen die Häuser, und durch die Straßen wogt die Menge, um auf den Friedhöfen Soldatengräber aufzusuchen und mit Blumen zu schmücken, um sich bei den Denkmälern der Führer im großen Kriege in Parade aufzustellen.

Zu den alten Denkmälern sollte heute, am 30. Mai 1905, ein neues hinzukommen: das für General Slocum. — Da lag die Einladungskarte: Der Vorstand des Ausschusses für Errichtung eines Denkmals, Kommissioner Michael J. Kennedy, „requests the honour of the presence of Major General A. Von Pfister at the ceremonies attendant upon the unveiling of the Statue of Major General Henry W. Slocum“ — östlicher Parkweg und Bedford Avenue in Brooklyn am 30. Mai 1905 10 Uhr 30 Minuten vormittags.

Mit dem frühen Morgen ging es vom Hotel Astor durch New York über die große Brücke nach Brooklyn. Immer festlicher zeigte sich der Schmuck der Straßen, immer zahlreicher wurden die Züge von Vereinen und Schulen, von Veteranenscharen und Regimentern der Nationalgarde, die mit wehenden Fahnen, mit Tambour und Musik oder unter dem Klange ihrer Lieder sich dem Festplatz näherten. Durch die vollgepfropften Straßen findet unser Wagen glücklich einen etwas freieren Nebenweg, und da sind wir vor dem noch verhüllten Denkmal mit der Rednertribüne, die auch den Präsidenten Roosevelt samt Gefolge aufnehmen soll. Wie ich die Einladekarte dem freundlichen Schwabensinn zu verdanken hatte, so auch meinen herrlichen Platz auf der Tribüne in nächster Nachbarschaft des Präsidenten, dem ich schon vor wenigen Wochen in Chicago vorgestellt worden war.

Immer mehr stopft sich die Bedford Avenue voll mit Truppen; die Menge wächst, und nur schwer vermögen die berittenen Polizisten die Zugänge und die nächste Umgebung des Denkmals freizuhalten.

Henry Warner Slocum, dessen Elternhaus in Brooklyn stand, verließ 1848 in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre die Militärakademie West Point als Leutnant des 1. Artillerieregiments der Vereinigten Staaten-Armee; 1855 wurde er Oberleutnant, diente jedoch nur ein Jahr lang in dieser Charge, verließ die Armee, studierte Rechtswissenschaft und ließ sich als Rechtsanwalt in Syracuse nieder. Hier erreichte ihn der Ruf: Zu den Waffen! als im Frühjahr 1861 der Bürgerkrieg ausbrach. Zum Obersten

des 27. Freiwilligenregiments von New York ernannt, zog er sofort ins Feld und wurde in der ersten Schlacht bei Bull Run schwer verwundet. Noch in demselben Jahre rückte er zum Brigadegeneral auf und zeichnete sich in den Schlachten bei Gaines Mill, Glendale, Malvern Hill und bei Cramptons Paß aus. Zum Majorgeneral (Divisionskommandeur) wurde er 1862 ernannt; bei Chancellorsville und bei Gettysburg stand er an der Spitze eines Armeekorps. Bei dem denkwürdigen Marsche Shermans — „March to the Sea" — von Atlanta nach Savannah kommandierte er den linken Flügel der Armee und trug wesentlich zu den Erfolgen bei, die aus dem Bundesstaat eine einheitliche Nation gemacht haben. Nach dem Frieden, im September 1865, trat Slocum von seinem Amte zurück, ließ sich in Brooklyn nieder und wurde von seinen Mitbürgern dadurch ausgezeichnet, daß sie ihn wiederholt in den Kongreß wählten. Er starb am 14. April 1894.

Jetzt aber hallt es von der Ferne her wie Meeresbrandung; deutlicher und heller klingen die Hurrahrufe; der Donner der den Salut gebenden Geschütze mischt sich drein; ein Reitertrupp in Khaki sprengt an mit dem Wagen, dem sofort mit jugendlicher Leichtigkeit Präsident Roosevelt entsteigt. Unter endlosem Jubel der Menge und den Klängen von „Star spangled banner" nimmt der Mann mit dem wettergebräunten Gesicht und der freundlichen Miene seinen Platz ein, um zunächst der Enkelin des Generals Slocum, Miß Gertrud Slocum, vorgestellt zu werden. Herzhaft schüttelt der Präsident die Hand des jungen Mädchens, während er mit großer Freundlichkeit zu ihr redet.

Die Zeremonie konnte beginnen. Kommissioner Kennedy erbat sich Ruhe und stellte dem Publikum den Bischof Burgeß vor, der das Weihegebet sprach. Ihm folgte Kommissioner Kennedy selbst, indem er das Denkmal des verdienten Soldaten der Nation und der Stadt New York zur Obhut übergab. In diesem Augenblick zog Miß Slocum die Schnur, die einhüllenden Flaggen mit den Sternen und Streifen sanken zurück, und da stand das Denkmal mit seinen herrlichen Linien vom wolkenlosen Frühlingshimmel sich abhebend. Vieltausendstimmiger Jubel schallte dem die Schwerterhebung darstellenden Soldatenbilde entgegen, die aufgefahrene Batterie schoß Salut und der Mayor der Stadt New York, Mc Clellan, ergriff das Wort: die Bedeutung des heutigen Tages sei eine passende Gelegenheit für Ehrung des heldenhaften Führers im Kriege. Da stehe das Häuflein Veteranen vom Bürgerkriege her, da der oberste Beamte der Nation, der sich zugleich als Waffenbruder fühle, da die Bürger von Brooklyn, gewillt, den verdienten Mitbürger zu ehren. Im Namen der Stadt übernehme er die Statue des tapfern Soldaten. Abermals ertönte die Nationalhymne, und unter riesigem Jubel erhob sich der Präsident:

„Herr Mayor, Herr Kommissioner und ihr meine Landsleute, allen voraus aber ihr, die ihr teilgenommen habt an dem großen Kriege, in dem der Mann, dessen Denkmal hier steht, Ruhm und Ehre erworben hat für sich selbst wie für die Nation! — Am vergangenen Sonntag habe ich einem Prediger gelauscht, der seiner Rede den Kampf des Volkes Israel gegen seine Feinde, gegen die Amalekiter, beim

Marsch ins gelobte Land' zugrunde legte. Nach der siegreichen Schlacht aber haben die Israeliten einen Dankaltar errichtet, Jehovah zu Ehren, zu Ehren des Prinzips der Gerechtigkeit, das allein einen Krieg oder irgendeinen Streit rechtfertigt . . . Heute sind wir zusammengekommen zur Gedächtnisfeier an einen großen Sieg, den Triumph der guten Sache, der Union und der Freiheit, nicht weil es in erster Linie ein Sieg war, sondern weil es ein Sieg war für Gerechtigkeit, für Frieden, für Freiheit und die ewige Wohlfahrt der Menschheit."

Vor kurzem habe er eine Reise durch den großen Staat Texas gemacht und gefunden, daß der Krieg keinen Haß, keine Bitterkeit im Süden zurückgelassen habe; die Männer von der Grand Army, in ihr hergebrachtes Blau gekleidet, seien Arm in Arm mit denen dahergekommen, die durch ihre grauen Uniformen gezeigt haben, daß sie im Krieg auf der Seite der Konföderation standen.

„Das Volk von Brooklyn aber beglückwünsche ich, nicht sowohl weil es dies Denkmal errichtet hat, sondern weil es das Glück gehabt, einen Bürger zu den seinigen zu zählen, der imstande war, dem Volke so ausgezeichnete Dienste zu leisten im Kriege wie im Frieden. — Er war ein großer Soldat, ein mutiger und geschickter Führer. General Slocum ist einer von den Männern, deren Laufbahn wir verstehen. Wir können ihn bezeichnen als das Vorbild von dem, was ein hervorragender amerikanischer Bürger sein soll: tadelloser Hausvater und Geschäftsmann, ehrenhaft und aufrecht stehend in seinem öffentlichen Dienst und zu all dem noch ein tüchtiger Soldat. Darum steht dies Denkmal hier als eine Lehre für das kommende Geschlecht.

„Und nun wünsche ich, Ihre Aufmerksamkeit auf die beiden Seiten der Lehre, die in dem Leben des Generals Slocum liegt, zu lenken. — Ein erfolgreicher Kampf für eine ungerechte Sache ist natürlich das schrecklichste aller Dinge, das mehr als alles andre den Lauf der Zivilisation hemmt. Aber es hat noch nie ein Volk, das der Erhaltung wert war, existiert oder wird je existieren, das nicht imstande gewesen wäre, in Zeiten der Not das Schwert zu erheben. Und dasselbe gilt von der einzelnen Persönlichkeit. Der Mann, der große Fähigkeiten und großen Mut besitzt, aber ohne sittlichen Rückhalt, ohne den Trieb, das zu tun, was recht ist, ein solcher Mann bildet durch seinen Mut und seine Fähigkeiten eine um so größere Gefahr für das Gemeinwesen, in dem er unglücklicherweise lebt. Und als Nation dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß große Fähigkeiten, weit ausschauender Blick, eiserner Entschluß, Ausdauer, Wagemut nur dann bewundernswerte Eigenschaften sind, wenn sie in den Dienst der Gerechtigkeit und des Friedens gestellt werden. Das ist die eine Seite der Lehre.

„Die andre Seite aber ist die: keinerlei Aufgebot guter Absichten, keine noch so große Wertschätzung edlen Wesens vermag irgend etwas in der rauhen Arbeit dieser Welt zu nutzen, wenn nicht hinter dem redlichen Zweck, hinter den edlen Gedanken die Macht ruht, die den Mann zum Manne macht. Und was für die einzelne Persönlichkeit wahr ist, gilt auch als wahr für die Nation. Es ist im äußersten Grade wünschenswert — nein, ich will mich stärker ausdrücken — es ist absolut gebieterisch zu verlangen, daß unsre Nation, wenn sie für die Zukunft die Stellung wahren will, die sie in der Vergangenheit eingenommen hat, nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb ihrer eigenen Grenzen im Geiste der Gerechtigkeit und der Großmut gegen alle andern Völker handeln muß. — Wir haben Verpflichtungen gegen uns selbst, wir schulden dieselben Pflichten der übrigen Menschheit. Wenn es irgendeine Eigenschaft gibt, die sich zuweilen unter uns bemerkbar macht und die nicht lobenswert ist, so ist es die Gewohnheit, manchmal mit loser Zunge von fremden Mächten und fremden Völkern zu reden. Unsre Männer und die Schriftsteller, die im öffentlichen Leben stehen, sollten sich stets die Tatsache vor Augen halten, daß aus beleidigenden Reden für uns nichts Gutes kommen kann. Wenn

eine Nation reich und wohllebend ist, ausdehnungslustig und rasch zugreifend (aggressive), dabei aber wehrlos, so ist sie auf dem sichersten Wege, eine unheilvolle Katastrophe gegen sich heraufzubeschwören.

„Ich hoffe, daß wir niemals aggressiv sein werden, wenn solches nicht gerechtfertigt und geboten ist entweder durch unsre Selbstachtung oder durch die Interessen der Menschheit. Und vergessen Sie vor allem nicht, daß, wer aggressiv ist, hauptsächlich in der Rede, und dabei doch wehrlos, nicht nur eine Niederlage, sondern auch die Verachtung aller Menschen sich zuzieht."

Wenn aber die Marine in gutem Stande sei, dann könne Amerika einer langen Ära des Friedens entgegensehen. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Nation Unheil drohen könne, sei nur vorhanden, „wenn wir unsre Marine verkümmern lassen". Eine erstklassige Marine, erstklassig an Größe und an Leistungsfähigkeit der Einzelheit wie des Ganzen, eine solche Marine sei die beste Friedensgarantie. Ein Mann, der auf das blicke, was außerhalb unsrer Grenzen geschehe, der aber zugleich in unsrer eignen Geschichte der letzten Jahre zu lesen verstehe, der müsse blind sein, wenn er nicht diese Lehre daraus ziehe. Viel, sehr viel sei in Amerika geleistet worden durch Erziehung. Ein gesunder Körper sei eine außerordentlich wichtige Sache; als noch viel wichtiger erscheine ein gesunder Geist, aber das, was beim Einzelmenschen wie bei der ganzen Nation auf der höchsten Stufe stehe, sei der Charakter.

Von dieser Betrachtung aus ging der Präsident über zur Lobpreisung der Mannhaftigkeit der anwesenden Veteranen, die mit ihren dahingeschiedenen Kameraden dem Volke von Amerika die Stellung gewonnen haben, die es jetzt einnehme; insbesondere General Slocum habe durch seine ganze Laufbahn gezeigt, was der Name „Amerikaner" zu bedeuten habe, wenn er gebraucht werde in seiner höchsten, in seiner vertiefteſten, in seiner besten Bedeutung.

Unter endlosem Jubel nahm Roosevelt wieder seinen Sitz ein, der Bischof sprach seinen Segen, und die Parade nahm ihren Anfang.

Der Präsident hatte sich indessen nach einer andern Tribüne begeben, weil Anmarschlinie und Linie des Parademarsches sich bei seinem bisherigen Standort in rechtem Winkel brachen. So war es ermöglicht, daß die Truppen auf gerader Linie vorüberkommen konnten, aber immerhin blieb das Kunststück übrig, auf eine allzu kurze Entfernung vor dem Präsidenten einen im Bogen gezogenen rechten Winkel auslaufen zu müssen. — Voraus zogen reguläre Truppen von der Vereinigten Staaten-Armee und von der Flotte. Alle machten einen vortrefflichen Eindruck; namentlich die Batterie zog durch ihre Bespannung und Ausrüstung die Augen auf sich. Den Regulären folgte eine Division von vier Milizregimentern, teils in Feld-, teils in Paradeuniform.

Die nächste Division war aus den eigentlichen Männern des Festes, aus den Veteranen des Bürgerkrieges formiert. Sie zogen, lebhaft begrüßt und beglückwünscht, in einzelnen Gliedern vorüber, manchmal mit dem Stock den Schritten nachhelfend. Bisher pflegten sie die Fahnenträger für die alten zerfetzten Regimentsbanner selbst zu liefern; heute hatten Söhne und Enkel die immer schwächer werdenden Arme der alten Soldaten ersetzt. — Es folgten noch zahlreiche Regimenter der Miliz (National Guard), die sich seit einer

Reihe von Jahren zumeist nicht mehr ergänzt durch die waffenfähigen Männer zwischen 18 und 45 Jahren, sondern durch freiwillig Eintretende. Und diese pflegen sich ihre Regimenter zu wählen, wie sie bei den jungen Leuten von gleicher Art der Beschäftigung beliebt sind. So kann es geschehen, daß ein Regiment durchweg aus Kaufmannsgehilfen besteht. Jeder Sommer führt die einzelnen New Yorker Regimenter zu kurzer Übung in das Lager bei Peekskill am Hudson.

Vor seiner Rückreise in die Bundeshauptstadt machte der Präsident noch einen Besuch bei den Seeleuten der Young Mens Christian Association. Höchste Anerkennung verdiene es, führte der Präsident in seiner Ansprache aus, daß die Stifter der Anstalt das geistige und religiöse Wohl der jungen Seeleute ins Auge gefaßt haben, denn nur auf solchen Grundlagen könne Ersprießliches geleistet werden. Er habe die Flotte ins Herz geschlossen, und immer mehr breche sich auch beim Publikum die Überzeugung Bahn, daß eine starke Kriegsflotte nötig sei, um der Union ihren Platz zu sichern; es sei zu hoffen, daß der Kongreß auch fernerhin mit seinen Bewilligungen nicht kargen werde.

Unter den Persönlichkeiten, die der Präsident in dem stattlichen Gebäude dieses Matrosenheims empfing, befanden sich einzelne von den Gründern, darunter namentlich Miß Helen Miller Gould. Die berühmte Philantropin gehört zu den Persönlichkeiten, die durch ihren Sinn für Gemeinnützigkeit dem geistigen und politischen Leben Amerikas eine ganz eigne Farbe geben und etwas Unterscheidendes verleihen gegenüber allen Ländern der Erde. So viel Erkenntnis der Wahrheit, daß der Privatreichtum nur ein Stück des Nationalwohlstandes repräsentiere und auf den verschiedensten Wegen wieder zu seiner ersten Quelle zurückkehren müsse, findet sich nirgends in dem Maße als unter dem echten Amerikanertum. — Schon bei den ersten Anzeichen vom Ausbruch des spanischen Krieges stiftete Miß Gould mehr als eine halbe Million Mark für Kranke, Verwundete, Rekonvaleszenten; gegen zwei Millionen Mark stellte sie der Columbia-Universität zur Verfügung, und neuerdings eine hohe Summe diesem Matrosenheim.

Die Reiterstatue Slocums reiht sich den andern, die wir gesehen, würdig an. Rasch haben sich die freien Plätze in den großen Städten Amerikas mit Denkmälern bedeckt. Zahlreich sind insbesondere Kriegerdenkmäler, und wie die Männer von seltener Kühnheit waren, zu deren Ehren sie entstanden sind, so geht eine gewisse Kühnheit auch durch die Auffassung der Künstler in Haltung von Roß und Mann. Fast zur Schablone scheint die äußere Erscheinung des Pferdes geworden zu sein: jener edle Kentuckyschlag, etwas schmal, langgliedrig, langhalsig. Allein der Schlag paßt zu diesen Soldatenfiguren mit ihren gestreckten, schlanken Gliedern und dem feinen Gesicht. So wie George Washington, der ebenmäßig schön gebaute, etwas magere Mann auf seinem schlanken Pferde sitzt, so tun es alle.

Vom Denkmalsplatz weg führte der Weg nach New York zurück über das Schlachtfeld vom 27. August 1776 nach Coney Island. In dieser Gegend ist die erste Feldschlacht des großen Revolutionskrieges geliefert worden. George Washington mit seinen 8000 Mann mußte das Feld räumen vor der drei-

sachen Übermacht des englischen Generals Howe, dem es gelang, durch den erkämpften Erfolg die Stadt New York zu besetzen und sie zur Hochburg der englischen Herrschaft bis zum Friedensschluß 1783 zu machen.

Es wird erzählt, daß die schöne Sitte, die Gräber der gefallenen, durch Krankheit oder Wunden hingerafften Krieger zu schmücken und an diesem Tage Feiertag zu halten, von den Frauen des Südens ausgegangen sei. Dort hatte der Tod fast in jeder weißen Familie Ernte gehalten. Vom Süden sei der Brauch auf den Norden übergegangen. So habe man ein neues Band erhalten zwischen denen, die sich ehemals auf mehr als hundert Schlachtfeldern gegenübergestanden, zwischen Blauen und Grauen. — Vierzig Jahre sind jetzt verflossen seit dem Tage, an dem der letzte Schuß im großen Kriege fiel; mehr und mehr schmilzt die Zahl der Veteranen zusammen. Aber am 30. Mai beteiligt sich jeder, der sich noch schleppen kann, an der Parade und am Gang zum Friedhof.

Während im Osten von New York die Denkmalsfeier stattfand, sammelten sich im Westen des Zentralparks die Posten der Grand Army samt den Veteranen aus dem spanischen Krieg und zahlreiche Abteilungen der regulären Armee, der Marine und Miliz. Dicht stand die Menge am Weg, als der imposante Zug sich unter dem Klange der gedämpften Trommeln in Bewegung setzte nach dem Riverside Drive, nach den Anhöhen auf dem linken Hudsonufer, wo das große Kriegerdenkmal steht und das Grabmonument des Generals Grant. Von diesen heilig gehaltenen Stätten aus wurde der Marsch nach dem Friedhof fortgesetzt, um die mitgebrachten Blumen auf den Gräbern der Vaterlandskämpfer niederzulegen.

So gestaltete sich der Gräberschmückungstag des 30. Mai 1905 in New York an zweierlei Stätten zu einer imposanten Feier; eine Menge andrer in kleinerem Maßstab lief nebenher. Und wie der große Tag in New York begangen wurde, so geschah es in jedem Staat, in jeder Stadt, im Norden und im Süden. Überall drang die Überzeugung durch und kam zum äußeren Ausdruck: nur durch das Blut jener Kämpfer sind wir als einheitliche Nation befähigt worden, uns auf den Weg zu machen nach dem Weltreich.

Viele Einblicke, die mir in Amerika gestattet waren, Betrachtungen der mannigfachsten Art haben mir altem Kriegsmann das Blut aufgefrischt und mich zugleich mit der höchsten Achtung erfüllt; aber nichts hat mir das Herz so erwärmt als der Hinweis des Staatsoberhaupts darauf, wie gefährlich es sei, in einem Hause zu wohnen, zu dessen Schutz nur die Spinne ihr Netz gespannt, — als das mit unerbittlicher Logik gesprochene aufrichtige Wort Roosevelts: „Eine Nation darf nur reich, ausdehnungslustig und rasch zugreifend, dabei aber wehrlos sein, um alle Vorbedingungen für ihren Untergang geschaffen zu haben."

Orientalische Stoffe in der englischen Literatur.

Von

Johannes Hoops.

Ex oriente lux.

Die farbenprächtige Märchenwelt des Orients hat auf die Phantasie der abendländischen Völker zu allen Zeiten einen geheimnisvollen Zauber ausgeübt; die Spuren orientalischer Einwirkungen auf die europäischen Kulturen lassen sich Jahrtausende zurückverfolgen. Im Altertum freilich beschränken sie sich in der Hauptsache auf die Mittelmeergebiete, und erst seitdem die Nordeuropäer in den Bann der mittelländischen Kultur traten, begannen die Wunder des Ostens auch nach den Ländern der Aurora borealis ihren Zauberglanz zu verbreiten. Langsam nur durchbrach das neue Licht die nordischen Nebel, und es gab Zeiten, in denen der Mondenschein orientalischer Romantik von dem hellen Tageslicht abendländischer Zivilisation verdunkelt wurde. Aber eine lange Kette historischer, kulturgeschichtlicher und literarischer Ereignisse hat dafür gesorgt, daß das einmal erweckte Interesse am Orient nie völlig erlosch, sondern nach vorübergehenden Perioden glimmenden Schlummers immer wieder zu neuem Leben angefacht wurde.

Eine pragmatische Geschichte der orientalischen Elemente in den abendländischen Literaturen ist noch ein Desiderium der Zukunft. Die historischen Tatsachen darzulegen, die nacheinander das stets erneute Interesse der occidentalen Welt am Orient verursachten, die dichterischen Stoffe und Motive zu erforschen, die zu verschiedenen Zeiten von dort ihren Weg in die europäischen Literaturen fanden, ihre Bedeutung für die Nationalpoesien zu untersuchen und die zahllosen Kanäle und Bäche und Adern zu verfolgen, durch die sie verbreitet und getrennt und ineinandergewoben und fortgepflanzt wurden von Generation zu Generation: das etwa würde die Aufgabe des künftigen Geschichtschreibers sein, der sich an dieses schwierige Problem heranwagt.

Im folgenden soll nur ein anspruchsloser Beitrag zu der Lösung desselben versucht werden: eine Skizze der äußern Geschichte der orientalischen Einflüsse in der englischen Literatur.

Die Bibel, und insbesondere das Alte Testament, hat von jeher das Interesse der christlichen Nationen auf den Orient gerichtet. Es wurde unter-

stützt durch Einflüsse der klassischen Literatur. Früher als zu andern Ländern des Westens fand die Alexandersage ihren Weg nach England, wo wir schon im 11. Jahrhundert Übersetzungen des lateinischen „Briefes Alexanders an Aristoteles“ und der „Wunder des Ostens“ treffen, mit ihren fabelhaften Schilderungen des Orients und des Märchenlandes Indien. In dieselbe Zeit gehört die altenglische Bearbeitung des spätgriechischen Romans „Apollonius von Tyrus“ nach einer lateinischen Fassung. Die Geschichten von Meerfahrten, Stürmen, Seeräubern und Abenteuern, die in dieser Erzählung vorkommen, scheinen sie dem angelsächsischen Leser besonders sympathisch gemacht zu haben.

Eine wichtige Vermittlerrolle zwischen Ost und West spielten die Mauren in Spanien. Vom zehnten bis zwölften Jahrhundert war Cordova ein Zentrum der Bildung, Kunst und Wissenschaft für das ganze westliche Europa, und eine große Anzahl orientalischer Schriften und poetischer Stoffe verdankte ihre Einführung in die Literaturen des Abendlandes maurischen oder spanischen Autoren. In Spanien war es, wo der bekehrte Jude Petrus Alphonsus das berühmte „Geistliche Zuchtbüchlein“ (Disciplina Clericalis) im 12. Jahrhundert nach arabischen Quellen bearbeitete.

Die Kreuzzüge gaben dem Interesse am Orient einen frischen und dauernden Anstoß in allen Ländern, einen Anstoß, der in seiner Bedeutung für die Literaturgeschichte Europas kaum überschätzt werden kann. Die Zahl der Erzählungen mit orientalischen Stoffen oder orientalischen Szenerien nimmt jetzt reißend zu. Die mittelenglischen Gedichte „Richard Löwenherz“ und „Der König von Tarsus“ sind charakteristische Erzeugnisse dieser Ära ritterlicher Romantik und hochfliegender religiöser Ideale. „Das Buch der sieben weisen Meister“ (Septem Sapientes Romae) wurde neben der „Disciplina Clericalis“ eine Schatzkammer orientalischer Stoffe für alle europäischen Literaturen, die französische voran. Aus einer der zahlreichen französischen Fassungen wurde diese Sammlung morgenländischer Erzählungen zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter dem Titel „The Proces of the Sevyn Sages“ ins Englische übersetzt. Der Schwank „Frau Siriz“ (Dame Siriz) und die Geschichte von „Generydes“ sind orientalischen Ursprungs, und „Floris und Blanchefleure“ mit seiner weichlichen Sinnlichkeit, „Die Romanze vom Sultan von Babylon“, „Sir Ferumbras“, „Rowland und Vernagu“ und andre Epen des Karl-Zyklus sind mehr oder weniger voll von orientalischen Elementen. Gleich „Richard Löwenherz“ und den „Sieben weisen Meistern“ sind die meisten dieser Gedichte Übersetzungen oder Bearbeitungen französischer Originale.

Im 13. Jahrhundert waren es vor allem der Hof Friedrichs des Zweiten in Sizilien und später die norditalienischen Städterepubliken, welche die Beziehungen zu den Völkern des Ostens weiter pflegten und Austauschzentren für die Kulturen des Orients und Occidents bildeten.

Seit den Kreuzzügen waren auch Pilgerfahrten und Reisen nach dem Heiligen Land und den übrigen Ländern der Levante immer mehr üblich geworden. Einen literarischen Niederschlag derselben haben wir in „John Maundevilles Reisen“ im Orient, einer phantastischen Kompilation des

14. Jahrhunderts, die ihrerseits wieder mächtig fördernd auf die Reiselust einwirkte. Ursprünglich französisch verfaßt, ist sie in zahlreichen geschriebenen und gedruckten Fassungen in lateinischer, französischer und englischer Sprache auf uns gekommen, die Zeugnis ablegen von der ungeheuren Beliebtheit, deren sich dies Werk erfreute. Alle die alten Legenden der „Wunder des Ostens" finden sich hier verschmolzen mit zahlreichen neuen Berichten über jene Fabelwesen, womit die Phantasie des Altertums und Mittelalters den geheimnisvollen Ostrand der Welt bevölkerte.

Die Beziehungen zum Orient erhielten einen neuen mächtigen Anstoß durch das siegreiche Vordringen der Türken und Mongolen im 14. und 15. Jahrhundert und die beständigen Kriege gegen die Türken in den folgenden Perioden. Die glänzende Regierung Solimans des Prächtigen (1520—1566) insbesondere lenkte die Augen aller christlichen Nationen auf das mohammedanische Volk, das durch die Eroberung Konstantinopels 1453 festen Fuß auf europäischem Boden gefaßt hatte.

Dies erzeugte eine völlig neue Serie von östlichen Stoffen: Während die ältere Klasse orientalischer Erzählungen rein literarischer Natur ist (Fabeln, Parabeln, Märchen, Geschichten usw.), veranlaßten die Türkenkriege eine Reihe von vorwiegend dramatischen Dichtungen, die Charaktere und Ereignisse aus der zeitgenössischen Geschichte behandelten. Die Herrschaft Solimans, das tragische Ende seines ältesten Sohnes Mustapha 1553, sowie die Taten seines Feldherrn Ibrahim wurden Lieblingsgegenstände der abendländischen Poesie.

Schon 1567 finden wir einige türkische Erzählungen (Mahomet und Irene, Sultan Soliman u. a.) in Paynters „Palast des Vergnügens" (Palace of Pleasure), und in der französischen Novellensammlung „Der Frühling" von Jacques Yver (1572, von Henry Wotton 1578 ins Englische übersetzt) wird die Geschichte von Soliman und Perseda berichtet. Im Jahre 1581 wurde ein lateinisches Drama „Soliman und Mustapha" aufgeführt; 1587 brachte Marlowe seinen „Tamerlan der Große" auf die Bühne; 1592 erschien das gewöhnlich Kyd zugeschriebene Drama „Soliman und Perseda", dem 1594 das anonyme, aber Greene zuerteilte Stück „Selimus", 1609 Brookes „Mustapha" und 1612 Dabornes „Ein Christ, der Türke wurde" (A Christian turned Turk) folgten. 1603 veröffentlichte Knolles seine grundlegende „Allgemeine Geschichte der Türken" (Generall Historie of the Turks), die den jungen Byron mit Begeisterung für den Orient erfüllte, das Verlangen, die Levante mit eignen Augen zu sehen, in ihm erweckte und nach seiner eignen Angabe zu der orientalischen Färbung in seinen epischen Erzählungen beitrug.

Die genannten Entlehnungen aus der türkischen Geschichte sind allerdings fast die einzigen morgenländischen Stoffe, die sich in der Literatur des elisabethanischen Englands nachweisen lassen. Nur Greenes „Gewebe der Penelope" (1582) und Marlowes „Jude von Malta" (ca. 1589) wären noch zu nennen. Sonst hält sich die englische Poesie im Zeitalter der Renaissance von orientalischen Einflüssen auffallend fern. Spenser, Shakespeare, Ben Jonson zeigen, von gelegentlichen isolierten Beispielen abgesehen, keinerlei morgenländische Züge. „Antonius und Cleopatra" ist trotz ihres lokalen

Hintergrunds eine römische Tragödie. Das klassische Altertum und die große nationale Überlieferung sind die beherrschenden Mächte in der englischen Renaissanceliteratur, die alle andern überschatten. Der Umstand, daß England zu dieser Zeit, im Gegensatz zu den folgenden Jahrhunderten einerseits und der Kreuzzugsepoche andrerseits, an den politischen Ereignissen im Orient verhältnismäßig wenig beteiligt war, mag auch in gewissem Grade für das Zurücktreten orientalischer Einflüsse in der englischen Literatur dieser Epoche verantwortlich sein.

In letzterer Hinsicht sollte freilich bald genug ein Wandel eintreten. Auf das offenkundige Fiasko der abendländischen Nationen in der Kreuzzugs-Ära und der ersten Zeit der Türkenkriege war seit dem 15. Jahrhundert eine immer stärker einsetzende Reaktion gefolgt, die sich zunächst vor allem als ein aggressiver Vorstoß nach den märchenhaften Kulturländern des südlichen Zentralasiens äußerte. Indien war das Ziel aller großen Seefahrer im Zeitalter der Entdeckungen gewesen; verdankt doch selbst Amerika seine Entdeckung dem Suchen nach einem Seeweg zu jenem Gold- und Wunderland. Während des 16. Jahrhunderts war Indien in den Händen der Portugiesen und Holländer; die Gründung der später so genannten Ostindischen Kompanie im Jahre 1600 jedoch bezeichnete den Beginn der Eroberung durch die Engländer, die während des 17. und 18. Jahrhunderts nach und nach vollendet wurde. Eine Reihe von Reisebeschreibungen, darunter vornehmlich die von Linschoten, Hakluyt, Sandys und Purchas, unterrichteten das britische Publikum über Menschen, Sitten, Einrichtungen und Landschaft der neugewonnenen Länder. Aber es dauerte lange, bis die Eroberung Indiens auch für die englische Literatur von Bedeutung wurde. Fletchers „Inselprinzeß" (1621) und Drydens „Aurengzebe" (1675) blieben ziemlich vereinsamte Proben von Dichtungen, deren Handlung in Indien lokalisiert war. Auch die Schätze der altindischen Literatur wurden erst in viel späteren Zeiten aufgedeckt und zugänglich gemacht. Die Bedeutung der ununterbrochen fortschreitenden Eroberung des Landes für die englische Literatur beruhte in den nächsten anderthalb Jahrhunderten hauptsächlich darin, daß sie das Interesse der Engländer andauernd auf den Orient gerichtet hielt.

Es waren immer noch die Länder östlich und südlich des Mittelmeeres, von der alten Maurenherrschaft in Spanien und Marokko bis nach Persien und der Türkei, die für die Mehrzahl der Dichtungen mit orientalischen Stoffen den örtlichen Hintergrund lieferten.

Für den nüchternen Eifer der Puritaner freilich mit ihrer strengen religiösen und sittlichen Lebensauffassung war das üppige, indolente Sinnenleben des heidnischen, mohammedanischen Orients überhaupt nur ein Gegenstand des Abscheus. Es ist deshalb begreiflich genug, daß wir in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie in dem vorhergehenden elisabethanischen Zeitalter, nur verhältnismäßig wenig Werke mit orientalischem Kolorit finden. Massinger schuf in seinem Drama „Der Renegado" (1624) den Typus des trotzigen Renegaten, der später, namentlich in der Poesie Byrons, eine solche Lieblingsfigur werden sollte. Fletchers „Inselprinzeß" (1621) wurde schon

erwähnt; Chapmans „Rache für die Ehre" (Revenge for Honour), Lord Brookes „Alaham" (1633), Sucklings „Aglaura" (1638) und Denhams „Sophy" (1641) gehören in diese Periode.

Mit der Restauration der Stuarts (1660) jedoch, die eine so allgemeine Revolution in der Geschichte der englischen Literatur hervorrief, begann ein goldenes Zeitalter der orientalischen Stoffe, veranlaßt teils durch die genannten historischen Tatsachen, teils durch literarische Triebkräfte: den Einfluß der französischen Literatur und das damit zusammenhängende Aufkommen des heroischen Dramas.

In Frankreich war das Interesse an orientalischen Stoffen durch die Romane der Madeleine de Scudéry neu belebt worden. 1641 erschien ihr „Ibrahim, oder der ruhmreiche Pascha" (Ibrahim, ou l'Illustre Bassa), der eine Episode über „Mustapha und Zéangir" enthielt; er wurde 1643 von ihrem Bruder Georges dramatisiert und bald ins Englische übersetzt. Zwischen 1649 und 1653 folgte „Artamène, oder der Große Cyrus", woran sich 1660 „Almahide" reihte. Alle diese Romane lieferten Stoff für dramatische Erzeugnisse englischer Dichter. Dem heroischen Roman folgte das heroische Drama. Sowohl Romandichter wie Dramatiker entnahmen ihre Themen mit bewußter Vorliebe räumlich oder zeitlich entlegenen Kulturkreisen, um ihren Gestalten jene Würde zu verleihen, die dem Charakter ihrer heroischen Poesie angemessen war, und zugleich um in der Komposition freier schalten zu können. Neben dem klassischen Altertum wurden deshalb insbesondere die Herrscher und Ereignisse der modernen orientalischen Geschichte als Gegenstände für Romane und Schauspiele gewählt.

Das gleiche gilt von England, wohin das heroische Drama aus Frankreich eingeführt wurde. Den Reigen in der neuen Ära orientalischer Dramen in England eröffnete Davenant mit seiner epochemachenden Oper „Die Belagerung von Rhodus" (The Siege of Rhodes) 1656. Das Stück behandelt die berühmte Belagerung der Insel durch Soliman den Prächtigen (1522), der die von den Johannitern aufs tapferste verteidigte Festung nach langen Kämpfen eroberte. Davenants Beispiel folgte Roger Boyle, Graf Orrery, in seinem Drama „Mustapha" (1665), das sich auf Madeleine de Scudérys „Mustapha und Zéangir" gründete. In Heads „Englischem Schelm" (English Rogue, 1665—1680), einer seltsamen Mischung des pikaresken und Reiseromans, spielte die Handlung auch größtenteils im Orient. Dann kam die lange Reihe orientalischer Dramen aus alter und neuer Zeit, mit denen Elkanah Settle dreißig Jahre lang (von ca. 1666—1694) die zeitgenössische Bühne überschwemmte: „Kambyses", „Die Kaiserin von Marokko", „Die Eroberung Chinas durch die Tataren", „Ibrahim, der ruhmreiche Pascha" (Ibrahim, the Illustrious Bassa), eine Bearbeitung der englischen Übersetzung von Mlle. de Scudérys gleichnamigem Roman, „Die bedrängte Unschuld, oder die Prinzessin von Persien" (The Distressed Innocence, or the Princess of Persia), „Der Erbe von Marokko" (eine Fortsetzung der „Kaiserin von Marokko") usw. Auch Dryden schrieb verschiedene Dramen mit orientalischen Stoffen: „Almanzor und Almahide, oder die Eroberung Granadas durch die

Spanier" (1670), aus Mlle. de Scudérys „Almahide" entlehnt, das schon erwähnte indische Drama „Aurengzebe" (1675) und „Don Sebastian" (1690). Crowne schloß sich an mit „Kambyses" (1670) und „Darius" (1688), Southern mit „Der treue Bruder, oder der persische Prinz" (The Loyal Brother, or the Persian Prince, 1682), Banks mit seinem „Cyrus der Große" (1696), nach dem Muster von Mlle. de Scudérys „Artamène, ou le Grand Cyrus". Mary Pix mit „Ibrahim, der zwölfte Kaiser der Türken" (1696), und Rowe in seinem „Tamerlan" (1702) versuchte sich an demselben Stoff, den vor ihm Marlowe behandelt hatte. Der Titel von Davenants „Belagerung von Rhodus" gab den Anlaß zu verschiedenen orientalischen Dramen oder Erzählungen mit ähnlichen Namen: Nevil Paynes „Belagerung von Konstantinopel" (1675), Durfeys „Belagerung von Memphis" (1676), Hughes' „Belagerung von Damaskus" (1726) und, um mit der berühmtesten zu schließen, Byrons „Belagerung von Korinth" (1816).

Diese Liste heroischer und andrer Stücke mit morgenländischen Stoffen strebt keineswegs nach Vollständigkeit, aber sie dürfte genügen, um zu zeigen, wie außerordentlich populär orientalische Themen in den Tagen Drydens waren.

Im Zeitalter Popes verschwinden die östlichen Stoffe zugleich mit dem heroischen Drama. „Die Vision des Mirza" und die „Geschichte von Shalum und Hilpa" im „Spectator" (Nr. 159, 1. September 1711, und Nr. 584, 585, 23. und 25. August 1714), Youngs „Busiris" (1719), Hughes' „Belagerung von Damaskus", die eben erwähnt wurde (1726), Lillos „Christlicher Held" (1735) und Mallets „Mustapha" (1739) sind die letzten Nachzügler.

In Frankreich hatte die Zauberwelt von „Tausend und eine Nacht" durch de la Croix' Übersetzungsproben schon 1675 ihren ersten Einzug gehalten, und in Gallands klassischer Übertragung „Les mille et une nuits" (1704—1717) hatte sich eine unerschöpflich reiche Fundgrube für orientalische Stoffe erschlossen, die von großer und fruchtbringender Bedeutung für die Entwicklung der Romantik werden sollte. Montesquieu in seinen „Lettres Persanes" (1721) anderseits und Voltaire in seinen östlichen Dramen und Romanen (1732—1748) eröffneten eine neue Epoche in der Verwertung orientalischer Themen, indem sie sie zum Hintergrund ihrer rationalistischen philosophischen Spekulationen machten — eine Richtung, die ihren Höhepunkt und Abschluß in Deutschland mit Lessings „Nathan dem Weisen" (1779) erreichte.

Beide Strömungen schlugen ihre Wellen erst verhältnismäßig spät nach England hinüber. Die rationalistische Richtung hat sporadische Vertreter in Johnsons „Rasselas" (1759), Langhornes „Solyman und Almena" (1764) und in Horace Walpoles anonymer Spottschrift „Ein Brief von Xo Ho, einem chinesischen Philosophen in London, an seinen Freund Lien Chi zu Peking" (1757), die in der Manier von Montesquieus „Persischen Briefen" geschrieben waren und ihrerseits Goldsmiths verwandte „Chinesische Briefe" (1760) veranlaßten, die 1762 als „Der Weltbürger" neu erschienen. Auch die „Briefe von Mustapha Rub-a-dub Keli Khan an Asem Haccheim" in Washington Irvings „Salmagundi" (1807) sind ein entfernter Absenker dieser literarischen Mode.

„Tausend und eine Nacht" anderseits, obwohl dem britischen Publikum in Gallands Übersetzung durch Addison im „Spectator" (Nr. 535, 13. November 1712) empfohlen, hatte kaum irgendwelchen bemerkbaren Einfluß bis nach 1760, wo es allmählich zu einem wichtigen Element in der Entwicklung der neuen romantischen Strömung wurde. Beckfords „Vathek" (1786), das Byron so sehr bewunderte, ist ihr erster direkter Sprößling in der englischen Literatur.

Inzwischen setzte mit der endgültigen Eroberung und Erschließung Indiens durch die Engländer zur Zeit des Lord Clive und Warren Hastings eine völlig neue Epoche in den östlichen Einflüssen auf die europäische Literatur ein. Für Altertum und Mittelalter war das Morgenland die geheimnisvolle Heimat der Fabelwesen und Ungeheuer gewesen; das ganze Mittelalter war außerdem von dem religiösen Haß gegen die Ungläubigen beherrscht gewesen, der in dem großen Zusammenstoß der morgen- und abendländischen Kulturwelt im Zeitalter der Kreuzzüge seinen weltgeschichtlichen Ausdruck fand und allen orientalisch angehauchten Dichtungen jener Zeit ein charakteristisches Gepräge verlieh; während der Türkenkriege hatten diese Faktoren zunächst noch weitergewirkt, bis eine objektivere Einschätzung islamitischen Heldenmuts die großen orientalischen Herrscher und Feldherren allmählich zu Lieblingsgestalten des heroischen Romans und Dramas machte; Reisebeschreibungen, zum Teil noch recht phantastischer Art, seit dem 14., und Eroberungszüge abenteuernder, goldgieriger Konquistadoren im 16. und 17. Jahrhundert, hatten auch die zentralasiatischen Länder nach und nach erschlossen und in den Bereich der heroischen Dichtung gerückt; das aufgeklärte 18. Jahrhundert hatte den Orient durch die Brille des Deismus und Rationalismus angeschaut: — jetzt zum erstenmal begann eine wirklich wissenschaftliche Erforschung der Literaturen, Sprachen, Gesetze, Einrichtungen und Sitten der orientalischen Völker.

Von hervorragender Bedeutung in dieser Hinsicht war die rastlose Tätigkeit von Sir William Jones (1746—1794), der 1772 einen Band „Gedichte" mit Übersetzungen und Bearbeitungen arabischer, persischer und indischer Dichtungen veröffentlichte, denen 1783 eine Übertragung der arabischen „Moallakat" und 1789 von Kalidasas „Sakuntala" folgte. Jones war der Begründer (1784) und lebenslängliche Präsident der Asiatic Society. Durch seine und Colebrookes Bemühungen wurden ferner Übersetzungen der indischen und persischen Gesetzesbücher und philosophischen Werke unternommen, die zu dem politischen Interesse an Indien ein literarisches hinzufügten.

Das Ergebnis alles dessen war die Begründung der orientalischen Studien, eine gelehrte Vorliebe für das Orientalische, die sämtliche europäischen Länder durchdrang und in Deutschland zu der Schöpfung von Werken wie Friedrich von Schlegels „Sprache und Weisheit der Inder" (1808), Goethes „Westöstlicher Diwan" (1819), Rückerts langer Reihe orientalischer Gedichte und Übersetzungen (von 1822 an), Platens Märchenepos „Die Abassiden" (1834), Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy" (1851) u. a. führten. Schopenhauers Philosophie ist nicht verständlich ohne den Einfluß dieser orientalischen Studien, und der Beginn der vergleichenden indogermanischen Sprach-

wissenschaft war eine der ersten Folgen dieser neuen Richtung. In Dänemark rief sie Stücke wie Oehlenschlägers „Aladdin" (1805) hervor, ein dramatisches Märchen aus „Tausend und eine Nacht". In Frankreich verdanken Chateaubriand (Les Martyrs, 1809; Itinéraire de Paris à Jérusalem, 1811; Les Aventures du dernier des Abencerrages, 1826), Victor Hugo (Les Orientales, 1828) und andre dieser Ära des Orientalismus viel.

Ihre Wirkung auf die englische Literatur war gleichfalls weitreichend. Es traf sich, daß der Beginn der orientalischen Studien in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts mit den Anfängen der romantischen Bewegung zusammenfiel, die von Macpherson, Percy, Walpole, Chatterton als Reaktion gegen die Herrschaft des Rationalismus ins Werk gesetzt wurde. Der Orient mit seinen Sagen und Märchen, seinem Farbenglanz und Sinnenzauber ist der Romantik immer besonders sympathisch gewesen; kein Wunder deshalb, daß die Anhänger des neuen Geistes die Anregung für ihre Poesie alsbald aus dem Osten holten.

Die Neubelebung des Interesses am Orient, die jetzt in England begann, wurde noch genährt und vertieft durch politische Ereignisse wie Bonapartes Expedition nach Ägypten (1798/99), die spanischen Feldzüge gegen Napoleon (1808—1814) und den Freiheitskampf in Griechenland, Vorgänge, bei denen England aufs lebhafteste beteiligt war.

Infolge aller dieser Umstände erschloß sich jetzt eine zweite Blüteperiode orientalischer Stoffe in der englischen Literatur, die in ihrem Charakter von der ersten ebenso verschieden war, wie die Romantik sich vom Rationalismus unterscheidet. Beckford ging voran mit seiner bereits genannten glänzenden orientalischen Erzählung „Vathek" (1786), die von all dem Märchenzauber von „Tausend und eine Nacht" durchwoben ist. Daran schlossen sich Coleridges prächtige Vision „Kubla Khan" (1797 gedichtet), Landors „Gebir" (1798) und Southeys arabisches Epos „Thalaba der Zerstörer" (1801). Fast alle führenden Dichter dieser großen Zeit verfielen dem Zauber orientalischer Einflüsse, fast alle haben morgenländische Stoffe in ihren Gedichten behandelt; nur Wordsworth und Keats bilden Ausnahmen. Der spanische Krieg veranlaßte nicht weniger als drei Gedichte, die sich mit der Eroberung Spaniens durch die Mauren beschäftigten: Scotts „Vision des Don Roderich" (1811), Landors „Graf Julian" (1812) und Southeys „Roderich, der letzte der Goten" (1814). 1810 veröffentlichte Southey seine hindustanische Erzählung „Der Fluch des Kehama"; von 1813—1816 schleuderte Byron in rascher Reihenfolge seine orientalischen Epen in die Welt („Der Giaour", „Die Braut von Abydos", „Der Korsar", „Die Belagerung von Korinth"), die von seinen Landsleuten mit Entzücken verschlungen wurden; doch bei weitem die schönsten Skizzen, die Byron uns von orientalischem Leben und Charakter gegeben hat, finden sich in seinem „Don Juan" und „Sardanapal": eine Gestalt wie die der Haidee ist so wahrhaft morgenländisch in all ihrer leidenschaftlichen Liebe und zarten Sinnlichkeit, daß sie in den orientalischen Erzählungen der englischen Literatur ihresgleichen nicht hat.

Moore folgte dem Beispiel, das Byron in seinen Epyllien gegeben hatte: „Lalla Rookh“ (1817) ist einer der vollkommensten Versuche, den Stil und die Atmosphäre echter orientalischer Poesie nachzuahmen. Auch Shelley zahlte im „Alastor“ (1816) und „Aufstand des Islam“ (1818) dem Orient seinen Tribut. Von Walter Scotts Romanen gehören die beiden „Erzählungen der Kreuzfahrer“ („Die Verlobte“ und namentlich „Der Talisman“, 1825), ferner „Die Tochter des Chirurgen“ (1827) und „Graf Robert von Paris“ (1832) in unser Gebiet. Eine der glänzendsten Proben des Orientalismus in der englischen Literatur dieser Periode ist James Moriers „Hajji Baba von Ispahan“ (1824), der „Vathek“ in der Naturwahrheit seiner Beschreibungen und der Lebhaftigkeit seiner Erzählung übertrifft und eins der klassischen Bücher der englischen Literatur geworden ist.

Unter den Dichtern der Victorianischen Ära entlehnte Tennyson die Idee zu seinem „Locksley Hall“ von Sir William Jones' englischer Übersetzung der arabischen „Moallakat“, und einer scharfsinnigen Bemerkung Koeppels zufolge hat auch das feierliche, majestätisch breit dahinflutende Versmaß von „Locksley Hall“ sein Urbild in dem Tonfall des arabischen Originals der „Moallakat“, wie es Tennyson in der Transkription des Sir William Jones las. Derselben Strömung, die Goethe, Schlegel, Rückert und Bodenstedt zum Studium der orientalischen Literatur veranlaßte, entsprangen Matthew Arnolds „Sohrab und Rustum“ (1853) und die freie Bearbeitung des „Rubaiyat“ aus dem Persischen des Omar Khayyam durch Tennysons Freund Edward Fitzgerald (1859), die ihrerseits bedeutenden Einfluß auf die Präraffaeliten und jüngere Barden ausübte und noch immer ein fruchtbarer Ansporn zum Studium und zu Übertragungen andrer persischer Dichter ist. Auch Sir Edwin Arnolds „Das Licht Asiens“ ist ein Ausfluß derselben Strömung. Von amerikanischen Autoren waren Emerson und Thoreau tief beeinflußt durch orientalische Philosophie und Weltanschauung.

Alle diese literarischen Schöpfungen gehören in die Periode, die durch die englische Eroberung Indiens eingeleitet wurde, und die als die Epoche des gelehrten Studiums der orientalischen Sprachen, Literaturen und Einrichtungen bezeichnet werden kann.

Rudyard Kiplings indische Erzählungen mit ihren vorwiegend realistischen Charakterschilderungen und Naturbeschreibungen eröffnen eine neue Periode in der Geschichte der orientalischen Stoffe.

Und das Emporkommen der Japaner in den letzten Jahrzehnten und ihre Erfolge in der Gegenwart werden der Literatur des Abendlandes vielleicht einen neuen Anstoß geben und das Schwergewicht des Interesses am Orient möglicherweise vom Ostrande der klassischen Welt weiter ostwärts verschieben bis an die Gestade von Cathay und nach dem Lande der aufgehenden Sonne.

Das Wesen der Toleranz.

Von
Ludwig Stein (Bern).

I.

„Alles begreifen, heißt alles verzeihen" — dieses von Frau von Staël geprägte Wort ist seitdem ungeprüft von Hand zu Hand gegangen. Sobald man aber diese Sentenz mit kritischem Auge mustert, wird man stutzig. Welcher Sterbliche ist vermessen genug, alles begreifen zu wollen? Was wir aus der erdrückenden Fülle der uns umgebenden Erscheinungen aufzufangen und zu einem geordneten inneren Erlebnis auszugestalten vermögen, das sind im günstigsten Falle Fragmente der Wirklichkeit, Ausschnitte der Natur oder der Geschichte, also Teilwahrheiten einer umfassenden, von uns nur geahnten oder geforderten ewigen Wahrheit Die Naturwissenschaften erschließen uns die vérités de fait (Leibniz), die Welt der Wirklichkeit, das Reich der Tatsachen (matters of fact, wie Hume sie nennt); die Mathematik läßt uns ahnen die vérités éternelles, die Welt der ewigen Wahrheiten; die Geschichte endlich lüftet ein Zipfelchen jenes Reiches menschlicher Zwecke und Werte, dessen tiefster Sinn und Wesenskern unsrer wissenschaftlichen Erkenntnis vielleicht für immer verschlossen bleiben wird. Nur ein intuitiver Verstand, der alles zugleich erfassen und übersehen könnte, oder ein weltüberschauendes Götterauge, das mit allwissendem Blick nicht bloß die Summe aller Einzelerscheinungen, sondern auch ihre innersten Gründe und Zusammenhänge zu umspannen vermöchte, wäre imstande, alles zu begreifen, also auch alles zu verzeihen. Nur ein allwissender Gott also vermag im Allerbarmen die Toleranz in ihrem umfassendsten Verstande zu verwirklichen. Wären wir im Besitze jener Weltformel, wie sie einst Laplace und Claude Bernard vorgeschwebt hat, so könnten wir, nach einem berühmten Wort du Bois-Reymonds, mit astronomischer Sicherheit voraussagen, wann England seine letzte Steinkohle verbraucht haben wird und zu welcher Stunde auf der Hagia Sophia zu Konstantinopel statt des Halbmondes das Kreuz blitzen wird. Wir sind heute bescheidener geworden. Die überfliegenden Träume von Geistersehern, die uns Menschen eine solche göttliche Allwissenheit vermittelst der Wissenschaft andichten wollten, haben wir längst als Trugbilder einer sich überschlagenden philosophischen

Phantasie erkannt und endgültig preisgegeben. Wir Menschen haben, wie Kant uns in der Urteilskraft einschärft, nur einen diskursiven, nicht einen intuitiven Verstand, d. h. wir sehen die Phänomene nicht etwa wie in Ausnahmefällen das künstlerische Genie, das darum auch Gottähnlichkeit beanspruchen darf, zugleich, sondern nacheinander.

Das Genie hat deshalb wie der göttliche Geist etwas Intuitives, weil es in einer glücklich inspirierten Schöpferstunde das Ganze des künstlerischen Entwurfs oder Vorwurfs als ein Fertiges und Geschlossenes überblickt, so daß die nachschaffende Hand nur hinterher die einzelnen Teile in jenen fertigen Plan hineinbildet, der im Künstlerhirn fertig vorgebildet ist. Beim intuitiven Erkennen, bei jener intellektuellen Anschauung, die nach Spinoza und Schopenhauer den höchsten Grad menschlicher Erkenntnisfähigkeit ausdrückt, ist das Ganze vor seinen Teilen, während im wissenschaftlichen und philosophischen Erkennen umgekehrt die Teile dem Ganzen vorangehen. Aus diesem Grunde hat denn auch Kant das Genie als Reservatrecht für die Kunst vorbehalten, weil nur gottbegnadete Künstler intuitiv zu schauen vermögen, und indem sie etwas schauen, es auch schon schaffen, während Techniker, Forscher und Denker im günstigsten Falle Talente aufweisen, zumal ihr Verfahren ein diskursives, d. h. das Ganze aus seinen Teilen allmählich zusammenfügendes, aufbauendes und ausgestaltendes ist.

Wollen wir das „Wesen der Toleranz" philosophisch begründen, so werden wir unsre Beweisführung so einzurichten haben, wie diskursives Denken sie uns vorschreibt. Unsre Begründung wird nicht vom Ganzen zum Einzelnen hinabsteigen, sondern umgekehrt von den Teilen zum Ganzen allmählich emporführen. Wenn man uns die Toleranz als Gebot der Religion, als Forderung des Staatsrechts oder als Imperativ der Geschichte klarzumachen sucht, so möchten wir hier an der Hand der Naturerkenntnis Schritt vor Schritt, Stufe für Stufe, den Weg zeigen, den die Natur selbst und in ihren Bildungen gewiesen und gleichsam als Modelle der Toleranz vorgezeichnet hat. Religion, Staatsrecht, Moral und Geschichte gebieten uns die Toleranz gleichsam von oben herab, auf Grund göttlicher Befehle oder moralischer Normen, als Verfassungsparagraphen oder geschichtliche Notwendigkeiten. Wir wollen hier umgekehrt die Toleranz von unten hinauf, nämlich als natürlichen Prozeß der Entwicklung aller Lebewesen, dartun. Wir wollen die Erscheinungen der Toleranz aus Physik und Chemie, aus Botanik und Zoologie langsam vor unsern Augen erstehen lassen, somit das Wesen der Toleranz vorerst als einen unreflektierten Naturprozeß begreifen, um hinterher zur bewußten Toleranz unter Menschen, wie Geschichte und Soziologie sie uns in aufsteigender Linie zeigen, überzugehen. Dieses Verfahren nennt man seit Comte exakte oder positive Philosophie. Man steigt vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Bekannten zum Unbekannten, von den Teilen diskursiv zum Ganzen auf.

Die einzelnen Naturwissenschaften, die wir nach Anzeichen von Toleranz befragen werden, stellen teilweise vereinheitlichende Erkenntnis dar, während die philosophische Methode der Behandlung eines Problems dahin tendiert,

eine vollständig vereinheitlichte Erkenntnis für ein gegebenes Problem anzustreben. Wie die Bunsen-Kirchhoffsche Spektralanalyse die chemisch-physikalische Gleichartigkeit des ganzen Planetensystems mit den Bestandteilen unsres Planeten, der Erde, zur Evidenz erhoben hat, womit dem alten aristotelischen Dualismus von einer Welt unterhalb des Mondes (*Τὰ ἐκεῖ*) und einer Welt oberhalb des Mondes, einem Diesseits und einem Jenseits (*Τὰ ἐνταῦθα*) der Todesstoß versetzt wurde, so versucht die positivistische Philosophie, der Monismus, eine Brücke zu schlagen von der Natur, dem Reiche der Gesetze, zur Geschichte als dem Reiche der Zwecke. Der scheinbare Gegensatz von anorganischer und organischer Natur verschwindet dann ebenso wie der ewige Zwiespalt von Natur und Geschichte, von Materie und Bewußtsein, von Welt und Gott, von Leib und Seele. Die Welt der Gesetze, in denen mechanische Kausalität bedingungslos herrscht, ist nur eine Vorstufe zur Welt jener Zwecke und Werte, die das Menschengeschlecht in der Geschichte zu realisieren hat. Was die Natur unbewußt begonnen, das hat die Geschichte bewußt zu vollenden. Das geschichtliche Leben ist somit, wie es Spencer mit Herder begriffen hat, die Fortsetzung des pflanzlich-tierischen Lebens. Was in Pflanze und Tier von der Natur unbewußt zweckmäßig angelegt, nur wie punktiert angedeutet ist, das soll das zur Bewußtheit gelangte Menschengeschlecht vermittelst geschichtlicher Prozesse verwirklichen, beschleunigen, in Sitte und Recht, in Religion und Moral, in gesellschaftliche Gliederungen und staatliche Einrichtungen umsetzen und bewußt weiterbilden.

Der Weck- und Mahnruf Rousseaus: „Kehren wir zur Natur zurück", empfängt von der monistischen Philosophie den Nebensinn, daß es sich nicht um einen atavistischen Rückfall in präsoziale Daseinsformen, sondern nur darum handeln kann, die Natur zu befragen, was sie will, welche Ziele sie uns gesteckt und welche Wege sie uns gewiesen hat, damit wir im Rahmen des geschichtlichen Lebens bewußt-zweckmäßig vollenden können, was die Natur unbewußt-zweckmäßig angefangen hat. Das philosophisch begriffene Wesen der Toleranz läuft also darauf hinaus, die Spuren der Toleranz in der Natur aufzusuchen, um ihren Erscheinungsformen im geschichtlichen Leben, wo sich dasselbe Phänomen der Toleranz als bewußtes Gesellschaftsprinzip wiederholt, um so eindringlicher und verständnisvoller nachgehen und die voraussichtlichen künftigen Entwicklungsformen der Toleranz annähernd bestimmen zu können. Wer sein Genüge nicht darin zu finden vermag, daß das Gebot der Menschenliebe, die Forderung von Schonung und Duldung für Eigenart, Sonderart oder Stammesart Fremder von oben herab ergeht, sei es von Gott oder von den Religionsstiftern, sei es von der Kirche oder vom Staat, sei es endlich vor dem Forum von Recht und Geschichte: wer vielmehr die verpflichtende Kraft seiner moralischen Überzeugung nur aus Geboten schöpft, die demokratisch von unten hinauf dekretiert werden, wobei jeder einzelne Mensch Selbstschöpfer und Mitkonstituent dieser öffentlichen Befehle wird, der wird die philosophische Beweisführung sich anzueignen haben, die von der verhüllten Vernunft in der Natur emporführt zum enthüllten Geist in der Geschichte.

II.

Toleranz heißt: Duldung fremder Eigenart, Schonung der Gefühle, Gebräuche, Anschauungen, Überzeugungen und Sitten andrer, Respektierung von Grundsätzen, Lebensanschauungen oder Geschmacksrichtungen unsrer Nebenmenschen, endlich rücksichtsvolle Behandlung stammesfremder Gruppen, die sich in Konfession oder Nationalität, in politischer Gesinnung oder sozialer Schichtung von der Gruppe scharf abheben, der wir selbst angehören. Und so sprechen wir von einer religiösen Toleranz, wenn das kirchliche Kredo in Frage steht, von einer politischen, wenn von einer Parteirichtung die Rede ist, von einer staatlichen, wenn es sich um Duldung oder rechtlichen Schutz fremder Staatsangehöriger handelt, von einer sozialen, wenn Standes- oder Berufsunterschiede mitspielen, endlich von künstlerischer Toleranz, wenn Stilformen oder Geschmacksrichtungen das trennende Moment unter Menschen bilden. Wahrhafte Toleranz muß individualisieren und darf nicht generalisieren. Merkwürdig genug, daß von einer ökonomischen Toleranz selten oder gar nicht die Rede ist, daß vielmehr in Oeconomicis die Gemütlichkeit aufhört.

Jede dieser Toleranzarten beruht auf der Kategorie der Wechselwirkung. Ihre gemeinsame Formel lautet: viribus unitis, einer für alle, alle für einen. Wir respektieren deine Macht- und Willenssphäre in der Voraussetzung und Erwartung, daß uns Gegenrecht gehalten wird. Wir dulden deine Eigenart, wenn und sofern du die unsrige respektierst. Alle Toleranz ist offenbar eine soziale Beziehungsform unter Menschen, und zwar die Beziehungsform der Wechselseitigkeit, Gegenseitigkeit, Solidarität. Die Beziehungen der Menschen sind entweder der Kategorie der Kausalität, oder der der Wechselwirkung unterworfen. Das erstere ist der Fall, wenn der Despot befiehlt, der Untertan gehorcht, das Gesetz dekretiert, der Bürger sich unterwirft, die Verfassung fordert und der Staatsangehörige ausführt. Da ist überall von Toleranz wohl im Groben und Großen, aber nicht im Feinen und Differenzierten die Rede. In der sozialen Kausalität gilt wie für alle Naturkausalität das Axiom: Causa aequat effectum. Die Wirkung kann niemals mehr Realität enthalten als die Ursache. In absolutistisch regierten Staaten kann sich deshalb der Untertan nicht über den Despoten, im Rechtsstaat der einzelne nicht gegen das Gesetz, im Verfassungsstaat der Bürger nicht über die Konstitution erheben.

Da steht der einzelne, der Bürger, zum Ganzen (dem Staat oder Monarchen) nicht in der Beziehung der Wechselseitigkeit, sondern in der der Ursächlichkeit (sozialen Kausalität). Im streng monarchischen Staat befiehlt die voluntas regis, im konstitutionellen die salus publica, und der Untertan dort, der Bürger hier hat nur zu gehorchen. Der öffentliche Befehl ist die Ursache (Causa), der allgemeine Gehorsam der Bürger die Wirkung (effectus) alles gesellschaftlichen Geschehens. Diese soziale Kausalität ist, wie alle Kausalität, ein Zwangsverhältnis. Die Ursache führt die Wirkung notwendig und unwidersprechlich herbei. Die staatliche Toleranz heißt: Gleichheit vor dem Gesetz. Jeder allgemeine und öffentliche Befehl, der an eine soziale

Gruppe — Konfession, Volk, Nation, Stand — bedingungs- und unterschiedslos ergeht, hat zwar den rechtlichen Vorzug der Gleichstellung für sich, sofern der Stärkste diesem Befehl ebenso unterworfen bleibt wie der Schwächste, aber anderseits verwischt er jede Eigenart, jede individuelle Besonderheit und hebt somit die Persönlichkeit auf. Jedes Gesetz, heiße dieses Gottesgebot, Glaubensgebot, Sittengebot oder Staatsgebot, hat kausalen Charakter und ist darum unausweichlich mit einem intoleranten Zug behaftet, weil es auf der Vertauschbarkeit der Individuen beruht. Das Gesetz ergeht eben an alle ohne Ausnahme. Wenn auch der Gesetzesinterpret auf Dolus und Affekt, auf Absicht und Gesinnung persönliches Gewicht legt, so kennt die starre Gesetzesformel keinen Unterschied zwischen dem Individuum A und dem Individuum B. Der Buchstabe des Gesetzes tötet die Persönlichkeit. Vor dem Gesetz, und nur vor diesem, sind die einzelnen Persönlichkeiten gleich, d. h. vertauschbar.

Hier steht die Gesellschaft im vollen und bewußten Gegensatz zum Staat. Der Staat repräsentiert das Allgemeine, das Gattungsmäßige, kurz die Interessen der Gesamtheit ohne Ausnahme; er setzt also die Vertauschbarkeit von Individuum A und Individuum B voraus. Eben dadurch aber nivelliert, vereinförmigt, verflacht und erdrückt der Staat die Persönlichkeit. Der Staat ist gegen die Persönlichkeit in vielen Stücken intolerant und muß es seiner ganzen Natur nach sein, da er generalisiert und nicht, wie die Gesellschaft, individualisiert. Heißt eben Toleranz: Eingehen auf die Individualität, einfühlendes Verständnis für Eigenart, für Besonderheit, so kann das Staatsgrundgesetz, das die Bestimmung hat, von aller Besonderheit abzusehen und nur das allen Bürgern Gemeinsame auf oberste Einheitsformeln zu bringen, unmöglich in dem Sinne tolerant sein, daß er die Persönlichkeit, die in einem Abheben vom Gattungsmäßigen besteht, berücksichtigt. Die Staatsgrundgesetze sind vielmehr der Absicht, wenn auch nicht der Wirkung nach, genau so mechanisch-kausal wie die Naturgesetze selbst. So wenig vor dem Gesetz der Schwere, dem Fallgesetz usw. ein Unterschied besteht zwischen einer Wunderblume oder einem Mistkäfer, und ebensowenig wie sich in seinem Mechanismus oder Chemismus ein Napoleon zu den biologischen Grundgesetzen anders verhielt als der letzte Cretin, ebenso haben die Staatsgrundgesetze die Bestimmung, das Allgemeingültige, Gattungsmäßige, jeden ohne Ausnahme Einschließende festzusetzen, so daß vor dem Gesetz jeder nur einer, d. h. nicht weniger, aber auch nicht mehr als einer sein soll. Wie vor den Gesetzen der Natur, die schlechterdings nichts von bewußter Toleranz kennt, deren Befehle vielmehr mechanisch-kausalen Gehorsam fordern, so daß A und B, Napoleon und der Cretin, vertauschbar sind, weil die Befehle der Natur keine Ausnahme kennen und für den einen ganz genau so gelten wie für den andern, so setzt in streng konstitutionellen Staaten die Verfassung die Vertauschbarkeit von A und B voraus. Der Befehl: „Du sollst nicht morden" ergeht an den einen genau so wie an den andern. Einem solchen Befehl gegenüber kann der Staat nicht tolerant sein, indem er auf die Eigenart von A oder B Rücksicht nimmt, denn sonst hebt er sich selbst auf. Das Wesen des Staates beruht auf der Festsetzung des Allgemeinen, für alle gültigen, wie das Wesen

der Gesellschaft in der Abwägung des besonderen, in der Subsummierung des Einzelnen unter das Allgemeine, kurz in der Hervorkehrung und Respektierung der Persönlichkeit besteht. Der Staat erdrückt, die Gesellschaft schützt und befreit die Persönlichkeit. Die in Institutionen, Verordnungen, Rechtsimperativen und Staatsgrundgesetzen niedergelegten öffentlichen Befehle gehören somit in die Kategorie der sozialen Kausalität, weil hier der Wille der Gesamtheit *Ursache*, der Wille des einzelnen *Wirkung* ist, so daß die Gesamtheit durch das Gesetz befiehlt, und der Einzelne gehorcht. Der Staat spricht zum Individuum im kategorischen Imperativ, der keinen Widerspruch duldet, weil er seiner Beschaffenheit nach gegen jede Abweichung von der vorgeschriebenen Regel unduldsam sein muß; die Gesellschaft aber regelt ihre sozialen Beziehungen nach der Kategorie der Wechselwirkung. Ihre Vorschriften heißen darum nicht Gesetz und Verfassung, sondern Sitte und Brauch. Ihr Organ ist nicht das Strafgesetzbuch mit seiner erzwingbaren Gewalt, sondern der *Takt*, der nicht im Imperativ, sondern im Optativ zu uns spricht, der uns nicht befiehlt, sondern uns rät, der also keinen blinden Gehorsam von uns fordert wie das unerbittliche Gesetz, sondern nur Einsicht und Überlegung heischt, wie Sitte und Tradition, wie gesellschaftliche Gewohnheit oder Übereinkunft sie uns in unsrem eigenen Interesse empfehlen. Was für den Staat das Gesetz, das ist für die Moral die Norm und für die Gesellschaft der ungeschriebene Kodex der Wohlerzogenheit, der Wohlanständigkeit, kurz des Wohlwollens in Gesinnung, Gesittung und Gehaben. Stellen also Recht und Staat die Sphäre der erzwingbaren menschlichen Handlungen, d. h. jenes Minimums an sozialer Betätigung dar, ohne das gesittete Menschen nicht miteinander auszukommen vermögen, so repräsentieren die staatlichen Gebote die Kategorie der sozialen Kausalität. Hier ist also für Eigenleben und Entfaltung der Persönlichkeit kein Platz vorgesehen. Es hat sich vielmehr das Individuum als die Wirkung dem Ganzen, dem Staat, als der Ursache, bedingungslos unterzuordnen. Was in der Physik das Gesetz der Schwere, das ist in der Soziologie, wie Hegel schon richtig gesehen hat, das Recht, das für Freiheit und Persönlichkeit keinen Spielraum offen läßt. Soweit die Menschen also Rechtssubjekte sind, gehören sie noch dem Reiche der Gesetze an. So gehorchen wir in unsrer Körperlichkeit dem physikalischen Gesetz der Schwere, in unsern biologischen Funktionen den für alle Lebewesen ohne Ausnahme gültigen biochemischen Gesetzen, endlich als Rechtssubjekte den Staatsgesetzen und Verfassungen.

Zum Glück besitzen wir Menschen neben dem Reich der Gesetze noch ein zweites Bürgerrecht im Reiche der Zwecke; jenes nennen wir Natur, dieses Geschichte. Dort lautet die Kausalformel: Ursache und Wirkung; hier heißt die Kausalformel: Motiv und Handlung, und diese Beziehung gestattet Freiheit und Persönlichkeit in der Auswahl des *stärksten* Motivs. Die Befehle der Natur gelten kategorisch, die der Geschichte nur hypothetisch. Die Natur dekretiert: wenn du Strychnin nimmst, mußt du sterben; die Geschichte lehrt nur: wenn du in deinem wohlverstandenen Eigeninteresse den sozialen Frieden willst, dann mußt du Toleranz gegen andre üben. Erhebst du selbst den

Anspruch, Persönlichkeit zu sein, so mußt du jede andre Persönlichkeit in ihrem Besitzstande achten, also die Freiheitssphäre jedes Mitmenschen respektieren, da sonst auch deine eigene gefährdet erscheint. Die Natur kennt keine Freiheit. Die Geschichte aber ist das Reich der „kompossiblen Freiheit", um mich eines Leibnizschen Ausdrucks zu bedienen. Oder wie Hegel definiert: die Geschichte ist der Prozeß der Selbstrealisierung persönlicher Freiheit, der „stufenweise Aufstieg im Bewußtsein der Freiheit". In der Menschheitsgeschichte verbirgt sich ein latenter Erziehungsplan. Das elementare Erziehungsmittel der Geschichte ist das Recht, dem Hermann Cohen in seiner „Ethik des reinen Willens" den ihm zukommenden Platz im Haushalte der Geschichte angewiesen hat. Eines der höheren und subtileren Erziehungsmittel des Menschengeschlechts heißt: Religion. Und dieses universalpädagogische Mittel haben Augustin in der „civitas dei" vom Standpunkte des kirchlich-feudalen Mittelalters und Lessing in seiner Toleranz-Trilogie, den „Freimaurerbriefen", im „Nathan" und in der „Erziehung des Menschengeschlechts" von erhöhtem Horizont reinster Menschlichkeit, allüberwindender, allbegreifender und allverzeihender Toleranz aus erfaßt und in monumentalen Linien dargestellt. Ein andres Erziehungsmittel, wie es uns Schiller in seiner ästhetischen Trilogie, aufsteigend in „Anmut und Würde", „Briefe über ästhetische Erziehung", und „naive und sentimentalische Dichtung" zum Bewußtsein bringt, ist die Kunst. Ein viertes Erziehungsmittel ist, wie die philosophischen Positivisten mit Comte, Taine, Renan, Mill und Spencer behaupten, die Wissenschaft. Den umfassendsten Ausdruck findet dieses Erziehungswerk des Menschengeschlechts vermittelst der Geschichte in der Geschichtsphilosophie Herders und Kants. Danach sind Recht und Religion, Kunst und Wissenschaft, Moral und Staat allesamt nur Funktionäre, nur Teilerzieher jenes umfassenden Erziehungssystems des Menschengeschlechts, das wir Geschichte nennen. Die teleologische Geschichtsbetrachtung Kants, die Schiller anfänglich völlig in ihrem Bann hielt, bis ihn Goethe aus dieser Umklammerung befreite, lehrt uns, den Gesamtprozeß der Geschichte als den geheimen Plan der Vorsehung zur Realisierung der Freiheit begreifen und ehrfurchtsvoll anstaunen. Den von Natur aus mit dem „radikalen Bösen", d. h. mit egoistischen Trieben, ichsüchtigen Instinkten ausgestatteten Menschen hat die Geschichte durch ihre drei Stufengänge der Kultivierung, Zivilisierung und Moralisierung allmählich von der Animalität und Bestialität zu Toleranz und Humanität erzogen. „Weltgeschichte", sagt einmal der Kulturhistoriker Rocholl (II, 596), „ist nicht Erdgeschichte, sondern Geschichte der Menschheit und ihrer Welt." Geschichte löst sich letzten Endes in soziale Psychologie auf, wie Hippolyte Taine dartut. Die Geschichte ist gleichsam eine „lebende Geometrie". Die Naturvölker, die keine Geschichte haben, nehmen die Welt so hin, wie die Natur sie ihnen hingestellt hat; sie sind von ihrer Naturumgebung mechanisch-kausal bestimmt, ja fatalistisch determiniert durch Boden und Klima, durch Flora und Fauna, durch Wasserläufe und Höhenzüge. Anders die Kulturvölker, die das Erziehungswerk der Geschichte an sich erprobt, also durch die drei Stadien bei Kant: Kultivierung, Zivilisierung und Moralisierung, oder die drei Stadien bei Comte: theologisches, metaphysisches und

positives (exakt-wissenschaftliches) Stadium hindurchgegangen sind. Hier beherrscht nicht mehr, wie im Naturzustande, die Umgebung den Menschen, sondern umgekehrt der Mensch die Umgebung. Da ist der Mensch nicht bloßes Naturprodukt, ein fatalistisches Erzeugnis seiner „Umwelt", ein willenlos determiniertes Resultat des „Milieus", also eines sozialen Fatums, wie Taine annahm, sondern der Kulturmensch, der große zumal, das Genie, schafft die Umgebung, das Milieu, um. Also stehen die Naturmenschen als reine Naturprodukte unter der Botmäßigkeit der sozialen Kategorie der Kausalität, weil sie teils durch Naturgesetz, teils durch Rechtsgesetz willenlose Sklaven sind, sei es ihrer Naturumgebung, sei es ihres Häuptlings, Satrapen oder Despoten. Erst der Kulturmensch weiß aus dem Prozeß der Geschichte, was Freiheit bedeutet. Erst wir haben gelernt, jene Fesseln zu sprengen, die den Naturmenschen causaliter an seine Umgebung, aber auch noch den mittelalterlichen Menschen an Zunft und Gilde gefangen hielt, so daß der Gläubige an seine Kirche, der Vasall an den Lehnsherrn, der Leibeigene an den Gutsherrn, der Gewerbetreibende an seine soziale Gruppe, der Wissenschaftler an das Dogma, „sogar der Dichter an die Tabulatur" gebunden war (Theobald Ziegler). Diese selbsterworbene Freiheit hebt den Kulturmenschen aus der Tierwelt, die keine Geschichte hat, also nur mechanische Kausalität kennt, hinaus in das Reich der Zwecke, wo allein Freiheit möglich ist. Denn im Reiche der Zwecke heißt die beherrschende Kausalformel nicht: Ursache und Wirkung, die keine Ausnahme kennt, sondern: Zweck und Mittel oder Motiv und Handlung, wobei die Auswahl des stärksten Motivs die individuelle Freiheitssphäre darstellt. Soweit wir also in unsrem Mechanismus und Chemismus mit allen Lebewesen, also mit der gesamten Pflanzen- und Tierwelt, biologisch zusammenhängen, gehören auch wir der Natur, d. h. dem Reiche der Gesetze, also der Kausalformel: Ursache und Wirkung, an, und hier gibt es kein Sollen, sondern ein unausweichliches Müssen, keine Toleranz, sondern strenge Einerleiheit, keine Persönlichkeit, sondern unterschiedslose Vertauschbarkeit von Individuum A und B. Soweit wir Kulturmenschen aber Erziehungsprodukte der Geschichte sind, da wir durch Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft, Schule, Kirche und Staat zur Freiheit erzogen worden sind, gehören wir dem selbstgeschaffenen Reiche der Zwecke und Werte an. Da ist der Mensch durchaus souverän. Da läßt er die Tierwelt weit hinter sich. Jenes System von Ideen und Abstraktionen, von Werten und Zwecken, wie wir es in Sprache und Logik, in Religion und Moral, in Kunst und Wissenschaft niedergelegt haben, bildet die definitive Scheidegrenze von Mensch und Tier. Hier leben und atmen wir in einer eigenen, selbstgeschaffenen Atmosphäre. Eben darum sind wir vermittelst unsres zweiten Bürgerrechts in der Welt der Zwecke und Werte frei, und nur *hier* sind wir freie Bürger, die sich ihre Verfassung für dieses zweite Reich der Zwecke selbst gesetzt und gegeben haben.

Hier herrschen nicht mehr Naturgesetze allein, sondern daneben und darüber hinaus Zweckgesetze. Hier sind wir nicht mehr deterministisch an die Umgebung gebunden, sondern wir schaffen die Umgebung um. Hier befiehlt die Natur nicht uns, sondern wir der Natur. Hier baut uns die Wissenschaft

in Mathematik und Physik die menschliche Welt auf. Naturgesetze sind menschliche Denkgesetze (Kant). In der Geschichte aber herrschen Zweckgesetze. Und in diesem Reiche der Zwecke hat die Toleranz ihre Heimstätte. Mag die Toleranz in der Natur, die unsre große Lehrmeisterin, gleichsam die Elementarschule des Menschengeschlechts gewesen ist und immer bleiben wird, vorgebildet und punktiert angedeutet sein, so haben doch erst Kulturmenschen die Toleranz zum bewußten Prinzip erhoben und in ihren Institutionen grad- und stufenweise verwirklicht.

III.

Wo hat der Mensch, dieser „geborne Kopist der Natur und Plagiator der Wirklichkeit", die Toleranz gelernt? Der Nachahmungstrieb, auf dem der jüngst verstorbene französische Soziologe Gabriel Tarde die Soziologie aufgebaut hat, sitzt uns sicherlich tief im Blute. Der Mensch hat offenbar in seiner Natur-„Mimikry" solche Toleranzformen, die in der Natur unbewußt-zweckmäßig vorgebildet sind, übernommen und bewußt-zweckmäßig um- und ausgebildet. Sind Duldung und Schonung von Lebewesen auch im reinen Naturprozeß so wirksam, daß der Mensch an ihm die ersten Rudimente der Schonung und Rücksicht gegen andre entziffern konnte? Kennt die Natur nur den rücksichtslosen Kampf ums Dasein, oder finden sich im reinen, unreflektierten Naturprozeß schon Spuren von Duldung? Das Grundgesetz der Naturwissenschaft, das Mayer-Helmholtzsche Gesetz von der Erhaltung der Kraft, klärt uns darüber auf, daß keine Kraft, also auch keine Wirkung verloren gehen kann, und die Äquivalenzformel in der Physik besagt, daß der Austausch der Energieformen nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte erfolgt. Clausius stellte bekanntlich den Satz auf: Die Energie der Welt bleibt konstant. Energie aber ist, nach Ostwald, nichts andres als Arbeit oder alles, was aus Arbeit entsteht und sich in Arbeit verwandeln läßt. Einzig die Energie, bemerkt Ostwald, findet sich ohne Ausnahme in allen bekannten Naturerscheinungen wieder, oder alle Naturerscheinungen lassen sich in den Begriff der Energie einordnen. Ostwald verfolgt die Formen des Energieaustauschs von den anorganischen Stoffen ab, also z. B. von den Salzseen in Rußland (Naturphilosophie S. 344), und dem Kristallisationsprozeß angefangen bis hinauf zu den höchsten Offenbarungsformen menschlicher Geistesbetätigung. Allüberall vollzieht sich der Übergang von der Kausalität zur Kategorie der Wechselwirkung: Energie wird gegen Energie ausgetauscht. Lebendige Kraft, wie sie die Sonne ausströmt, verwandelt sich bei der Pflanze in Spannkraft, und die Spannkraft der Pflanze setzt sich beim Tier in lebendige Kraft um. Der ewige Rhythmus des physikalischen Geschehens vollzieht sich nach den Gesetzen von Attraktion und Repulsion, wie sie Kant formuliert, oder nach Integration und Differenzierung, wie Spencer diesen ewigen Doppelprozeß deutet.

Finden sich schon in der anorganischen Natur Analogien zu zwecktätigem, solidarischem Zusammenwirken der Teile zu einem Ganzen vor, so ist dieses doppelt und dreifach bei den Lebenserscheinungen der Fall. „Alles Leben",

sagt Ostwald, „ist auf die Vermehrung seiner Dauer gerichtet. Zweckmäßig nennen wir daher alles, was die Dauer des Lebens vergrößert, unzweckmäßig, was sie verkleinert." Der Austausch von Energien strebt einem Gleichgewichtszustande zu. Nach dem Satze von Clausius schreitet die Verwandlung aktueller in potentielle Energie so lange fort, bis ein völliger Stillstand im Universum eintritt.

Aus alledem folgt, daß alle Energieformen der Welt einen solidarischen Zusammenhang aufweisen, und Leibniz behält recht: „keine Wirkung geht verloren". Ein verstreutes Samenkörnchen geht an einem andern Teile der Erde auf, ein gesprochenes oder geschriebenes Wort zündet und packt an Stellen, die wir gar nicht zu übersehen vermögen. Je weiter wir in der Welt der Lebewesen hinaufreichen, desto offensichtlicher tritt die Tendenz zu steigender Solidarität zutage. So hängen schon die drei Reiche der Natur solidarisch zusammen. Die Pflanze assimiliert sich anorganische Stoffe, wie Salze, um sie in organische umzusetzen. Die assimilatorische Tätigkeit der Pflanze ist ein Akt der Synthese, ein Reduktionsprozeß. In der Pflanze erscheinen die von der Sonne entsendeten Strahlen aufgespeichert, die lebendige Kraft der Sonnenstrahlen ist in der Pflanze gebunden, so daß sie die lebendige Kraft der Sonne, die sie in sich aufnimmt, in Spannkräfte überführt. Umgekehrt stellt alles tierische Leben einen Akt der Analyse dar, denn alles tierische Leben ist ein Verbrennungs- oder Oxydationsprozeß, wobei Spannkräfte in lebendige Kräfte (Bewegung, Wärme) umgewandelt werden. Die pflanzliche Nahrung liefert daher den Tieren jene Spannkräfte, die sie zur Regulierung ihrer Körpertemperatur brauchen, und die latente Energie der Pflanze verwandelt sich somit in die lebendige Energie von Wärme und Bewegung beim Tier. Diese Verwandlung stellt aber einen ewigen Kreislauf, „die Wiederkehr alles Gleichen", dar, wie es Nietzsche heute benennt. Denn tierisches Leben sinkt wieder in den Mutterboden der Erde zurück, düngt den Boden, aus dem die Pflanzen entsprießen, um wieder Tieren zur Nahrung zu dienen, und so in infinitum.

Sind solchergestalt durch die geheimen Fäden des ewigen Kreislaufs der Dinge schon die drei Reiche solidarisch miteinander verbunden, so steigert sich diese Solidarität im Übergange vom Pflanzenreich zum Tierreich zu offenkundiger Sichtbarkeit. Im Jahre 1879 entdeckte der Botaniker de Bary das seither so benannte Phänomen der Symbiose. Darunter versteht man (Strasburger, Lehrbuch der Botanik, 6. Aufl. 1904, S. 186) „eine auf wechselseitiger Ergänzung beruhende Lebensgemeinschaft". De Bary selbst definierte die Symbiose also: „genossenschaftliches Leben zweier Organismen derart, daß beide aus dem Zusammenleben Nutzen haben oder jedenfalls nicht einer von beiden einseitig Nutzen daraus zieht". Nicht bloß zwischen Tieren derselben Gattung kommen solche Verhältnisse der Symbiose vor, wie wir sie unter den Herdentieren mit sozialen Instinkten vorfinden, sondern selbst zwischen Tieren und Pflanzen.

Im Kristallisationsprozeß, in Korallenriffen, Schwämmen und Polypenstöcken begegnen wir den ersten Anzeichen des engen Zusammenlebens der

natürlichen Solidarität (s. die Monographie von W. Schwarze, Beiträge zur Kenntnis der Symbiose, Programm des Johanneum, Hamburg, 1902). Sehr merkwürdig sind folgende Lebensgemeinschaften zwischen Pflanzen und Tieren: Die sogenannten Ameisenpflanzen bieten kleinen und äußerst kriegerischen Ameisen Wohnung. Dafür beschützen sie die bewohnte Pflanze wirksam gegen tierische Feinde. Auch zwischen Blumen und Insekten findet ein interessantes symbiotisches Verhältnis statt. Die Blume spendet dabei den Insekten die Nahrung, meist in Nektar und Blütenstaub, wohingegen die Insekten die Befruchtung vermitteln. Und so sind denn beide aufeinander angewiesen.

Für alle symbiotischen Verhältnisse ist natürlich die Lebensfürsorge, insbesondere die Nahrungssuche, der entscheidende Erklärungsfaktor. Der Schwächere lehnt sich an den Stärkeren an; er lebt von den Abfällen seines begüterten oder reicher mit Nahrung versehenen Genossen; er wird sein Tischgenosse, Commensale, und daher die Bezeichnung: Commensualismus. Hat aber nur der Gast Vorteile von diesem Genossenschaftsleben, während der Wirt zwar seine Selbständigkeit bewahrt, aber nur Nachteile aus der Symbiose zieht, so nennt man ein so einseitiges Genossenschaftsverhältnis: Parasitismus oder Schmarotzerdasein. Wenn das Verhältnis dagegen auf voller Gegenseitigkeit beruht und beide Lebensgenossen einander wechselseitig fördern, so bezeichnen wir dieses Verhältnis als Mutualismus — ein Gegenseitigkeitsverhältnis auf Lebensdauer. Einsiedlerkrebse z. B. zeigen die Anzeichen des Mutualismus.

Während die Symbionten entweder ganz eng verbunden, fast zu einem Organismus zusammengewachsen erscheinen oder doch mindestens in der gleichen Ackererde nebeneinander dergestalt tätig sind, daß sie sich gegenseitig mit ihren Stoffwechselprodukten unterstützen, so beobachtete der englische Forscher Ward (1899) noch das Phänomen der Metabiose. Danach kommen Organismen nicht neben-, sondern nacheinander am gleichen Orte vor, so zwar, daß der eine Organismus dem andern den Boden vorbereitet. Das ist das wahrhafte Modell menschlicher Solidarität. Der Mensch schreitet von der Symbiose, die er mit der Tierwelt teilt, also vom reinen Herdentierzustand, wobei aber nur die derselben sozialen Gruppe angehörenden Symbionten solidarisch füreinander einstehen, während man für andre Gruppen, vollends für kommende Geschlechter keinerlei Fürsorge trifft, allmählich empor zu jener Metabiose, die in einer Fürsorge für künftige Generationen besteht. Auch für die Erscheinungen der Metabiose aber gibt uns die Physik wertvolle Fingerzeige und Analogien an die Hand. Der Kreislauf von Kohlenstoff und Stickstoff im pflanzlichen und tierischen Organismus z. B. ist schon ein Modell der Metabiose. „Jeder Organismus würde für sich allein bald die Außenwelt derartig einseitig verändert haben, daß er nicht mehr lebensfähig wäre. Nur die Existenz zahlreicher, verschieden funktionierender Organismen erlaubt die stete Wiederkehr neuen Lebens auf der Erde." (Ludwig Jost, Vorlesungen über Pflanzenphysiologie. 1904. S. 295.) Kreislauf aller Energien und Stoffwechsel der lebendigen Zelle stellen somit die ewigen Musterbilder der Solidarität im Universum dar,

und die menschliche Solidarität ist nur ein Spezialfall jener universellen Solidarität, die sich physikalisch im Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte, biologisch in den Erscheinungen von Symbiose und Metabiose ausdrückt. So leben z. B. Tier- und Algenzellen in voller Symbiose. Die Kohlensäure, die in dem tierischen Gewebe als Abfallsprodukt bereitet wird, kommt den Algen zugute, während der Sauerstoff, der im Stoffwechsel der Algen entsteht, von den Tierzellen wieder aufgenommen und zur Oxydation der als Nahrung dienenden organischen Substanzen verwendet wird. „In ihrer Symbiose", heißt es bei Oskar Hertwig (Allgemeine Biologie, 1906, S. 395) „vollzieht sich gewissermaßen derselbe Kreislauf der Stoffe, der in der gesamten Natur zwischen Tier- und Pflanzenreich stattfindet." Auf allerengstem Raume sind pflanzliche und tierische Zellen durch Symbiose scheinbar zu einem Individuum vereinigt.

„Je mehr die Entwicklung auf Erden fortschreitet," sagt Herbert Spencer (Soziologie, deutsch von Vetter, Bd. II, S. 8), „desto mehr nimmt der Grad der Gegenseitigkeit zu." Schon das Protoplasmaklümpchen, die lebendige Zelle, zeigt Wechselwirkung, eine Solidarität von Flüssigkeit und Zellkern. Jeder Organismus ist eben ein System der Selbstregulierung. Selbsterhaltung durch Verlängerung seiner Dauer und Regulierung seines Gleichgewichts sind unabtrennbare Merkmale alles Lebens. Jeder Organismus ist, nach Ostwald, nur ein Komplex von Energien und hat die Fähigkeit, sich selbst zu erhalten, sein Gleichgewicht zu regulieren, sich selbst zu gestalten in Wachstum und Fortpflanzung und endlich sich selbst zu empfinden. Mit dem Organismus, der sich ständig seiner Umgebung anpaßt, treten wir in jenes Reich der Zwecke ein, das mit Protoplasmaklümpchen einsetzt und seine unübersehbare Wirksamkeit bis zu den höchsten Offenbarungsformen des geschichtlichen Lebens entfaltet. Der Mechanismus der Natur macht der Teleologie aller biologischen Funktionen Platz. Im Organismus dienen die Teile oder Glieder derartig dem Ganzen, daß alle Glieder solidarisch zusammenwirken. Unterdrückt man bei Säugetieren die Tätigkeit der Lungen, so wird damit das Herz zum Stillstand gebracht. Versagt der Magen seine Dienste, dann stockt die ganze Blutzirkulation. Hören Verdauung oder Sekretion auf, so werden alle Glieder nacheinander in ihren Funktionen lahmgelegt, und der Tod tritt ein. Das gleiche gilt nun, wie schon Sokrates bemerkt hat, vom sozialen Organismus. Geht der Staat zugrunde, so werden alle Mitbürger unfehlbar in Mitleidenschaft gezogen. Ein verlorener Krieg, eine tellurische Katastrophe, eine große Überschwemmung, ein nationales Unglück trifft nicht so sehr den Sammelbegriff Staat und Nation, die als abstrakte Allgemeinbegriffe ja gar keine selbständige Existenz haben, vielmehr haben die einzelnen Bürger die Folgen zu spüren. Denn das Kollektivum: Staat oder Nation ist nur eine von Menschen errichtete Instanz zur Regulierung des sozialen Gleichgewichts. Ist das Gleichgewicht im Staatshaushalt empfindlich gestört, so teilt sich dieser Mangel unausbleiblich allen Bürgern des Gemeinwesens in geringerem oder größerem Grade mit. Das Streben nach Gleichgewicht beherrscht eben alle Offenbarungsformen des Universums. Das buddhistische, von Schopenhauer wieder galvanisierte

Tat twam asi (Das bist du) triumphiert auf der ganzen Linie vor Natur und Geschichte. Toleranz ist also nichts andres als ein Spezialfall dieses Gleichgewichtsstrebens in der Natur — Toleranz ist das Streben nach sozialem Gleichgewicht.

IV.

Jeder Organismus ist durch wechselseitige Abhängigkeit der Teile untereinander und ihr zweckmäßiges Zusammenwirken zu einem Ganzen gekennzeichnet. Das gilt nicht bloß vom tierischen Organismus, wo Herz und Lunge, Leber und Niere, die durch ganze Systeme von Kanälen, von Arterien, Venen und Lymphgefäßen verbunden sind, sondern auch von sozialen Organisationen, in denen die verknüpfenden Fäden nicht so sichtbar in die Erscheinung treten wie beim Gliederbau des tierischen Organismus. Schon bei der Symbiose ist zwar ein räumliches Zusammenleben vorhanden, aber die einzelnen Symbionten sind durch keine sichtbaren Bande miteinander verbunden. Wirt und Gast werden nur durch das gemeinsame Interesse der Lebensfürsorge zusammengehalten, können sich aber jeden Augenblick trennen, ohne den ganzen Organismus in seinem Bestande zu gefährden. Bei sozialen Organisationen vollends kann das räumliche Zusammenleben, wie es bei der Symbiose uns entgegentritt, ganz aussetzen, aber trotz der örtlichen Trennung kann ein unsichtbarer Zusammenhang weiter bestehen. Der unsichtbar zusammenhaltende Faden heißt alsdann gemeinsames Interesse. Auf dieses gemeinsame Interesse hat der jüngst verstorbene österreichische Soziologe Gustav Ratzenhofer ein philosophisches System gepflanzt, das dieses „anhaftende Interesse" über den Bereich des Biologischen hinweg bis ins Biochemische und Astrophysische zurückverfolgt. Wir wollen hier das gemeinsame Interesse nur in seiner soziologischen Bedeutung erfassen und seinen Geltungsbereich von der Tierwelt hinauf bis in die höchsten Verästelungen sozialer Gliederungen unter Menschen verfolgen. Es wird sich uns alsdann ergeben, daß das „Wesen der Toleranz" in dem soziologischen Grundgesetz des allgemeinen Interesses begründet ist.

Alle sozialen Organisationen sind dadurch ausgezeichnet, daß deren einzelne Mitglieder bei aller räumlichen Getrenntheit durch die unsichtbaren Bande des Interesses an ihre Organisation geknüpft sind. Man denke an die nationale Solidarität zwischen Mutterland und Kolonie, an die Zusammengehörigkeit der religiösen Gemeinschaften, der Sekten, der Ordensbrüder, der politischen Parteigenossen, der Zweckverbände zu ökonomischen, gemeinnützigen, wissenschaftlichen, künstlerischen oder auch nur sportlichen Interessen. Hier verliert das Wort Interesse seinen unangenehm metallischen Nebengeschmack. Bei religiöser oder nationaler Solidarität bringt der eine für den Tausende von Meilen entfernten Glaubens-, Gesinnungs- oder Parteigenossen Opfer an Gut und Leben, ohne das Individuum, dem diese Opfer gelten, auch nur zu kennen. Bei katastrophalen Ereignissen werden in der ganzen zivilisierten Welt Hilfskomitees ohne Unterschied von Konfession und Nationalität errichtet. Man sammelt bei Hungersnot für Indier, aber auch für Buren, Armenier,

Juden usw. Die Gemeinbürgschaft gilt hier einem abstrakten Prinzip (genannt Menschheit), dem die Individuen gemeinsam dienen, ohne voneinander persönliche Kunde zu haben. Auch diese Art von unpersönlicher Solidarität ist in der Tierwelt schon bis zu einem gewissen Grade vorgebildet. Zwischen der Wespengesellschaft und der ausgewachsenen Wespenkönigin besteht ein hierarchisch abgestuftes Verhältnis der Rangordnung. Ebenso waltet ein inniger Zusammenhang ob zwischen der Stockbiene und ihrem Bienenstock. Bei den weißen Ameisen oder Termiten finden wir das Prinzip der Arbeitsteilung in voller Geltung. Männchen und Weibchen, geflügelte und ungeflügelte, sind arbeitsdifferenziert; die Spaltung in Klassen, in Krieger und Arbeiter ist streng durchgeführt. Einzelne Ameisenhaufen, die Lubbock beschrieben hat, kennen Sklaverei, halten gleichsam untergeordnete Arbeitsameisen als Haustiere, verständigen sich durch ein ausgebildetes Signalsystem, bauen Gräben und Tunnels, Gebäude und Straßen,-Passagen und Brücken, Kammern und Magazine. (Spencer, Soziologie, deutsch, Bd. I, S. 6.) Ein gleiches gilt von Vögeln, z. B. von Saatkrähen. Sie stellen Schildwachen auf, schließen fremde Vögel von ihrem Eigentum aus und bestrafen Übeltäter. Alle Herdentiere kennen die Subordination unter ihre Führer: „Wer der Vorderste ist, führt die Reihe." Zu Zwecken der Verteidigung gegen isoliert lebende Raubtiere schließen sie sich zu Rudeln zusammen, und allüberall erkennt man die Leithämmel an der stolzen Mähne. Von mehreren Gattungen der Primates berichtet Spencer (ebenda Bd. I, S. 8), daß sie bei herdenweisem Zusammenleben geradezu soziale Gefühle entwickeln. Sie kennen nicht bloß Gemeinsamkeit der Arbeit und Unterordnung, wie Gehorsam gegen ihre Anführer, sondern sie respektieren schon das Eigentum und gewähren sich gegenseitig Hilfe, ja „sie adoptieren die Waisen, und ihre Sorglichkeit geht so weit, daß die ganze Gesellschaft sich lebhaft um die in Gefahr geratenen Mitglieder bemüht". Es läßt sich durchweg nachweisen, daß niedere Säugetiere ein einsiedlerisches und ungeselliges Leben führen. Mit der stammesgeschichtlichen Zunahme der Entwicklungshöhe der Säugetiere hat auch, wie Haacke einmal bemerkt, ihre Geselligkeitsliebe zugenommen.

Der primitive Mensch steht in seiner sozialen Organisation den höher entwickelten Säugetieren auf Sprungweite nahe, zumal die Tiere, nach einem schönen Worte Herders, nur die älteren Brüder des Menschengeschlechts darstellen. Aufrechter Gang und artikulierte Sprache, in deren Folge sich Denken und Dichten, Wissenschaft, Religion und Kunst herausgebildet haben, errichten erst eine definitive Scheidegrenze zwischen Mensch und Tier. Und darum sieht Herder im Unterschiede zu Kant in der Geschichte nicht etwa eine zweite Welt für sich, sondern nur eine Fortsetzung der Natur. Dem Goethe-Kantschen „Kunst und Natur Eines ist nur" setzt Herder gleichsam ein „Geschichte und Natur Eines ist nur" entgegen. Zwischen Tier und Mensch besteht kein prinzipieller, sondern nur ein gradueller Abstand. Das Fortschrittsgesetz in der Natur setzt sich auf der Stufe menschlicher Bewußtheit als Fortschrittsgesetz der Geschichte fort. Was die Natur unbewußt-zweckmäßig angelegt hat, nämlich den Aufstieg zu vollendeter Harmonie, soll der bewußte

Prozeß der Geschichte fortbildend beschleunigen und zu höchster Entfaltung emportreiben. Was Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" nur der Religion zugewiesen hatte, wird von Cohen auf das Recht, von Schiller auf die Kunst, von Comte auf die Wissenschaft bezogen, von Herder aber — hierin mit Kant eines Sinnes — auf die gesamte Geschichte des Menschengeschlechts ausgedehnt. Der unwirtliche Geselle: Homo Sapiens soll zur Humanität erzogen werden: das ist der geheime, unterirdische Plan der Schöpfung. Zu diesem Behufe hat der zur Weltherrschaft Bestimmte zwei Schulen zu durchlaufen. Die Elementarschule des Menschengeschlechts: Natur, die Hochschule: Geschichte. Dort lernt er das Alphabet, hier den tiefsten Sinn der Humanität.

Die Erziehungsskala des Menschengeschlechts geht offenkundig von der ersten Staffel der Bestialität bis zur höchsten Stufe: Solidarität, Toleranz, Humanität. Als Kannibalen haben wir allesamt unsre Laufbahn begonnen, als solidarisch füreinander eintretende Menschen, die alles, was Menschenantlitz trägt, als Gottesebenbildlichkeit ehrfürchten, und zwar ohne Unterschied des Geschlechts, der Religion, der Nationalität, der politischen Gesinnung und Rasse, kurz: als Edelmenschen sollen wir unsre Laufbahn beschließen; oder wie Kant dieses Erziehungsideal des Menschengeschlechts formuliert: „Vollkommene Kultur der menschlichen Gattung aus eigener Vernunft." Hart und rauh ist dieses Erziehungswerk von Natur und Geschichte; denn nicht ein gefallener Engel ist der Mensch von Hause aus, wie Rousseaus soziales Schäferidyll ihn träumt, sondern ein wilder Teufel, der nur von einem beherrschenden Grundtrieb übermächtig gelenkt wird, „dem radikalen Bösen", dem kraß-egoistischen Selbsterhaltungstrieb. Dazu treten, nach Kant, als spezielle Kulturlaster noch hinzu: Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht. Der „Krieg aller gegen alle", wie Hobbes ihn bezeichnet, oder der „Antagonismus der Kräfte", wie Herder ihn mildernd begreift, ist unerläßliche Durchgangsstufe. Ohne die Gottesgeißel vom Kampf ums Dasein, wie sie die Bibel mit dem Worte symbolisiert: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot erwerben", hätte das Erziehungswerk des Homo ego zum Homo alter, des gebornen Egoisten zum erzogenen Altruisten sich nicht vollbringen lassen. Diese harte Schule war dem Menschen nicht zu ersparen; aber vollendet wird ihr Werk erst sein, wenn sich der „Tempel der Selbstsucht" in eine „notwendige Vernunftidee" verwandelt, wenn sich nämlich die Menschen in ihren Handlungen nicht mehr von Launen und Kaprizen, von Trieben und Leidenschaften, sondern nur von Grundsätzen bestimmen lassen. Dieses Erziehungsideal kann in stufenweiser Annäherung natürlich nur erstrebt, aber nie ganz erreicht werden; denn „aus so krummem Holz, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden" (Kant).

Der primitive Mensch konnte nur mühsam auf der Leiter der Vervollkommnungsfähigkeit sich emporarbeiten, denn sein Körperbau war im Durchschnitt kleiner als der unsrige, was ihm den Kampf ums Dasein sehr erschwerte, weil er infolge seiner Winzigkeit gegen die gewaltigen Raubtiere der Vorzeit mangelhaft ausgerüstet war. Einem geringeren Vorrat an Nerven-

kraft stand bei ihm eine größere Unempfindlichkeit gegen Schmerzen gegenüber. Erst durch die Hinausprojizierung seiner Organe in Werkzeug und Waffe sowie durch den Zusammenschluß zur sozialen Gruppe (Horde, Sippe, Stamm) wurde es den primitiven Menschen möglich, den Kampf gegen die gefährliche Konkurrenz der Raubtiere erfolgreich aufzunehmen und je länger, desto entscheidender zu bestehen. Und wenn er die ganze Raubtierwelt heute nur noch duldet, in seinen Tiergärten zu seiner Belehrung und Belustigung schont und züchtet, so dankt der Mensch diesen seinen endgültigen Sieg über alle Kreatur auf unsern Planeten nur seinen sozialen Instinkten, seinem Zusammenschluß zu gemeinsamer Jagd und Beutegewinnung, seiner Organisation in Recht und Gesetz, in Kirche und Staat, seiner Arbeitsteilung und Arbeitsgliederung. Es ist darum ein ewiger Irrtum des Anarchismus, daß irgendeiner von uns ein „Einzelner", ein „Übermensch", ein homo sui generis sei. Durch jeden Blutstropfen des Menschen rinnt die Geschichte seiner Gattung, deren Funktionen er in seinem Zentralnervensystem als fertiges Erbe seiner Vorfahrenreihe schon vorfindet. Erst in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft ist der Mensch zum Menschen geworden. Erst das gegenseitige Sichschonen und Respektieren, das wechselseitige Einfühlen in Freud und Leid in der Form von Mitleid und Mitfreude, das Zusammenwirken ganzer Gruppen zu gemeinsamem Zwecke hat das Menschengeschlecht zum Beherrscher der Planeten gemacht. Daß wir den Raubtierzustand des Kannibalismus überwunden und zur bewußten Solidarität, zum Einstehen des einen für alle und aller für einen uns entwickelt haben, alles das verdanken wir unsern sozialen Gefühlen, die sich erst im gesellschaftlichen Zusammenleben und Zusammenwirken in uns entfaltet haben. Wahrhafte Toleranz ist also die Einsicht in das Räderwerk von Natur und Geschichte. Sie besteht in der von der Wissenschaft begründeten Überzeugung, daß „wir nur durch andre leben" (Comte). Wir Menschen sind Symbionten oder Commensalen, wir werden zusammengehalten durch die geheimnisvoll webenden, magisch wirkenden Fäden unsrer Gattungsinteressen, die uns, wieder mit Comte zu sprechen, „Hingebung der Starken für die Schwachen, Verehrung der Schwachen für die Starken als ehernes Gebot der Arterhaltung lehren".

Der isoliert lebende Mensch beharrt, wie das Tier, bei seinen Gewohnheiten und kennt keinen Fortschritt. Das gleiche gilt von isoliert lebenden Insulanern oder Bergvölkchen. Erst das Zusammenleben in der Gesellschaft, das gegenseitige Aufeinanderangewiesensein infolge der Arbeitsteilung in mehr als zehntausend Arbeitsarten gespaltene Berufe, wobei jeder in seinen differenzierten Bedürfnissen auf die Berufsarbeit andrer angewiesen ist, kurz, das gesamte Kultursystem mit seinem wechselseitigen do, ut des erzieht uns allmählich zu jener bewußten Toleranz, die bei Tieren und Pflanzen in der Form der Symbiose, bei Atomen, Molekülen oder Energien als Äquivalenzformel schon punktiert angedeutet ist. Wie wir in unserm Chemismus und Mechanismus dem unwidersprechlichen Naturgesetz unterworfen sind, so in der unter allen gesitteten Nationen zutage tretenden Toleranzidee dem milderen und gelinderen historischen Rhythmus. Das Naturgesetz gilt notwendig und

allgemein (absolut), der historische Rhythmus nur relativ. Was man fälschlich geschichtliches Gesetz nannte, ist mehr eine Neigung, Disposition, Willensrichtung (Conatus, impetus, endeavour, tendance) unsres gesamten Kultursystems. In den Naturgesetzen, in denen der strenge Ursachenbegriff herrscht, kennen wir keine Ausnahmen, in den geschichtlichen Tendenzen hingegen, wo die mildere Ursachenart von Zweck und Motiv waltet, da sind die Ausnahmen leider häufiger als die Regel. Der Gang der Natur ist geradlinig, der Gang der Geschichte verläuft im Zickzack oder richtiger (mit Leibnizens Wahlspruch: inclinata resurget) spiralförmig. In der Geschichte sind deshalb Stauungen und Rückfälle, atavistische Verirrungen und bestialische Verfehlungen gar nicht selten. Jenes dritte Zeitalter der Vollendung des Menschengeschlechts aber, das uns die Sybillinen und Chiliasten künden, das unsre Dichter Lessing, Herder und Schiller uns verherrlichen, das unsre Philosophen Kant, Fichte, Comte und Spencer uns ankündigen und das in der Gegenwart wieder Ibsen, Tolstoy und Nietzsche uns weissagen: dieses dritte Reich bahnt sich erst allmählich an. Dieses „dritte Zeitalter" des alten Prophetentums und der eschatologischen Lehren über die Schicksale „am Ende der Tage" kündigt sich uns in tausend und abertausend soziologischen Zeichen mit weithin leuchtenden Flammenzügen an. „Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen die Zeit der Vollendung, die Zeit eines neuen Evangeliums" (Lessing, Erziehung des Menschengeschlechts § 85, 86). So zum Verzagen düster und zum Verzweifeln peinigend einzelne Geschichtserfahrungen der jüngsten Zeiten uns auch anmuten mögen, die Hoffnung auf das dritte Reich, auf die sozialitäre und humanitäre Tendenz unsres Kultursystems darf man niemals preisgeben. Dieselbe soziale Vernunft, die uns vom Raubtier zum Haustier gezähmt und gebändigt hat, die den ehemaligen Kannibalen zum Kulturmenschen erzogen hat, wird auch am unterirdischen Werke sein, den kommenden Typus Mensch, den Sozialmenschen, den reinen Toleranzmenschen vorzubereiten und allmählich heranzubilden. Die Natur hat uns zum Egoisten gestempelt, die Geschichte hat uns zum berechneten Altruisten umgebildet, sofern sie uns deutlich genug vor Augen geführt hat, daß das wirtschaftliche Wohl und Wehe von der Konjunktur des ganzen Weltmarktes abhängig ist. Der Getreideproduzent in Rumänien ist heute, ohne daß er es will und weiß, von Getreideproduzenten in Argentinien abhängig, weil die Preisbildung des Weltmarktes durch die Totalernte aller getreidebauenden und exportierenden Länder bedingt ist. Diese ökonomische Solidarität, die aus ihrem Schoße die bewußte Toleranz gebiert, weil wir zur Einsicht veranlaßt, ja geradezu gedrängt werden, daß alle Menschen durch eine im Verborgen wirksame Gattungssolidarität miteinander verbunden sind, ist indes nur die Vorstufe zu jenem „dritten Reich", zu jener vollendeten Solidarität und Toleranz, die uns die großen Dichter und Denker aller Zeiten und Völker offenbaren. Der Gott in der Geschichte, der große Weltenerzieher, bringt uns auf dem Umwege der ökonomischen Interessengemeinschaft durch Gewöhnung und Übung allmählich die sozialen Gefühle bei, d. h. daß wir ohne Interesse und ohne Zweck, rein aus dem guten Willen heraus, für andre fühlen. Es bricht einst der Tag an, wo wir das Gute tun werden,

bloß weil es gut ist. Daß dieses dritte Reich einmal kommen wird, ist nicht mathematisch, wohl aber geschichtlich sicher. Es gehört nicht, wie die Natur, dem Reiche des Seins und Müssens, sondern es realisiert sich in der Welt der Freiheit, d. h. der Zwecke und Werke. Man kann es uns nicht mit Maß und Zahl demonstrieren, aber man soll daran als an ein Postulat der historischen Vernunft glauben; denn indem man fest daran glaubt, ist man auf dem besten Wege, es zu verwirklichen. Wann dieses dritte Reich sich vollenden wird? „Und was habe ich dann zu versäumen? Ist nicht die Ewigkeit mein?“ (Lessing).

V.

Die Toleranz als philosophisches Problem taucht vergleichsweise spät in der Geschichte des menschlichen Denkens auf. Längst wird unter Stammesfremden Toleranz wirklich geübt, bevor die philosophische Fragestellung in den Vordergrund tritt: warum, gegen wen und in welchem Umfang soll Toleranz geübt werden? Natur und Geschichte erziehen den Menschen aufsteigend zur Praxis der Toleranz, und hinterher konstruiert der bewußte Geist in der Philosophie eine Theorie der Toleranz. Hier wie überall geht die Wirklichkeit der Reflexion über sie zeitlich voraus. Wie man grammatikalisch richtig sprach, lange bevor es eine Grammatik als Wissenschaft gab, oder logisch richtig dachte, ehe Aristoteles die Logik als Wissenschaft begründete, so wurde der Mensch durch den Erziehungsplan von Natur und Geschichte zur Toleranz erzogen, lange bevor die Philosophen Bodin, Locke, Spinoza, Pufendorf, Lessing, David Friedrich Strauß u. v. a. die Toleranz als philosophisches Problem entdeckt und schulmäßig formuliert haben. Und so wiederholt die Philosophie allüberall nur auf der Stufe der Bewußtheit und Reflexion das, was vor ihr unbewußt Natur und Geschichte angebahnt und halbbewußt Religion und Moral durchgesetzt haben.

In den staatlichen Gesetzgebungen der westeuropäisch-amerikanischen Kultur endlich, die jedem Fremden, der sich dem geltenden Gesetz unterwirft, nicht bloß Duldung zubilligt, sondern Schutz von Leben und Eigentum, ja volle gesetzliche Gleichberechtigung zuerkennt, haben wir die Umsetzung religiöser Vorschriften von optativer Weichheit in straffe Rechtsinstitutionen von kategorischem Befehlschgrakter vor uns.

Fremder und Feind sind von Hause aus Synonyme. Nicht bloß dem hochgebildeten Griechen war jeder Nichthellene ein Barbaros, ein bebärteter Wilder, also ein Halbtier, sondern jeder Stamm stand dem andern fremd und feindlich gegenüber. Nicht der Mensch an sich ist also sozialbel, wie Aristoteles und die soziale Schule mit Hugo Grotius annahmen. Der Mensch *ist* nicht von Natur, sondern er *wird* in der Geschichte sozialbel. Die Sozialbilität ist nicht seine Grundnatur, sein unabtrennbares Charakteristikum, wie etwa das nur ihm zukommende Merkmal der Zweihändigkeit, sondern Sozialbilität ist ein in der Geschichte sich entwickelndes Seelenmerkmal des gesitteten Menschen. Im ursprünglichen Kampf ums Dasein stehen Mann gegen Mann, später Horde gegen Horde, Sippe gegen Sippe, Stamm gegen Stamm, Volk

gegen Volk. Die großen Kriege, „die Weltreiche“ am Mittelmeerbecken, das Imperium Romanum, die großen Weltreligionen, insbesondere die katholische Kirche (das Imperium Romanum ins Religiöse übersetzt), haben das Erziehungswerk des Menschengeschlechts geleitet. Aus dem gegenseitigen Sichverstehen erwächst allgemach ein wechselseitiges Sichdulden. Der Fremde ist jetzt nicht mehr eo ipso ein Feind, sondern unter Umständen Freund und Bundesgenosse. Schafft doch schon das römische Weltreich nicht bloß ein Kriegsrecht und ein Bündnisrecht, sondern förmliche internationale Friedensverträge (Foedus und Sponsio).

Die Produktionsweise, wie sie die fortschreitende Arbeitsteilung bedingt, beschleunigt diesen Prozeß. Anfänglich verfertigt jedermann selbst die Summe aller seiner Lebensbedürfnisse. Niemand ist auf den andern angewiesen, daher jedermann dem Stammesfremden gegnerisch gesinnt. Was dem Fremden gehört, ist so gut wie res nullius — herrenlos. In dem Augenblick aber, da man die Produkte dieses Fremden braucht, weil man anspruchsvoller geworden ist und am heimischen Erzeugnis kein Genüge mehr findet, beginnt man das Eigentum auch des Fremden zu respektieren, weil man es begehrt. Die älteste Form eines friedlich-vertragsmäßigen Verkehrs unter Stammesfreunden ist der Tausch. Salz, Farben zur Körperbemalung, Bernstein, Zinn, bessere Steinarten sind die ersten Tauschmittel. Neben der Viehzahlung dienen besonders Schmuckgegenstände, Metalle, weiterhin Konsumartikel als gangbare Wertmesser des Tauschpreises. Weitere primitive Tauschmittel sind: Muschelschnüre, Kakaobohnen, Salzbarren, Leinwandstreifen, Tee, Tierhäute, Eisenstücke, Barren, Ringe aus Bronze, endlich Silber und Gold. Natürlich werden die Wege des sich herausbildenden Handelsverkehrs durch den Bodenreichtum bestimmt. Der Tauschhandel bringt die Menschen verschiedener Länder und Völkergruppen einander näher. Fremder und Feind hören auf Synonyme zu sein. Mit den Waren bringt der Fremde auch Ideen, Sitten, Gewohnheiten, kurz, der Handel befruchtet die Geister, indem er Vorurteile vernichtet (vgl. meine Schrift „Die Anfänge der menschlichen Kultur“, Leipzig, Teubner, 1906). Die wachsende Kompliziertheit der Lebensfürsorge, die zunehmenden Lebensansprüche, die nur durch das bereits gekennzeichnete System der Arbeitsteilung zu befriedigen sind, sprengen mit der Zeit die enggewordenen Schranken der Stammes- oder Sippenabgeschlossenheit, und während die Berufe sich immer mehr differenzieren — ihre Anzahl der Berufe hat sich seit dem Altertum vertausendfacht —, haben sich die menschlichen Interessen integriert, vereinförmigt, solidarisiert.

Die verschiedenen Berufe äußern sich in bestimmten Charaktereigentümlichkeiten. Jagd, Viehzucht und Fischfang begünstigen den Zug zur Solidarität, den Hang zur Gemeinsamkeit, weil der Arbeitsertrag oder die Beute durch das Zusammenschließen der Arbeitskräfte nicht bloß proportional, sondern absolut zunehmen. Die Gemeinsamkeit der Arbeit erhöht aber nicht bloß die Quote des auf jeden Teilnehmer entfallenden Arbeitsertrages, sondern auch die Sicherheit gegen störende feindliche Eingriffe. Das stärkt und steigert das Herdenbewußtsein — die sozialen Instinkte. Anders der Ackerbau. Hier

ist der isolierte Betrieb der ertragsreichere. Hirten schmiegen sich noch heute ebenso leicht an, wie sich Ackerbürger bis auf den heutigen Tag mit Vorliebe abschließen. Und wenn sich die Fabrikarbeiter heute ebenso einmütig dem Sozialismus in die Arme werfen, wie die bäuerliche Bevölkerung ihm beharrlichen Widerstand entgegensetzt, so findet diese politische Tatsache ihre sozialpsychische Erklärung in dem Umstand, daß isolierter Wirtschaftsbetrieb dem Charakter nach einen ganz andern Menschenschlag hervorbringt als der Gemeinschaftsbetrieb — gleichviel, ob dieser für gemeinsame Rechnung geschieht, wenn er nur in gemeinsamer Zusammenarbeit erfolgt. Schon das örtliche Zusammenleben und Zusammenwirken befördert ebenso das Solidaritätsbewußtsein, wie die Vereinsamung auf der Scholle notgedrungen egoisiert. Je lebhafter der Völkerverkehr sich gestaltet und je öfter Handel und Industrie die Angehörigen verschiedener Völkerstämme zusammenführt, desto unausbleiblicher stellt sich eine vergleichende Betrachtung der Dinge ein. Eben diese vergleichende Methode der Geschichtsbetrachtung führt nach und nach zur bewußten Erfassung des Toleranzproblems in der Philosophie. Denn sobald man vergleicht, hört man auf, sich selbst zu vergöttern. Es springen alsdann nicht bloß die fremden Fehler in die Augen, sondern auch die fremden Vorzüge drängen sich dem Betrachter auf; und im Lichte der fremden Fehler lernt man wiederum die eigenen Vorzüge desto mehr schätzen, wie denn überhaupt nur derjenige die Heimat recht kennt und liebt, der in der Fremde gewesen ist.

So paradox die Behauptung auch klingen mag, so bleibt sie darum nicht weniger wahr: wie die großen Weltkriege den politischen Frieden der Menschheit deshalb beschieden haben, weil sie die kleinen, in ewigen Guerillakriegen sich aufreibenden Stämmchen und Völkchen zu gewaltigen Nationalstaaten vereinheitlicht und zusammengeschmiedet haben, so haben die in ihren Mitteln intolerantesten aller religiösen Kriege, die Kreuzzüge, das wissenschaftliche Toleranzproblem heranreifen lassen. Schon Friedrich II. berief muselmännische, jüdische, byzantinische und römisch-katholische Gelehrte zu einem Kongreß zusammen, um durch Religionsdisputationen die relative Gleichwertigkeit der verschiedenen Religionen darzutun. Der erste Theoretiker der Toleranz ist Jean Bodin, dessen „Heptaplomenes" (deutsch von Guhrauer) genau solches Evangelium der Toleranz für das Ende des 16. Jahrhunderts darbietet wie Lessings „Nathan", der auf Bodins Figur des „Salomo" fußt, das Toleranzproblem am Ausgang des 18. Jahrhunderts auf die knappste Formel brachte. Bodin läßt sieben verschiedene Religionsangehörige ihre geistigen Waffen miteinander kreuzen, wobei die Tendenz vorwaltet, durch eine „Dialektik der Religionen zu zeigen, daß alle geschichtlichen Religionen und großen Sekten ein objektives Recht auf Bestehen haben, eben darum aber alle Religionen nicht bloß den Anspruch auf staatliche Duldung erheben, sondern auch Anerkennung ihres Daseinsrechts fordern dürfen". Wie Jean Bodin, der französische Renaissancephilosoph, den Boden für Toleranz und Gewissensfreiheit auf romanischem Boden zu ebnen versucht, so hat der holländische Humanist Erasmus von Rotterdam in seinen „Irenischen Schriften" neben religiöser auch

politische Duldung verfochten und auf germanischem Boden propagiert. Der Dreibund: Renaissance, Humanismus und Reformation wirkt zusammen, um unter den vorgeschrittenen Völkern Europas jene Stimmung vorzubereiten, die sie für die Toleranzideen Spinozas und Pierre Bayles, für die „Two Letters on Toleration" von John Locke, für die Unionsbestrebungen von Leibniz, endlich und besonders für die Toleranzbestrebungen der französischen Enzyklopädisten, englischen Deisten (obenan Toland) und deutschen Aufklärer empfänglich machte. Hatte Bodin schon den Mut gefunden, für das Recht des Staates auf religiöse Toleranz einzutreten, so wirft Pierre Bayle das kecke Paradoxon in die Debatte, ob ein Staat von lauter Atheisten Bestand haben kann. Endlich tritt der Rationalist John Locke in seinen Toleranzbriefen, diesem bleibenden Kern der gesamten Toleranzliteratur, für die unbedingte Toleranzpflicht des Staates mit der an Spinoza erinnernden Motivierung ein, daß der Staat als solcher mit der Seligkeit seiner Bürger sich nicht zu befassen habe. Spinozas theologisch-politisches Traktat führt deshalb den Untertitel; „de libertate philosophandi". Der Staat habe sich nur um Handlungen, nicht um Gesinnungen zu kümmern. Daraus folge Gewissensfreiheit für das intimste innere Erlebnis, die religiöse Überzeugung, die niemals erzwungen werden könne. Natürlich kann sich die Toleranz des Staates nicht darauf beschränken, seinen Bürgern zu gestatten, eine Gesinnung zu *haben*, sintemal er dies gar nicht verbieten, die Gesinnung nicht verhindern kann. Der Staat beruht auf Erzwingbarkeit seiner Befehle. Erzwingen aber kann man nur Handlungen, nie Gedanken oder Gesinnungen. Folglich heißt Gewissensfreiheit: das Recht, Gedanken nicht bloß zu *haben*, sondern in Wort und Schrift zu *äußern* (Rede- und Preßfreiheit).

Noch weiter in der Umgrenzung der Eingriffssphäre des Staates geht John Locke. Seine Aufgabe sieht er lediglich darin, „durch gerechte Gesetze und unparteiische Rechtspflege allen seinen Untertanen die bürgerlichen Interessen zu sichern und zu schützen". Einen Zwang auf das religiöse Kredo seiner Bürger darf der Staat unter keinen Umständen ausüben. Denn das Wesen der wahren Religion beruht auf innerlichster Überzeugung des Gemütes, und dahin kann der Staat mit seinen Schergen nie gelangen, denn „faith is not faith without believing". Daher habe der Staat selbst Heiden gegenüber weitestgehende Toleranz zu üben.

Der Befangenheit seines Zeitalters vermochte freilich auch John Locke sich nicht zu entziehen. Der Apostel der Toleranz setzt dieser *zwei* Schranken: *Atheisten* und *Katholiken*. Atheisten kann der Staat, nach Locke (Bd. IV, S. 47) deshalb nicht dulden, weil sie *alle* Religionen untergraben. Der Staat duldet *jede* Religion, aber kann nicht dulden, daß jemand *keine* Religion habe. Denn im Staate beruhe alles auf Treu und Glauben, der Atheist könne aber keinen Eid leisten, weil die verpflichtende Kraft des Eides, der Glaube an einen Gott, ihn nicht bindet. Katholiken, meint Locke (Bd. VI, S. 45), haben darum kein Recht auf Duldung, weil sie vom Papste, also einer auswärtigen Macht, abhängig sind und auf dessen Geheiß Staatsfeinde und Landesverräter sein müßten, wenn die Kirche es so vorschreibe.

Die katholische Lehre ist in Lockes Augen staatsgefährlich und verwirke eben darum das Recht auf Toleranz.

Hier ist Locke auf halbem Wege stehen geblieben. Die großen Praktiker der Toleranz, Friedrich der Große, Joseph II. und Napoleon, erwiesen sich als ungleich weitsichtiger als der Theoretiker der Toleranz, Locke. Das Wort Friedrichs II., daß in seinem Staate jeder nach seiner Fasson selig werden könne, wird zum politischen Programm der „Aufklärung". „Es mag immerhin sein," führt David Friedrich Strauß den Toleranzgedanken Friedrichs II. weiter, „daß die persönliche Regelung seines Verhältnisses zu Gott den Menschen selig mache, aber ich *will* nicht selig werden, und auch das muß mir in einem freien Staate gestattet sein." In Tat und Wahrheit ist die Geschichte über die von Locke gesteckten Grenzen der Toleranz längst hinausgelangt, und sie hat zuerst im aufgeklärten Despotismus, sodann in der französischen Revolution die Wege einer vorbehaltlosen politischen und religiösen Toleranz eingeschlagen, die Lessing vor ihr und David Friedrich Strauß nach ihr gewiesen haben. Schon der Rechtsphilosoph Pufendorf (de habitu religionis) stellt die politische Toleranz der religiösen an die Seite. Danach verzichtet der Staat auf Religionseinheit zugunsten der Überzeugungen seiner Bürger.

„Durch Gewalt und menschliche Strafen läßt sich keine Erleuchtung des Herzens, keine innerliche Zustimmung zum Dogma erzielen (Friedrich Lezius, Der Toleranzbegriff Lockes und Pufendorfs, 1900, S. 91). Aber auch Pufendorf kennt Ausnahmen: Atheisten, Götzendiener, Religionsspötter, Gotteslästerer, Sabbatschänder(?) sind mit Rücksicht auf die Naturreligion auszuschließen. Selbst jenes Heidentum, das Bodin und Locke respektiert und geduldet haben, findet im Staate des engherzigen Pufendorf keine Gnade, weil es einen „Verstoß gegen die natürliche Religion" bedeutet. Ketzereien gegenüber, ja selbst gegen politisch tolerante Staaten wie Holland, ist der Toleranzprediger Pufendorf recht intolerant. Freikirchen solle der Staat nicht dulden, vielmehr die geduldeten Kirchengemeinschaften im Interesse des Staatswohles und der „natürlichen Religion" überwachen. Gegen den einzelnen soll ein Glaubenszwang nicht geübt werden, aber das Recht auf Propaganda und Sektierertum darf ihm staatlich nicht eingeräumt werden. Kirchliche Toleranz gegen Sekten wäre, nach Pufendorf, „Abfall vom Evangelium". Man sieht, wie zaghaft und mühsam sich die Toleranzideen selbst unter ihren namhaftesten Vertretern Provinz für Provinz erobern mußten. Mit der Wissenschaft haben Religion und Staat in den letzten drei Jahrhunderten zusammengearbeitet, jene Toleranz endgültig bewußt zu verwirklichen, die Natur und Geschichte den Menschen als Erbe der Gattungserfahrung ihrer Vorfahren hinterlassen haben. Die Religion hat uns im Protestantismus die Freiheit der Gesinnung, also die kirchliche Toleranz, erkämpft. Der Staat hat uns in unserm westeuropäisch-amerikanischen Kultursystem seit der Habeaskorpusakte sowie der englischen und französischen Revolution die politische Freiheit und die Gleichheit aller Bürger, auch der Ausländer, vor dem Gesetz beschieden.

Noch eine Aufgabe ist heute zu bewältigen, die soziale Toleranz, die gesellschaftliche Duldung als Ergänzung der staatlichen Gleichberechtigung aller Konfessionen, Stände und politischen Parteien.

Hier hat die Wissenschaft im 20. Jahrhundert einzusetzen. Ihr fällt die Aufgabe zu, an der Hand statistischer, nationalökonomischer und soziologischer Theorien die vollendete Solidarität des ganzen Menschengeschlechts mit unwidersprechlicher Argumentation darzutun. Die religiöse Toleranz hat im 18. Jahrhundert die Duldung der Konfessionen erwirkt. Die politische Toleranz hat im 19. Jahrhundert die Gleichberechtigung der Parteien durchgesetzt. Die soziale Toleranz soll im 20. Jahrhundert dieses Gebäude krönen und die gesellschaftliche Toleranz unter den Berufen und Ständen, vor allem aber zwischen den einander widerstrebenden sozialen Kräften erkämpfen, das Gleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit herstellen. Haben wir die Toleranz als das natürliche, schon in anorganischen Gebilden wie im Kristallisationsprozeß hervortretende Streben nach Gleichgewicht begriffen, so hat der Kristallisationsprozeß der Geschichte dieses Gleichgewichtsstreben des Menschengeschlechtes immer deutlicher und immer bewußter herausgestellt. Die Reformation hat uns die Toleranz der religiösen Gesinnung beschert, die Revolutionen haben uns die Toleranz gegen politische Handlungen beschieden. Die soziale Bewegung der Gegenwart soll uns den vollen Wert und Gehalt der unvertauschbaren Persönlichkeit zum Bewußtsein bringen.

Zur Geschichte des Schreibens.

Von

M. Manitius.

Mit welcher Mühe in alten Zeiten das Schreiben verbunden war, ergibt sich am klarsten aus der früheren Bezeichnung „Schreibkunst", während wir ja heute darin eine auf der untersten Stufe stehende Technik der menschlichen Hand erblicken. Und doch wieder liegt in unserm modernen Schreiben in gewissem Sinne mehr Kunst, als sie vergangenen Zeiten möglich war; denn heute schreibt ja jeder seine eigene Handschrift, deren Urwurzel sich aus einer nicht geringen Summe von erworbenen Zufälligkeiten und bewußten Willenstätigkeiten zusammensetzt — aber von *solcher* Handschrift ist bis tief ins 15. Jahrhundert gar nicht die Rede. Zu dieser großen Veränderung, die sich während des 15. und 16. Jahrhunderts langsam vollzog, trug die größere Anteilnahme des einzelnen Menschen an dem Leben der Gesamtheit und die Vielgestaltigkeit des modernen Daseins hauptsächlich bei.

In der Predigt, „daß man Kinder zur Schulen halten solle," sagt Luther im Jahre 1530 (Schriften, Bd. V, S. 181. Jena 1555): „Drey Finger thuns, sagt man von Schreibern; aber ganz Leib und Seel erbeiten dran." Dies Wort, das schon in einem sehr alten Würzburger Evangeliar (7. Jahrhundert) vorkommt, „Tris digiti scribunt et totum corpus laborat", hält der Reformator denen entgegen, die auf das Schreiberamt verächtlich herabsehen, und darin prägt sich der große Geist des Mannes aus, der die Volksschulen ins Leben rief und damit die ganze Nation an einer höheren Bildung teilnehmen lassen wollte. Denn zu jener Zeit sah es in den weiteren Kreisen des Volkes noch übel bestellt aus mit Bildung und Wissen, und es war daher sehr erklärlich, daß man in den unteren Volksschichten den Fragen von allgemeinerer Bedeutung fast noch kein Verständnis entgegenbringen konnte. Es fehlte zwar damals nicht ganz an einer öffentlichen Meinung, die hauptsächlich durch Flugschriften und Wanderprediger vertreten wurde, aber eine Zeit, in der die überwältigende Mehrzahl der Menschen noch nicht zur Kunst des Lesens und zur höheren des Schreibens vorgedrungen war, mußte sich doch im großen und ganzen auf die mehr niederen Erwerbstätigkeiten beschränken. Und

welcher Fortschritt war doch schon gegen das frühere Mittelalter durch die Erfindung des Bücherdrucks erreicht! Man muß sich hierzu vergangene Zustände vergegenwärtigen.

Wir nördlichen Abendländer haben unsre ganze höhere Bildung den Römern zu verdanken, die uns dazu auch ihr Wort „scribere“ hinterließen, das, mit germanischer Infinitivendung versehen, allmählich zu „schreiben“ wurde. Nur in England erhielt sich in dem Verbum „to write“ die unmittelbare Erinnerung an das frühere Ritzen von Runen, woher auch wir heute noch „Reißbrett“ und „Grundriß“ sagen. Bei der Einfachheit aller Verhältnisse fehlte es uns eben in unserm Altertum für Rechtsfälle an Beurkundung, wie ja auch das Recht ungeschrieben blieb bis ins 5. Jahrhundert, und an Büchern wie an brieflichem Verkehr. Wie die Vorfahren erst durch die Römer mit der Bedeutung der Edelmetalle oder der Wichtigkeit des Weines bekannt wurden, so nötigte sie der rege Tauschverkehr mit den Römern zur Kenntnisnahme römischer Rechtsbestimmungen, zur Erlernung der fremden Sprache und Schrift. Und als unsre Stämme während ihrer großen Wanderung die südlichen Gebiete Europas erobert hatten, wanderten auch staatsrechtliche Begriffe und Bestimmungen von den Besiegten zu den Siegern, da die Germanenfürsten nun rechtlich ihre Stellung im römischen Reichskörper einnahmen. Und hierzu kam endlich das Christentum, zu dessen arianischer Konfession die meisten dem Reiche inkorporierten germanischen Völker sich bekannten. Weder konnte der Staat nach römischer Auffassung ohne schriftliche Beurkundungen leben noch auch war die Kirche imstande, die Schrift zu entbehren, denn sie stützte sich auf die Bibel und deren Auslegungen. So wurden auch die germanischen Völker langsam der Schrift teilhaftig, nachdem längst alle zum Römerreich eigentlich gehörigen Nationen, die weltfernen Iren eingeschlossen, entweder die griechische oder die römische Schrift oder beide hatten erlernen müssen. Man darf sich freilich von der Anzahl der Barbaren, die in so früher Zeit zur Schriftkenntnis gelangten, keine sehr große Vorstellung machen: nur diejenigen, die zum Beamtenheere gehörten oder die Rechtsgeschäfte zu besorgen hatten, sowie alle Kleriker lernten schreiben.

Von den Merowingerkönigen wissen wir, daß sie wenigstens ihren Namen unter eine öffentliche Urkunde setzen konnten, und König Chilperich († 584) wird sogar von Gregor von Tours als Schriftsteller gerühmt und hat in das lateinische Alphabet vier neue Buchstaben einführen wollen, nämlich das griechische Omega für langes o und andre griechische Buchstaben für ae, the und uui; er befahl sogar, daß man in allen Büchern seines Reiches die betreffenden alten Buchstaben ausradieren und die neuen dafür einsetzen solle. Durchgedrungen ist er aber damit so wenig wie einst Kaiser Claudius mit seinen neuen Buchstaben, es hat sich tatsächlich keine Spur dieser neuen Orthographie erhalten. Von König Theoderich dem Großen aber wird berichtet, daß er zehn Jahre lang darauf verwendete, das Wort „legi“ (ich habe es gelesen) zu schreiben und doch nicht lernte, so daß er sich schließlich ein Petschaft anfertigen ließ, in dem diese vier Buchstaben aus- und durchgeschnitten waren; wollte er ein Edikt unterschreiben, so nahm er die Feder

und zog die Buchstaben durch die Öffnungen im Petschaft hindurch. Auch unserm späteren großen Frankenkönig Karl gelang das Schreiben nicht mehr, da er es zu spät angefangen hatte. Er ließ daher unter jeder Urkunde ein Monogramm mit sämtlichen Buchstaben seines Namens Karolus schreiben und zeichnete mit eigener Hand nur die beiden kleinen Querstriche im A. Wenn geistig so hervorragende Fürsten wie Theoderich und Karl es nicht zustande gebracht haben, auch nur einen oder mehrere Buchstaben zu schreiben, so kann man daraus wohl die Mühe entnehmen, die unsre Vorfahren bei Erlernung dieser Kunst anzuwenden hatten. Um die Schwierigkeiten zu verstehen, müssen wir uns die Entstehung der mittelalterlichen Schrift kurz vergegenwärtigen.

Die Römer benutzten für alle wichtigen Dokumente und so auch für die Überlieferung ihrer Literatur in der Hauptsache ihre Schrift in den großen Buchstaben, man nennt sie Kapitalschrift. Für den Gebrauch des täglichen Lebens aber wie auch für briefliche Mitteilungen hatte man sich eine Kursive gebildet, die aus Abrundung, Verkürzung und Ligatur der Kapitale entstanden war. Frühzeitig kam nun neben beiden Schriftarten eine dritte auf, die Unciale, die eine Vermischung der abgerundeten Kapitale mit kursiven Elementen darstellte. Sie ist dem äußeren Ansehen nach rund und besitzt wegen ihrer regelmäßig dicken Züge wenig Schönheit. Die Schriftarten bestanden nebeneinander; als jedoch Italien und die Provinzen den Germanen anheimfielen, bildeten sich lokale oder provinziale Schriften aus, die zum Teil lange Jahrhunderte in Gebrauch blieben. Merkwürdig lange nämlich erhielt sich die runde Unciale bei den Langobarden, Iren und Angelsachsen bildeten eine sonderbare und wegen der Stellung der Buchstaben schwer lesbare Schrift aus, bei den Franken nahm die Kursive besonders spitze und im übrigen zierliche Züge an, und die Westgoten in Spanien behielten längere Zeit deutliche Erinnerung an die altrömische Kursive, so daß auch noch in den neueren Zeiten die Schrift dieses Landes eine eigentümliche Sonderstellung einnahm. Alle diese Schriftarten sind schwer lesbar und zu schnellerer Entwicklung des Schrifttums wenig geeignet, sie haben daher auch teilweise nicht langen Bestand gehabt. Neben ihnen erhielt sich zwar die alte römische Kapitale, aber es ist bezeichnend genug, daß eine Erneuerung der Schrift nicht von der alten Welthauptstadt, sondern von den Gebieten ausgegangen ist, in die sich der politische Schwerpunkt unsres Erdteils verlegt hatte.

Der Glaubenseifer war es, der die Iren — im Mittelalter nennt man sie merkwürdigerweise Schotten; ihre Niederlassungen, von denen sich heute noch manche Reste auf dem Kontinent erhalten haben, hießen Schottenklöster — aus der Heimat rastlos in die Ferne trieb. Ihre Wanderlust war sprichwörtlich; Walahfrid Strabo sagt von ihnen, daß die Gewohnheit des Reisens ihnen fast zur zweiten Natur geworden sei. Den Iren schlossen sich bald die von ihnen bekehrten Angelsachsen an, und seit dem Ende des 6. Jahrhunderts kamen diese Fremdlinge in Scharen auf den Kontinent. Sie wurden anfänglich nicht gerade gut empfangen, aber sie überflügelten bald sogar die Westgoten an Gelehrsamkeit und Wissen, und bald nachdem Karl die Herrschaft über

das Frankenreich angetreten hatte, finden wir neben den gebildetsten Langobarden auch eine ganze Menge Iren und Angelsachsen an seinem Hofe. Alcuin, den gelehrtesten unter ihnen, wußte der König dauernd zu fesseln, indem dieser ihm ungefähr die Stelle des Unterrichtsministers einräumte und die Abtei St. Martin in Tours gab. Und dies ist der Ort, wo sich die große Neuerung in der Schrift vollzog, ein Fortschritt, der für das Geistesleben der abendländischen Welt die unberechenbarsten Folgen hatte. Alcuin handhabte die lateinische Sprache verhältnismäßig recht unvollkommen, seine Schüler wurden bald bedeutend bessere Stilisten als ihr Meister, aber er hat sich das unsterbliche Verdienst erworben, eine neue Schriftart zu erfinden und zu verbreiten, die in ihren kleinen, aber zierlichen und ebenmäßigen Zügen unendlich viel schöner und lesbarer ist als die früheren Schriftcharaktere des Frankenreiches. Die Buchstaben sind nämlich nicht so spitz und so eng zusammengedrängt, sie erhielten in Länge und Breite die gehörige Symmetrie. Es blieben zwar nicht wenig Elemente bestehen, die an die kräftige Unciale vergangener Zeiten erinnerten, aber wohltuend verbreitete sich über den ganzen neuen Duktus die Gleichmäßigkeit der einzelnen Bestandteile. Und mit diesem großen Fortschritt hängt außerdem das Durchführen der Worttrennung zusammen, die bisher nur kümmerlich geübt war; außerdem die Konsequenz in der Interpunktion, die ebenfalls meist gefehlt hatte. Durch diese Neuerungen wurde nicht nur die Vorstufe zum Schreiben, das Lesen außerordentlich erleichtert, sondern auch das Schreiben selbst. So wurden von dieser Schwelle zur höheren Bildung bedeutende Hindernisse hinweggeräumt, und Karl ward Alcuin so dankbar, daß dieser das ganze Vertrauen seines königlichen Freundes einnahm. Denn jetzt erst konnte Karls Plan zur Reife gedeihen, seine Franken auf die höhere Stufe der Italiener zu erheben. Wenn sich dem auch unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellten: für das große, weite Reich war schon durch die Erneuerung der Schrift unendlich viel gewonnen, und daß diese auch durchgeführt wurde, dafür sorgten Karls Maßnahmen in nachdrücklichster Weise; denn der König behielt sich die Oberaufsicht sowohl über den Klerus als auch über alle geistlichen Dinge unbedingt vor.

Von diesem neu erworbenen Schatze zehrten nun die Nationen der abendländischen Christenheit, soweit Karls Herrschaft unmittelbaren Einfluß auf sie ausübte. Die schöne fränkische Minuskel eroberte sich das gesamte Frankenreich und Oberitalien, und von den fränkischen Glaubensboten wurde sie nach dem Norden, später nach dem Osten Europas getragen. Daher kommt es, daß Frankreich und Deutschland, so sehr sich auch ihre politischen Wege trennten, für die nächsten Jahrhunderte ungefähr gleich schrieben; und durch die französischen Normannen kam diese Schrift seit den Zeiten Wilhelms des Eroberers auch nach England, wo man im 12. Jahrhundert für immer die alte heimische Schrift aufgab. Jetzt waren die Zeiten eines Wulfila endgültig vorbei, der mit so großer Mühe die Buchstaben seiner gotischen Schrift aus dem römischen und griechischen Alphabet und aus Runenelementen hatte zusammensetzen müssen, die Kulturstaaten unsres Erdteils wurden beinahe auch von der Schrifteinheit überspannt. Diese Einheit ist uns Deutschen allerdings insofern

wieder verloren gegangen, als wir uns gegen Ausgang des Mittelalters an eckige Formen der lateinischen Schrift gewöhnten, aus denen unsre sogenannten gotischen Buchstaben hervorgingen.

Aber wie schwer ist doch den mittelalterlichen Altvorderen das Schreiben gefallen und welche Mühe kostete es ihnen, die Buchstaben aufs Pergament zu bringen, bei deren Anblick man heute so oft die Worte hört „wie gestochen!“ oder „wie gemalt!“ Die letztere Beziehung trifft denn auch in Wahrheit manchmal zu, denn Schreiben und Malen standen in gewissem Sinne früher nicht weit voneinander. Es kostete schon nicht geringe Mühe, die Materialien zum Schreiben zu erwerben.

Als Schreibstoffe gebrauchte man im Altertum nach ägyptischem Vorgange die Papyrusrollen, die durch feuchte Behandlung und starken Druck aus den Fasern eines binsenartigen Cypergrases bereitet wurden. Sie hielten sich im Mittelalter aber nur noch längere Zeit für die Benutzung bei Papstbullen, obwohl auch Bücher aus diesem Stoffe vorkommen. Jedenfalls hörte gegen Ende des 10. Jahrhunderts die Fabrikation des Papyrus auf, denn schon im Altertum hatte man im pergamenischen Reiche angefangen, auf enthaarten und geglätteten Tierfellen zu schreiben, wonach der Stoff heute noch Pergament heißt. Hierzu wurden besonders Schaffelle und Ziegenhäute gebraucht, erst später benutzte man, hauptsächlich in Deutschland, das Kalbsfell. Im Süden mochte man wohl auch, wegen der Häufigkeit des Tieres, die Eselshaut verwenden. Die Zubereitung solcher Häute wurde in früheren Zeiten meist in den Klöstern vorgenommen, sie zog sich aber als bürgerliches Gewerbe in die Städte und ist als solches seit dem 12. Jahrhundert schon nachweisbar. Waren die Häute beiderseits gut geglättet, mit Kreide behandelt und zu gleich großen Stücken geschnitten, so wurden mit einem scharfen Griffel Linien in gleich großen Abständen darauf gezogen und die einzelnen Blätter, gewöhnlich je vier, in Lagen zusammengebracht. Das Format der Bücher wurde im ausgehenden Altertum gewöhnlich sehr breit gestaltet, dann kam das Folioformat auf, das im späteren Mittelalter mit dem gewöhnlichen Quart abwechselt; für Dichterhandschriften war Kleinquart oder Oktav am meisten beliebt. Die Größe der Buchstaben nahm mit der Zeit im allgemeinen ab, doch finden sich schon im 10. Jahrhundert auffällig klein geschriebene Bücher. Hauptsächlich klein schrieb man allerhand Erklärungen und kritische Bemerkungen, da sie zwischen die Zeilen oder an den Rand zu stehen kamen. Zum Schreiben diente spitz zugeschnittenes Rohr oder die Feder, von der, allerdings ganz vereinzelt, schon in sehr früher Zeit Exemplare in Metall vorgekommen sein sollen. Zur Tinte verwendete man im Mittelalter gewöhnlich Galläpfel, Eisenvitriol, Gummi und Wein oder sauer gewordenes Bier und man erhielt aus diesen Bestandteilen eine Flüssigkeit, die meist noch jetzt, nach vielen Jahrhunderten ihr tiefes Schwarz bewahrt hat; in vielen Handschriften ist sie dunkelbraun geworden, was jedenfalls mit ihrer Zusammensetzung in Verbindung steht. Fehlerhaft geschriebene Stellen wurden vom Schreiber selbst oder von einem Korrektor mit Bimsstein oder dem Messer radiert und überschrieben. Der Schreiber war daran gehalten, die von ihm

erlernte und in seiner Zeit gebräuchliche Schrift anzuwenden, die Worttrennung gehörig zu beobachten und möglichst richtige Interpunktion zu setzen. Doch mit der letzteren sieht es oft übel aus, denn sehr häufig verstand der Schreiber den Text, den er zur Abschrift erhalten, nicht oder doch nur unvollkommen, und daher passieren hier die sonderbarsten Versehen. Diese zu entfernen, ist eine der Hauptpflichten des Korrektors gewesen.

Neben dem Schreiber und seinem Verbesserer tritt aber in einer mittelalterlichen Handschrift meist noch der Rubrikator auf, der Rotschreiber. Es war nämlich üblich geworden, die Titel des ganzen Werkes, die Überschriften seiner einzelnen Bücher, die Anfänge der Kapitel und sogar die ersten Buchstaben der einzelnen Sätze besonders auszuzeichnen und deshalb mit Mennig zu schreiben. Ja es gibt einzelne Handschriften, von denen ganze Teile mit dieser roten Farbe geschrieben sind. Das mag einer besonderen Prachtliebe entsprungen sein, wie ja auch die griechischen Kaiser mit Purpurtinte schrieben, oder wie man im früheren Mittelalter zuweilen reines Gold oder Silber zum Schreiben benutzte, das sich, besonders auf Purpurpergament verwendet, äußerst glänzend von seiner Unterlage abhebt. Dieser Gebrauch, die wichtigsten Stellen hervorzuheben, brachte es mit sich, daß die Anfangsbuchstaben des ganzen Werkes oder eines einzelnen Buches möglichst groß vorgezeichnet wurden, so daß sie ihrer Länge nach zuweilen eine ganze Seite einnehmen. Dabei war es angebracht, diesen Initial nach innen und außen zu schmücken, was durch allerhand äußeres Ornament und durch innere Füllung geschah. Die letztere enthält meist bildliche Darstellungen. Denn es war längst Sitte geworden, Prachthandschriften mit Bildern zu verzieren, die natürlich wieder einen besonders kunstgeübten Mönch erforderten. Und mit solchem Gebrauche hängt es zusammen, daß man seit langer Zeit von Miniaturbildern spricht: der Rubrikator hieß auch Miniator (minium = Mennig), seine Arbeit miniatura; so entstand dieses Wort, dem wir heute einen von seinem ursprünglichen Sinne ganz verschiedenen Begriff beilegen. Diese Sitte, die wichtigen Stellen rot hervorzuheben, blieb übrigens noch lange nach Erfindung des Bücherdrucks bestehen, und darnach ist der rote Buchtitel auch heute wieder nicht selten anzutreffen. Die Buchmalerei aber wurde in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ein selbständiges bürgerliches Gewerbe, das mehr diesseits als jenseits der Alpen anzutreffen ist und seine bedeutendste Entwicklung in Frankreich erlebt hat; dort nämlich wurde es vom Hof in hervorragender Weise begünstigt, und die Großen des Landes nahmen es in ihren besonderen Schutz. Die natürliche Fortsetzung der Buchmalerei aber haben wir in späteren Zeiten im kolorierten Holzschnitt und dann im illuminierten Kupferstich, der sich ja auch großer Beliebtheit erfreute.

War nun das Buch vollendet und geheftet, so wurde es gebunden. Das Heften und Binden geschah mit solcher Sorgsamkeit, daß es für die Ewigkeit ausgeführt zu sein scheint; mit stillem Neid blickt man heute auf diese dauerhafte Arbeit vergangener Zeiten und vergleicht damit unser Fabrikwerk. Dagegen verlangen wir heute von jedem gut gebundenen Buche, daß es aufgeschlagen in derselben Stellung bleibt. Beim Benutzen eines mittelalterlichen

Buches aber muß man oft den Arm mit aller Kraft auflegen, um den widerspenstigen Band zum Stillliegen zu zwingen. Denn man verwendete im früheren Mittelalter Holzdeckel, die mit starkem Pergament oder Leder überklebt oder übernagelt waren, und die Einheftung der einzelnen Lagen wurde mit sehr starkem Material ausgeführt. Kräftiger Beschlag mit angesetzten Schließen erhöhte die Festigkeit des Bandes, das zuweilen noch der Sicherheit wegen an eine starke eiserne Kette gelegt wurde und nur so benutzt werden konnte. Außerdem aber ward mit den Bucheinbänden der größte Luxus getrieben. So bestanden die Deckel zuweilen aus Elfenbeintafeln, an die noch in späten Zeiten der gepreßte Pergamentband erinnerte. Oder es wurden auch ausgesuchte Prunkstücke von Edelmetall hergestellt, die dann gewöhnlich reich mit Juwelen eingelegt waren.

Auf solchem Wege entstand das Buch, das je nach dem Bedürfnis vom dünnsten Sedezformat bis zum dicksten Folio anschwoll. Das Mittelalter benutzte aber neben dem Buche besonders noch eine Schreibgelegenheit, wenn man von der Urkunde absieht, für die ganz andre Verhältnisse bestimmend gewesen sind. Das ist die Wachstafel, die aus Holz oder Elfenbein bestand und auf der einen Seite mit Wachs überzogen war. Um darauf zu schreiben, bediente man sich eines spitzen Griffels, mit dem man das Wachs ritzte; das Geschriebene wurde mit dem breiten Ende des Griffels wieder getilgt. Der Gebrauch solcher Tafeln, die wohl immer in der Mehrzahl zur Verwendung kamen, stammte noch aus dem Altertum und hat sich mit großer Zähigkeit bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts behauptet. Er scheint ein sehr ausgedehnter gewesen zu sein, denn alles das, was der mittelalterliche Schriftsteller später ins Reine auf Pergament schrieb, wurde erst der Schreibtafel anvertraut, die somit das stets wieder verlöschbare Konzept darstellt. Sehr bedeutend war natürlich ihre Verwendung in der Schule, denn auf ihr lernte man schreiben und auf ihr wurden die Vorträge des Lehrers nachgeschrieben. Für Rechnungen u. dergl. aber blieb der Gebrauch solcher Tafeln noch weit über den Beginn der neueren Zeit hinaus bestehen.

Für die Möglichkeit zum Schreiben war also ausgiebig gesorgt, und es hatte außerdem jedes Kloster seinen eigenen Librarius oder Bücherschreiber. Und doch stand der weiteren Verbreitung dieser Kunst in Laienkreisen einerseits wohl ein gewisses Vorurteil und anderseits die Schwierigkeit im Erlernen entgegen. Viele unsrer deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts haben es nicht einmal zum Lesen gebracht, und sie mußten sich daher einen Schreiber halten, dem sie die Werke ihres Geistes diktierten. Gerade dem tiefsinnigsten unter ihnen, dem Dichter des unsterblichen Parzival, war Lesen und Schreiben unbekannt geblieben, und mit berechtigtem Stolze weiß Hartmann von Aue mehrmals in seinen Dichtungen von sich zu rühmen „Ein ritter sô gelêret was, daz er an den buochen las“. Man sieht daher auch häufig in den Büchern des Mittelalters Schriften, die ohne weiteres durch ihre unregelmäßigen und unschönen Buchstaben bezeugen, wie schwer dem Schreiber sein Amt gewesen ist. Denn der geübte Librarius besorgte die schriftlichen Arbeiten nicht allein, sondern manche unter den Brüdern nahmen es freiwillig auf

sich, ein Werk abzuschreiben und in der Hoffnung auf ewigen Lohn dem Kloster und seinem Schutzpatron zu schenken. Außerdem aber wurde das Schreiben auch als Strafe zudiktiert, und deshalb mußten sich auch sehr ungeübte Hände hierin versuchen. So mag es kommen, daß in einer Handschrift zuweilen die verschiedenartigsten Hände schnell hintereinander abwechseln, was dem abgeschriebenen Werke meist nicht zum Vorteil gereicht hat. Ist aber der Band fertig geschrieben, so hat der letzte Schreiber nicht selten seinen Namen unten verewigt, oder er hat einen Vers, ja ein kurzes Gedicht angebracht, indem er die Gedanken, die ihn beim Schlusse seiner Arbeit beseelten, in kurze Worte bringt. Solche Verse sind natürlich von sehr mannigfachem Inhalt. In früherer Zeit halten sie sich durchaus in den Grenzen des Ernstes, höchstens daß sie die schwere Arbeit des Schreibers gebührend anerkannt wissen wollen. Vielfach wird unter Anrufung Gottes, Christi, der Maria oder des Klosterheiligen der geziemende himmlische Lohn für die Arbeit erbeten. Bedenklicher klingt es, wenn der Schreiber als Auslösung für seine Feder ein hübsches Mädchen fordert, oder wenn er erklärt, für solchen Lohn, wie den empfangenen, nicht mehr schreiben zu wollen. Als dann die Schreiber im 14. und 15. Jahrhundert sich nicht mehr scheuten, deutsche Verse unter ihre Werke zu setzen, da kommt auch der Humor oft zu seinem Rechte. Da offenbart z. B. ein Schreiber, daß er seinen Lohn schon gänzlich in Wein vertrunken; der habe ihm freilich auf der Leber gut getan. Ein andrer bekennt, daß er das Buch geschrieben habe, sein Lohn aber zu Bier geworden sei. Ein Spruch aus einer germanistischen Handschrift in München heißt:

Hie hat diez puch ein ent,
Got uns seinen gotlichen segen sent.
Explicit[1]) Expliciunt.
Sprach dy kacz czu dem Hunt:
Dy fladen sein dir ungesunt.

Auf der letzten Seite einer Bibelhandschrift finden sich die anspruchsvollen Verse:

O got, durch dine güte
Beschere uns kugeln und hüte,
Menteln und röcke,
Geiße und böcke,
Schoffe und rinder,
Vil frowen und wenig kinder.
Explicit durch den bangt
Smale dienst machent eime das jor langt.

Sehr hübsch steht am Ende einer Freidankhandschrift:

Hie hat daz buch ein ende,
Des frawen sich myn hende.

Nett ist auch die englische Unterschrift aus der Zeit Heinrichs VIII.:

Thomas Beeck is my name,
And with my pen I write the same.
Yf my pen had been better,
I would have mended it everey lettere.

[1]) Ist die stehende Formel am Ende jedes Buches, zu deutsch: es ist aufgerollt, d. h. die Rolle ist zu Ende, das Buch schließt.

Nichts von Humor verspürt man dagegen bei andern Eintragungen, die sich auf eine etwaige Entwendung des Buches beziehen. Eigentlich sorgte man ja ausgiebig für die Klarheit des Besitztitels; denn außer hierauf bezüglichen Inschriften auf einem beliebigen Blatte des Buches am Ober- oder Unterrande steht auch häufig ein Vermerk über den Besitz auf der Außen- oder Innenseite des Deckels, so daß man den Besitztitel nur auf gewaltsamem Wege entfernen konnte. Man glaubte aber jedenfalls noch mehr gegen Entwendung gesichert zu sein, wenn man einem künftigen Diebe einige nicht gerade liebreiche Worte nachwarf. Entwendung war insofern leicht möglich, als die Bücher eines Klosters nicht selten verliehen werden mußten, schon um anderswo zur Abschrift zu dienen. Man setzte allerdings hierbei meist ein gleichwertiges Pfand ein, aber es kam doch häufig genug vor, daß das Werk nicht zurückgegeben wurde. Außerdem muß man sich der großen Unsicherheit der Zeiten erinnern, auch die Klöster und Kirchen blieben von Gewalt und Raub nicht verschont. So war man gleich anfangs, nachdem das Buch geschrieben war, auf den Diebstahl gefaßt, und man schrieb daher an den Anfang oder an das Ende eine große Unliebenswürdigkeit gegen den zukünftigen Dieb. Meist sprach man das Anathem gegen ihn aus oder man verwünschte ihn in die Hölle oder man wünschte ihm die Gemeinschaft mit Judas und allen bösstätigen Ketzern an. In jener naiven Zeit glaubte man ja noch gern an allerlei Zauberwerk und kräftige Sprüche; einer der stärksten zur Verhütung solcher Unbill findet sich in einer niederdeutschen Handschrift und heißt:

Dyt boek hort Metken vam holte.
De dat vint, de do dat wedder,
Edder de duvel vorbrent em dat ledder,
hoet dy!

Mit dieser Art des Buchwesens war übrigens ein großer Übelstand verknüpft, der immer deutlicher hervortrat. Nämlich schon in den Zeiten, als von einer starken Bevölkerung noch nicht die Rede war, macht sich oft der Mangel an Pergament bemerkbar; es war schwer zu beschaffen und daher teuer. Als aber dann größere Bevölkerungszentren erwuchsen, wurde dieser Mangel fühlbarer. Er prägt sich äußerlich dadurch aus, daß die Schrift kleiner wurde und die Abkürzungen sich mehrten. Mit letzteren hatte man schon früh begonnen, um nicht sehr häufig vorkommende Wörter wie deus oder dominus voll ausschreiben zu müssen. Die karolingische Zeit verfährt damit noch sparsam, aber später werden die Kürzungen häufig, es werden überall gültige, feststehende Zeichen dafür eingeführt. Im 14. und 15. Jahrhundert nehmen die Kürzungen überhand, die Schrift wird dadurch schwerer lesbar und verliert ungemein an Deutlichkeit. Es werden nämlich sehr viele Konsonanten ausgelassen und an deren Stelle Häkchen, Striche und kleine Bogen gesetzt. Und dieser Gebrauch hatte sich so fest eingelebt, daß sich einige dieser Abbreviaturen heute noch ganz allgemein finden, nämlich das sehr alte &, für Pfennig das Zeichen ₰ = denarius, die Kürzung etc., und der die Verdoppelung anzeigende Strich über m und n. So nehmen wir heute noch am Mittelalter unmittelbar teil.

Auf der andern Seite aber wurde das Pergament überhaupt überflüssig zu machen gesucht, indem man unter Benutzung neuer Erfindungen auf eine außerordentlich alte Fabrikation zurückgriff. Denn tatsächlich ist das Papier nichts neues. Die Chinesen kannten es längst, und bei der engen Berührung, in der Südeuropa durch die spanischen Mauren mit den Arabern stand, war es leicht, daß diese unserm Erdteil die Kenntnis des neuen Schreibmaterials vermittelten. Schon im 12. Jahrhundert ist es in Frankreich bekannt, wo in Montpellier eine alte und sehr bedeutende arabische Hochschule für Medizin bestanden hat. Wir verdanken also das Papier zunächst Spanien, in zweiter Linie Frankreich. Wohl war nun dafür gesorgt, daß das Material zum Schreiben nicht mehr ausgehen konnte, denn leinene Lumpen gab es überall; und doch sind die Preise, die für das Papier bezahlt wurden, außerordentlich hoch für den damaligen Wert des Geldes. Auch mußte man erst die anfängliche Scheu überwinden, wichtige Dinge dem Papier anzuvertrauen, da man allgemein glaubte, daß der Stoff sehr wenig haltbar sei. Die Zeit hat diese Anschauung Lügen gestraft, ungezählte Tausende von Papierhandschriften haben sich vortrefflich erhalten. Am frühesten begann wohl der allgemeinere Gebrauch des Papiers in den Schulen, die zu Ende des 13. Jahrhunderts schon sehr zahlreich waren, da alle nur irgendwie bedeutenden Städte darauf hielten, solche zu besitzen. Das alte Papier ist, mit dem unsrigen verglichen, viel stärker und rauher und besitzt auch nicht die schöne weiße Farbe. Seine Haltbarkeit ist jedoch bedeutend größer, und man hat schon ziemliche Kraft anzuwenden, ehe es sich zerreißen läßt. In hohem Grade wichtig wurde aber die Einführung des doch viel billigeren Papiers seit der Erfindung des Bücherdrucks.

Seit der denkwürdigen Tat Gutenbergs, der die längst schon in Anwendung befindlichen Holzplatten in einzelne Lettern zerlegte und die Holztypen durch gegossene ersetzte, erblühte dem Schriftwesen eine neue Zukunft. Und doch änderte sich anfangs nicht gar vieles. Denn eine Menge Bücher wurde noch auf Pergament gedruckt, die Buchstaben samt allen ihren Abkürzungen blieben dieselben, der Rubrikator hatte nach wie vor seine Tätigkeit im Rotausschmücken zu verrichten und sogar der Holzschnitt setzte sich an Stelle der alten Miniaturen. Für das Auge des Laien sind daher viele alte Drucke von geschriebenen Büchern, namentlich Papierhandschriften, gar nicht zu unterscheiden. Der größte Vorteil der neuen Erfindung bestand darin, daß von denselben Typen eine nicht geringe Menge von Abzügen gemacht werden konnte; allerdings an die Massenauflagen von heutzutage ist in jener alten Zeit nicht zu denken. Die Herstellung des Satzes an sich war freilich mit noch größeren Schwierigkeiten verknüpft als das Schreiben, nur trat hier als ungemein förderndes Moment die Arbeitsteilung hinzu, die beim Schreiben nur in ganz untergeordneter Weise zur Anwendung kommen konnte. Man muß auch erwägen, daß das Schreiben neben dem Druck fortbestand, es gibt noch sehr viele Handschriften, die unmittelbar von Drucken abgeschrieben sind, und Urkunden wurden überhaupt nach wie vor geschrieben. Ein sehr wichtiger Umstand für den Drucker war außerdem, daß er den Satz nach dem Drucke ruhig stehen lassen

konnte und dann mit nur geringem Aufwande die für eine neue Auflage nötigen Veränderungen vornahm. Solche sind sogar während des Druckes nicht selten noch angebracht worden, so daß häufig in den Wiegendrucken ein Teil der Auflage Abweichungen von den übrigen Exemplaren zeigt. Infolgedessen stößt die Untersuchung der Inkunabeln — so bezeichnet man die alten Drucke bis gegen 1500 — oft auf große Schwierigkeiten, die den textkritischen Fragen bei der Durchforschung der Handschriften nichts nachgeben. Und so ist es mit dem alten Druck überhaupt, da er lediglich eine Fortsetzung des früheren Schreibens ist. Mochte aber auch die alte Handpresse — denn bis zur Erfindung der Schnellpresse hatte es noch gute Wege — langsam und bedächtig arbeiten, das Schreibhandwerk mußte vor dem Bücherdruck allmählich dahinsinken, es war dem Untergang geweiht. Bald darauf aber sorgte die deutsche Reformation dafür, daß die Kunst des Schreibens durch die Schulen in die weiteren Kreise des Volkes drang und diese hierdurch für höhere Bildung aufnahmefähig wurden. Wenn ohne den Bücherdruck eine durchgreifende Kirchenreformation nicht möglich gewesen wäre, so ward dieser auch mittelbar zu einem der wichtigsten Hebel für die höhere menschliche Geistestätigkeit.

Italien und seine Stellung in der europäischen Politik.

Seit der Marokko-Konferenz sind zwischen der deutschen und der italienischen Presse manche bittere Reden ausgetauscht worden. Ist nun auch die Spannung, die den Dreibund zu bedrohen schien, wenigstens in der Welt, welche die offizielle Politik der beiden Mächte darstellt, gemildert, wenn nicht beseitigt, so ist doch in der öffentlichen Meinung, in der Presse und wohl auch in der Bevölkerung auf beiden Seiten die Empfindung zurückgeblieben, das Verhältnis sei in Wirklichkeit nicht mehr das alte: neben das System der Bündnisse sei für Italien ein System der „Freundschaften" getreten, das unter Umständen sich wirksamer erweisen möge als jenes. — Die Absicht der folgenden Zeilen ist, zunächst auf der deutschen Seite einer billigeren Beurteilung des Verhaltens Italiens bei der öffentlichen Meinung den Weg zu ebnen: mit dem Vorwurf der „Treulosigkeit" wird man behutsamer sein, wenn man die ungeheuer schwierige Stellung Italiens sich deutlich macht. Ihr Zweck wäre vollständig erreicht, wenn sie zugleich beitrügen, der öffentlichen Meinung Italiens die Notwendigkeit zu vergegenwärtigen, die das junge Königreich auf seiten des Dreibundes festhält. Aufgedrängt haben sich mir diese Betrachtungen, als ich zur Zeit der Marokko-Konferenz an der Mittelmeerküste verweilte.

Wenn das politische System Europas wesentlich durch das Verhältnis der drei Mächte Deutschland, Frankreich, Italien bestimmt würde, dann würde Italien ohne allen Zweifel seine Stellung an der Seite Deutschlands nehmen: Italien ist wesentlich Mittelmeermacht, und Frankreich ist sein gefährlichster und bisher glücklichster Rivale, wie im Mittelmeer so in Nordafrika. Dagegen sind die Interessen Italiens und Deutschlands an keinem Punkt in direktem und kaum in indirektem Widerstreit.

Durch das Bündnis Deutschlands mit Österreich-Ungarn wird diese Stellung Italiens etwas erschwert: es ist unvergessen, daß Österreich der alte Unterdrücker und Erbfeind der italienischen Einheit war; Trient und Triest sind Städte mit italienischer und nach der Vereinigung mit Italien sich streckender Bevölkerung; und über das ganze Adriatische Meer und seine Küsten erstrecken sich die antagonistischen Interessen der beiden Mächte. Dennoch konnte Italien in das Bündnis mit Deutschland-Österreich eintreten; Frankreich war der aktuellere und aggressivere Gegner: als es Tunis wegnahm und Italien von seinem nächsten natürlichen Ausdehnungsgebiet in Nordafrika abzusperren Miene machte, war die politische Gegenstellung gegen Frankreich gegeben; Biserta als französischer Kriegshafen ist für Italien ungefähr dasselbe, was Port Arthur in russischem Besitz für Japan war.

Stark verändert wurde diese Lage durch das neue Verhältnis Englands zu Frankreich. Solange die beiden Westmächte sich im Mittelmeergebiet als feindliche Rivalen gegenüberstanden, hatte Italien gegen Frankreich Anlehnung an das zur See mächtigere England. Wich dieser Gegensatz einer vollkommenen Verständigung, so war bei einem kriegerischen Zusammenstoß Italien nunmehr der überlegenen Seemacht Frankreichs ausgesetzt; und standen gar bei diesem Zusammenstoß England und Frankreich als Verbündete gegen Deutschland-Österreich zusammen, dann wurde es für Italien beinahe zur Unmöglichkeit, seine Dreibundspflichten zu tragen, zur militärischen und politischen Unmöglichkeit. Italien ist ein Küstenland, das gegen

überlegene Seemächte wehrlos ist; seine offenen Städte sind jedem Angriff preisgegeben, seine Bahnen sind Küstenbahnen, die mit einem Handstreich zerstört sind; das Bündnis mit den kontinentalen Kaisermächten vermöchte das Verhängnis nicht aufzuhalten. Und ebenso erhielt die Stellung politisch etwas Unleidliches. Geschichtliche Erinnerungen, nationale Rasseninstinkte, demokratische Empfindungen, alle diese Dinge lassen in einem großen europäischen Konflikt die Verbindung mit England-Frankreich zuletzt natürlicher und möglicher erscheinen als die Verbindung mit Österreich-Deutschland. Solche Imponderabilien können in einer akuten Krisis vor nächsten politischen Notwendigkeiten zurücktreten, auf die Dauer üben sie doch eine starke Wirkung. Und auch die politische Rechnung konnte zu dem gleichen Ergebnis zu führen scheinen: ob nicht bei einer großen europäischen Konflagration die Gewinnchancen Italiens auf seiten der Westmächte doch größer sind als auf seiten Deutschland-Österreichs! Welchen Siegespreis vermag der Dreibund in Aussicht zu stellen? Einen gesicherten Besitz in Afrika? Schwerlich, solange England als feindliche Macht dagegen ist. Nizza und Savoyen? Aber sie selbst zeigen zur Rückkehr wenig Neigung. Dagegen winkte auf der andern Seite ein Siegespreis, der das Herz jedes Italieners höher schlagen läßt, das Trentino und Triest. Wird gar der Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie in die politische Rechnung einbezogen, dann stände ein noch höherer Preis in Aussicht: Italien der Erbe des Hauses Habsburg in seiner Stellung am Adriatischen Meer und auf der Balkanhalbinsel — ein möglicher Erfolg, der vor allem dann in den Kreis aktueller politischer Erwägung einträte, wenn Rußland sich dem politischen System der Westmächte, mit deren einer es durch ein Bündnis schon verknüpft ist, anschlösse. Daß Gedanken dieser Art nicht ganz außerhalb des Gesichtskreises der italienischen Politik liegen, dafür darf die neue Familienverbindung des Hauses Savoyen mit dem Herrscher der Schwarzen Berge, dem „einzigen Freunde" des Zaren Alexander III., doch wohl als ein Anzeichen gedeutet werden.

So ist die Stellung Italiens ins Schwanken gekommen, nicht so sehr durch seine eigene „Treulosigkeit" als durch die Macht der Verhältnisse; Bündnisse werden, wie Bismarck sagt, nicht auf die Ewigkeit geschlossen; sie überdauern nicht die Situation, aus der sie hervorgegangen sind, sie wandeln sich mit den Interessen und Kräften. Ich sage, ins Schwanken gekommen: denn freilich ist Italien auch nicht zu fester Stellungnahme auf der andern Seite gelangt; es hat bisher den Übertritt ins andre Lager nicht vollzogen; im Gegenteil, es hält offiziell am Dreibund fest. Und freilich, es fehlt nicht an sehr ernsten Bedenken, die einem solchen Umschwung im Wege stehen. Vor allem: der Eintritt in eine englisch-französische Entente würde alsbald das Verhältnis zu Österreich-Ungarn zu einem gespannten machen; die Italia irredenta würde darin eine Ermutigung sehen, mit allen Mitteln auf die Losreißung von Österreich hinzuarbeiten; und die jetzt nur mit Mühe gezügelten Instinkte der Jugend und der Massen würden die Politik des Staates dann fast notwendig in ihre Bahn reißen. Ein Krieg aber mit Österreich um Trient und Triest — die Erfahrungen von 1848 und 1866 haben für Italien nicht viel Ermutigendes. Und dort handelte es sich um die Lombardei und Venetien, für den Bestand der Monarchie entbehrliche Glieder; ein Krieg um Tirol, ein Krieg um den Zugang zum Meere, er würde Österreich-Ungarn nötigen, den letzten Mann und den letzten Groschen einzusetzen. Also, so erwünscht für Italien ein siegreicher Krieg im Interesse seines militärisch-politischen Ansehens wäre, so wenig liegt gegründete Hoffnung vor, daß er nach dieser Richtung geführt werden könnte. Und auf Hilfe von England-Frankreich her würde in dieser Absicht kaum viel zu rechnen sein: die Last eines Krieges mit Österreich müßte Italien jetzt offenbar wesentlich auf die eigenen Schultern nehmen, es sei denn, daß auf Rußland zu zählen wäre. Aber das hat freilich zurzeit nähere Sorgen.

Überhaupt aber: ein Bündnis Italiens mit England und Frankreich würde notwendig etwas von dem Charakter einer societas leonina haben: die Leistungs-

fähigkeit Italiens zu Wasser und zu Lande bleibt so weit zurück hinter der der beiden Westmächte, daß es immer als der zugelassene Schwächere dastände. Wie es aber bei solchem Bündnis geht, darüber läßt die in jener Fabel gesammelte Erfahrung keinen Zweifel: läuft die Sache schief ab, dann trägt der Schwache die Kosten, geht sie gut aus, wird er mit spärlichem Anteil abgefunden oder auf seine eigenen Kräfte verwiesen: sich selber zu holen, was er haben möchte. Frankreich dächte natürlich nicht daran, aus Afrika oder aus Korsika oder Savoyen sich zurückzuziehen; ebensowenig als England daran dächte, Malta oder Cypern oder Ägypten zu räumen, um Italien Platz zu machen: sie würden Italien überlassen, sich an Österreich-Ungarn zu erletzen — wobei aber blutige Köpfe eher als leichte Lorbeeren zu holen wären.

Und so ist also die ängstlich-schwebende Politik Italiens wohl verständlich; auf keiner Seite winken leichte und sichere Vorteile, sondern schwere Gefahren, vielleicht harte Kämpfe, denen sich das durch keinerlei stolze militärische Erinnerungen getragene Land nicht gewachsen fühlt. Es sucht darum mit brennendem Eifer den Frieden — den Frieden, der ihm die definitive Entscheidung für die eine oder andre Seite erspart. Es liegt meines Erachtens nicht der mindeste Grund vor, daran zu zweifeln, daß Italien auf der Konferenz von Algeciras wirklich mit vollstem Ernst um die Herstellung einer Verständigung bemüht gewesen ist — ob auf dem rechten Wege, ist eine andre Frage; der Krieg hätte es vor eine furchtbar schwere Wahl gestellt, schwer nicht allein um des Gewissens, sondern um seines Lebens willen: welche Wendung immer ein europäischer Krieg machen möchte, für Italien ständen diesmal, nicht wie in früheren Fällen, leichte Gewinne, sondern schwere Schläge und Enttäuschungen in Aussicht.

Verständlich ist sein Schwanken; ich sage nicht, daß es weise ist. Ist Frieden das schlechthin erste Bedürfnis des Königreichs, um Zeit für seine wirtschaftliche und militärische Kräftigung zu erlangen — wie könnte ein Land ohne leistungsfähige Eisenbahnen einen Landkrieg, ohne eine sehr viel leistungsfähigere Flotte einen großen Seekrieg führen? — so wird seine Politik bei den Mächten Anschluß suchen müssen, wo der Wille zum Frieden und der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes Europas am stärksten ist. Es scheint mir aber mit gutem Grund behauptet zu werden, daß dies auf seiten Österreich-Deutschlands der Fall ist, mehr als auf seiten Frankreich-Englands. Wenigstens wird an der Friedensliebe Österreichs schlechthin nicht zu zweifeln sein; es ist die Macht, die mehr als jede andre durch ihre innerste Natur auf Erhaltung des bestehenden Zustandes hingewiesen ist, während Frankreich kaum zu seiner offiziellen Anerkennung sich entschließen mag. Frankreichs Bündnisse haben, solange es nach dem Loch in den Vogesen starrt, notwendig eine aggressive Spitze; wo Österreich im Bunde ist, hat dieser notwendig defensiven Charakter. Und also war der Dreibund mit seinem zweifellos auf Erhaltung des Friedens und des bestehenden Zustandes gerichteten Zweck für Italien doch die rechte Einordnung in das politische System. Es konnte hier, indem es zugunsten des Weltfriedens seine Macht in die Wagschale warf, wohl den bestmöglichen Gebrauch von ihr machen. Der Übertritt in das andre Lager müßte als ein gefährliches Abenteuer betrachtet werden: er bedeutete für Frankreich eine Ermutigung, die Hand nach Elsaß-Lothringen auszustrecken, für Italien den Entschluß, sich zum Kampf mit Österreich-Ungarn um die Adria zu rüsten. Dagegen kann Italien, wenn es mit Weisheit und Festigkeit zur Dreibundpolitik steht, den Ausbruch eines europäischen Krieges hintanzuhalten einen sehr wirksamen Einfluß üben. Freilich, Festigkeit seiner Stellungnahme ist hierfür die notwendige Voraussetzung.

Friedrich Paulsen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Noch immer steht das russische Problem im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und Spannung, der Teilnahme und der Sorgen Europas. Auch nicht um einen Schritt ist es der Lösung in den vergangenen Wochen nähergerückt. Aber die Ereignisse haben eine um so stärkere Wirkung in die Ferne geübt, und in England und Frankreich ein so lautes und charakteristisches Echo geweckt, daß die leitenden Kreise, wenn es deren noch in Rußland gibt, darüber stutzig werden müßten. In Bjelostok ist es am 14. Juni und in den folgenden Tagen zum Aufruhr und zu einer Judenverfolgung mit Plünderung, Brand und Totschlag gekommen. Die Katholiken und die Griechisch-Orthodoxen hielten an diesem Tage in den Mittagsstunden Prozessionen in den Straßen ab. Aus jüdischen Häusern wurde angeblich auf sie geschossen, Petarden und Bomben geworfen. In wilder Wut erhob sich die Hefe der Bevölkerung. Christen und Juden fielen übereinander her. Gewehr bei Fuß sahen die Truppen der Plünderung und der Ermordung der Juden zu; einzelne Offiziere sollen jede Hilfe, den Gewalttaten Einhalt zu tun, unter nichtigen Vorwänden abgelehnt haben. Die revolutionäre Partei hielt, nach dem offiziellen Bericht, den Augenblick für günstig und begann ihrerseits einen Angriff auf die Truppen und die Polizei. Bis zum 18. Juni dauerten Aufruhr, Brandstiftungen und Metzeleien fort. Auf fast zweihundert Tote und Verwundete werden die Verluste angegeben. Die Regierung des Deutschen Reiches wandte sich unmittelbar wegen des Schutzes der deutschen Interessen, der deutschen Staatsangehörigen und ihres Eigentums in Bjelostok an die russische Regierung. Den heftigsten Unwillen erregten die Nachrichten in dem englischen Parlamente. Im Ober- wie im Unterhause wurde die Regierung interpelliert, welche Maßregeln sie diesen Greueln gegenüber ergreifen wolle. Die Führer der Arbeiterpartei erklärten, daß die englische Flotte, die im Sommer in der Ostsee kreuzen soll, die russischen Häfen nicht anlaufen dürfe, und forderten von dem Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten eine Note der Mißbilligung im schärfsten Ton an die russische Regierung. Natürlich sind das Worte in die leere Luft. Das englische Ministerium kann sich ebensowenig wie die Regierung der Vereinigten Staaten, die gleichfalls von den Hitzköpfen zum Einschreiten aufgefordert wurde, in die inneren Angelegenheiten Rußlands einmischen und den englischen Schiffen nicht den Besuch russischer Hafenstädte verbieten, nachdem sie denselben einmal angekündigt hat. Aber unwillkürlich wird es unter dem Druck der Volksstimmung seiner Russenfreundschaft und den Versuchen zu einem politischen Ausgleich mit Rußland einen starken Dämpfer aufsetzen. Um so mehr, da die Rede des Fürsten Urussow in der Duma am 21. Juni nicht nur bei den leidenschaftlichen, sondern auch bei den nachdenklichen Politikern ein außerordentliches Staunen, mit einem starken Stich in den Schrecken, erweckt hat. Diese Rede ist zugleich ein Dokument und ein historisches Ereignis. Fürst Urussow war früher Gehilfe im Ministerium des Innern und enthüllte im einzelnen, mit genauester Sachkenntnis, die geheimen Machenschaften der Polizei und andrer unverantwortlicher Personen, die den Judenverfolgungen zugrunde liegen. Im Januar dieses Jahres wurden solche Verfolgungen durch Flugschriften und geheime Verabredungen für Kiew und Wilna im Polizeidepartement zu Petersburg gleichsam unter amtlichem Schutz vorbereitet.

„Man kann", sagte der Leiter des Unternehmens, nach dem Abschluß seiner Vorbereitungen, „einen beliebigen Aufstand gegen zehn, aber auch gegen zehntausend Menschen jetzt, wie man will, in Szene setzen." Damals verhinderte Graf Witte das schändliche Unternehmen, und die geheime Druckerei verschwand wie auf Zauberschlag aus dem Polizeidepartement. Aus „unbekannten" Quellen fließen die Geldmittel zusammen, auf „unbekannten" Wegen werden die Flugblätter unter die Massen gebracht. Ein Teil der Polizei ist ins Vertrauen gezogen, ein andrer weiß von der ganzen Sache nichts. „Es kam auch vor, und ich selbst bin Zeuge dafür, daß die Polizeibeamten den Befehlen des Gouverneurs keinen Glauben schenkten und annahmen, daß diese Befehle nur zur Irreführung der öffentlichen Meinung gegeben würden. Sie hörten auf eine andre Stimme, die von weither aus dem Dunkel an sie herantrat, und der sie mehr vertrauten als dem Gouverneur."

Diese Ereignisse in Bjelostok, welche die Rede des Fürsten Urussow wie ein Scheinwerfer erhellte, steigerten die Temperatur der Duma noch mehr. Hatte es schon bisher an den heftigsten Angriffen auf die Minister, an wiederholten Mißtrauensvoten nicht gefehlt, so wurden sie jetzt, sobald sie das Wort ergreifen wollten, mit den Rufen: „Mörder" und „Henker" empfangen. Am 2. Juli, bei der Beratung über ein Gesetz, die Todesstrafe abzuschaffen, kam es zu einem der stürmischsten Auftritte. Dem Justizminister, der sich gegen den Antrag aussprach, hatte man sich begnügt: „Abdanken! Abdanken!" zuzurufen; als sich aber der Generalstaatsanwalt der Armee, Pawlow, zu einer Erwiderung erhob, schrie die ganze Linke: „Wir wollen die Henker, Räuber und Mörder nicht länger anhören." In ihrer Erregung drängten sich die Abgeordneten mit geballten Fäusten gegen die Rednertribüne. Unter unbeschreiblichem Lärm mußte Pawlow den Saal verlassen; vergebens suchten die Redner der Rechten zu beschwichtigen, man hielt ihnen die lange Liste der Hinrichtungen entgegen, die Pawlow auf dem Gewissen habe. Nachdem die Ruhe endlich wiederhergestellt worden war, nahm die Versammlung einstimmig ein Gesetz an, das die sofortige Abschaffung der Todesstrafe verfügt. Das Gesetz ist jetzt dem Reichsrate vorgelegt und an eine Kommission gewiesen worden, von deren Mitgliedern die Hälfte ihm geneigt sein soll. Die Regierung steht dieser Entwicklung ratlos gegenüber. Während sich die Unmöglichkeit einer Verhandlung zwischen ihr und der Duma immer schärfer herausstellt, ist sie auf der andern Seite genötigt, die Hilfe der Versammlung in Anspruch zu nehmen. Sie hat eine Forderung von fünfzig Millionen Rubel zur Unterstützung der von der Hungersnot betroffenen Bezirke eingebracht und bereitet einen Gesetzentwurf zur Befriedigung des Landhungers der immer trotziger auftretenden Bauernschaft vor. Sie will danach den Bauern unter den vorteilhaftesten Bedingungen alle anbaufähigen Ländereien der Krone überlassen; Privatgüter, die ihr angeboten werden, für Rechnung der Krone ankaufen und den Bauern zu mäßigen Preisen anbieten; die rechtlichen Förmlichkeiten beim Landkauf erleichtern und die Übersiedlung der Auswanderer nach Sibirien und Mittelasien in jeder Weise fördern. Alle diese Maßregeln, die nur allzulange schon auf sich haben warten lassen, sollen nun in fieberhafter Eile beraten und von der Duma und dem Reichsrate bestätigt werden. Gerüchte von der unmittelbar bevorstehenden Entlassung des Ministeriums Goremykin schwirren beständig durch die Luft, um von andern, die von der Auflösung der Duma reden, abgelöst zu werden. Diese Verworrenheit der Lage fängt an, auch die getreusten Verbündeten Rußlands, die Franzosen, zu beunruhigen. „Mehr als jemals", schreibt ein leitendes Blatt der Pariser Presse, der „Temps", „scheint die fortdauernde Unentschiedenheit des Zaren hinsichtlich der Ministerfrage schwere Gefahren in sich zu bergen. Schon kann man sich fragen, ob die mittleren Lösungen, die heute noch möglich sind, es noch in vierzehn Tagen sein werden." Der fallende Kurs der russischen Staatspapiere erregt die wachsende Sorge der französischen Politiker und erklärt ihren Wunsch nach einem baldigen Ausgleich zwischen dem Zarentum und der Duma zur Genüge. Noch aber schreitet nicht der Friede mit

dem Ölzweig, sondern die Anarchie mit der Brandfackel durch das Land. Zu den Ausständen der Arbeiter, den Angriffen der Revolutionäre auf Polizeibeamte und öffentliche Kassen hat sich die Gärung im Heere gesellt. In offener Depesche an die Duma beschwert sich heute ein Bataillon in der Provinz über die Mißhandlung der Soldaten durch die Offiziere, morgen berichtet ein Vertreter der Kosaken, daß eine Reihe von Sotnien der donischen Kosaken sich nicht länger zu Polizeidiensten hergeben wollen. Selbst die Garderegimenter leisten der Zuchtlosigkeit nicht mehr Widerstand. Das erste Bataillon des Preobraschenskischen Leibgarderegiments ist durch kaiserlichen Befehl vom 28. Juni zu einem Infanteriebataillon, mit dem Verluste aller der Garde zustehenden Rechte, herabgesetzt worden. Es hatte, Gemeine und Offiziere, zu denen sogar ein Flügeladjutant des Zaren gehörte, Versammlungen abgehalten, politische Beschlüsse gefaßt und an die Duma eine Zustimmungsadresse gerichtet. Zunächst ist es nur das Gekräusel der Oberfläche, aber wie bald kann die Bewegung in die Tiefe des Wassers dringen! Wie schwer die Regierung das Peinliche ihrer Lage den auswärtigen Mächten gegenüber empfindet, erhellt am besten aus der Meldung, daß der Besuch des englischen Geschwaders in den russischen Ostseehäfen auf Wunsch Rußlands auf eine günstigere Zeit verschoben ist. Rußland fürchtet, wie es offiziell heißt, daß der Besuch der englischen Schiffe Gelegenheit zu Agitationen und Zwischenfällen geben könnte, welche die Beziehungen zwischen Rußland und England für die Zukunft beeinträchtigen möchten.

In Frankreich soll es nun, seit die Wahlen vom 6. und 20. Mai die Mehrheit der radikalen Linken um eine große Anzahl von Mitgliedern verstärkt haben, mit der Verwirklichung der sozialpolitischen Reformen Ernst werden. Zehn Jahre lang haben die Einkommensteuer und die Altersversicherung der Arbeiter auf dem Programm der liberalen Kandidaten zum Senat und zur Deputiertenkammer gestanden, ohne über den Wunschzettel hinaus zu gelangen. Ein Vorschlag über die Altersversorgung war von der früheren Kammer angenommen worden, aber die Regierung zögerte mit ihrer Zustimmung, weil sie die Belastung des Staates zu hoch fand, und der Senat hatte sich ihrem Bedenken angeschlossen. Der Finanzminister Poincaré hofft jetzt, sowohl die Altersversicherung wie die Einkommensteuer durchzubringen. Die finanziellen Schwierigkeiten des Staates verlangen unerläßlich neue Steuern, eine stärkere Belastung der Bürger. Das Budget ist bis zur vierten Milliarde gestiegen und schließt für das Jahr 1907 mit einem Fehlbetrag von vierhundert Millionen Franken ab. Davon fallen fast zweihundert Millionen auf die Kosten, die Frankreich im vergangenen Jahre bei der marokkanischen Krisis aufgewandt, um sich kriegsbereit zu halten. Die gefährliche Politik des Herrn Delcassé ist dem Lande, mitten im äußerlich ungestörten Frieden, teuer zu stehen gekommen. Die Altersversorgung, die Kosten der Durchführung und Erhaltung der zweijährigen Dienstzeit und die Rüstungen in der Flotte und dem Heere werden die übrigen Millionen als dauernde Ausgaben von Jahr zu Jahr in Anspruch nehmen. Der etwaige Ertrag der Einkommensteuer genügt nicht annähernd dafür, und Poincaré bringt eine Reihe von neuen Steuern und Zuschlägen zu den bestehenden zur Deckung des Defizits in Vorschlag. Frankreich steht vor ähnlichen langwierigen und hitzigen Steuerdebatten wie der deutsche Reichstag im Frühjahr. Die gut gemeinten Ratschläge der Friedensfreunde, durch eine Abrüstung im großen Stil die für die wirtschaftlichen Reformen notwendigen Summen zu gewinnen, haben keine Aussicht, weder in der Kammer noch im Senate eine Mehrheit zu erlangen. Die Antimilitaristen mögen in Frankreich noch so laut schreien und kriegerischen Ruhm und Geist verhöhnen, sie werden die Nation niemals auf die Idylle und die Pansflöte stimmen, solange sich noch in der französischen Sprache gloire und victoire aufeinander reimen. In den ersten Verhandlungen mit der neuen Kammer über die Politik der Regierung betonte der Minister des Innern, Clemenceau, in einer mit allgemeiner Zustimmung aufgenommenen Rede den republikanischen und demokratischen Charakter der Regierung und ihren festen Willen, auf wirtschaftlichem und sozialem

Gebiete die Bahn der Reformen zu beschreiten. Er sei entschlossen, die Koalitionsfreiheit der Arbeiter zu schützen und bei jedem Streik zwischen Arbeitgebern und Arbeitern neutral zu bleiben, aber er werde ebenso entschieden das Recht auf Arbeit den Arbeitswilligen sichern. Damit geht er natürlich den Sozialisten nicht weit genug, und Jaurès drückte ihm unverhohlen deren Mißtrauen aus. Der Ausfall der Wahlen hat den Trotz und die Begehrlichkeit der Sozialisten erhöht, sie glauben das Bürgertum schon auf dem Rückzuge zu sehen und verlangen die Verstaatlichung der großen Betriebe, zunächst der Eisenbahnen und der Bergwerke. Die Katastrophe von Courrières und der erbitterte Streik im Norddepartement haben auch außerhalb der Arbeiterkreise für den Übergang der Bergwerke in den Staatsbesitz Propaganda gemacht. Noch aber ist der Liberalismus nicht gewillt, darauf zu verzichten; er fürchtet nicht mit Unrecht, daß nach den Kohlenbergwerken die Hüttenwerke von dem Moloch Staat verschluckt werden würden. Langsam spitzt sich so der Konflikt zwischen dem radikalen Bürgertum und dem Sozialismus im Parlamente zu, nachdem der gemeinsame Feind, die Klerikalen und Monarchisten, niedergeworfen ist. Und nicht nur durch die Wahlen haben diese Feinde der Republik eine schwere Niederlage erhalten. Noch vernichtender ist für sie der Ausgang des Dreyfus-Prozesses. Die Gerechtigkeit hat endlich einen vollständigen Triumph errungen. In seinen drei Kammern vereinigt hat der Kassationshof, der oberste Gerichtshof Frankreichs, nach wochenlangen Verhandlungen, in denen der ganze Verlauf des Prozesses seit 1894 noch einmal der eingehendsten Prüfung unterzogen wurde, am 12. Juli das von dem Kriegsgericht in Rennes im August 1899 gegen den Hauptmann Dreyfus gefällte Urteil ohne Verweisung vor ein andres Kriegsgericht aufgehoben. Damit ist Dreyfus' Unschuld endgültig anerkannt. Im Auslande hat seit 1899 nirgends ein Zweifel darüber bestanden, in Frankreich aber widerstrebte die öffentliche Meinung hartnäckig allen Beweisen für die Unschuld des angeklagten und nur durch die Amnestie von 1899 vor der Bestrafung geschützten Mannes. Jetzt erst steht er gereinigt da und die Schuld, mit allen Mitteln der List, des Betrugs und der Fälschung einen Unschuldigen verfolgt zu haben, fällt auf den General Mercier, den Kriegsminister im Jahre 1894. Die Nationalisten und die Klerikalen, die unter der Führung des Jesuitenpaters Dulac in den beiden Prozessen von 1894 und 1899 eine so entscheidende Rolle spielten, sind empört über den Spruch des Kassationshofes, der mit 31 Stimmen gegen 18 erfolgte: bis zuletzt hatten sie gehofft, daß die Sache noch einmal vor ein drittes Kriegsgericht verwiesen werden würde, von dem, bei der Abneigung und dem Mißtrauen so vieler Offiziere gegen Dreyfus und seine Verteidiger kaum volle Gerechtigkeit zu erwarten war. Aber ihr Zorn und Groll kann weder den tiefen Eindruck abschwächen, den das Urteil des Kassationshofes in Frankreich hervorgerufen hat, noch seine tatsächlichen Wirkungen aufhalten. Ein Beschluß des Parlaments stellt Dreyfus und seinen Verteidiger, den ehemaligen Oberstleutnant Picquart, wieder in das Heer ein, ersteren als Major, den andern als Brigadegeneral. Eine Straße von Paris wird nach Zola genannt und seine Überreste in das Pantheon überführt werden: der Verteidiger von Dreyfus soll als höchste Ehre neben Voltaire, dem Verteidiger von Jean Calas, ruhen. Mit „diesem Triumph der Wahrheit, dem die ganze Welt beistimme", wie der Präsident Brisson bemerkte, hat die Session des französischen Parlaments einen würdigen Abschluß bis zum Herbst gefunden.

Für Österreich war die Reise des Kaisers Franz Josef in den Tagen vom 21. zum 24. Juni nach Böhmen das große Ereignis der letzten Wochen. Sie galt der Gewerbe-Ausstellung der Stadt Reichenberg in Böhmen. Reichenberg ist eine alte, in dem letzten Jahrzehnt überraschend aufgeblühte Industriestadt mit überwiegend deutscher Bevölkerung, die den kaiserlichen Besucher mit der herzlichsten Huldigung empfing. Kein Mißklang störte das schöne Fest, der Streit der beiden Nationalitäten war verstummt, Tschechen und Deutsche reichten sich vor der ehrfurchtgebietenden Gestalt des greisen Kaisers friedlich die Hände, der für alle ein freundliches Wort hatte.

Selbstverständlich knüpfen sich an diese Tage weitgehende Hoffnungen einer dauernden Versöhnung, und der Kaiser hat ihnen in einem Handschreiben an den Grafen Coudenhove, den Statthalter von Böhmen, in dem er der Bevölkerung seinen Dank ausspricht, einen besonders lebhaften Ausdruck gegeben: „Je mächtiger die beiden Volksstämme in die Höhe streben, um so unerläßlicher ist ihre nationale Verständigung, die dem Königreich zu allen seinen reichen Schätzen noch die kostbare Gabe des inneren Friedens bringen würde; möge mir die Freude beschieden sein, den Tag der Annäherung beider Volksstämme bald begrüßen zu können." Die Landschaften Nordböhmens haben seit Jahrhunderten ein durchaus deutsches Gepräge, das sich durch den beständigen Verkehr mit Sachsen immer frisch erhält, während das tschechische Element nur spärlich in der Arbeiterschaft der Fabriken vertreten ist. Man darf aus der Stimmung dieser Bevölkerung, die gut kaiserlich und habsburgisch denkt und empfindet, darum keine optimistischen Schlüsse für das Verhalten der tschechischen Staatsrechtler und Radikalen in Prag ziehen. Durch Festtagsreden und -lieder lassen sich die Gegensätze in dieser Monarchie nicht ausgleichen. Das beweisen wieder die Verhandlungen in den beiden Delegationen, der ungarischen und österreichischen, die zur Festsetzung des gemeinsamen Budgets in Wien tagten. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit wurde der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Graf Goluchowski, von den Ungarn angegriffen. Nicht um seine Politik dem Auslande gegenüber handelt es sich für sie, sondern um den Einfluß, den er in der letzten Krisis zuungunsten der nun zur Herrschaft gelangten ungarischen Opposition ausgeübt haben soll. Man wirft ihm vor, daß er mit Tisza und Fejervary zur Unterdrückung der Kossuth-Partei verbündet gewesen sei, und verzeiht ihm nicht, daß er den Handelsvertrag mit Deutschland, ohne die Einwilligung des ungarischen Parlaments abzuwarten, hat veröffentlichen lassen. Mit der Nachricht von seinem Sturze möchten die Ungarn am liebsten nach Pest zurückkehren. Auf der andern Seite, in der österreichischen Delegation, waren die Deutschen und Polen wohl des Lobes für die Politik des Grafen Goluchowski voll, aber ihn gegen die Ungarn zu verteidigen, hielten sie bei der schroffen Stellung der Delegationen zueinander nicht für statthaft. Es ist eben ein schwieriges und undankbares Geschäft, die gemeinsamen Angelegenheiten eines Staates zu betreiben, dessen Teile von einer Gemeinsamkeit nichts mehr wissen wollen. Um so höher ist die Klugheit und Geschicklichkeit der Männer einzuschätzen, die einem moralisch so schwer erschütterten Staat dauernd nicht nur den Frieden, sondern auch sein Ansehen und seine Machtstellung in Europa zu erhalten wissen.

In England hat in der letzten Juniwoche eine neue glänzende Veranstaltung zum Zweck der Annäherung zwischen England und Deutschland stattgefunden. Fünfzig Vertreter deutscher Zeitungen, den verschiedensten Parteien angehörend, waren von den Freunden dieses Einvernehmens zu einem Besuche Londons eingeladen worden. Eine Reihe wohlgelungener Festlichkeiten hat der Gastfreiheit der Engländer und ihrem Talente, Feste zu geben, ein rühmliches Zeugnis ausgestellt, und der Zweck derselben ist sicherlich für Wirte und Gäste durch die Wiederholung und Auffrischung alter Erinnerungen, durch die Knüpfung neuer Bekanntschaften, durch zahlreiche persönliche Berührungen in Erfüllung gegangen. Wie weit und wie tief solche Vorgänge auf die Massen einwirken, steht dahin, aber sie tragen dazu bei, wenigstens in den gebildeten Kreisen die nationalen Vorurteile abzuschwächen und das gegenseitige Verständnis zu erhöhen. Dies wird immer, da der Gegensatz zwischen Engländern und Deutschen nicht in sichtbaren und greifbaren Streitpunkten, sondern in Stimmungen und Anschauungen zu suchen ist, als ein Erfolg gelten müssen. Je bedeutsamer in den Beziehungen zwischen Deutschland und England die Rolle der Presse ist, je stärker der politische Wetterbericht diesseits und jenseits der Nordsee von ihr beeinflußt wird, um so wichtiger ist es, daß in ihr die Kenntnis der Dinge die Voreingenommenheit und das Wohlwollen die Mißgunst überwiegt. In seiner Rede über die englische Politik am 5. Juni im Unterhause konnte der Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten Sir Edward Grey das freundschaftliche Verhältnis Englands zu

allen Mächten in der Welt hervorheben und mit allgemein verständlicher Andeutung betonen, daß Englands Freundschaft zu Frankreich seit dem Abkommen im Jahre 1904 gute und friedliche Beziehungen zu keiner andern Nation ausschlösse. Hinsichtlich Ägyptens äußerte Sir Edward Grey ernsthafte Besorgnisse wegen des Trotzes, des Fanatismus und der Unbotmäßigkeit der Eingeborenen gegenüber den Europäern; die englischen Truppen hätten verstärkt werden müssen, vier Fellachen, die einen englischen Offizier auf der Taubenjagd ermordet, seien hingerichtet worden. Die Arbeiterpartei im Unterhause hatte dieses Urteil und seine rasche Vollstreckung angreifen wollen, gab aber diese Absicht auf, als der Staatssekretär im Hinblick auf die Erregtheit des ägyptischen Volkes das Haus bat, das Urteil des Gerichtshofes, der aus den höchsten englischen und ägyptischen Richtern bestanden hätte, keiner Kritik zu unterziehen. Die aufständische Bewegung einiger Zulustämme in Natal, welche die Berichte aus der Kolonie als überaus bedrohlich geschildert hatten, ist dagegen mit leichter Mühe und geringen Opfern von den Truppen und Milizen unterdrückt worden. Die Zulus erlitten durch das mörderische Feuer der Magazingewehre die schwersten Verluste und sind jetzt überall im Rückzuge. Die Schnelligkeit der englischen Erfolge scheint jede Gefahr für die Kolonie, wenn sie überhaupt jemals bestanden, beseitigt zu haben.

Die norwegische Königsidylle, die im vergangenen Jahre am 25. November mit dem Einzug des dänischen Prinzen Karl in Christiania begann, hat mit seiner und seiner Gemahlin feierlichen Krönung in dem ehrwürdigen Dom zu Drontheim, der ältesten Kirche des Nordens, am 23. Juni ihren Abschluß gefunden. Seit dem Jahre 1299, als im Dom Haakon Magnusson gekrönt wurde, ist Haakon VII. der erste norwegische König wieder, dem die Norweger huldigen: ihr nationaler Stolz und Unabhängigkeitssinn hat erst jetzt seine volle Befriedigung erhalten. Nach altem Brauch salbte der Bischof von Drontheim dem König wie der Königin Stirn und Handgelenk, und der Staatsminister Michelsen setzte ihnen die Krone auf. Eine glänzende Versammlung von Fürstlichkeiten und Gesandten wohnte dem Schauspiel bei, unter ihnen Prinz Heinrich von Preußen und der Herzog von Connaught; Schweden war nicht vertreten. Der erste Fürst, der dem neuen Herrscherpaar seinen Besuch abstattete, war der deutsche Kaiser, der nach der vergnüglichen Kieler Woche seine Nordlandsreise angetreten hatte. Sie stand unter einem besonders günstigen Stern. Denn bei seiner Ankunft in Bergen erhielt der Kaiser die Nachricht von der Geburt seines ersten Enkels: am Mittwoch, den 4. Juli war die Kronprinzessin glücklich von einem Sohn entbunden worden. Am Sonntag, den 8. Juli traf der Kaiser auf der „Hamburg" in Drontheim ein.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Politik sind zwei Ereignisse zu verzeichnen. Der Sultan von Marokko hat am 18. Juni in Fez dem von Tanger herübergekommenen italienischen Gesandten Malmusi, der ihm das Protokoll der Konferenz von Algesiras überreichte, ein mit dem kaiserlichen Siegel versehenes Schreiben zustellen lassen, nach dem er die Beschlüsse der Konferenz unverändert annimmt und unterzeichnet. Die rechtliche Grundlage der großen Reformarbeit ist damit gewonnen, und das Werk kann nun begonnen werden. In Genf hatten mehrere Wochen lang die Abgesandten der europäischen Staaten, der Union und Japans die Veränderungen, Verbesserungen und Erweiterungen eingehend beraten, welche die Ereignisse des ostasiatischen Krieges in der Genfer Konvention zum Roten Kreuz notwendig oder doch wünschenswert gemacht hatten. Diese Arbeit hat am 6. Juli ihren Abschluß gefunden und ist eine würdige Fortsetzung der ersten Genfer Konvention vom Jahre 1864 zum Schutz der Verwundeten und zur Milderung der Schrecken und des Jammers eines Schlachtfeldes. Alle Beschlüsse wurden mit Einstimmigkeit gefaßt; nur dem Wunsche, den die Versammlung aussprach: „Die vertragschließenden Mächte möchten dem ständigen Schiedsgerichtshofe im Haag die etwaigen Gegensätze, die sich in Friedenszeiten hinsichtlich der Auslegung der Genfer Konvention ergeben könnten, unterbreiten," wollten England und Japan sich nicht anschließen.

Literarische Rundschau.

Therese Devrient.

Jugenderinnerungen von Therese Devrient. Mit 12 Text- und 8 Vollbildern Stuttgart, Carl Krabbe Verlag (Erich Gußmann). 1905.

Eine Mutter hat diese Jugenderinnerungen für ihre Kinder niedergeschrieben; aber wir dürfen dem Enkel dankbar sein, daß er sie einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht hat. In ihrer Natürlichkeit, die nichts verbirgt, weil sie nichts zu verbergen hat, sprechen sie zu jedem empfänglichen Herzen. Denn wie die Welt umher sich auch gewandelt, so sehr hat unser Gefühlsleben sich nicht vergröbert, hat das Verhältnis von Mann und Frau sich nicht verschoben, daß das, was unsre Voreltern Tugend, Reinheit, Unschuld, Glück und Schönheit nannten, in der Gegenwart nicht mehr verstanden werden sollte. Nein, die beiden Grundmotive dieser Aufzeichnungen, Kunst und Liebe, werden immer die Mächte bleiben, die der Menschheit nicht verloren gehen dürfen, Leitsterne, nach denen man um so stärker verlangt, je mehr sie vielleicht von der Ungunst des Augenblicks getrübt erscheinen. Wohl mag man ein wenig über die Rührseligkeit lächeln, die bei jeder Gelegenheit und allen Anlässen, frohen wie traurigen, Ströme von Tränen in Bereitschaft hatte; wohl auch mag uns die Zeit altfränkisch genug vorkommen, da die Elegants grüne Fräcke mit goldenen Knöpfen und die Gerichtsvollzieher dreieckige Hüte trugen; da man zu einer Reise nach Hamburg zwei Tage und zwei Nächte gebrauchte, und ein Sonntagsspaziergang nach Altona, eine Sommerwohnung vor den Toren Berlins alles war, was die Menschen von damals zu ihrer Erholung sich gönnten. Aber es ist noch die Frage, ob alle Weltumsegelungen, alle Rundreisen und Extrazüge der heutigen Zeit den Genuß bieten wie vor sechzig oder siebzig Jahren eine Fahrt nach Pankow, nach Schönholz oder gar nach Freienwalde. Der Horizont war beschränkter, das Leben frugaler, die Ansprüche waren bescheidener; aber „es war Poesie in unsrer Armut", sagt die Verfasserin einmal.

Therese Schlesinger war das Kind jüdischer Eltern, selbst bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre Jüdin und in Hamburg 1803 geboren. Ihr Vater und dessen Bruder waren fast noch als Knaben aus der schlesischen Heimat fortgewandert; der eine hatte sich in Hamburg, der andre sich in Berlin eine Existenz begründet, und beide waren zu leidlichem Wohlstand gekommen. Reizvoll schildert Therese das Hamburg ihrer Kinderzeit, das Elternhaus mit den Steinbänken vor der Tür und dem Kellerhals daneben; das am frühen Morgen erwachende Straßenleben mit seinen regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen und Gestalten: Milchfrau, Fischmann, Wasserwagen, „Dreckwagen" usw., alles begleitet von eigenartigen Melodien, welche die Verfasserin uns in Notenschrift versinnbildlicht, bis am späten Abend der Nachtwächter gleichfalls mit Gesang und Knarre kam, gefolgt von dem „Schleicher" (Slyker), der mit Säbel und Lanze für den Fall der Gefahr zur Hand war.

Aber die Zeiten wurden ernster, härter, als die Franzosen Hamburg besetzten und mit kurzen Unterbrechungen fast acht Jahre lang in ihrer Gewalt behielten. Die Kontinentalsperre, die besonders schwer auf dem Hamburger Handel lastete, trug dazu bei, wie so manchen andern Geschäftsmann auch Theresens Vater vollends zu ruinieren. Nach mannigfach überstandenen Gefahren zog die Familie fort, zunächst nach Plön, dann nach Berlin. Hier hatte der älteste Sohn Franz eine Fabrik etabliert, die reichen Gewinn versprach; hier aber auch lebte des Vaters Bruder, ein strenggläubiger Jude, mit dem der alternde Mann, der, wiewohl kein Abtrünniger, doch der Synagoge entfremdet war, sich zu versöhnen wünschte. Rührend ist das Wiedersehen der beiden und anheimelnd der Freitagabend, an dem die Versöhnung gefeiert wird. Aber kein günstiges Geschick waltet über der Familie: zweimal hat es der eine Sohn, Franz, zu glänzenden Positionen gebracht, zweimal verliert er sie, um dann ganz zu verschwinden; während der andre, jüngere, Ludwig, der in Hamburg geblieben ist, die Seinen nach Kräften unterstützt, ohne freilich ihre kümmerliche Lage wesentlich bessern zu können. Der Tod des Vaters läßt die Hinterbliebenen vollends verarmt und mittellos zurück. Aber nun beginnt der bewundernswerteste Abschnitt dieser Jugenderinnerungen: die Tapferkeit, mit der die Mutter und ihre drei Töchter den Kampf ums Dasein aufnehmen, die Innigkeit, mit der sie einander umfassen, und die Hingebung, mit der sie für einander arbeiten, die Bedürfnislosigkeit, mit der sie sich in die veränderte Lage finden, und die Anmut ihrer Seelen, mit der sie diese kahle Häuslichkeit zu schmücken, zu erleuchten, zu erwärmen wissen. Die beiden Schwestern Mine und Lore stickten, strickten und nähten für ein Galanteriewarengeschäft; Therese, künstlerisch veranlagt und von Zelter ausgebildet, gab Musikunterricht; die Mutter besorgte die Wirtschaft, in der es kärglich genug herging und dennoch Frohsinn herrschte.

Mit dem Eintritt Eduard Devrients in diesen Kreis bereitet sich die große Schicksalswendung vor. Eduard, damals neunzehn Jahre alt, war im Geschäft seines Vaters, des Seidenhändlers in der Brüderstraße, tätig, wie seine Brüder Karl und Emil in der chemischen Fabrik ihres Onkels Emanuel in Zwickau. Doch der Genius, der den Namen Devrient in der Geschichte des deutschen Theaters berühmt gemacht und in „Onkel Louis", dem unerreichten Ludwig Devrient, seine höchsten Triumphe gefeiert hat, regte sich in allen drei Brüdern, und fast gleichzeitig gingen sie zur Bühne. Karl, der älteste, kam seinem bewunderten Onkel wohl am nächsten, wiewohl er später in der öffentlichen Meinung hinter seinem Bruder Emil zurückstand, dem es immer mehr um den Beifall der Menge zu tun war als um die Kunst; der am vielseitigsten gebildete war Eduard. Er, dessen allerliebste Bleistiftskizzen, Porträts und Landschaften, dies Buch der „Erinnerungen" schmücken, der nachmals Schauspieler, Bühnendichter, Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst und Generaldirektor des Karlsruher Hoftheaters wurde, begann als Sänger am Königl. Opernhaus zu Berlin, und wenn es nicht die Musik allein war, die die Herzen Eduards und Theresens zueinander führte, so gab sie ihrem Bunde doch die höhere Weihe. Selten wohl ist das Erwachen der Liebe, sind die schönsten Regungen, die zartesten Empfindungen eines Frauenherzens so wahr und doch mit solch echt weiblicher Zurückhaltung, solcher Keuschheit geschildert worden, als es hier geschehen. Aber wie viele Hindernisse waren noch zu überwinden, ehe Therese Schlesinger, das in ärmlichen Verhältnissen lebende Judenmädchen, dem Sohne eines alteingesessenen Berliner Bürgerhauses angetraut werden konnte! Doch war das Berlin jener Tage, in dessen Gesellschaft eine Rahel, eine Henriette Herz und das Haus Mendelssohn prominente Stellungen einnahmen, völlig frei von jenem konfessionellen Hader, der in unsrer Zeit so vielfach unerquickliche Erscheinungen zutage gefördert hat; und lange bevor er sein Drama „Treue Liebe" gedichtet, bewies Eduard Devrient an seinem eigenen Beispiel ihre siegreiche Macht. Therese war eine tief religiöse Natur; „dem Christentum war ich nur dem Namen nach fremd," sagt sie; dennoch, als sie den Glauben hingeben sollte, den der Vater in stillen Andachtsübungen bis zuletzt bekannt hatte,

ward ihr schwer ums Herz; und der Lehre des Predigers, daß „nur wer an Christus glaubt, selig werden könne", setzt sie, an ihre Mutter denkend, den Glauben entgegen, „daß alle Engel des Himmels einst bereit sein werden, ihre Seele zu empfangen".

Als der Gemahlin Eduard Devrients öffnet sich ihr eine neue Welt, und es ist erstaunlich, wie rasch das schüchterne, jedoch mit Mutterwitz und guter Beobachtungsgabe ausgestattete Wesen sich darin orientiert. Vor allem sind es die Mendelssohns, bei denen sie, schon als bevorzugte Schülerin Zelters, des „lieben Grobians", freundliche Aufnahme fand. In den glänzenden Räumen des vordem Reckschen Palais in der Leipzigerstraße sah Therese Devrient die Zelebritäten und die illustren Fremden des damaligen Berlins: Alexander v. Humboldt und Eduard Gans, Spontini, „schlank und schmal wie ein Schilfrohr", und Madame Spontini „im langen, weißen Mullkleid und goldgelbem Schal", die Hofrätin Herz und Rahel v. Varnhagen, hinter deren Stuhl „der verehrerische Gatte" stand, leise sein Taschenbuch hervorziehend, um jedes ihrer Worte gleich niederzuschreiben. „Als das Gespräch mit andern ihn einmal von der Stelle fortgelockt hatte und er in ihrer Nähe sprechen und lachen hörte, stürmte er eiligst herzu mit dem Rufe: ‚Was hat sie gesagt? — Was hat Rahel gesagt?'"

Immer aufs neue, so oft wir von dem Mendelssohnschen Hause lesen, übt es seinen unvergänglichen Zauber, und mit dem gleichen Anteil folgen wir dem jugendlichen Felix, den Therese zum ersten Male als dreizehnjährigen Knaben am Klavier sah, auf seiner Ruhmesbahn, sehen wir seine Schwestern, die neckische Fanny, die dicke Rebekka zu jungen Damen heranwachsen. So intim gestaltete sich die Freundschaft der Devrients und der Familie Mendelssohn, daß man ihnen, nach der Verheiratung Fannys mit Hensel, diesen gegenüber eine Wohnung im Gartenhaus vermietete. Stets aber blieb die Musik das seelische Bindeglied. In dem Liederspiel „Heimkehr aus der Fremde", das Felix zur Silberhochzeit seiner Eltern komponiert hatte, sang Therese mit, und den Proben wie der zum Ereignis gewordenen ersten Aufführung von Sebastian Bachs Passionsmusik am 11. März 1829 wohnte sie bei. Zelter, der dem Unternehmen anfangs zweifelnd gegenüber gestanden hatte, jedoch allmählich für das große Werk gewonnen worden war, vereinte nach der Aufführung einen Teil der Mitwirkenden und eine große Zahl geladener Gäste zum solennen Nachtessen in seiner Wohnung. Therese erhielt ihren Platz zwischen Felix Mendelssohn und einem ihr Unbekannten, der ihr durch seine gezierte Galanterie einigermaßen unangenehm wurde. „Sagen Sie mir doch," wandte sie sich an Felix, „wer ist der dumme Kerl hier neben mir?" Der Gefragte, sein Taschentuch vor den Mund haltend, erwiderte: „Der dumme Kerl da neben Ihnen ist der berühmte Philosoph Hegel."

Nicht viel besser erging es ihr, als sie, ein Jahr später, mit ihrem Gemahl, der in Hamburg gastierte, an einem luxuriösen Diner teilnahm, das Salomon Heine den beiden zu Ehren in seiner am Elbufer herrlich gelegenen Villa gab. „Der kleine, dicke, alte Mann mit weißen Haaren" führte Therese zu Tisch. „In einiger Entfernung mir gegenüber saß ein Herr, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog, weil er mich mit zugekniffenen, zwinkernden Augen maß, dann geringschätzig und gleichgültig fortsah. Der Ausdruck seines Gesichts machte mir den Eindruck, als ob ich zu anständig aussähe, um von ihm berücksichtigt zu werden. ‚Wer ist der Herr da drüben?' fragte ich meinen Nachbar. — ‚Kennen Sie den nicht? Das ist ja mein Neffe Heinrich, der Dichter,' und die Hand vor den Mund legend, flüsterte er: ‚Die Kanaille.'"

Ihren alten, treuen Lehrer Zelter sah Therese zum letzten Mal in einem Morgenkonzert der Singakademie, im April 1832. Während der Pause kam er zu ihr herauf, die noch um den Tod eines Kindes trauerte. Sein bleiches Aussehen war ihr schon aufgefallen. Nun nahm er ihre Hand, hielt sie lange in der seinen und sagte dann mit bebenden Lippen: „Ich habe auch mein Liebstes auf Erden verloren —

Goethe ist tot!" Die Nachricht hatte so niederschlagend auf Zelter gewirkt, daß ihn ein Unwohlsein befiel, von dem er sich nicht mehr erholte. An einem Abend, kurz vor dem Ende, als die Tochter ihn durch den Salon zu seinem Schlafzimmer begleitete, blieb er vor Goethes Büste stehen, nahm das Licht, beleuchtete den Kopf und sagte, indem er sich respektvoll verbeugte: „Exzellenz hatten natürlich den Vortritt; aber ich folge bald nach." — „Und so geschah's" . . . am 15. Mai 1832 starb auch er.

Mittlerweile hatten die Devrients mit vier Kindern und Tante Lore, Theresens einzig überlebender Schwester, das weinumrankte Häuschen im Mendelssohnschen Garten verlassen und in einem Hintergebäude der Markgrafenstraße ihr neues Heim gefunden. „Du darfst es nicht mit Mendelssohns Palais vergleichen," hatte Eduard gesagt. Aber welch ein Blick, wenn man aus Eduards Arbeitszimmer, das von vier Fenstern erhellt ward, ins Freie sah! Und wie traulich saß es sich unter der weit überhängenden Traueresche im Gärtchen, wo an Sommernachmittagen der Tee getrunken ward und oft noch im Mondenschein vierstimmige Lieder erklangen. Glückliches Berlin der alten Zeit, da es noch keine Fahrräder, keine elektrischen Bahnen und keine Automobile gab!

In diesem Zimmer, dem „grünen Saal", hat Eduard Devrient den Text zu Marschners „Hans Heiling" gedichtet, und damit reiht sich auch dieser den denkwürdigen Gestalten in Theresens Erinnerungen an. Heinrich Marschner, seit 1831 Hofkapellmeister in Hannover, und durch seine beiden Opern „Der Vampyr" und „Templer und Jüdin" schon berühmt geworden, stand in der Fülle seiner schöpferischen Kraft, als er mit Eduard Devrient in Verbindung trat, um sein größtes Werk zu schaffen. Die gemeinsame Arbeit bis zum Tage der Aufführung, 21. Mai 1833, umfaßte zwei Jahre, während der ein höchst interessanter schriftlicher Verkehr Dichter und Komponisten einander immmer näher brachte. Die Briefe Marschners an Devrient aus dessen Nachlaß sind in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden[1]): voll Geist und Witz, wie alles, was er sprach oder schrieb, klingt doch auch in ihnen schon ein bitterer Ton des Meisters an, der überall, nur in Berlin niemals, zur Anerkennung gelangt ist, und der zwanzig Jahre später, als er, von häuslichem Kummer gebeugt, vor den Theaterzetteln und Konzertanzeigen unter den Linden stand, sich sagen mußte, daß er hier völlig vergessen sei.

Mit dem Jahre 1844, in dem Eduard Devrient den Ruf als Oberregisseur nach Dresden annahm, brechen die Jugenderinnerungen Theresens ab; doch daß die guten Geister der Kunst und der Liebe noch lange über ihrem Leben walteten, sehen wir aus einem Nachwort. Nach fünfundzwanzig Jahren der idealsten Ehe schildert Eduard die Gefährtin „in ihrer Silberkrone so bräutlich und glücklich, so froh und guter Dinge", daß alle schweren Erlebnisse vor der Fülle ihres Glücks vergessen schienen. Und abermals nach fünfundzwanzig Jahren, „vor unsrer goldenen Hochzeit", erinnert sie sich der kleinen Geschichte von Philemon und Baucis, denen Jupiter zum Dank für die ihm erwiesene Gastfreundschaft ihre Bitte gewährt, nach einem langen, glücklichen Zusammenleben auch gemeinsam zu sterben:

Zwar gehen heutzutage
Die Götter nicht mehr aus,
Doch weilte der liebe Herrgott
Gar oft in unserm Haus.

Ich denke, er wird mich fragen:
Therese, was wünschest du?
O bring mich, will ich ihm sagen,
Mit meinem Philemon zur Ruh!

---

[1]) „Aus Eduard Devrients Nachlaß. Briefe von Heinrich Marschner an Eduard Devrient". Eingeleitet und mit Anmerkungen von Joseph Kürschner. „Deutsche Rundschau", 1879, Bd. XIX, S. 87 ff.

Einst, als die Kinder noch klein waren, erzählte, zwischen Lernen und Spielen, die Mutter den eifrig lauschenden aus dem eigenen und des Vaters Leben; und als dieser einmal unbemerkt zugehört, sagte er: „Das mußt du niederschreiben, aber gerade so, wie du es eben den Kindern erzählt hast.“ Am andern Tage brachte er ihr ein schön gebundenes Buch, auf dessen Deckel mit goldenen Lettern das Wort „Erinnerungen“ stand.

„So,“ berichtet uns Therese, „sind diese ‚Erinnerungen‘ entstanden, wenn auch oft mit langen Unterbrechungen.“

Ob sie weiter reichen als bis zum Jahre 1844, erfahren wir nicht. Aber ein Datum findet sich noch darin verzeichnet: der 4. Oktober 1877, der Todestag Eduard Devrients; und ein Gedicht Theresens „Nach Eduards Tode“ ist das Letzte, was wir von ihr erhalten:

Ich frag ihn, wie ich es sonst getan,
Wenngleich keine Antwort kommen kann,
Wenngleich sein ernster Mund nicht mehr spricht,
Ich brauche ja auch die Antwort nicht.
„In Liebe leben“, das war sein Wort,
Dem folg ich und lebe so mit ihm fort.

Sie starb am 14. Mai 1882. J. R.

Neuere Memoiren-Literatur.

1. Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen von Christoph v. Tiedemann. Erster Band: Schleswig-holsteinische Erinnerungen. Leipzig, S. Hirzels Verlag. 1905.

Seit reichlich einem halben Jahrhundert hat die Zuwendung zu literarischer und journalistischer Tätigkeit in deutschen Landen einen Umfang angenommen, der von Urteilsfähigen aller Richtungen und Parteien beklagt wird, der aber nichtsdestoweniger in beständigem und unaufhaltsamem Wachstum begriffen zu sein scheint. Kein Zweig unsres Schrifttums, der nicht darunter zu leiden hätte, daß Gebildete und Halbgebildete von mehr als zweifelhaftem Beruf unter die Schriftsteller gehen und daß sich immer wieder Verleger finden, die zu solcher Überschwemmung des Büchermarktes die Hand bieten und weder durch Spott noch durch Schaden klug werden. Das einzige Gebiet, auf dem das nicht zutrifft und wo die deutsche literarische Produktion hinter derjenigen der übrigen Kulturvölker quantitativ zurückblieb, war bis vor wenigen Jahren das der Memoirenliteratur. An Erinnerungsbüchern, in denen deutsche Gelehrte, Schriftsteller und Künstler von ihren Erlebnissen und insbesondere denen ihrer Jugend- und Werdezeit berichteten, hat es freilich zu keiner Zeit gefehlt, wohl aber an autobiographischen Bekenntnissen deutscher Staats- und Kriegsmänner.

Auch in dieser Rücksicht bedeuteten die Jahre 1866 und 1870 71 Wendepunkte: die Bildung eines diesen Namen verdienenden nationalen Staatslebens bot denjenigen, die daran Anteil genommen hatten, Möglichkeit und Veranlassung zu Berichten, die Anspruch auf allgemeine Teilnahme erheben durften, weil sie die Interessen aller betrafen. Immerhin steht die Sache noch gegenwärtig so, daß Engländer und Franzosen eine reichere Memoirenliteratur besitzen als wir, und daß diesem Gebiete angehörige neue Bücher uns willkommen, mindestens willkommener sein müssen, als

solche andrer Gattungen. Bedingung dabei ist freilich, daß die Verfasser zu sehen und zu schreiben gelernt haben, und daß ihr Anteil an den öffentlichen Dingen — einerlei, wie es sonst um denselben bestellt war — ein ernsthaftes gewesen ist. Auch hier gilt das Wort, nach dem nicht der Tummelplatz des Lebens, sondern sein Gehalt ihm den Wert gibt.

Einer „Legitimation zur Sache" hat es für den Autor der vorliegenden „Sieben Jahrzehnte" nicht bedurft. Sein Name ist den Älteren aus der Zeit geläufig, in der Herr v. Tiedemann zu den vertrautesten Mitarbeitern des Fürsten Bismarck gehörte, den Jüngeren aus der kleinen, durch Pietät und Wahrhaftigkeit gleich ausgezeichneten Schrift, in der der vieljährige Leiter der Reichskanzlei seine „persönlichen Erinnerungen" an den großen Mann niederlegte. Von dem großen Mann und der großen Zeit ist in dem vorliegenden ersten Bande des Tiedemannschen Werkes noch nicht die Rede. Der geborene Schleswig-Holsteiner und Sohn eines der frühesten und verdientesten Vorkämpfer im deutsch-dänischen Streite erzählt von den Eindrücken, die die transalbingische Erhebung des Jahres 1848 im Gemüte des knabenhaften Zeugen zurückgelassen hat, von den Tagen hoffnungsloser Verlassenheit und Niederhaltung seines Heimatlandes, endlich von der augustenburgischen und der preußischen Periode des Kampfes der Jahre 1864—1867 — Dingen, die ihrer Zeit im Mittelpunkte der deutschen Interessen standen, heute aber für die meisten „in nebelgraue Ferne" gerückt zu sein scheinen. Anspruchslos und zugleich lebensvoll geschrieben, sind diese Schilderungen aus den Stufenjahren der Vergangenheit des weiland „verlassenen Bruderstammes" allenthalben gleich lesenswert, weil sie durchaus auf Erlebnissen des Verfassers und der Beschützer seiner Jugend geschöpft sind und weil sie weit genug zurückliegen, um sine ira et studio erzählt zu werden. Der Verfasser gehört der Zahl der Glücklichen an, die sich die Freude am Dasein und Wirken niemals haben verkümmern lassen, denen ein guter leichter Sinn und ungewöhnliches praktisches Geschick zu erfolgreicher Betätigung auf den verschiedensten Gebieten verhalfen, und die empfangener Guttaten und froh durchlebter Stunden lieber gedenken als erlittener Enttäuschungen und begangener Mißgriffe.

Wesentlich darauf gerichtet, nur das zu berichten, was er sehen und hören durfte, hat der Verfasser vielleicht selbst nicht gewußt, daß sein Buch zugleich ein lehrreiches, genauer gesagt politisch lehrreiches geworden ist. Wer zu lesen versteht, erfährt aus ihm, wie schwer es für das Jahrhunderte lang mit Dänemark verbunden gewesene Land gehalten hat, von den Einflüssen frei zu werden, die allenthalben durch Verbindungen von vieljähriger Dauer geübt werden. Wie es für ernsthafte Menschen bei der Lösung einer Ehe — auch einer unglücklichen — nicht ohne innere Kämpfe abgeht, so hat es auch für die Elbherzogtümer bei der Scheidung von Dänemark an Bedenken und Schwierigkeiten nicht gefehlt. Zahlreiche Bande des Interesses, der Bluts- und Erbverwandtschaft, gemeinsame Erinnerungen und Erfahrungen reichten aus dem Lande zwischen Elbe und Königsau nach Kopenhagen und Nystadt hinüber. Von zwei dem Verfasser nahestehenden, zärtlich verbundenen Brüdern hören wir, daß der eine anno 1848 auf deutscher, der andre auf dänischer Seite focht. Tiedemanns Mutter war eine Jugendgefährtin der Gemahlin Christians VIII. gewesen, und die Sympathien seiner Schwiegereltern gehörten der dänischen Sache an. Daß des eider-dänischen Demokraten Orla Lehmann nächste Verwandten Führer der schleswig-holsteinischen nationalen Partei der fünfziger Jahre waren, ist allbekannte Tatsache. — Unter dem Dach der dänischen Krone hatte man in den Herzogtümern nicht nur böse, sondern auch gute Tage verbracht. Noch während der sechziger Jahre war in gewissen holsteinischen Adelskreisen die Erinnerung an die Zeiten lebendig geblieben, in denen nicht Kopenhagener Demokraten in Kiel, Altona und Flensburg, sondern deutsche Grafen und Herren in Kopenhagen die Leiter der gemeinsamen Geschicke des Königreichs gewesen waren. Und auch da noch, wo man das herrische Inselvolk mit bitterem Hasse verfolgte, hatte man eine Ahnung davon behalten, daß es um die bequemen, altväterischen Formen bäuerlicher Selbstverwaltung

geschehen sein werde, wenn die Herzogtümer einmal rein deutsche geworden. Ungleich bedeutsamer noch war ein andres Moment. Unvermeidlicherweise hatten die Jahre dänischen Druckes und gewaltsamer Niederhaltung jeder Weiterentwicklung der überkommenen Zustände in den Elbherzogtümern einen politischen Dilettantismus großgezogen, der bei der Mehrzahl der Führer des Landes jede ernsthafte Orientierung über die Zeichen der Zeit und deren Anforderungen ausschloß. Auf sich selbst und die staatenlosen deutschen Radikalen angewiesen, die während unsrer Reaktions- und Konfliktszeit für die einzigen wahren Freunde des verlorenen Bruderstammes galten, waren die Schleswig-Holsteiner Utopisten und Partikularisten vom reinsten Wasser geworden. Die Sache des Rechtsbodens, auf den man sich gestellt hatte, war seit den fünfziger Jahren mit derjenigen des Hauses Augustenburg gleichbedeutend geworden, und gerade wegen der Mühe, die es gekostet hatte, dem Heimatlande das Gedächtnis dieses halbvergessenen Hauses zu erneuern, wurde an ihm mit Zähigkeit festgehalten. So lange die Geschichte des Landes mit der Sache des „angestammten" Prätendenten unauflöslich verbunden erschien, gab es *einen* festen Punkt, an dem alle Richtungen und Parteien zusammentrafen — als die Alternative „preußisch werden oder dänisch bleiben" sich aufgetan hatte, war es für eine Weile aber nicht nur um die Einheit, sondern auch um die Kraft der schleswig-holsteinischen Bewegung geschehen. An die Stelle der Gemütserregung, die sich der Seele des zähesten und schwerfälligsten aller deutschen Stämme bemächtigt hatte, sollten Erwägungen des kühl abrechnenden Verstandes treten, Rücksichten der praktisch-politischen Notwendigkeit und des gemeinen Nutzens in letzter Instanz den Ausschlag geben! Das war mehr als eine Bevölkerung aufzubringen vermochte, die sich aus der Enge nächster und alltäglicher Interessen nur mit Anstrengung und unter dem Einfluß außerordentlicher Umstände herausgehoben hatte. Das Unvermeidliche mit Würde tun zu können, ist überall und zu allen Zeiten das Privilegium einer intellektuell begünstigten Minderheit gewesen — einer Minderheit, die sich nur allzu leicht dem Verdacht aussetzt, den Zusammenhang mit den Massen und für „des Volkes naturlose Musik" Ohr und Verständnis verloren zu haben.

Du meinst es redlich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz,

wie es bei Uhland heißt.

Die Schilderung dieses Zustandes und der Schwierigkeiten, die der allmählichen Befreiung aus ihm entgegenstanden, bildet den Hauptinhalt der drei letzten Abschnitte des Tiedemannschen Buches und verleiht ihm die spezifische Bedeutung. Jung und beweglich genug, um sich von dem Banne der Vergangenheit freizumachen und den Anforderungen der Gegenwart furchtlos ins Gesicht zu sehen, bleibt der Verfasser doch genugsam Schleswig-Holsteiner, um den Prozeß zu verstehen, der sich in der Seele seines Landes und Volkes vollzog und der sich langsam und mühevoll vollziehen *mußte*, wenn dieses Volk sich selbst und seiner Art treu bleiben wollte. Gerade weil Tiedemann nicht räsonniert, sondern einfach erzählt, „wie es wirklich gewesen ist", wirkt seine Darstellung zugleich überzeugend und versöhnend, — *überzeugend*, weil sie Unzulänglichkeit und Unausführbarkeit dessen aufweist, was sich die Augustenburgische Politik nannte, *versöhnend*, weil sie den der nationalen Sache geleisteten Widerstand der Schleswig-Holsteiner nicht auf ihr übles Wollen, sondern auf den Entwicklungsgang und die eigentümlichen Existenzbedingungen dieses vielgeprüften Stammes zurückführt. Das konnte allein die Sache eines Mannes sein, der sein Land kennt — und liebt.

— r —

2. Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland Generals der Artillerie und Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. Dritter Band: Die Kriege 1864 und 1866. Friedenszeit bis 1870. Erstes und zweites Tausend. Mit einem Titelbild und vier Skizzen im Text. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1906.

Von dem zweiten Bande dieser Memoiren hat die „Deutsche Rundschau" („Zur Memoirenliteratur", September 1905) einige kurze Auszüge gegeben. Der dritte Band, der uns gegenwärtig vorliegt, interessant wie die voraufgegangenen oder noch interessanter, bringt uns auf den Schauplatz der beiden Kriege von 1864 und 1866, an denen der Verfasser tätigen Anteil genommen hat. Gleich zu Beginn ein militärisches Genrebild, Sarin, eine Figur, die uns heutzutage wie etwas Unglaubliches anmutet — der Feldmarschall v. Wrangel als Oberkommandierender der preußischen und der österreichischen Armee. Etwas Unglaubliches! und dennoch haben wir ihn gerade so, wie ihn unser Memoirenschreiber darstellt, unter uns wandeln sehen — die Berliner Linden auf und ab, von einem obligaten Gefolge der Straßenjugend begleitet, von niemanden viele Jahre lang recht ernst mehr genommen und so auch von den Generalen des dänisch-deutschen Krieges nicht. Was wir in dem neuen Bande erfahren, sind nur allerhand intime Erlebnisse strategischer Art, die nicht ebenso zu ihrer Zeit in die Öffentlichkeit gedrungen sind, wie die auch hier wieder berichtete Anekdote von dem Telegramm König Wilhelms an den Prinzen Friedrich Karl mit dem „Herrn der Heerscharen". Etwas Unglaubliches und in seiner Unglaublichkeit Erheiterndes, aber in seiner bittern Wahrheit doch wiederum Lehrreiches und Warnungsvolles. So etwas ist möglich bei einer Armee, die ein halbes Jahrhundert lang den Feind nicht gesehen hat. Man lese es und staune.

Auch außer der Persönlichkeit eines solchen Oberstkommandierenden, den man bald noch während des kurzen Feldzuges selbst unschädlich zu machen suchte, ist es immer wieder die Beobachtung des Verfassers, wie in hundert Einzelheiten, an allerhand Mißgriffen und Irrtümern es sich damals erwiesen hat, daß der Krieg sich seine eigene Schule schaffen müsse, daß es daher eine glückliche Fügung war, die den Kampf gegen das kleine Dänemark zur Vorschule machte für die bald darauf folgenden großen Kriege Preußens und Deutschlands.

Es gab in Berlin damals seit Jahren eine „militärische Gesellschaft", in der die jüngeren Talente der Armee über militärische Fragen sich unterhielten. Man hatte ihr wegen des unabhängigen Tones, der darin herrschte, von andrer Seite den Namen „demokratischer Klub" beigelegt, den die Gesellschaft mit gutem Humor festhielt. Es war bezeichnend für diesen „demokratischen Klub", daß darin keine alkoholischen Getränke geduldet wurden. Hier trafen sich eines Abends nach Beendigung des dänischen Krieges mit den alten Kameraden mehrere, die aus dem Kampfe zurückgekehrt waren, so zumal der Oberst v. Blumenthal (der spätere General-Feldmarschall). Man bestürmte ihn mit Fragen, warum dieses und jenes während des Krieges geschehen oder unterlassen war. Er aber antwortete: „Verehrte Freunde! Statt jeder Antwort will ich euch nur den Haupteindruck wiedergeben, den mir der ganze Feldzug gemacht hat." Alles lauschte gespannt. „Es ist der," fuhr er fort, „daß wir in der ganzen preußischen Armee keinen einzigen General haben, der imstande ist, seine sechs Bataillone in einem täglich wechselnden operativen Feldzuge richtig zu führen, und — das müßt ihr mir nicht übel nehmen — da nehme ich keinen aus, auch dich nicht, lieber Werder."

Das war der „Experimentalkrieg", wie Hohenlohe den dänischen Krieg zu nennen liebte. Im Jahre 1866 folgte der erste große, wenn auch noch kurze Krieg. Diesem letzteren ist auch der erheblichste Teil des vorliegenden dritten Bandes gewidmet. Der Verfasser hat daran tätigen und wirksamen Anteil genommen. Seine Schilderung der Schlacht bei Königgrätz, so wie er sie erlebt und durchgemacht hat, ist eine gleichsam protokollarische, von Stunde zu Stunde, ja von Viertelstunde zu Viertel-

stunde fortschreitende Darstellung jenes furchtbaren Gemetzels. Das dramatische Interesse fesselnd und spannend, aber ganz aufgehend in den militärischen und zwar wiederum den speziell artilleristischen Vorgängen des großen Kampfes, welchen letzteren die berufliche Aufgabe unsres Verfassers gehörte, da er bald nach dem dänischen Kriege an die Spitze des Garde-Artillerieregiments gestellt worden war und in dieser selben Eigenschaft den Krieg mitmachte. Das Glücksspiel des Krieges lernte er an seiner eigenen Person in jener Schlacht von der bessern Seite kennen, da eine mit Butterbroten reichlich gefüllte Packtasche auf seinem Pferde ihm das Leben rettete, indem sie eine Granate der Österreicher im heißesten Getümmel abprallen ließ.

Der noch zu erwartende vierte Band dieser Aufzeichnungen wird die Erlebnisse des Krieges von 1870—1871 enthalten. In dem gegenwärtigen Bande ist nur ein kurzes Vorspiel dazu enthalten. Da erzählt der Verfasser, wie er im Frühjahr 1870 um eine gewisse Tagesstunde im Tiergarten zu reiten pflegte, wie er da gewöhnlich Gesellschaft von Generalstabsoffizieren traf, und wie es ihm auffiel, daß darunter immer wieder etliche Herren ein paar Wochen lang fehlten, die allzumal, wenn sie zurückkehrten, von einer „Vergnügungsreise“ nach Frankreich erzählten. Die Gegenden von Metz, Nancy, Belfort, Verdun, Chalons und Dijon hatten sie meist „landschaftlich“ so interessiert, daß sie nicht Zeit fanden, weiter zu kommen. Es war auffallend, daß auch ganz unbemittelte Offiziere solche Vergnügungsreisen machten.

Und endlich, hart vor der Katastrophe! Am 12. Juli traf Hohenlohe den Obersten Stoffel, den französischen Militärbevollmächtigten in Berlin. Dieser fragte ihn, ob er wieder einmal bei seinen Schießübungen zusehen dürfe. „In vierzehn Tagen,“ lautete die Antwort, „wird es interessanter sein.“ Und nun entwickelte sich ein Gespräch, das mit Stoffels düsteren und darum scharfblickenden Prophezeiungen für Frankreichs Schicksal in dem bevorstehenden Kriege schloß: „Beide, der Kaiser und Olivier sind ruhige und vernünftige Leute — und eben diese beiden begehen Torheiten, die uns in einen tiefen Abgrund schleudern werden.“ Alle die Warnungen, die Stoffel nach Paris geschickt, waren bekanntlich nicht beachtet, ja nicht einmal gelesen worden.

L.

ρσ. **Ernst Moritz Arndts sämtliche Werke.** Bände VII 1. VII 2. VIII. Leipzig, Karl Fr. Pfau. 1905.

Der Wunsch, Ernst Moritz Arndts sämtliche Werke zu besitzen, kann nicht lebhaft genug zum Ausdruck gebracht werden. Jeder Kundige weiß, wie schwer es gehalten hat, auch nur eine vollständige Bibliographie der Werke aufzustellen und gar die Existenz einzelner Flugschriften, namentlich aus der Freiheitszeit, nachzuweisen. Insofern die Pfausche Ausgabe eine erschöpfende Sammlung zu leisten verspricht, kann sie natürlich nur willkommen geheißen werden, und in diesem Sinne sind auch die ersten Bände vor Jahren in der „Deutschen Rundschau“ angezeigt worden. Der Verleger ist sich in seiner Neigung für Arndt gleich geblieben, die Bearbeiter der einzelnen Bände haben aber gewechselt, und dieser Umstand scheint dem ebenmäßigen Fortschritt der Ausgabe nicht günstig gewesen zu sein. Trotzdem nehmen wir von den jüngst erschienenen drei neuen Bänden gern Kenntnis. Der siebente mußte geteilt werden, um Raum für die Aufnahme der beiden weit voneinander, 1818 und 1843, veröffentlichten Teile der „Märchen und Jugenderinnerungen“ E. M. Arndts zu erhalten. Am interessantesten ist für uns das 1818 bei Reimer erschienene erste Bändchen, weil es ungefähr in die gleiche Zeit fiel, in der die Brüder Grimm im selben Verlage ihre Märchen in der ersten und zweiten Auflage, und in einem andern Berliner Verlage ihre Deutschen Sagen erscheinen ließen. Die Scheidung zwischen Märchen und Sage, wie sie, freilich mit zum Teil verfließenden Grenzen, von Grimms zur Anerkennung gebracht worden ist, war Arndt damals fremd und ist ihm auch für das zweite Bändchen 1843 fremd geblieben. Daher urteilten Grimms 1822 (3, 416), die mit großer Aufmerksamkeit aus Arndts früheren Schriften, namentlich den „Reisen“, alle märchen- und sagenhaften Stoffe ausgezogen hatten, mit Recht über Arndts Bändchen 1818, daß es nicht Märchen, wie die ihrigen, sondern „in eigner und lebendiger Darstellung Sagen, Märchen, Lieder verschiedener Gegenden, namentlich des Nordens, mit Ausschmückungen und Zusätzen“ enthalte; am treuesten aufgefaßt erschien ihnen das erste Märchen von der Insel Rügen: „Die sieben Mäuse.“ „Weil die Kinder unter der Kirche spielen und Äpfel und Nüsse, die zu einem Patengeschenke bestimmt sind, verspeisen, verwünscht ihre Mutter, die vom Kirchgange heimkommt, sie zu Mäusen. Für Nr. 7 bei Arndt, „Die neun Berge bei Rambin“, lieferte dagegen die Sage, nicht das Märchen, den Grund und Boden; und Nr. 13, „Halt den Mittelweg“, ist in dieser sagenmäßigen Art ganz vorzüglich erzählt und allgemein bekannt. Wichtig sind die im zweiten Bändchen bei Arndt mehr vordringenden Dialekterzählungen, und die sprachlichen Bemerkungen, die er über ihre Schreibung und Aussprache vorausgeschickt hat, lesen sich heute wie eine kundige Vorverhandlung zu den Erörterungen, die Klaus Groth und Fritz Reuter über denselben Gegenstand nachher geführt haben.

An die beiden Märchenteile des siebenten Bandes der neuen Gesamtausgabe reiht sich als Band VIII der erste Teil vom „Geist der Zeit“, 1805 (und die weiteren Teile sollen bald folgen) mit seiner gewaltigen Anklage gegen Napoleon und begeisterten Aufnahme seitens der deutschen Patrioten. Arndt zeichnete darin den verkommenen Geist der Zeit, der all das Leid über Deutschland gebracht habe und zum Heile deutscher Zukunft überwunden werden müsse. Furchtlos geht er dem schlappen Treiben der Schreiber, der Philosophen, der Theologen, der Geschichtschreiber, der Dichter, der Rezensenten, der Journalisten zu Leibe. Es fehle die Fähigkeit, sinnlich fromm zu sein. Dem Schöpferischen und Göttlichen im Menschen müsse wieder zu seinem Rechte verholfen werden. Die Schicksale der alten und neueren Völker werden zur Warnung hingestellt. Und er, der kindereinfache Mann, der auf Kindermärchen und -Sagen lauscht, prägt das schöne Wort: „Für die großen Dinge gehören Kinderaugen und Kinderherzen“, ein gewaltiger Angriff auf den Geist der damaligen Zeit, der sich nicht genug auf seinen „Verstand“ zugute tun konnte. So sind Arndts „Märchen“ und sein „Geist der Zeit“, wie verschieden voneinander, doch aus einer Wurzel gewachsen und mögen deshalb auch in der neuen Ausgabe friedlich nebeneinander stehen. Schön wäre es, wenn nach dem „Geist der Zeit“ rasch die für den einzelnen kaum erhältlichen Flugschriften aus der Zeit der Freiheitskriege zum Abdruck gelangten, eine Arbeit, die, mit Ernst und Strenge geleistet, der Ausgabe einen großen Vorsprung vor andern Unternehmungen und den dankbarsten Beifall aller Arndt-Freunde sichern würde.

ρλ. **Reden und Studien.** Von Ludwig Friedlaender. Zwei Bände. Straßburg, Karl Trübner. 1905.

Eine äußerst wertvolle Gabe von vielseitigem Interesse wird uns hier geboten: Aufsätze „aus alten Papieren“ der Familie Friedlaender: aus Königsberger Gelehrtenkreisen: über Rahel; aus Rom: Erinnerungen an Turgenjew; über antike Kunst und ihren Gegensatz zur modernen; über das Nachleben der Antike im Mittelalter: über Kants Verhältnis zur Kunst, Natur und Politik: Reiseeindrücke aus Italien; französische Urteile über Deutschland. Die feine Beobachtungsgabe und die plastische Darstellungskunst des berühmten Sittenhistorikers Roms treten uns auch hier wieder entgegen und machen die Lektüre der zwei Bände zu einer Quelle reichen Genusses und gediegener Belehrung.

ρλ. **Ernst Lieber als Parlamentarier.** Von Martin Spahn. Gotha, Fr. A. Perthes. 1906.

Der Straßburger Historiker hat dieses 81 Seiten starke Büchlein seinem Vater zu dessen sechzigstem Geburtstag gewidmet: es gilt der politischen Arbeit eines der hervorragendsten Gesinnungs- und Kampfgenossen Spahns, des aus Nassau stammenden Zentrumsführers Lieber. Die Schrift stützt sich auf die Protokolle des Reichstages, des preußischen Abgeordnetenhauses und auf persönliche Mitteilungen; sie zeigt die

romantische Grundlage von Liebers politischen Anschauungen auf und entwickelt fein und verständnisvoll die mancherlei Einschläge, welche die sozialen und politischen Aufgaben des Reiches und Preußens allmählich dazu gefügt haben. So ist die Schrift ganz von selbst ein beachtenswerter Beitrag zur neueren Deutschen Geschichte, der um so willkommener aufgenommen werden wird, als Martin Spahn trotz seiner persönlichen Beziehungen zu maßgebenden Persönlichkeiten des Zentrums keineswegs kritiklos in dem Gedankenkreis des Zentrums befangen ist. Daß er es dennoch vielleicht in nur allzu freundlichem Lichte sieht, will uns allerdings scheinen, wenn er S. 3 meint, sein Ziel sei, „sich zu einer vom konfessionellen und partikularistischen Wesen freien Reichspartei durchzubilden". Möchte das doch geschehen!

γ. **Histoire du second empire.** Par Pierre de la Gorce. Tome septième. Paris, Plon. 1905.

Der siebente und zugleich letzte Band dieses großen Werkes enthält die Erzählung der letzten vier Wochen des zweiten Kaiserreichs, der Zeit vom 7. August bis zum 4. September 1870. Wie nicht anders zu erwarten, ist die Erzählung hauptsächlich den kriegerischen Ereignissen gewidmet, durch die Napoleon III. zu Fall kam, den Schlachten von Mars la Tour, Gravelotte und Sedan. Doch befassen sich auch zwei Bücher (43 und 46) mit den innern Ereignissen Frankreichs, mit den letzten diplomatischen Versuchen, Bundesgenossen gegen Deutschland zu gewinnen, und mit der Revolution des 4. September. Gorce strebt sichtlich nach Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Darstellung, deren Inhalt auf sorgfältigem Studium der Quellen beruht. Die Erzählungsweise ist anschaulich, nicht ohne Kraft und künstlerisch fein abgewogen. Sympathisch berührt im Gegensatz zu so vielen bis zur Rohheit schroffen französischen und deutschen Urteilen über Napoleon III. die menschlich gerechte und billige Auffassung von Gorce. Er hat Worte des Mitleids mit dem unglücklichen Mann, der eigentlich mit Ausbruch des Krieges wie von selbst aus der leitenden Stelle weggedrängt wurde, zu der er bei seinem Mangel an den Eigenschaften des Heerführers und seiner Krankheit nicht geeignet war; und angesichts des Umstandes, daß Napoleon bei Sedan das eingeschlossene und verlorene Heer in nutzlosem Kampfe um seines eignen Nachruhms willen aufzuopfern verschmähte, urteilt Gorce: „Wie der arme Kaiser gut gewesen war, so sollte er es bis zum Schlusse sein: er, der sein Leben lang ein menschenfreundlicher Fürst gewesen war, sollte seine Wirksamkeit mit einer Handlung der Menschlichkeit beschließen." Das Urteil über Bazaine geht dahin, daß er persönlich tapfer, aber ohne die Fähigkeit des großen Überblicks über das Ganze und deswegen ein Mann halber Maßregeln war; dadurch hat er den Ruin seines Heeres verschuldet. Uns Deutschen gegenüber ist Gorce nicht unbillig; die Stimmung unsres Heeres nach Sedan, die Hoffnung, durch diesen Sieg den Frieden erfochten zu haben, schildert er mit einer gewissen Ehrfurcht: die Helden von Mars la Tour aber hätte er füglich wärmer rühmen dürfen.

λ. **La colonisation et les colonies allemandes.** Par André Chéradame. Paris, Plon-Nourit. 1905.

In diesem, mit acht farbigen Karten ausgestatteten starken Bande schildert der Verfasser auf Grund von Studien, die er in Berlin mit Hilfe der Deutschen Kolonialgesellschaft gemacht hat, die Entstehung und den jetzigen Zustand der deutschen Kolonien. Er liefert eine wertvolle und im großen und ganzen nicht voreingenommene Darstellung; die grundlosen Ansprüche der Engländer auf unser Südwestafrika, über die 1884 Bismarck kraftvoll wegschritt, werden in ihrer Nichtigkeit anerkannt und auch nicht verschwiegen, daß die französische Presse sich damals zugunsten des Vorgehens der Deutschen aussprach (S. 60). Ganz kann sich Chéradame freilich von der französischen Auffassungsweise nicht losmachen, und daß die Deutschen nach 1870 „Europa beherrschen" wollten und gegen Frankreich „eine angreifende Politik" (!) befolgten, ist auch für ihn zur fixen Idee geworden (S. 25). Er hebt nicht ohne eine gewisse Befriedigung hervor, daß wir nach zwanzigjähriger Kolonialpolitik recht unbefriedigende Ergebnisse aufzuweisen haben, und die Preisgabe der Kolonien mehr vom Nationalstolz als von der Hoffnung auf bessere Zeiten verhindert werde (S. 478); doch ist er objektiv genug zuzugestehen, daß bei allen Kolonisationen Lehrgeld gezahlt werden muß und die wahren Vorzüge des deutschen Wesens, wissenschaftlicher Trieb, wirtschaftliche Tatkraft und Fürsorge für Erziehung der Eingebornen zur Arbeit und für ihre Unterweisung sich auch in diesen enttäuschungsreichen Jahren nicht verleugnet haben. Wenn er zum Schluß meint, Deutschland werde vielleicht suchen, auf Kosten Englands und Frankreichs bessere Kolonien zu erwerben, so wollen wir das ruhig der Zukunft anheimstellen.

βλ. **La Littérature contemporaine.** Par Georges Le Cardonnel et Charles Vellay. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Die Verfasser des vorliegenden Buches haben sich der Verantwortung unterzogen, über die Literatur der Gegenwart in Frankreich ein selbständiges Urteil abzugeben. Sie sind zu Dichtern, Romanschriftstellern und dramatischen Autoren gegangen und ließen sich von ihnen die Frage beantworten, wie sie über Tendenz und künftige Evolution ihrer Kunst denken. An dieser, in den meisten Fällen wohl etwas erzwungnen Konversation haben über hundert Persönlichkeiten Teil genommen, deren meist widersprechende Anschauungen an die Unterhaltung am Turm zu Babel erinnern würden, hätte nicht die Druckerschwärze den Konflikt der Stimmen abgetönt. Einige Beispiele mögen genügen. Nach den einen ist die goldne Zeit einer unparteiischen, wahrhaft künstlerischen Kritik vorüber; nach den andern, den erfolgreichen, ist es ein Vorteil für die Literatur, daß die Mittelmäßigkeit des Durchschnitts unter den Lesern über sie richtet. Huysmans erklärt kurz und bündig,

daß Paul Bourget ihn „embétiert“: Coppée verherrlicht ihn als den Philosophen, der religiöse, politische und soziale Probleme in Form des Romans aufhellt. „Gibt es noch Schulen?“ Die meisten sagen nein. „Hat für den Roman die Stunde der Dekadenz geschlagen?“ Nur wenige sagen ja. Brunetière schätzt die Zahl der alljährlich erscheinenden Romane in Frankreich auf 240, die der Theaterstücke auf etwa 75, der Gedichtsammlungen auf 80. Die Aufgabe, sie durchzumustern, erscheint ihm nicht überwältigend. Eine Stunde, sagt er, genüge, um sich über den Wert eines Buches Rechenschaft zu geben. Ohne Verwogenheit darf vorausgesetzt werden, daß er die meisten dieser modernen Kunsterzeugnisse unaufgeschnitten in den Papierkorb wirft, „denn niemand weiß mehr, was eigentlich Kunst sei?“ Wer ihm jedoch von einer klassischen Renaissance spricht, der wird sarkastisch gefragt, was und ob er überhaupt etwas darunter verstehe? Anatole France lächelt, erklärt den „Bourgeois“ für zu unintelligent, um jemals in literarischen Dingen urteilsfähig zu sein und hält die Arbeiter für ungleich mehr begabt: „Leider haben sie keine Kultur und können keine solche haben, weil ihnen die Zeit fehlt, sie zu verwerten.“ Der Weisheit letzter Schluß lautet: Genius zu haben und dann zu gehen, wohin der Genius ruft.

βλ. **Saints in Society.** By Margaret Baillie-Saunders. T. Fisher Unwin. Leipzig-Paris. 1905.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die großen alten Bücher viel kommentiert und nicht mehr gelesen werden. Die kundigsten englischen Kritiker und andre verweisen auf die beklagenswerte Tatsache, weder Sir Walter Scott noch Thackeray, noch George Eliot seien der jungen Generation bekannt. Die unsterblichen Schöpfungen der Vergangenheit sind ihr zu mühsam; sie erfordern eine Aufmerksamkeit, für die weder Zeit noch Lust vorhanden sind. Man greift statt dessen zum Sensationsbuch des Tages, blättert darin oder liest es im besten Fall auch durch, wirft es weg und der latest novel folgt die nächste, die ebenso schnell verschlungen und vergessen wird. Meistens verdient sie auch kein besseres Los, trotz aller Geschicklichkeit der Mache, die in dem Maße wächst, als der innere Wert abnimmt. Das trifft auch in bezug auf die Geschichte eines Arbeiterführers, dem Gegenstand von „Saints in Society“, zu. Der von einer Frau geschriebene Roman setzt Kenntnis des englischen Lebens voraus, sonst blieben seine etwas forcierte Komik und sein nicht weniger übertriebenes Pathos unverständlich. Der humanitäre Sozialist wird von der Aristokratie adoptiert, erliegt den recht platten Verführungskünsten einer vornehmen Dame, gewinnt mit einer Zeitung ungeheuer viel Geld, durch sein parlamentarisches Talent nicht weniger Ruhm und verliert seine Ideale. Der Mann scheitert am Erfolg. Zwei Frauen bewahren die ihrigen und retten ihre Seelen und die armen Kinder, für deren geistiges und materielles Wohl der Kampf des Arbeiterführers begann. Das Buch ist in der besten Absicht und mit Humor erdacht und durchgeführt. Wer die geschilderten Persönlichkeiten für Typen ihrer gesellschaftlichen Klasse zu erkennen glaubte, würde sich arg täuschen. Mit dieser Einschränkung ist es besser als die meisten ähnlichen Erzeugnisse, die, in England gelesen und in Deutschland übersetzt, ebenfalls einen dankbaren Leserkreis finden.

γς. **La Renaissance septentrionale et les premiers maîtres des Flandres.** Par Fierens-Gevaert. Bruxelles, G. van Oest & Co. 1905.

In den älteren Kunstgeschichten begann man die nordische Malerei kurzweg mit den van Eyck. Woher sie kamen, darüber zerbrach man sich nicht den Kopf. Heute, da man den vielfach verschlungenen Beziehungen zwischen Italien, Frankreich, den Rheinlanden und den Niederlanden so emsig nachspürt, da über den Begriff und den Ursprung der Renaissance so eifrig diskutiert wird, bewegt gerade auch die Frage nach dem Ursprung der Schöpfer des Genter Altars die Gemüter. Eine ganze Anzahl der feinsten Köpfe in Belgien, Frankreich und Deutschland hat sich bisher um die Lösung des Problems bemüht, auf der französischen Seite zum Teil leider mit einem Einschlag chauvinistischer Regungen. Das vorliegende Buch, das aus Vorlesungen in Brüssel und Lüttich hervorgegangen ist, bietet eine reich illustrierte, möglichst objektive Zusammenfassung aller bisherigen Ergebnisse. Der Verfasser zeigt uns die in Belgien verbliebenen Kunstwerke des 12. bis 14. Jahrhunderts und führt uns dann über den Hof der Valois, an dem flämische (richtiger flandrische, holländische und wallonische) Künstler tätig waren, zu der Kunstblüte am burgundischen Hofe in Dijon, die ganz und gar nordischen Künstlern verdankt wird. Vortrefflich werden die Miniaturmaler in Paris und am Hofe des Herzogs von Berry charakterisiert, der entschieden von der italienischen Kunst beeinflußte Jacquemart von Hesdin und besonders die jetzt im Mittelpunkt des Interesses stehenden Brüder von Limburg, die die eigentlichen Vorläufer der van Eyck sind. Die vor dem Turiner Brande glücklicherweise reproduzierten „Heures de Turin“ werden nicht mit Durrion als ein Jugendwerk der van Eyck, sondern als ein Werk aus ihrem Atelier hingestellt. Sehr vorsichtig ist der Verfasser in der Abgrenzung des Werkes des älteren der beiden Brüder, das der Gegenstand zahlloser Hypothesen ist, verficht aber die alte, so stark bestrittene Ansicht van Manders, daß Jan der Hauptkünstler des Altars ist. Den Beschluß des Werkes macht eine sehr genaue Beschreibung des Altars, bei der mit Zuziehung von Spezialgelehrten auch die Inschriften, die Musikinstrumente und alles Kunstgewerbliche genau untersucht werden. Das Buch ist sehr fein und warm geschrieben; seine Sprache erhebt sich zuweilen zu dichterischer Schönheit.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adamkiewicz. — Die Eigenkraft der Materie und das Denken im Weltall. Von Albert Adamkiewicz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

1806. — Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Bab. — Wege zum Drama. Von Julius Bab. Berlin, Oesterheld & Co. 1906.

Baedeker. — Spanien und Portugal. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 9 Karten, 41 Plänen und 15 Grundrissen. Dritte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Beck. — Feuchtfröhliches und Feuchtunfröhliches. Von Carl Beck. Berlin, Leonhard Simion Nf. 1906.

Behnisch-Kappstein. — Das klingende Fließ. Von Anna Behnisch-Kappstein. Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H. 1906.

Berg. — Die Wacht an der Weichsel. Roman von Max Berg. Göttingen und Leipzig, Hermann Peters. O. J.

Bibliographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Neunter Band. Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1904. Mit dem Bildnis von Friedrich Ratzel in Heliogravüre. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Bibliothèque arménienne. — Les Trouvères arméniennes. Traduction française avec une traduction par Archag Tchobanian. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

Bode. — Rembrandt und seine Zeitgenossen. Von Wilhelm Bode. Charakterbilder der großen Meister der holländischen und flämischen Malerschule im siebzehnten Jahrhundert. Leipzig, E. A. Seemann. 1906.

Bradel. — Die Enterbten. Nachgelassener Roman von Ferd. Freiin von Bradel. Köln a. Rh., J. P. Bachem. O. J.

Brantl. — Meeresstille und glückliche Fahrt. Gedichte von Maximilian Brantl. Enzisweiler bei Lindau, im Selbstverlage des Verfassers. 1906.

Bueck. — Der Zentralverband deutscher Industrieller und seine dreißigjährige Arbeit von 1876—1906. Dargestellt von seinem Geschäftsführer H. A. Bueck. Berlin, J. Guttentag. 1906.

Delbrück. — Ist das Christusbild in Hilligenlei richtig? War Christus nicht Gottes Sohn? Ein Wort zur Klärung. Von Kurt Delbrück. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1906.

Denis. — La fondation de l'empire allemand (1852—1871). Par Ernest Denis. Paris, Armand Colin. 1906.

Ebner-Eschenbach. — Aphorismen. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Eudrulat. — Die Laima rief! Roman von Eudrus Eudrulat. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Eulenburg. — Von Asdod nach Ninive im Jahre 711 v. Chr. Dritte Folge. Von Olga zu Eulenburg. Die Buße von Ninive. Leipzig, Otto Wigand. 1905.

Falke. — Das große Talent. Die Geschichte einer bunten Familie. Von Baronesse Falke. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden, O. J.

Felseck. — Tagebuch einer andern Verlorenen. Auch von einer Toten. Nach dem Originalmanuskript herausgegeben von Rudolf Felseck. Leipzig, Walther Fiedeler. 1906.

Fogazzaro. — Der Heilige. Roman von Antonio Fogazzaro. Einzig berechtigte Übertragung von M. Gagliardi. Zweite Auflage. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Frankfurter. — Von gekrönten Häuptern. Ein Novellenzyklus von Richard Otto Frankfurter. Berlin, Oesterheld & Co. 1906.

Frey. — Zugvogel. Skizzen aus der Heimat und überm Ozean. Von Ernst Frey. Zürich, Arnold Bopp. 1906.

Friedmann. — Der erste Tag. Dichtungen, Szenen und Sentenzen. Von Hermann Friedmann. Dorpat, Ed. Bergmanns Verlag. 1906.

Fries-Schwenzen. — Agestin. Roman von H. Fries-Schwenzen. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Fromer. — Vom Ghetto zur modernen Kultur. Eine Lebensgeschichte von Jakob Fromer. Charlottenburg, im Verlage des Verfassers. 1906.

Geiger. — Deutsches Reich und Volk. Ein nationales Handbuch. Herausgegeben von Alfred Geiger. München, J. F. Lehmann. 1906.

Griebens Reiseführer. — Karlsbad und Umgebung. Sechzehnte Auflage, neu bearbeitet von Karl Joh. Baier. Mit drei Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Grünewald. — Sonnenpeter. Ein Drama in vier Aufzügen. Von Alfred Grünewald. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Harraden. — Katharine Frensham. Roman von Beatrice Harraden. Mit Erlaubnis der Verfasserin aus dem Englischen übertragen von E. von Kraak. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Hatschek. — Bismarcks Werk in der Reichsverfassung. Von Julius Hatschek. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Heller. — Garben. Neue Gedichte von Leo Heller. Berlin, Verlag „Harmonie". O. J.

Herbert. — Doktor Sörrensen. Roman von M. Herbert. Köln a. Rh., J. P. Bachem. O. J.

Hirschfeld. — Pautzeit. Sechs Wochen Heldentum. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Arthur Cavael. 1906.

Hoffmann. — Der Herrenprediger und andre Novellen. Von Hans Hoffmann. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Hoffmann. — Wider den Kurfürsten. Roman von Hans Hoffmann. Zweite, veränderte Auflage. Drei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Hornstein. — Fühlung. Psychologische Dichtungen von Ferdinand v. Hornstein. Zweite, vermehrte und veränderte Ausgabe. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. O. J.

Hornstein. — Mohammed. Drama in drei Akten (acht Szenen). Von Ferdinand v. Hornstein. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1906.

Horschick. — Reif im Frühling. Novellen von J. J. Horschick. Leipzig, C. F. Amelang. 1906.

Jäger. — Die Reichsfinanzreform von 1906 und ihre neuen Steuern. Von Eugen Jäger. München-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. 1906.

Ignotus. — Arbeit und Natur. Betrachtungen zur sozialen Frage. Von Ignotus. Berlin, J. Harrwitz. 1906.

Kambli. — Die sexuelle Frage und ihre Beantwortung von Aug. Forel. Besprochen von C. W. Kambli. Zürich, Aug. Frick. O. J.

Kappstein. — Buddha und Christus. Religionsgeschichtliche Parallelen. Von Theodor Kappstein. Berlin, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Keller. — Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis von Helen Keller. Autorisiert. Deutsch von Dr. Rudolf Lautenbach. Stuttgart. Robert Lutz. 1906.

Kidde. — Luftschlösser. Von Harald Kidde. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Kircheisen. — Die Königin Luise in der Geschichte und Literatur. Eine systematische Zusammenstellung der über sie erschienenen Einzelschriften und Zeitschriftenbeiträge. Von Friedrich M. Kircheisen. Jena, H. W. Schmidt, 1906.

Krah. — Die Hegelunds. Roman von Ina Krah. Berlin, Richard Taendler. 1906.

Kristensen. — Simon, der Gassenjunge. Erzählung von Niels K. Kristensen. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von W. Baur. Illustriert von P. Steffensen. Basel, Friedrich Reinhardt. O. J.

Kromphardt. — Die Welt als Widerspruch. Von G. Fred Kromphardt. Niagara Falls, N. Y., Verlag des Verfassers. 1906.

Kubel. — Die Apotheke zu Angerbeck. Roman von Ludwig Kubel. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1905.

Lazarus. — Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Titelbild. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Le Maire. — Le rêve d'Antoinette. Par Eveline le Maire. Paris, Plon. 1906.

Lettische Revolution, Die. — Mit einem Geleitwort von Theodor Schiemann. Erster Teil: Der Schauplatz. Treibende Kräfte. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Liebert. — Die Entwicklung der Sozialdemokratie und ihr Einfluß auf das Heer. Von E. v. Liebert. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1906.

Lohr. — Heinrich Heine. Dichtungen. Für die deutsche Familie ausgewählt von A. Lohr. Köln a. Rh., J. P. Bachem. O. J.

Lort de Sérignan. — Le duc de Lauzun (Général Biron) 1791—1792. Correspondance intime publiée par le comte de Lort de Sérignan. Paris, Perrin & Cie. 1906.

Lutz. — Schattens Schatten. Eine symbolisch-närrische Tragödie von Paul Hugo Lutz. Dresden, Richard Lincke. O. J.

Martin. — Die weiblichen Bildungsbedürfnisse der Gegenwart. Von Marie Martin. Mit einem Nachwort von Reinhold Steberg. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1906.

Maugras. — Dernières années du roi Stanislas. Par Gaston Maugras. Paris, Plon. 1906.

Mayer. — Los vom Materialismus! Bekenntnisse eines alten Naturwissenschaftlers. Von Adolf Mayer. Heidelberg, Carl Winter. 1906.

Mazel. — Ce qu'il faut lire dans sa vie. Par Henri Mazel. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Mémoires du baron Sers. 1786—1862. — Publiés d'après le manuscrit original. Avec une introduction et des notes par Henri Sers et Raymond Guyot. Contenant un portrait d'après une miniature. Paris, Albert Fontemoing. 1906.

Meyer. — Aphorismen zur Moralphilosophie. Von Martin Meyer. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Meyer. — Deutsche Stilistik. Von Richard M. Meyer. München, C. H. Beck. 1906.

Morhardt. — Les maladies vénériennes et la réglementation de la prostitution au point de vue de l'hygiène sociale. Par Paul Emile Morhardt. Paris, Octave Doin. 1906.

Nee. — Lotus Blossoms. A little book on Buddhism. By Manay Nee. Rangdon, Printead privately. 1906.

Odermatt. — Hartes Holz. Eine Erzählung aus den Bergen der Urschweiz. Von Franz Odermatt. Zürich, Arnold Bopp. 1905.

Oldenberg. — Indien und die Religionswissenschaft. Zwei Vorträge von Hermann Oldenberg. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Pellegrini. — Verso la guerra! Il dissidio fra l'Italia e l'Austria. Di Battista Pellegrini. Roma, Enrico Voghera. 1906.

Phillpotts. — The Portreeve. By Eden Phillpotts. London, T. Fisher Unwin. 1906.

Pirro. — J. S. Bach. Par André Pirro. Paris. Félix Alcan. 1906.

Raymond. — Verrocchio. Par Marcel Raymond. Paris, Librairie de l'art ancien et moderne. S. a.

Rea. — Schillers Dramas and Poems in England. By Thoma Rea. London, T. Fisher Unwin. 1906.

Regensberg. — Langenjatza. 1866 und das Ende des Königreichs Hannover. Von Fr. Regensberg. Mit Illustrationen von Georg Lebrecht und zwei Karten. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung (W. Keller & Co.). 1906.

Reinert. — Der Weg zur Sonne. Roman von Robert Reinert. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1906.

Reinholt. — Tränen. Gedichte von Ludwig Reinholt. Graz, Verlag „Ventum". 1906.

Ressel. — O'spaßige Menschen! Neue Wiener Geschichten von Gustav Andreas Ressel. Wien und Leipzig, Akademischer Verlag. 1906.

Rheinisch. — Die Motive aus dem Ring Richard Wagners. Lyrische Nachdichtungen von Othmar und Erika Rheinisch. Wien und Leipzig, Gerlach & Wiedling. 1905.

Rittner. — Narrenglanz. Ein Spielmannsdrama in vier Akten. Von Rudolf Rittner. Berlin, Oesterheld & Co. 1906.

Robert. — Romanstoffe. Drei Einakter von Eugen Robert. Berlin, Oesterheld & Co. 1906.

Roca. — Le règne de Richelieu (1617—1642). D'après des documents originaux. Par Emile Roca. Paris, Perrin & Cie. 1905.

Salomon. — William Pitt der Jüngere. Von Felix Salomon. Erster Band, zweiter Teil. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Schaefer. — Der moralische Schwachsinn. Allgemeinverständlich dargestellt für Juristen, Ärzte, Militärärzte und Lehrer von Schaefer. Halle a. S., Carl Marhold. 1906.

Schaumburg. — Der Roman des Gefangenen. Deutsches Gefängnis und deutsche Strafjustiz im Lichte heutiger Kultur. Von Konrad Schaumburg. Leipzig, Moderner Dresdener Verlag. O. J.

Schelle. — Trautfried und Carlotta. Eine Sage aus Madeira. Von Kurt Schelle. Berlin, Goslar und Leipzig, F. A. Lattmann. O. J.

Schlaf. — Walt Whitman Homoseruelle? Kritische Revision einer Whitman-Abhandlung von Dr. Eduard Berg. Von Johannes Schlaf. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1906.

Schlemm. — Gedanken und Empfindungen. Von Ernst Friedrich Schlemm (Ernst Freihold). Dritter Band. Leipzig und Wien, Carl Fromme. 1905.

Schlicht. — Oberleutnant Kramer. Roman von Freiherrn von Schlicht. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Schrempf. — Lessing als Philosoph. Von Chr. Schrempf. Stuttgart, Fr. Frommann. 1906.

Schurig. — Charlotte Corday. Von Retif de la Bretonne. Frei übertragen von Arthur Schurig. Mit einem Bildnis der Charlotte Corday. Leipzig, Julius Eichenberg. 1906.

Schurig. — Retif de la Bretonne. Aus dem Leben und den Büchern eines Erotomanen. Von Arthur Schurig. Paris und Leipzig, E. Dohle. 1906.

Schurz. — Lebenserinnerungen von Carl Schurz. Bis zum Jahre 1852. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Speck. — Am Rheinfall. Roman aus dem 15. Jahrhundert. Von Georg Speck. Zürich, Arnold Bopp. 1906.

Spero. — La défense nationale sous la république. Par Spero. Préface de Pierre Baudin. Paris, Félix Juven. S. a.

Spielmann. — Aufgang aus Niedergang. Gemeinverständliche Darstellung der Ereignisse des Jahrzehnts 1805—1815 zur Hundertjahr-Erinnerung. Von C. Spielmann. Mit 21 historischen Bildnissen. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1905.

Stoefsl. — Conrad Ferdinand Meyer. Von Otto Stoefsl. Mit 13 Vollbildern und einem Faksimile. Berlin, Bard, Marquardt & Co. O. J.

Storm. — Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Sturza-Tihanyi. — Prinzipien über Ehe und Ehre. Erzählung aus dem Militärleben. Geschrieben von Marie Gräfin Sturza-Tihanyi. Leipzig, Arthur Cavael. 1906.

Tei-San. — Notes sur l'art japonais. La sculpture et la Ciselure. Par Tei-San. Deuxième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

The Arbiter in Council. — London, Macmillon & Co. 1905.

Torres. — Pensieri di Goette e Lichtenberg. Scelti e tradotti da Guido Torres. Verona, Fratelli Drucker. 1905.

Tovote. — Hilde Vangerow und ihre Schwester. Roman von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Troeltsch. — Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Von Ernst Troeltsch. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1906.

Vielé-Griffin. — Plus loin. Poèmes. Par Francis Vielé-Griffin. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Viviani. — La restauration (1814—1830). Par René Viviani. Paris, Jules Rouff & Cie. S. a.

Vogel. — Zur sittlichen Würdigung Goethes. Von Theodor Vogel. Dresden, L. Ehlermann. 1905.

Voigt. — Die sozialen Utopien. Fünf Vorträge von Andreas Voigt. Leipzig, G. J. Göschen. 1906.

Wahrheit und Irrtum in der materialistischen Weltanschauung. — Ein Beitrag zur Befreiung aus hypnotischem Bann. Von einem Selbstdenker. Zweite, umgearbeitete Auflage. Berlin, Gustav Ferdinand Müller. 1905.

Wegener. — Im steinernen Meer. Roman aus dem Berliner Leben von Gertrud Wegener. Berlin, Hermann Walther. O. J.

Wengerhoff. — Der andern Tag. Roman von Philipp Wengerhoff. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Wundt. — Essays von Wilhelm Wundt. Zweite Auflage. Mit Zusätzen und Anmerkungen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1906.

Wundtke. — Die unsterbliche Liebe. Sechs Novellen von Max Wundtke. Leipzig, Arthur Cavael. 1906.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Primavera.

Novelle

von

Ossip Schubin.

Sie hatten alle einen Vogel, diese Wyngham Gordons, wie man sie nannte, um sie von andern Gordons zu unterscheiden. Sie leiteten ihn von ihrem Urgroßvater her, der unter Lord Byron (dessen entfernter Vetter er gewesen war) für die Befreiung Griechenlands gekämpft hatte.

Obwohl es also ein sehr vornehmer Vogel war, der den Wyngham Gordons um den Kopf schwirrte, nahm er doch von einer Generation zur andern einen immer demokratischeren Charakter an, einen demokratischen Charakter auf christlicher Basis. Die Gordons, die nach Afrika ausgezogen, um Neger zu bekämpfen, und dafür gekreuzigt worden waren, sind einfach nicht zu zählen; außerdem war ein Gordon in den verrufensten Distrikten von London als Clergyman tätig gewesen — er hatte mehr Gutes getan und erreicht als seine nach Afrika verirrten Vettern. Er war nicht gekreuzigt worden, sondern einfach und bescheiden infolge von Überarbeitung an Schwindsucht gestorben.

Eine Tante Gordon bekämpfte in Uganda die Schlafkrankheit, und zwei andre Tanten hatten sich an der walisischen Küste angesiedelt, um dem Fischervolk den Branntwein ab- und das Wasser anzugewöhnen — immer das Evangelium in der Hand.

Ein einziger war aus der Art geschlagen, ein gewisser Reginald Gordon. Dieser schwärmte für das Heidentum und trieb eine Art überspannten Schönheitskultus. In seiner Familie behauptete man, er habe sich seine Marotte aus Italien geholt, wo er sich längere Zeit mit Bildhauerei beschäftigt hatte.

Die Familie Reginalds — er nannte sich mit Vorliebe Ginaldo — kam nicht gerne auf seine italienischen Abenteuer zu sprechen; überhaupt war er, wenngleich nicht ausgestoßen, doch eher gemieden von seiner Verwandtschaft.

Dafür war er eine ganze Saison hindurch der Löwe der Gesellschaft in allen ästhetisch angehauchten Kreisen von London gewesen.

Er trug eine von einem silbernen Gürtel umschlossene Kutte, im Sommer aus Seide, im Winter aus Samt, und die dunklen Haare in dicken Locken bis über die Schultern herab. Er war kaum fünf Fuß hoch und bucklig, da er aber ein sehr hübsches Gesicht hatte und — natürlich vom idealsten Standpunkt aus — die lockersten Sitten predigte, hatte er viel Erfolg bei den Frauen.

Von den vielen andern Originalen oder einfach Verrückten unter den Wyngham Gordons zu berichten wäre zwecklos; nur das möchten wir noch erwähnen, daß der einzige streng normale, in der Familie der einzige, der wirklich gar keinen Vogel hatte, der Held unsrer kleinen Geschichte, Cecil Wyngham Gordon, war.

Eine der beiden Damen in dem Fischerdorfe an der walisischen Küste, Cecils Tante Anne, behauptete freilich, seine Normalität sei ein provisorischer Zustand, denn Cecil habe das beste Herz von allen Gordons, das beste Herz, dem sie auf dieser sündigen Welt je begegnet sei, und Menschen mit einem so guten Herzen würden immer früher oder später verrückt. Aber die Tante Anne stand vereinzelt in ihrer Ansicht da. Bis jetzt hatte seine ganze Lebensführung einen sehr landläufigen Charakter gehabt.

Er hatte seiner früh verwitweten Mutter nie Sorgen gemacht, war in Eton und Oxford immer gleich tadellos in seiner Aufführung und beliebt bei seiner Umgebung gewesen, hatte mit einundzwanzig Jahren seine Geschäfte aus den Händen der Vormundschaft übernommen und sofort Beifall geerntet für seine Art, den Dingen ins Gesicht zu sehen. Vierundzwanzigjährig hatte er sich mit einem schönen, klugen Mädchen verlobt, der Tochter eines Gutsnachbars, und da dieser kurz nach der Verlobung gestorben war, hatte er Geraldine Ferrars sofort in aller Stille heiraten wollen. Da aber war er auf unerwarteten Widerstand gestoßen.

Geraldine hatte eigensinnig darauf bestanden, daß ein Jahr verstreichen müsse, ehe sie sich mit ihm ins Ehejoch spannen ließ, und daß er dieses Jahr auf Reisen verbringen möge. „Erstens bist du jünger als ich," hatte sie ihm versichert, „und Ehen, bei denen das Übergewicht der Jahre auf seiten der Frau steht, dürfen nie überstürzt werden. Im übrigen bist du viel zu normal für einen Wyngham Gordon — abnorm normal — das kann nicht so bleiben, irgend einmal überfällt dich der Familienvogel doch und, aufrichtig gesagt, möcht ich ihn genau kennen gelernt haben, ehe ich mich für Zeit und Ewigkeit mit ihm einrichte. Denn wenn es ein gar zu wilder und unverträglicher Vogel wäre . . ." sie hatte gestockt.

„Nun was dann? Dann könntest du mich nicht mehr lieb haben?" hatte er übermütig gefragt; worauf sie lachend, aber mit Tränen in den Augen sagte: „O, lieb haben könnt ich dich unter allen Umständen — aber heiraten könnt ich dich unter gewissen Umständen nicht!" Dann hatte er sie geküßt und sie ausgelacht; aber er hatte sich doch ruhig bestimmen lassen, die Hochzeit um ein Jahr zu verschieben.

Acht Tage später hatte sie ihm vom Pier in Plymouth mit dem Taschentuch zugewinkt, während er auf der „Pretoria" sein Lehr- und Wanderjahr begann.

Jetzt war das Jahr um. Er hatte seiner Braut im Laufe des Jahres häufig geschrieben, lange, wunderschöne poetische und witzige Briefe, in denen sehr viel von fremden Ländern und charakteristischen erotischen Sitten und immer weniger von Liebe gestanden hatte.

Des Heiratsplans hatte er überhaupt nicht mehr erwähnt, hingegen in keiner seiner Episteln unterlassen, sie zu versichern, wie sehr er sich auf das Wiedersehen freue; zum Schlusse hatte er ihr ein Rendezvous in Verona vorgeschlagen.

Heute war er eingetroffen in der Heimatstadt des unsterblichen Liebespaares; seine Braut sollte in Begleitung seiner Mutter am nächsten Morgen erscheinen. Mit aufrichtigem Vergnügen hatte er der Begegnung mit Geraldine entgegengesehen; er hatte die hübschesten Zimmer im ersten Stock des Hôtel de Londres für seine Damen genommen — zwei Schlafzimmer und einen großmächtigen Salon mit einem kalten, harten Kompositfußboden und feierlichen Mahagonimöbeln aus der Empirezeit.

Um die offizielle Unbehaglichkeit des Raumes zu mildern, hatte er überall, wo es anging, Blumen hingestellt; dann hatte er sich in sein eigenes, im zweiten Stocke gelegenes Zimmer verfügt, um aus seinen Koffern die verschiedenen Angebinde herauszukramen, die er im Laufe der Reise für seine Braut gesammelt hatte.

Noch ganz in diese vergnügte Beschäftigung vertieft, wurde er durch ein leises Pochen an seiner Türe gestört. Einer der „Piccoli" brachte ihm einen Brief. Er kam von seiner Mutter und lautete:

„Lieber Cecil!

„Deiner Vereinbarung mit Geraldine gemäß wollen wir uns richtig am 5. Mai in Verona einfinden, und zwar mit dem Zehn-Uhr-Vormittags-Zug.

„Leider können wir uns nur kurz in Verona aufhalten. Nachdem ich alles reiflich überlegt habe, möchte ich eure Hochzeit auf den 18. Juni bestimmen.

„Länger möchte ich sie nicht gerne aufschieben, da ich mich, sobald Geraldine meines offiziellen Schutzes entraten kann, zu Deiner Schwester Mary begeben möchte. Sie erwartet ihre Entbindung Ende Juni und ist sehr leidend. Du begreifst, daß ich mich ihr sobald als möglich widmen muß.

„Indem ich hoffe, durch diese Beschleunigung Deiner Hochzeit einem dringenden Wunsche Deines Herzens nachgekommen zu sein, bleibe ich ꝛc. . . ."

Cecil versenkte sich noch einmal in den Brief, begann zu zählen — der 18. Juni, und heute war der 5. Mai.

Er stützte den Ellenbogen auf die Tischplatte und den Kopf in die Hand. „Sechs Wochen!" murmelte er vor sich hin; „genau sechs Wochen!"

Sechs Wochen!

Was war es denn, das ihm den Atem benahm bei dem Gedanken an die kurz gestellte Frist? Es war ja immer ausgemacht gewesen, daß er Geraldine heiraten solle nach Ablauf des Probejahres. Er hatte sich ja damals so heftig gegen das Probejahr gewehrt, und Geraldine hatte darauf bestanden. Ihre letzten Worte am Pier von Plymouth klangen plötzlich ganz laut in seiner Seele. „Leg dir keinen Zwang auf; sollten sich nach Beendung des Probejahres deine Wünsche geändert haben, so ... so lösen wir die Verlobung und bleiben gute Freunde!"

Nun ... denn ... Es stand ja bei ihm, die Verlobung zu lösen. Aber bei dem Gedanken zog sich sein Herz erst recht zusammen. Er konnte sich kein Leben denken ohne Geraldine; sie aufzugeben wäre ihm noch schrecklicher gewesen, als sie in sechs Wochen zu heiraten. Sechs Wochen! ... Das plötzliche Abbrechen aller Luftschlösser, die nicht in seine von nun an präzis umschränkte Zukunft paßten — das Einkerkern seiner Phantasie in den Heiratskäfig war's, was ihn abstieß — das harte Definitivum.

Er faltete den Brief zusammen und steckte ihn in seine Brusttasche, dann nahm er seinen Hut und begab sich hinaus.

Es ist Anfang Mai; der Frühling gärt überall. Durch das unebene Steinpflaster dringt sein Hauch, aus den alten Kirchenmauern strömt er, mischt sich mit dem Geruch des Weihrauchs und mit dem Duft der frischen Blumen, die der Maiandacht zu Ehren auf allen Altären prangen.

Cecil atmet tief auf; die Unruhe in ihm wird immer stärker. Er möchte die Arme weit ausbreiten, um etwas zu umfassen oder um etwas einzureißen. Er weiß nicht genau, was.

Über die Piazza delle Erbe schlendert er und freut sich daran, wie die Nachmittagssonne durch die anstoßenden Straßen bricht und gelbe und weiße Lichtstrahlen über das bunte Obst und Gemüse zieht, das sich unter ihrer Berührung in Edelsteine verwandelt. Die ganze Luft ist voll Silber und Gold. Und hinter diesem schimmernden, flimmernden Schleier ragen die alten Bauwerke auf, großartig harmonisch und doch voll rätselhafter Unregelmäßigkeiten. Es hat ja eigentlich gar keinen Sinn, warum gerade dort am Ende einer friedlich ausgebauten Fassade zwei kleine Fenster eng beieinander sitzen, und warum gerade da eine Türe angebracht ist, wo man sie am wenigsten erwartet; aber welchen geheimnisvollen Zauber üben doch auf den Beschauer gerade diese kleinen Unbeholfenheiten und Ratlosigkeiten einer sich aus der Finsternis des Mittelalters heraustastenden Kunst!

Auch hat die Zeit, jene große Versöhnerin und Friedensstifterin, ihre gleichmäßig abdämpfende Patina über alles gebreitet, so daß die paradoxesten Ungereimtheiten in ein unendlich poetisch Ganzes verschmelzen, dem selbst der Verfall nur eine neue Schönheit verleiht.

Noch nie hat Cecil die Schönheit einer Stadt so tief empfunden, mit so viel Genuß bewundert. Sein Blick hängt mit Entzücken an der Ausführung jeder Einzelnheit. Wie viel Phantasie und wie viel Geduld hatten doch die

Menschen in jenen entschwundenen Zeiten, in denen jeder Handwerker ein Künstler und seine Arbeit die interessanteste Liebschaft seines Lebens gewesen war.

Und langsam verlöscht der Glanz in der Luft, die Dämmerung schwebt vom Himmel herab. Cecil fühlt diese Dämmerung auf sich niedersinken fast wie etwas Körperliches, wie eine geheimnisvolle und schwüle Zärtlichkeit. Er geht und geht — ohne Ziel, ohne Zweck — nur um die Unruhe in seinen Adern zu betäuben; die Unruhe, die so heiß nach einem Abenteuer verlangt. Eine ungeheure Sehnsucht nach Freiheit, ein Widerwillen gegen alle Schranken hat sich seiner bemächtigt.

Inzwischen flüstert eine beklommene Stimme in seiner Seele: „In sechs Wochen — in sechs Wochen . . . "

Durch die Dämmerung tönen viele Schritte, die alle etwas Schleppendes haben. Wenn Cecil die Augen schließt, ist es ihm, als höre er das Rauschen eines Stromes, der unter schwül duftender Gewitterluft zwischen blühenden Ufern hingleitet. Es ist etwas Drückendes in der Atmosphäre, etwas, was es den Menschen schwer macht, das Leben einzeln zu ertragen. Sie gehen fast alle paarweise oder zu dreien.

Schöne Mädchen, bloßköpfig, mit wirrem Haar, das sich kraus um niedrige Stirnen schmiegt, gehen Arm in Arm mit derben, breitschulterigen Burschen, denen Cecil sie nicht gönnt. Andre Mädchen wieder gehen zu dreien. Sie sind bleich und wiegen sich in den Hüften und flüstern einander ihre ungestillte Sehnsucht ins Ohr. Aus den Kirchen, die der Marienandacht zu Ehren bis spät in den Abend hinein offen stehen, glüht roter Kerzenschimmer. Hier und da treten aus den Kirchen ein paar uralte Dämchen, die sich auf dem Heimweg beim Gewürzkrämer aufhalten; in den großen Seidenbeuteln, die sie am Arm tragen, klappert der Rosenkranz einträchtiglich zwischen einer Düte Zucker und einem Päckchen Kaffee.

Immer dichter wird die Dämmerung.

Laternen sind spärlich, nur in den Hauptstraßen, wo sich die Läden und Kaffeehäuser befinden, bricht das Licht hell durch blanke Scheiben oder schimmert es geheimnisvoll durch bunte Vorhänge aus kleinen Trattorien.

Allerhand Einfälle kommen dem jungen Menschen — Einfälle, vor denen er erschrickt und mit denen er tändelt. Nur noch ein Abenteuer, ein schönes poetisches Abenteuer, ehe . . . Da plötzlich, bevor er den Gedanken ausgedacht hat, schwebt ein unendlich weicher und verschleierter Ton an sein Ohr, so geheimnisvoll und so unaussprechlich süß, als ob der Frühlingsduft sich plötzlich in Musik verwandelt hätte.

Der kaum getönte Hauch schwillt zum Seufzer an, der Seufzer zu einer melodischen Klage; jetzt unterscheidet Cecil mehrere gedämpfte Stimmen, die sich in einem harmonischen Chor vereinigen.

„Sie kommen! Sie kommen!" rufen ein paar Bursche aufgeregt neben ihm. Die Menschen stauen sich wie einem lange erwarteten Ereignis entgegen.

Aus dem dichten Violett der Straßenperspektive heraus schimmert etwas Weißes, das näher kommt und deutlicher wird: eine Schar von Jünglingen und Mädchen in griechischer Tracht — die Jünglinge in kurzer Tunika, die

Füße in Sandalen, die Mädchen in langen, faltigen Gewändern, Arme und Nacken bloß. Alle tragen schwere Blumenkränze auf dem Kopf und alle halten blühende Zweige in den Händen; auch sind alle von ausnehmender Schönheit, und ihre Stimmen haben einen eigentümlich gedämpften Wohllaut, den eine schwüle Sehnsucht durchzittert.

Von den Worten ihres Liedes kann Cecil jedoch nur den Kehrreim verstehen: „Vieni maggio — Vieni primavera!"

Wie in einer Wolke warmen Frühlingsduftes schweben sie dahin, und der regelmäßige Klang ihrer Schritte mischt einen eigentümlich beklommenen Accent in die klagende Süßigkeit ihres Liedes.

Ehe Cecil sich dessen versieht, ist das Lied verhallt, die zauberische Vision verschwunden.

„Was war das?" fragt er. Er reibt sich die Augen; ihm ist, als ob er geträumt hätte. „Die Frühlingsboten nennen sie sich," bemerkt höflich erklärend ein Italiener mit malerisch um die Schulter geschlungenem Mantel. „Sie durchstreichen allabendlich jede Stadt, in der die Primavera auftreten soll."

„Und wer ist die Primavera?"

„Haben Sie denn noch nie von der Primavera gehört? Wirklich nicht?" staunt der Italiener. „Sie ist erst eine Anfängerin, aber sie ist die interessanteste Tänzerin der Welt, jedenfalls die schönste. Übermorgen gibt sie ihre erste Vorstellung hier, in den alten Räumen der Arena, in der Madame Duse die Julia gespielt hat."

„Abreise verschoben. Kommen zehn Uhr Abend. Mutter."

Dieses Telegramm erhält Cecil, als er gerade im Begriffe steht, in den Hotelwagen zu steigen, um die Damen von der Bahn abzuholen. Ihm wird sonderbar zumute. Vor allem ist ihm leid um die schöne, brave Bräutigamsstimmung, in die er sich mit so viel gutem Willen hineinräsoniert hat; er hat die halbe Nacht dazu verbraucht, sich klar zu machen, wie glücklich er eigentlich sein sollte — nein, wie glücklich er wirklich ist. Bis um zehn Uhr Abend wird er's gewiß wieder vergessen haben.

Eine Angst vor neuerlichen Schwankungen befällt ihn. Dann — es ist nicht zu leugnen, er freut sich über die Gnadenfrist. Ihm ist, als ob ihm das Schicksal ein Geschenk gemacht hätte.

Indessen steht der Wagen noch immer wartend vor der Tür. „Wenn Eccellenza noch den Zug erreichen will!"

„Nein, die Damen kommen erst abends; aber — hm! Wüßten Sie nicht von einem Ausflug, der in einem Tage zu machen wäre?" Cecil wendet sich an den Lohndiener. Der Lohndiener schlägt Vicenza vor.

„Es ist so viel zu sehen in Vicenza, nur muß Eccellenza eilen" — es ist der Bozener Zug, der Luruszug, der nach Vicenza geht; derselbe, der die Damen bringen sollte. Cecil erreicht ihn, während die Lokomotive bereits pfeift und die Räder sich zu drehen anfangen. Eine Stunde später ist er in Vicenza.

Ah! Unwillkürlich streckte und dehnte er sich, als er das Coupé verließ. Ihm war, als ob etwas Erstarrtes in ihm aufgetaut sei, etwas Unterdrücktes sich in ihm rege, und das pochte nun in ihm, wie der Frühling in den Bäumen und Büschen pochen mochte, die rings um Vicenza so hoffnungsvoll sproßten und grünten.

Und plötzlich kam ihm ein ganz wilder und sehr kurioser Wunsch; er hätte irgendein Baum oder Strauch sein mögen, um sich den jauchzenden Liebkosungen des Frühlingssturmes preiszugeben, der, von den Appeninen herabjagend, ganz Vicenza in seine warmen, duftigen Arme schloß.

Da er sich nun aber nicht in einen Busch verwandeln konnte, so lachte er über sich selbst, schlenderte träge eine zärtlich um ihn herflüsternde Allee entlang, der Stadt zu, und freute sich, daß er so vielen hübschen Mädchen begegnete und auch, daß er ihnen so wohl gefiel. Sie wendeten sich alle nach ihm um.

Indessen, wenn er sich auch brennend ein kleines Abenteuer wünschte, so war es doch eher im Sinne einer unvernünftigen und liebenswürdigen Frau, die ihre Phantasie nach allerlei sehnsüchtigen Richtungen abschweifen läßt, ohne den Fuß über die engste Pflichtgrenze zu setzen, als in dem des landläufig rücksichtslos pflichtvergeßnen jungen Mannes.

Ehe er sich's versah, hatte er die Stadt erreicht.

Er griff in die Tasche nach seinem Murray, um sich zu orientieren, und erinnerte sich plötzlich, daß er das Buch gar nicht mitgenommen hatte. Es war alles so schnell gekommen, er hatte nicht die Zeit gehabt, sich zu einer ästhetischen Pilgerfahrt entsprechend auszurüsten. Verdrießlich runzelte er die Stirn. Er haßte Fremdenführer, auch um Auskünfte ersuchte er nicht gern. Übrigens war sein Italienisch recht unbeholfener Natur, und mit dem venezianischen Dialekt konnte er sich schon gar nicht zurechtfinden.

Nachdem er einen Bettler, ein Kindermädchen und einen Soldaten gefragt, was die berühmtesten Sehenswürdigkeiten von Vicenza seien, bestand das ganze von ihm erreichte Resultat darin, daß sich ein Kreis von Gaffern um ihn gebildet hatte, die ihm alle zusammen einen unharmonischen Chor von Ratschlägen ins Gesicht schrien, von denen er keinen einzigen verstand. Je weniger er verstand, um so lauter schrien sie und gestikulierten dazu, als ob sie alle den Veitstanz bekommen hätten.

Er verwünschte Vicenza.

Da hörte er neben sich leises Lachen. Er sah sich um und bemerkte etwas, was er auf den ersten Blick fast für einen wunderschönen, sehr jungen Mönch gehalten hätte, was er jedoch auf den zweiten Blick als ein junges Mädchen erkannte, ein junges Mädchen in einer weißen Prämonstratenserkutte, bloßköpfig und mit Sandalen an bloßen Füßen.

Cecil hielt den Atem an; in seinem ganzen Leben hatte er nie etwas so Sonderbares gesehen und nie etwas so Bestrickendes. Der Körper der jungen Person, nicht übermäßig hoch und eher zur Üppigkeit geneigt, mußte, so gut man es durch die dicke Kutte hindurch erraten konnte, von vollendetem Ebenmaß sein. Aber das Reizendste war doch ihr Gesichtchen, ein wundersames Mittelding zwischen einem Raffaelischen Engel und der Venus von Milo. Die

Züge waren die der Venus, aber die Augen gehörten dem Engel; große, zärtliche Kinderaugen mit einem unbefangen in der Welt herumforschenden Blick.

Jetzt richtete sie den Blick auf ihn. „Where do you wish to go and what do you wish to see?“ fragte sie. Worauf Cecil, den Hut lüftend, ehrerbietig und beluftigt zugleich erwiderte: „Ich möchte alles Schöne sehen, was man in Vicenza sehen kann, ehe die Sonne untergeht.“

„Das heißt, Sie wollen die Stadt mit dem Sieben-Uhr-Zug verlassen?“ meinte sie. „Nun, da haben Sie allerdings große Eile. Ich kenne Vicenza genau, und wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen, zeig ich Ihnen alles, was in einem Tage zu bewältigen ist.“

Cecil nahm den Vorschlag an; da war es ja, das Abenteuer, nach dem er sich gesehnt, „ein Abenteuer ohne Reue“. Vorläufig faßte er es humoristisch auf. Er rief der sich immer mehr um ihn verdichteten Menge ein herrisches „Va via!“ zu und streute eine Hand voll Soldi zwischen die Gassenjugend, worauf er sich dem Schritt der schönen Führerin anschloß.

„Wenn Sie später noch die Villen außerhalb der Stadt ansehen wollen, so müssen Sie einen Wagen nehmen,“ bemerkte diese jetzt in einem bedächtig sachlichen Ton, der zu ihrer absonderlichen Tracht in eigentümlichem Widerspruch stand. „Innerhalb Vicenzas bleiben wir lieber zu Fuß. Ah, da sehen Sie gleich eines der von Palladio geschaffenen Wunder!“ Dabei lenkte sie seine Aufmerksamkeit auf ein hohes, schmales Haus, das wie ein im Wachstum zurückgebliebener Turm aussah.

„Das alte Seminar,“ erklärte sie ihm, „im Volksmund heißt es La casa del Diavolo. Es soll sich nämlich, als das Haus noch eine Bildungsanstalt für junge Priester enthielt, der Teufel darin eingeschlichen und bald in dieser, bald in jener Verkleidung großen Unfug gestiftet haben. Schließlich ging es so wild drinnen zu, daß das Seminar aufgehoben, das Haus gesperrt werden mußte. Es steht jetzt leer; in gewissen Nächten des Jahres jedoch soll es ganz fürchterlich dort rumoren; manche Menschen behaupten, erleuchtete Fenster gesehen, andre gellendes Lachen drinnen gehört zu haben — dann sagen sie, der Teufel feiere in seinem Haus ein Fest.“

Dieses absurde Geschichtchen brachte sie mit einer so absoluten Nüchternheit vor, daß Cecil erst nicht mit sich ins Reine darüber kommen konnte, ob sie es für historische Wahrheit hielt, für eine Legende oder nur für Geschwätz.

„Glauben Sie an die Sache?“ fragte er etwas unsicher.

Sie lachte und dabei wurde sie nun völlig bezaubernd. Ihr Lachen schwemmte die ganze pedantische Bedächtigkeit hinweg, die sonst den Zauber ihres Wesens ein wenig gefangen hielt.

„Daß die Seminaristen Unfug verübt haben, das glaube ich wohl,“ erklärte sie, „und daß die Anstalt gesperrt worden, ist Tatsache. Was aber alles Übrige anlangt, so ist ganz einfach hinter dem sogenannten Teufel eine Verkörperung der Weltlichkeit zu suchen, die in das Seminar vorgedrungen sein und die um ihre natürliche Entwicklung betrogenen jungen Männer stark aufgeregt haben mag, noch stärker als es unter normal lebenden Menschen der Fall gewesen wäre.“

Cecil verzog ein wenig das Gesicht; diese Bemerkung berührte ihn als unästhetisch auf den Lippen eines jungen Mädchens. Aber als er ihr so von der Seite her etwas vorsichtig in die Augen sah, verflüchtigte sich der unangenehme Eindruck.

„Sie hat keine Ahnung von dem, was sie spricht," beruhigte er sich, „plappert fremde Weisheit nach wie ein altkluges Kind."

„Betrachten Sie den Bau übrigens aufmerksam," riet sie ihm indes. „In kleinem Maßstab liefert er ein vollendetes Beispiel des Palladio-Stils; wundervoll ausgeführte steinerne Blumengewinde, die sich zwischen griechischen Säulen hinschlingen. Es ist immer dasselbe. Wenn die Ausführung irgendeines Bauwerkes, das man Ihnen als von Palladio herrührend nennt, wesentlich von diesem Typus abweicht, können Sie überzeugt sein, daß der Stil nicht rein ist, daß irgendein andrer Baumeister dem Palladio in seine Arbeit hineingepfuscht hat. Erfunden hat Palladio nie mehr und nie Schöneres als das."

Sie deutete ein letztes Mal auf das verödete Seminar; dann ging sie weiter, er neben ihr.

Sie zeigte ihm den Hauptplatz mit dem wundervollen Palazzo Municipale, an dem Generationen gearbeitet haben und dem Monte di Pietà, der wirklich nur eine Vergrößerung der Casa del Diavolo ist.

Dann gingen sie durch Straßen, die fast nüchtern in ihrer Modernität aussahen, und verirrten sich in Höfe, wo man sich um ein halbes Jahrtausend zurückversetzt fühlte. Auf die Straßenfassaden hatte der Zeitgeist überall seinen Stempel gedrückt, in der Form von frischer Tünche, neuen Ladenschildern und Geschäftsannoncen. An die Höfe hatte er nicht zu tasten gewagt. In düster drohender Schönheit lagen sie da, von hohen Wänden gegen das Eindringen des Lichtes geschützt. Wunderschöne Marmortreppen, die man mehr ahnte als sah, feierliche Säulengänge, alles um ein schlecht gepflastertes, vergrastes Viereck herum, aus dessen Mitte eine alte Zisterne aufragt. Nichts Lebendes ringsum als manchmal eine ungeheure Kröte, die einem dunkel und lautlos vor den Füßen weghüpfte.

Auch ein paar Kirchen zeigte sie ihm. Diesen gegenüber aber legte sie einen so feindseligen, sich von allen rührenden Symbolen des Christentums abkehrenden Intelligenz-Hochmut an den Tag, daß Cecil sich davon tiefer verletzt fühlte, als von dem, was er ihre naturgeschichtlichen Bemerkungen nannte. Sie könne es gar nicht begreifen, sagte sie, wie die Menschen so viel Geld, Fleiß und Genie darauf hätten verschwenden können, um Vereinigungsorte für den Aberglauben zu errichten.

Er sah sie groß an. „Ich hatte Sie anfangs, als Sie sich gegen den Zauber der katholischen Kirchen so widerspenstig zeigten, für eine Protestantin gehalten," bemerkte er, „aber ich hatte mich offenbar geirrt. Sie sind eine Atheistin!"

„Atheistin . . . Atheistin . . ." Sie sprach das Wort verächtlich aus, „was wollen Sie eigentlich damit sagen?" fragte sie.

„Ich will sagen, daß sie an keinen Gott glauben," erwiderte Cecil.

Worauf sie, über ihre Schulter in die soeben verlassene Kirche zurückblickend: „An den Gott glaube ich allerdings nicht, den sich die Menschen erfunden haben — aber ich glaube an einen andren — einen größeren, allumfassenden. Die Natur ist Gott. Die stärkste Äußerung Gottes ist das Leben und die schönste die Liebe. Die zwei Kräfte vereinigen sich miteinander und erschaffen täglich die Welt."

Um die Mundwinkel Cecils spielte es mutwillig. Einen so erstaunlich weisen, possierlichen und reizenden Blaustrumpf hatte er noch nie gesehen.

„Hm," begann er, auf ihren ernsthaften Ton eingehend, „an die Liebe also glauben Sie?"

„Welcher vernünftige Mensch vermöchte wohl nicht daran zu glauben," sagte sie, ohne das Spürchen Mutwillen in seiner Äußerung bemerkt zu haben. „Es gibt nichts Schöneres und nichts Heiligeres als die Liebe; nur muß es wirklich der große, unbefangene Naturtrieb sein."

Von neuem fühlte sich Cecil unangenehm berührt. Der Ausspruch war doch wirklich zu merkwürdig für ein Kind; und blitzschnell durchfuhr ihn eine recht ärgerliche Frage: Ob diese Lebensanschauungen seiner hübschen Begleiterin im theoretischen Zustand stecken geblieben wären oder ob sie bereits gefährlichen Nutzen daraus gezogen hätte? Ihm brannte das Blut plötzlich bis in die Fingerspitzen hinein. Es war keine frivole Neugier, die sich in ihm regte, sondern eine entsetzte. Eigentlich war es vielmehr eine mitleidige Angst. Aber seine sich immer rascher entwickelnden Sympathien für die junge Schönheit schlugen alle kleinmütigen Bedenken aus dem Felde.

Der weibliche Liebreiz des jungen Mädchens hatte angefangen, ihn zu bezaubern, und wenn dieser einmal bei einem Mann zu wirken beginnt, so findet der Mann Entschuldigungen für alles — und wenn eine Frau die Ausschreitungen der Messalina begangen hätte, er fände die Möglichkeit, sich die Situation zurechtzulegen.

„Unsinn", sagte er sich. „Sie ahnt einfach nicht, was sie sagt. Schau ihr nur in die reinen, unschuldigen Augen! Ein Frevel wär's, etwas Schlimmes von ihr zu glauben."

Obwohl er als echter Wyngham Gordon in seinen Lebensanschauungen nichts weniger als eng war, gehörte er doch zu den Menschen, die die sittlichen Konventionen ihres Landes und ihrer Umgebung als Naturgesetze betrachten.

Sie führte ihn auch noch in das Teatro Olympico und zum Schluß in die Accademia.

Letztere enthielte zwar keine irgendwie phänomenalen Meisterwerke, meinte sie; aber sie müsse die Sammlung besuchen aus einem besonderen persönlichen Grund; auf dem Weg hin erklärte sie ihm, was dieser Grund eigentlich war. Sie habe in den verschiedenen Städten Italiens alle mustergültigen Bildnisse der Salomé studiert, um sich eine Idee davon machen zu können, wie die alten Italiener sich die Prinzessin vorgestellt hätten. Die pantherartige Bacchantin, als welche die Modernen die Salomé mit Vorliebe zeichneten, fehlte bei den alten Historienmalern fast gänzlich. Sie sei auch grundfalsch.

„Gewiß," versicherte Cecil und fügte hinzu, er habe sich die Prinzessin ganz und gar nicht pantherartig, sondern einfach unartig, summa summarum als den perversesten aller Backfische gedacht.

Die Schönheit in der Prämonstratenser Kutte aber schüttelte zu seiner frivolen Bemerkung recht unzufrieden den Kopf. „Nein, nein!" rief sie aus. „Die Salomé ist einfach ein fröhlich stolzes Fürstenkind, dem Johannes die Lebensfreudigkeit vergiftet hat, eine Feuerseele, die sich gegen den kalten, asketischen Schatten wehrt, den das Christentum über die leuchtende Schönheit der heidnischen Welt breiten will. Sie verlangt die Liebe des Johannes als Ersatz für die Lebensfreude, die er ihr genommen hat, und da er ihr seine Liebe versagt, verlangt sie seinen Kopf für alles, was sie hat hergeben müssen — ihre Freudigkeit und ihren Stolz. Ihre Liebe hat sich in Zorn verwandelt; aber der Zorn ist voll Liebe, und nach dem Tode des Johannes stirbt der Zorn mit der Liebe, und eine große Traurigkeit bleibt, eine, die gar kein Maß hat; denn die Salomé trauert nicht nur um den toten Johannes, sondern auch um ihr eigenes, verdorbenes Leben trauert sie."

Eigentlich hatte Cecil Lust, zu dem Schwulst, wie er den freien Vortrag der jungen Dame nannte, zu lachen. Nur seine angeborene Höflichkeit hielt ihn davon zurück.

Als sie jedoch die Accademia erreichten, stellte es sich heraus, daß die Kleine recht gehabt hatte. Von dem halben Dutzend Salomés der Sammlung hatten alle verweinte Augen, und eine von ihnen stand im Begriff, in Ohnmacht zu sinken.

Dann sind sie noch, diesmal per Wagen, nach der Villa Valmarana gepilgert, haben die Fresken von Tiepolo einer gründlichen Inspektion unterzogen und nachdem sie mit der Besichtigung der Rotunda ihre kunsthistorischen Pflichten gegen Vicenza und seine Umgebung ziemlich gewissenhaft erfüllt, dürfen sie sich endlich ihrer Erholung widmen.

Sie sind in eine kleine Trattoria eingekehrt, deren kulinarische und andre Vorzüge die schöne Führerin ihm auf das wärmste empfohlen hat. Die Trattoria heißt „Al Ideale" und befindet sich in einem Hause, das mit einem Portal von Palladio — oder einem seiner Schüler — geschmückt, im übrigen aber recht einfacher Beschaffenheit ist. Sie haben ihr Pranzo bestellt und sich indes in dem Hofraum an einen rohgezimmerten Tisch niedergelassen unter einer Veranda oder Loggia, um deren Lattenwerk ein Glyzinenstrauch seine mit schweren, blaßlila Blütentrauben beladenen Äste schlingt.

Die schöne Fremde hat beide Ellenbogen auf den Tisch zwischen ihnen gepflanzt und Cecil aus ihren großen Augen bewundernd und sachlich zugleich betrachtend, bemerkt sie jetzt: „Schade, daß Sie einen so steifen Hemdkragen tragen."

„Warum?"

„Weil die Linie Ihres Halses sehr schön sein muß!"

Er zuckt zusammen. Etwas Ähnliches ist ihm in diesem Leben nicht passiert. Ohne sein Befremden zu bemerken, fährt sie fort: „Übrigens

muß Ihnen das steife, hohe Ding abscheulich unbequem sein, es muß Sie einengen."

Jetzt lachte er. „Einengen mag mich's, aber es stützt mich auch," entgegnet er ihr. „Es ist häufig so, daß Dinge, die uns einengen, uns stützen. Ich würde meinen steifen Hemdkragen schwer missen."

Statt aller weiteren Erwiderungen versenkt sie sich von neuem in die Betrachtung seiner Erscheinung.

„Sie haben genau den Körper des ruhenden Mars", sagt sie nach einer Weile, worauf sie hinzufügt: „Schade, daß mein Vater keine Zeit mehr hat — er hätte eine wundervolle Statue nach Ihnen modelliert."

„Ist Ihr Vater Bildhauer?" fragt Cecil.

„Er war es, ehe er sich der Befreiung der Menschheit gewidmet hat", entgegnet die Fremde.

Cecil starrte sie groß an — „Befreiung von was?"

„Vom Christentum! — und dem Vorurteil!"

„Das ist allerdings kein geringes Unternehmen," murmelt ebenso verblüfft als belustigt Cecil. „Wollen Sie mir vielleicht mitteilen, was Ihr Vater an die Stelle des Christentums und des Vorurteiles setzen will?"

„Die Veredlung der Natur, bis zur höchsten Potenz der Kunst. Das ist ja das Grandiose an meinem Vater, er bleibt Künstler selbst als Philosoph, selbst als Priester."

Cecils Begriffe verwirren sich immer mehr. „Eine Veredlung der Natur bis zur höchsten Potenz der Kunst! Was meint er eigentlich damit?"

„Er meint, daß wir die vollendete Entwicklung unsres Körpers, sowie die intensivste Verfeinerung unsres Kunstsinns nur durch die Rückkehr zur Natur erlangen können, durch einen kühnen Durchbruch der Konvention."

Cecil ist genau so zumute, als ob jemand rings um ihn herum bedächtig und sachlich damit beschäftigt wäre, ein Möbel nach dem andern auf den Kopf zu stellen.

Unbeirrt fährt das junge Mädchen fort: „Sie schütteln den Kopf; ich sehe, Sie gehören zu denen, die am schwersten zu bekehren sind, d. h. zu den sogenannten vernünftigen. Wenn ich Sie nur mit meinem Vater bekannt machen könnte! Er hat eine so unwiderleglich klare Art, die von ihm entdeckten Wahrheiten vorzutragen. Ich bin so behindert in meiner Ausdrucksweise — so unbeholfen . . . Aber vielleicht gelingt es mir doch, durch ein kleines Beispiel Ihnen den großartigen Gedanken meines Vaters zu erläutern! Sehen Sie meinen Fuß an!" Sie streckt ihn aus, um ihm die Inspektion desselben zu erleichtern. Es ist ein ungewöhnlich regelmäßig gebildeter Fuß mit hohem Spann, langen Zehen und Nägeln, die wie die Fingernägel einer schönen Frau gepflegt sind.

„Er ist sehr schön," sagt er. Es kommt ihm fast frech vor, aber er fühlt, daß man eigentlich diese derbe Aufrichtigkeit und nichts andres von ihm erwartet.

„Ja, er ist schön," wiederholt sie ganz ruhig, „und warum ist er schön? Weil ich ihn immer gepflegt und doch nie Stiefel getragen habe! Der mensch-

liche Fuß ist ein typisches Beispiel für die durch das Christentum und andre Vorurteile verkünstelten und verunstalteten Anschauungen der jetzigen Menschheit, für die ästhetischen ebenso wie für die sogenannt sittlichen. Wenn es den Frauen gelungen ist, ihre Füße durch von Jugend an getragene enge Stiefel recht schmal und klein zu erhalten, sie — mit einem Wort gesagt — zu verkümmern, dann glauben sie etwas für die Schönheit gewonnen zu haben; das aber ist eine verlogene Schönheit, die für den Kenner keinen wirklichen ästhetischen Wert besitzt. Ebenso ist die durch allerhand konventionelle Einengungen, Überwindungen und Beschränkungen erzielte sittliche Schönheit, die man Tugend nennt und die die Zivilisation so hoch zu schätzen vorgibt, für den tieferen Denker ohne ethische Bedeutung, weil ihr der organische Zusammenhang mit der Natur abhanden gekommen ist."

Nun weiß Cecil schon gar nicht, was er aus ihr machen soll. Diese letzte Bemerkung klingt doch recht lebenskundig.

„Dürfte ich nach dem Namen Ihres Vaters fragen?" sagt er. „Sie begreifen, daß der Name eines so berühmten, so großartigen Mannes doch von höchstem Interesse . . ."

„Natürlich! Nun, mein Vater ist Lazzaro Lodrone."

„Lazzaro Lodrone!" . . . Er wiederholt den Namen erst mechanisch, dann meldet sich eine Erinnerung in ihm, die mit etwas Unlauterem, Unsauberem verbunden ist.

Lazzaro Lodrone! Das Bild seines Vetters Reginald steht ihm plötzlich vor Augen. Des Vetters mit dem Höcker, der Samtkutte und den poetisch lasziven Weltanschauungen.

Der Frühling streichelt die lila Glyzinentrauben, aus denen ein schwermütiger Duft dringt. Einige Blüten fallen auf das unebene Pflaster, durch das sich die Gosse weiterschleppt. Der Duft der Blüten mischt sich süß und weich mit dem scharfen Geruch glimmender Holzkohle.

Die Sonnenstrahlen, die schräg über das Dach in den Hof der Trattoria gleiten, vergolden einen Kehrichthaufen, auf dem buntgefiederte, langbeinige Hühner nach Futter krabbeln. Draußen auf der Straße tremoliert eine Drehorgel Manrikos Ständchen aus dem „Trovatore: O Leonora, Addio". Abgedämpft durch die Ferne, träumerisch und sentimental seufzen die Töne zu den beiden jungen Menschen herüber.

Aus ihrer tiefen Nachdenklichkeit heraus überrascht das junge Mädchen Cecil durch eine neuerliche verblüffende Bemerkung: „Nicht wahr? Sie sind das, was man gewöhnlich einen Gentleman nennt?" sagt sie.

„Ich, ich hoffe," erwiderte Cecil.

„Wissen Sie, daß Sie der erste Gentleman sind, dem ich in meinem Leben begegnet bin?" erklärt sie hierauf ruhig.

„You don't say so! Das ist ja schrecklich!" ruft Cecil.

In seinen Augen kann es auf der ganzen Welt nichts Bedauerungswürdigeres geben, als die Existenz eines Mädchens, das noch nie einem Gentleman begegnet ist.

„Mir ist das bisher gar nicht schrecklich vorgekommen!“ entgegnet sie ihm, und mit einem überlegenen Lächeln: „Sie dürfen nicht vergessen, daß mein Vater die Rückkehr zur Natur predigt. Wenn ich gut unterrichtet bin, ist ein Gentleman der moderne zivilisierte und abgeschwächte Epigone des mittelalterlichen Ritters. Die sogenannte Ritterlichkeit aber ist fast noch unnatürlicher als die sogenannte Tugend der Frauen. Die Ritterlichkeit gehört zu den ungesundesten Ausartungen der christlichen Weltanschauung, an der sich die Natur rächen mußte. Der Mann ist der stärkere, er ist der Herr, das Weib ist ihm zur Bedienung und Erquickung beigegeben. Jede andre Auffassung ist krankhaft und wird auf die Dauer dem Mann unerträglich und dem Weibe lästig.“

„O, hören Sie auf! Hören Sie auf!“ ruft jetzt Cecil gründlich entsetzt aus. „Das ist ja einfach abscheulich — es ist widerlich, d. h. entschuldigen Sie . . .“ er unterbricht sich und, seinen Hut lüftend, „verzeihen Sie, daß ich mich zu einer so heftigen Entgegnung hinreißen ließ!“

Offenbar ist sie elementarere Ausbrüche gewöhnt. „Ich bitte Sie,“ beruhigt sie ihn, „jeder hat seine Ansicht; es ist mir natürlich unendlich interessant und belehrend, einmal mit jemandem zu plaudern, der eine so direkt andre Lebensauffassung vertritt als die, in der ich aufgewachsen bin. Wie ich sehe, bin ich wirklich zu schlecht orientiert über den gegenwärtigen Zustand der landläufigen, noch unbekehrten Menschheit. Über das Altertum habe ich viel gelesen, im Mittelalter ließ mein Eifer nach, — ich konnte das, was ich las, mit nichts mehr zusammenreimen, und später hatte die Weltgeschichte schon gar kein Interesse mehr für mich; die ganze Zivilisation erschien mir immer als eine der Menschheit mühsam angequälte Krankheit. So viel Ziererei und so viel Roheit!“

„Und ist die Natur vielleicht nicht roh?“

„Die Natur ist göttlich!“ ruft die Fremde. „Wir müssen uns ihr fügen, denn wir wissen, daß sie selbst mit dem, was uns als Grausamkeit oder Roheit erscheint, ein bestimmtes und großartiges Ziel verfolgt.“

„Es tut mir leid, Ihnen von neuem widersprechen zu müssen,“ entgegnet er, „aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich an die unbedingte Göttlichkeit der Natur nicht glaube. Es ist sehr viel Göttliches — und einiges Teuflische in der Natur, und die Sache der Menschheit ist es, das Teuflische zu unterdrücken und dem Göttlichen zum Siege zu verhelfen. So unverschämt es klingt — meiner Ansicht nach müssen wir uns alle bemühen, ein wenig Gottes Mitarbeiter zu sein. — Doch da kommt der Risotto — gelobt sei der Herr — ich fing bereits an, Dummheiten zu sprechen aus lauter Hunger!“

Der Risotto war prachtvoll, das gebratene Huhn etwas mager, die Mortadella und der dünne, grüne Spargel aber ganz exquisit, und dazu die linde Üppigkeit der Frühlingsluft, die Gegenwart des absonderlichen und wunderschönen Mädchens, der heiße rote Wein, der wie aufgelöste Edelsteine funkelte und herb und köstlich, zugleich nach Wiesen- und Waldkräutern schmeckte. Und die junge Schönheit wurde mit einem Male ganz natürlich

und allerliebst; sie vergaß alle Weisheit, entwickelte einen vorzüglichen Appetit und aß, trotzdem sie eine Anhängerin der Naturlehre war, nicht mit den Händen, sondern ganz artig mit der Gabel. Sie wurde immer anmutiger, immer normaler, sie freute sich an allem und dankte für jede kleinste Dienstleistung. Er hatte ihr gerade eine Orange geschält, als sie, ihn aus ihren wunderschönen Augen anblickend, ausrief: „Ein Gentleman ist doch etwas sehr Nettes!" Er lachte, nahm ihre Hand und küßte sie.

In demselben Moment fiel ein Sonnenstrahl auf seinen Chronometer, den er auf den Tisch gelegt hatte, um die Bahnzeit einzuhalten. „Ich muß fort!" rief er rasch, „wenn ich den Zug nicht versäumen will."

„Den Zug für Verona? Sie reisen nach Verona — könnten Sie Ihre Reise nicht bis morgen verschieben? Morgen reise ich nämlich auch nach Verona."

„Unmöglich, heute abend erwartet mich meine Mutter und meine Braut!"

„Ah — leben Sie wohl!" Zu seinem großen Erstaunen erhob sie sich und streckte die Arme aus, um ihn damit zu umschließen — offenbar waren bei den Jüngern und Jüngerinnen Lazzaro Lodrones derartige Abschiedsförmlichkeiten Brauch. Ehe er sich's versah, brannten ihre Lippen auf den seinen. Fast unsanft riß er sich los. Er zitterte vom Kopf bis zu den Füßen — ohne ein Wort zu sagen, eilte er fort. Zwischen den Säulen des Palladioportals hielt ihn die Wirtin, die wie eine sehr schlampige Madonna della Sedia aussah, mit der Frage an: „ob er oder die Signora die Zeche begleichen wollte?"

Während er ganz entsetzt über seine Vergeßlichkeit einen Napoleon aus seiner Westentasche zog, blickte er unwillkürlich in den Hof zurück. Dort unter den lila Glyzinenblüten stand das junge Mädchen, blaß bis in die Lippen, und starrte ihm mit großen, entgeisterten Augen nach. Es waren noch immer Kinderaugen — aber die traurigsten, die er je gesehen.

Mrs. Gordon ist auf die Antiquitätenjagd gegangen, offenbar in der liebenswürdigen Absicht, dem Brautpaar Gelegenheit zu bieten, sich auszusprechen.

Das Brautpaar ist allein zurückgeblieben in dem großen Salon mit den venezianischen Kronleuchtern, die immer staubig, und den gelben Damastmöbeln, die an allen vorspringenden Stellen durchgerieben sind.

Das Brautpaar plaudert sehr eifrig, d. h. Cecil plaudert, und Geraldine hört ihm zu. Von der bevorstehenden Hochzeit ist noch nicht ein einziges Mal die Rede gewesen (vielleicht weil die Damen finden, daß es an dem Bräutigam ist, dies Thema zuerst anzuschlagen), hingegen hat man von allerhand andern Dingen geredet, die Cecil momentan als sehr viel interessanter berühren. Von Yokohama, Benares, New York und dem Niagara hat er Geraldine erzählt und, nachdem er ganz und gar ins Feuer geraten ist, sogar von Vicenza. Jetzt stockt er; — den Kuß, den die schöne Unbekannte ihm freiwillig auf die Lippen gedrückt hat, behält er für sich, aber fast ist's, als ob

der klare, gerade Blick, mit dem Geraldine sein Gesicht durchforscht, den Kuß auf seinen Lippen suchte.

Mit einem Male fängt sie an zu lachen. „Weißt du, an wen du mich erinnerst, Cis?“ fragt sie ihn. Und da er verneint: „An den Pariser Maler, der mir einmal erzählte: ‚Ich bin so befreundet mit meiner Frau — so befreundet, daß ich manchmal ganz vergesse, daß sie meine Frau ist. Je lui raconte jusqu'à mes bonnes fortunes; und manchmal ärgert sie sich!‘“

„Ärgerst du dich?“ fragt, näher an sie heranrückend, Cecil, verlegen und vertraulich zugleich — ihre Worte sind erstaunlich zutreffend.

„Nein!“ erwidert sie kurz.

„Es handelt sich auch gar nicht um . . . um eine bonne fortune in meinem Falle.“

„O doch! Denn das Wort bonne fortune bedeutet eine Eroberung, und daß du die bei der kleinen Närrin gemacht hast, wirst du mir, trotz all deiner angeborenen Bescheidenheit, vielleicht doch nicht ausreden wollen. Daß du aber die Situation nicht ausgebeutet hast, brauchst du mir nicht erst mitzuteilen!“

„Ich hatte nicht die geringste Lust dazu!“ beteuert Cecil.

„Will ich dir auch glauben,“ erwidert sie. „Soll ich dir ganz genau die Gefühle auseinandersetzen, die das Mädchen aus der Fremde dir eingeflößt hat? Du hast dich angezogen gefühlt durch ihre Schönheit und abgestoßen durch die von ihr geäußerten Theorien. Dann ist das Mitleid gekommen und hat den Streit geschlichtet und das Feld behauptet. Ist's nicht so?“

Cecil kann die Hellseherei Geraldines nur anstaunen und bestätigen. Sie lacht, dehnt sich ein wenig, worauf sie in schweigsame Nachdenklichkeit verfällt.

Sie ist ein sehr schönes Mädchen, fast so schön wie die Fremde in Vicenza. Größer, schlanker, dazu dunkelblond mit schwerem, seidigen Haarreichtum. Die Haut sehr frisch, die Züge fein geschnitten, die Büste flach — ganz besonders anziehend wird ihr Gesicht, wenn sie lächelt; ihr Lächeln hat etwas Mutwilliges, Überlegenes und Trauriges. Der Eindruck ihrer ganzen Persönlichkeit ist für Cecil unzertrennlich von dem Duft, der sie immer umschwebt und der stärker wirkt, wenn sie sich zu bewegen anfängt, ein Duft, der zugleich sehr süß und sehr herb ist; Lavendelduft mit einer leisen Beimischung von Kampfer.

„Hat sie dir den Namen ihres recht merkwürdigen Vaters genannt?“ fragt sie nach einer kleinen Pause.

„Ja, ja, aber er ist mir entfallen.“ Cecil schnalzt ungeduldig mit den Fingern. „Ladro . . . oder . . . Lazzarone . . . ich weiß nicht mehr, er erinnerte mich an etwas, etwas Unsauberes und an Ginaldo!“ Er spricht den Namen seines Vetters ironisch aus.

„War's nicht Lazzaro Lodrone?“ fragt Geraldine, und Cecil ruft lebhaft: „Ja, ja, der war's. Weißt du etwas von ihm?“

„Ja, wenn auch nicht viel. Er ist der Bildhauer, zu dem dein Vetter Reginald in die Schule gegangen ist, irgendein Charlatan, halb Rousseau, halb Jan von Leyden, der — ich weiß nicht mehr wo — in Calabrien sein

Wesen trieb, in einem alten Schloß, das ihm ein Principe zur Verfügung gestellt hatte, der noch verrückter war als er selber. Er hatte darin eine Art Phalansterium für seine Jünger und Jüngerinnen gegründet, die er unbekleidet in den Wäldern herumlaufen ließ und denen er griechische Tänze einstudierte, alles vom erhabenen Standpunkt der hohen Kunst. Die Polizei, die bekanntlich wenig Kunstsinn hat, schritt schließlich ein und machte dem Unfug ein Ende. Seither sind die Jünger in alle vier Weltgegenden versprengt, aber sie irren immer noch, Proselyten werbend, in ganz Italien umher. Dieser Lodrone dürfte wohl der Vater des Mädchens aus der Fremde sein."

„Armes Ding," murmelte Cecil.

„Ja, ja, armes Ding! Zu bedauern ist sie von unserm Standpunkte aus; im übrigen scheint sie sich glücklich zu fühlen in ihrer Umgebung. Schließlich" — und leise fügt Geraldine hinzu — „ich möchte wissen, ob sie das Kind von Jane Spring ist?"

„Wer war Jane Spring?"

„Die Tochter von Lord Hoaring, die vor zwanzig Jahren mit diesem Lodrone verschwunden ist. Er hatte nämlich als Bildhauer gerade Furore gemacht in London. Meine Großmutter hat mir oft von der Geschichte erzählt, und zwar mit der göttlichen Unbefangenheit einer sehr alten Frau, die ganz vergißt, was sich für die Jugend schickt und was nicht. Verdorben hat mich die Geschichte nicht, aber meine Phantasie hat sie gründlich aufgeregt. Wir waren mit Jane verwandt. Ich habe mich immer gefragt, was ich tun würde, wenn die Arme eines Tages bei uns auftauchen sollte, ein Kind auf dem Arm, und manchmal mitten in der Nacht weckte mich der Wind. Da bildete ich mir ein, die arme Jane weine vor unsrer Tür."

„Und was hast du getan, wenn dir der Gedanke gekommen ist?" fragt Cecil.

„Ein paarmal habe ich mir den Gedanken ausgeredet, dann — ich erinnere mich noch wie heute —, als der Wind einmal besonders schrecklich tobte, bin ich hinunter und habe die Haustür aufgeschlossen, um sie hereinzulassen. Sie war nicht da, natürlich, aber der Sturm trieb mir Schneeflocken ins Gesicht, und ich hab mir eine schwere Erkältung geholt. Jetzt bin ich vernünftiger geworden!"

„Geworden? Ich dachte, du seist es immer gewesen!"

„O nein!"

Er beugt sich über ihre Hand und küßt sie. Es ist die erste Liebkosung, die er ihr heute geboten hat.

Da öffnet sich die Tür, Mrs. Gordon tritt ein. Sie ist ganz rot im Gesicht, ein wenig atemlos und mit allerlei Dingen beladen, offenbar auch mit Reue. Die Reue oder vielmehr deren Grund behält sie vorläufig für sich, die andern Dinge fängt sie an, eilig auszupacken.

„Nicht eigentlich alt, aber nach einem guten Modell," bemerkt sie, indem sie ein kleines silbernes Kaffeeservice auf der marmornen Tischplatte gruppiert.

„Hanau, aber ganz allerliebst," versichert Cecil.

„Nicht wahr?" ruft die alte Dame, „ich . . . ich wollte euch ein kleines Vergnügen machen, so zum ersten Frühstück für ein ganz junges Ehepaar!"

„Ah, laß das junge Ehepaar aus dem Spiel!“ ruft Geraldine sehr herb; „sag uns lieber, auf was der tief tragische Ausdruck deines lieben Gesichtes zurückzuführen ist. — Beichte recht schnell; was es auch sein möge — ich versichere dir, wir erteilen dir Absolution!“

Mrs. Gordon läßt sich in einen der gelben Damaststühle gleiten, seufzt, hebt den Deckel der kleinen Teekanne auf, blickt mißtrauisch hinein und seufzt noch einmal, worauf sie's endlich herausbringt:

„Ich bin deinem Vetter Reginald begegnet, Cecil!“

„Das kann man dir unmöglich zur Last legen, Mama!“

„Nein, aber ich . . . ich habe nicht ausweichen können.“

„Hu! jetzt fangen die Sünden an,“ lacht Geraldine.

„Ich . . . er . . . er hat mich in ein Gespräch verwickelt.“

„Ich dachte schon, du habest ihn zum Frühstück eingeladen.“

„Wie hätte ich denn!“ verteidigt sich Mrs. Gordon. „Nur . . . er ist doch ein interessanter Mensch.“

„Mama, du hast entschieden noch etwas auf dem Herzen,“ spricht Geraldine.

Mrs. Gordon starrt schuldbewußt vor sich hin. „Er war nicht allein,“ murmelt sie, „es befand sich eine Dame in seiner Gesellschaft.“

„O weh!“

„Ach nein, nein, Geraldine, du solltest wirklich nicht . . . wenn ich bedenke, wie begrenzt das Beobachtungs- und Bemerkungsfeld für junge Mädchen war in meiner Jugend! Und jetzt reden die jungen Mädchen über alles, ja geradezu über alles! Es war nur eine Freundin, die berühmte amerikanische Bildhauerin Mrs. Westry. Aber sie hat mich aufgefordert, heute nachmittag zum five o'clock in ihr Atelier zu kommen, und ich hab's ihr versprochen . . .“

„Nun, was weiter?“

„Nun, ich kann euch doch nicht den ganzen Tag allein im Hotel lassen — da müßt ihr entweder mitkommen, oder ich müßte verzichten.“

„Mein Gott, warum sollten wir denn nicht mitkommen?“ ruft Geraldine. „Ich hatte schon Angst, daß du uns zu Mrs. Boreham, der Frau des Canon von Yawnington, schleppen wolltest. Da hätte ich entschieden protestiert; aber zu Mrs. Westry, das wird ja sehr amüsant.“

Mrs. Gordon atmet erleichtert auf. Sie hat eine Schwäche für berühmte Menschen und versäumt keine Gelegenheit, solche persönlich kennen zu lernen, besonders auf dem Kontinent, wo sie nicht genötigt ist, sie zu sich zu bitten.

Mrs. Westry Salt war eine Künstlerin von großem, aber bestrittenem Talent und allgemein anerkannter Exzentrizität.

Sie war sehr schön. Ihre Züge hatten eine auffallende Ähnlichkeit mit denen des Apolls von Belvedere, und sie liebte es, diese Ähnlichkeit durch ihre Haartracht zu betonen. Im übrigen wechselte ihr Anzug mit dem Stand ihrer Finanzen, der ein schwankender war. Manchmal verdiente sie einen Haufen Geld. Dann mietete sie sich eine herrliche Wohnung in der Beletage eines Palastes, kaufte sich einen Zobelpelz und bestellte sich Kleider bei Paquin. Dann trat plötzlich Kassaebbe bei ihr ein, und zwar häufig, noch ehe die Kleider

abgeliefert worden waren. Sie ertrug den Umschwung der Dinge philosophisch, stellte Paquin seine Meisterwerke zur Disposition, blieb die Miete der Belétage schuldig und versetzte den Zobelpelz. Zum Schluß ordnete gewöhnlich irgend ein Mäcen die Situation freundlich und uneigennützig, denn die Sitten der schönen Amerikanerin waren einwandfrei.

Momentan ging es ihr gut. Ein Berliner Bankier hatte ein Brunnenmodell bei ihr bestellt: tanzende Nymphen, die sich bei den Händen hielten; und Mrs. Westry hatte sich nach Italien begeben, um Modelle für die Nymphen zu suchen. In Verona hatte sie sich in einem Palazzo eingemietet, der die eine Seite einer vergrasten Piazza einnahm und von dem Publikum unbehelligt blieb, wiewohl die Kuppel des Hauptsaales von dem unermüdlichen Tiepolo bemalt war. In diesem Saale empfing Mrs. Westry abwechselnd ihre Modelle und ihre Gäste.

Als die Gordons eintraten, fanden sie bereits eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; und zwar schien der eine Teil der Anwesenden heftig loszuzetern gegen den andern Teil.

In der Mitte des Saales stand Mrs. Westry Salt unter einem wundervollen Glaslüster, der an einem Strick gerade zwischen den zwei Brüsten einer Venus in den Plafond eingeschraubt war. Sie trug ein langschleppendes, mit silbernen Schuppen benähtes graues Kleid, in dem sie wie eine Meerjungfer aussah, und lachte freundlich und unparteiisch alle die Menschen aus, die sich rings um sie herum Injurien an den Kopf warfen.

Eine magere, geziert aussehende Dame wiederholte eigensinnig immer dasselbe Wort: „Es ist eine Offenbarung — es ist eine Offenbarung!" Sie trug eine Krinoline und Schmachtlocken, was sich anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts wie eine Maskerade ausnahm. Cecil erinnerte sich ihrer von Bayreuth her. Er war ihr einmal in der Villa Wahnfried vorgestellt worden. Sie kleidete sich nach der Mode des zweiten Kaiserreiches, weil sie in dieser Epoche jung, schön und gefeiert gewesen war, und litt an Begeisterungen, wie andre Menschen an epileptischen Krämpfen leiden. Zur Zeit des zweiten Kaiserreiches hatte sie für Gounod geschwärmt und einen Westenknopf, den er nach einem Dejeuner bei ihr verloren, in Brillanten fassen lassen; später schwärmte sie für Wagner.

Sie hieß Comtesse de St. Grail — einige Menschen nannten sie „Heiliges Greuel".

„Es ist eine Offenbarung, ich sage Ihnen, eine Offenbarung!" wiederholte sie unermüdlich mit ihrer hohen, dünnen Stimme, während Mrs. Westry lachte und ein langer, magerer, rothaariger Mann mit einer militärischen Haltung und einem kleinkarrierten, grauen Reiseanzug (offenbar ein Schotte) einmal um das andre entgegnete: „Und ich sage Ihnen, es ist ein Skandal — ein Skandal!" Der Lärm wurde so laut, daß Cecil einen Augenblick wähnte, es handle sich um eine neuerliche Aufnahme des Dreyfus-Prozesses.

„Ich sage Ihnen, eine Offenbarung!" überkrähte ihn die St. Grail, und ehe der Schotte mit einer Antwort bei der Hand war, bemerkte eine alte Dame, die identische Mrs. Boreham aus Yawnington: „Ja, aber ... das

Kostüm . . . hm . . . ich muß sagen, daß ich nicht darüber hinaus kann! Wie es scheint, tanzt sie wirklich ohne . . . ohne . . ."

„Aber ich bitte Sie," rief die St. Grail, „das ist ja gerade das Neue. Eine Reform des ganzen Balletts!"

Cecil merkte nun, daß es sich doch nicht um eine Wiederaufnahme des Dreyfus-Prozesses handeln konnte, worauf ihn die Sache zu interessieren begann.

„Eine Eingebung von einzig dastehender Kühnheit!" entschied die St. Grail.

„Wenn die Polizei die Vorstellung nur nicht verbietet, ehe ich sie gesehen habe!" meinte Mrs. Westry; „ich hoffe nämlich, daß mich die Primavera zu einer meiner Brunnennymphen inspirieren wird."

Wie sein Dreyfus-Verdacht sich als unbegründet herausstellte, hatte Cecil sofort geahnt, daß sich der Streit um die Primavera drehe — jetzt aber schauderte ängstlich und ärgerlich noch eine andre Ahnung in ihm auf, unstet und flüchtig — aber sie kam immer wieder.

„Sagen Sie, was Sie wollen, sie ist göttlich, einfach göttlich!" begeisterte sich von neuem die St. Grail.

„Schamlos!" schrie der Schotte.

„Lassen Sie mich doch aus mit dieser kleinbürgerlichen, an allem herumschnüffelnden, alles beargwohnenden Scham. Die Scham ist ja doch nur die erste und subtilste Schattierung der Lüsternheit," entgegnete die St. Grail.

„Nein, sie ist der wundervolle Defensivinstinkt des Weibes, der Engel mit dem flammenden Schwert, der trennend zwischen den Geschlechtern steht!" rief der Schotte im höchsten Affekt.

„Wie kleinlich Sie alle sind . . . Sie exaspirieren mich — Sie exaspirieren mich!" stöhnte die St. Grail.

„Vor allem protestiere ich gegen das Wort ‚schamlos' als gänzlich unanwendbar auf die Primavera — die Primavera ist keusch durch und durch," entgegnete eine Dame mit einem deutschen Accent. Sie war sehr dick, hatte weißpunktierte, blaßblaue Augen und trug ein ziegelfarbiges Reformkleid, das um ihren breiten Hals viereckig ausgeschnitten war. Cecil erriet in ihr eine deutsche Schriftstellerin, die auf ihre alten Tage realistisch geworden war. „Ja, sie ist keusch durch und durch, in jeder Bewegung, in jeder Empfindung keusch! Nicht wahr, Ginaldo?"

„Es kommt darauf an, welche Bedeutung Sie dem Worte beilegen, liebe Blanka," mischte sich jetzt eine Stimme ins Gespräch, die Cecil als die seines Vetters Reginald erkannte. „Von der engen, geisttötenden und in meinen Augen geradezu unmoralischen Scheu vor der Natur, die man gewöhnlich mit dem Begriff verbindet, hat die Primavera nichts; wenn Sie hingegen das Wort gebrauchen wollen im Sinne reiner, kindlicher Unbefangenheit vor der Natur und ihren Forderungen, dann ist es im höchsten Maße bezeichnend für sie. Denn die Primavera ist unbefangen wie ein Sonnenstrahl — unbefangen wie eine Blume — unbefangen wie . . ."

„Wie ein Tier," murmelte ingrimmig der Schotte.

„O, how charming!“ rief jetzt Mrs. Westry, da sie endlich zwischen den übrigen Gästen die Gordons bemerkte. „Sind Sie eben erst gekommen oder schon längere Zeit hier? Ach, schon länger — wie dumm, daß ich Sie nicht bemerkt habe. Sie nehmen doch eine Tasse Tee? Es herrscht heute eine solche Aufregung bei mir. Die da,“ sie musterte mit einem kühlen Blick ihre noch immer wild erregten Gäste, „die da zanken sich alle über die neue Tänzerin, die morgen in der Arena auftreten wird. Sie soll etwas ganz Besonderes sein. Mr. Macfarlane . . .“

„Mackintosh, wenn Sie mich meinen!“ rief der erboste Schotte. Er hatte nicht nur ein sehr zartes Anstandsgefühl, sondern auch ein sehr feines Gehör.

„Also Mackintosh — Mackintosh und Macfarlane, das verwechsle ich immer — also Mr. Macfarlane macht ihr zwar heftige Opposition, aber nur, weil er sie nie gesehen hat.“

„Ich will mir sie ansehen, nur um ihr noch heftiger Opposition machen zu können!“ schrie äußerst aufgebracht Mackintosh.

„Sie werden doch auch die Vorstellung besuchen, Mrs. Gordon?“ meinte die Amerikanerin.

„Ich weiß nicht — nach allem, was ich hier gehört habe,“ stammelte Mrs. Gordon. Sie brannte eigentlich vor Neugierde, die Tänzerin zu sehen, und leise flüsternd fragte sie: „Ohne, ohne was tanzt sie?“

„Sie tanzt ohne Trikot!“

„O,“ Mrs. Gordon wurde heiß.

Sie wendete sich dem Tablett zu, auf dem der Diener Gläschen mit Fruchteis vorübertrug.

„O, . . . und da besuchen Damen ihre Vorstellungen?“ murmelte Mrs. Gordon mit gehemmtem Atem.

„Ja, und auch du wirst ihre Vorstellung besuchen,“ erhebt sich jetzt die Stimme Ginaldo Gordons; „mein Gott, sie tanzt . . . sie tanzt ohne Trikot, nun ja, ohne Trikot. Die Primavera ist schön genug, um es entbehren zu können.“

„Sie kennen sie persönlich?“ wendete sich die St. Grail an ihn.

„Und ob ich sie kenne,“ entgegnete, seine langen Locken durch seine schmalen und knochigen Hände gleiten lassend, dieser bucklige Vorkämpfer für die Schönheit. „Ich habe sie sogar schon gekannt, als sie noch ein ganz kleines Mädchen war. Ich stehe in ganz eigentümlichen Beziehungen zu der Primavera, mehr oder minder betrachte ich mich als ihren ältern Bruder; sie ist nämlich die schönste und begabteste unter den Töchtern meines genialen Meisters Lazzaro Lodrone.“

Durch Cecils Adern zucken Blitze, seine Zunge ist trocken. Etwas von dem Rest der Gesellschaft abgesondert steht er an einem offenen Fenster und blickt hinaus.

Ihm gegenüber ragt die alte Kirche, in deren Mauerritzen Frühlingsblumen blühen und vor deren Portalen mißgestaltete Bettler hocken. Ein rötlicher Schimmer dringt durch ihre festgeschlossenen Fenster in die kühle, glanzlose Abendluft hinein.

Die ersten Dämmerschatten schleichen über den Platz. Die Straße, die, den Palazzo Malvasi entlang laufend, ihn durchquert, ist schon voll violetten Dunstes, und aus dem Dunst dringt jetzt ein wehmütig klagender Ton.

„Sie kommen, sie kommen!“ schallt es von der Straße. „Sie kommen!“ ruft jemand hinter Cecil. Alles drängt dem Balkon zu. In der Straßenferne schimmert's weißlich — näher — näher.

Die Piazza Malvasi ist plötzlich voll von Jugend und Schönheit und Blüten. In den Duft der Magnolien und Rosen mischt sich die würzige Herbheit des Lorbeers; die Frühlingsboten sind's, Mädchen und Knaben von wundersamer Schönheit. Sie schwingen blühende Zweige in den Händen, auf ihren Häuptern ruhen Blumenkronen, und von ihren Lippen schwebt ein dreistimmiger Gesang: „Vieni, Maggio, vieni! O Primavera vieni!“

Auf dem grasdurchwachsenen Pflaster der Piazza Malvasi liegen welke Blüten, und drüben in dem Portal der alten Kirche, vom roten Licht umflossen, steht in schwarzer Soutane ein hoher, junger Priester zwischen den mißgestalteten Bettlern und blickt den weißen Gestalten nach, die sich langsam aufzulösen scheinen in der Dämmerung. Aus der Kirche dringt traurig und zornig die Stimme der Orgel, und die mißgestalteten Bettler senken den Kopf zum Gebet.

„Vieni, Maggio, vieni! O Primavera vieni!“ klagt es noch einmal halblaut aus der Ferne. — Die Frühlingsboten sind verschwunden.

Am Abend der ersten Primavera-Vorstellung ist alles in der Arena versammelt, was sich respektiert.

Die Stimmung ist feierlich.

„I feel awfully excited,“ murmelt Mrs. Gordon, und Geraldine, die zwischen ihr und Cecil sitzt, erwidert trocken: „Mir ist genau so zumute, als ob man mich eingeladen hätte, den Erzbischof von Canterbury Kopf stehen zu sehen.“

Die Auserlesenen, die für den ihnen gebotenen Genuß zwanzig Lire per Billett gezahlt haben, sitzen unten im sogenannten Zirkus der Arena in der Dämmerung des Frühlingsabends unter dem weiten, blauen Sternenzelt. Auf den Stufen hockt das Volk und der kleine Bürgerstand — alles, was kunstsinnig und neugierig ist in Verona und was zur Befriedigung seiner Neugierde nicht mehr als fünf Soldi zahlen kann. In den höhern Reihen kosten die Sitze sogar einen Soldo, und wie viele Menschen dort umsonst eingedrungen sind, zählt man einfach nicht.

Die Bühne befindet sich im Hintergrund der Arena gegen die Öffnungen zu, wo in alten Zeiten die christlichen Märtyrer und die wilden Tiere, mit denen sie ringen sollten, hinausgelassen wurden.

Als der mit seltsamen Hieroglyphen verzierte Vorhang sich teilt, erblickt man eine mit einem dunkelroten Teppich ausgeschlagene Plattform, um die herum Oleander-, Lorbeer-, Orangebäume stehen und dazwischen Sträuche von Rosen und Jasmin, alles in voller Blüte. Es ist, als blickte man in einen blühenden Wald hinein; aus den Büschen ragen Gipsabgüsse antiker Statuen

empor, und zwischen den Standbildern und dem Grün schimmern geheimnisvoll undeutlich die hellen Gewänder der Frühlingsboten — ein nackter, runder Arm hier, ein rosenumkränztes junges Haupt dort.

Mit dem Duft verwebt, der aus dem Boskett dringt, schwebt von den schwellenden Lippen eine traurige und wollüstige Melodie; 's ist wie ein beklommenes Ahnen, das mit sehnsüchtiger Angst ein schwüles Geheimnis umschauert.

„Der Hymnus der Erde, die den Frühling ruft," bemerkt Ginaldo Gordon.

Der Hymnus verstummt, ein Ausruf entringt sich dem Publikum — mit einer Gebärde voll unnachahmlicher Anmut hat die Primavera die Zweige der blühenden Büsche auseinandergebogen und ist auf den roten Teppich bis in die Mitte der Bühne vorgetreten.

Cecil zuckt zusammen, und Geraldine murmelt neben ihm: „Sie ist es — nicht wahr?" er bleibt stumm.

Sie ist es in der Tat. Ihre lockigen Haare sind genau so einfach gescheitelt und zusammengebunden wie in Vicenza, aber anstatt der dicken Prämonstratenserkutte umschließt ein sehr durchsichtiges Gewand ihre herrliche Gestalt. Und das Gewand, kunstvoll nach griechischer Art gerafft, ist bis über die Hüften hinauf geschlitzt und, tief vom Halse herabfallend, an den Schultern mit einem goldnen Knopf zusammengehalten. Bei jeder lebhaftern Bewegung flattert es um sie herum wie ein Rauchwölklein.

Die Dämmerung weicht langsam einem rosigen Licht. Deutlich sieht man das übermütige Spiel der herrlichen Glieder, und diese Glieder erinnern nicht nur in der Form an die schönsten Bildwerke des Altertums, sondern behalten selbst in der lebhaftesten Bewegung das schmelzende Weiß des karrarischen Marmors.

Dabei ist der Körper der Primavera nicht nur schön, sondern hat Ausdruck bis in jede der leicht zurückgebogenen feinen Fingerspitzen hinein; aber das Idealste an der ganzen reizenden Person ist doch das schöne runde, großäugige Kindergesicht und in dem Gesicht der Ausdruck lieblicher und fröhlicher Unbefangenheit.

Unbekümmert um den Eindruck, den sie hervorbringt, tanzt die Primavera wie ein Schmetterling, der zwischen Rosen und Lilien herumflattert, träumerisch und zärtlich wie der Zephyr, der die Blüten aus der Erde küßt.

Einer der Jünglinge tritt hervor; er ist um einen halben Kopf größer als die andern und von blendender Schönheit. Ein Kranz von dunkelroten Rosen sitzt ihm tief in der Stirn. Sich auf die Knie niederlassend vor der Primavera, nimmt er den Kranz und reicht ihn ihr. Ein Beben, ein Schauern, ein Zurückweichen und Vorwärtsflattern — endlich empfängt sie den Kranz aus seinen Händen. Wieder ertönen die Stimmen der Frühlingsboten, diesmal zu einer Jubelkantate anschwellend. Die holden Gestalten dringen aus ihrem grünen Versteck, umringen die Primavera, reißen sie mit sich fort, wie in einem brausenden Sturm heißer, junger Leidenschaft — dem Sturm, der jauchzend aus der frühlingsbefreiten Erde dringt.

Leise verklingt der Gesang; die Bühne steht leer, nur die bleichen Standbilder heben sich ab gegen den Hintergrund blühenden Oleanders. Die erste Nummer des Programms ist vorüber.

Das Publikum bricht in frenetischen Beifall aus und kann sich nicht genug tun in Ausdrücken der Bewunderung. „Primavera, Primavera!“ tönt's von allen Seiten, und von den Stufen der Arena herab, dort, wo das Volk zu Tausenden kauert, tönt's in witzig den Frühlingsboten abgelauschtem Chor: „O, Primavera, vieni!“

Aber sie zeigt sich nicht.

„Das ist auch eine ihrer vornehmen Eigentümlichkeiten,“ bemerkt erklärend Ginaldo; „sie tritt nie vor das Publikum, nachdem sie ihre Leistung vollendet hat. Nie entweiht sie ihre Kunst durch Knixe und Kußhändchen.“

Von neuem teilt sich der Vorhang.

Eine kleine Veränderung hat sich indessen auf der Bühne vollzogen, ein Pianino ist auf den roten Teppich geschoben worden. Ein junger Mann im Frack erscheint.

Auf dem Programm steht er als Kasimir Oleskjéwitsch verzeichnet, und seine polnische Abkunft steht ihm deutlich auf dem blassen, von traurigen, dunklen Augen durchleuchteten Gesicht geschrieben. Seine braunen Haare hängen ihm lang und straff um die Ohren bis über den Rockkragen herab, die knochigen Hände ragen weit aus den kurzen Ärmeln seines schäbigen Frackes.

„Welche unerhörte Geschmacklosigkeit, einen häßlichen, modern gekleideten Menschen zwischen dieses göttlich schöne Heidentum hineinzupflanzen!“ ruft Mrs. Westry empört.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen in diesem Falle widerspreche, verehrte Meisterin,“ entgegnet ihr Ginaldo. „Keine Geschmacklosigkeit, einer solchen ist mein genialer Lehrer einfach nicht fähig. Warten Sie nur die Wirkung ab: einerseits die alten Statuen, die herrliche Nudität der Antike, andrerseits der Mensch, wie unsre Zeit und Zivilisation ihn durchschnittlich hervorbringt, und zwischen beiden die blühende Schönheit der Primavera. Ah, da ist sie!“

Cecil richtet die Augen auf sie.

Das Blut in seinen Adern beginnt zu sieden. Ein wahnsinniger Zorn zuckt ihm in allen Nerven und tobt ihm in den Sinnen. Er möchte alle Männer töten, die sich um zwanzig Lire das Recht erkauft haben, die Primavera anzustaunen; er möchte die Primavera töten dafür, daß sie sich ihren Blicken preisgibt.

Ihr Gewand reicht nur gerade über ihre Hüften herab, wie das der verwundeten Amazone im Vatikan. In wahnsinnig raschem Tempo spielt der polnische Pianist das Fis-moll Impromptu von Chopin. Das Geknitter neu entfalteter Programme tönt in sein Spiel hinein. „Der Frühling und die Liebe“ heißt die zweite Nummer.

Langsam, unbefangen auftretend, bleibt die Primavera einen Moment sinnend zwischen den blühenden Sträuchen stehen, sie läßt die Hände zärtlich

an den Zweigen hingleiten, dann mit leichten, luftigen Bewegungen unvergleichlich rhythmisch dem Wirbel der Passagen folgend, flattert sie an der blühenden, grünen Mauer entlang.

Cecils Atem kommt schwer.

Die Dämmerung in dem Zuschauerraum ist jetzt ganz dicht, aber die Bühne ist bedeutend heller als bei der ersten Nummer, aus den Büschen heraus, bald aufleuchtend, bald verschwindend, dringt ein grelles Licht, und einmal gleitet der Schein von der Bühne ab in das Publikum, fällt gerade auf Cecil, der sich mit widerwilliger Neugier vorgebeugt hat. Der Blick der Primavera heftet sich auf ihn. Sie lächelt; aber plötzlich werden ihre Augen starr, ihr Tanz unstet.

Ein schwüles Mißbehagen meldet sich bei den Zuschauern. Den Frauen steigt das Blut in die Wangen, viele von ihnen wenden sich ab. Warum? Was hat sich verändert? Die Primavera duckt sich und krümmt sich wie ein beim Baden überraschtes Weib; sie biegt die blühenden Zweige zu sich nieder, um sich zu verbergen, und endlich, mit einer hastigen Bewegung, zieht sie die Nadel aus dem dichten Haarknoten in ihrem Nacken. In wundersamer Üppigkeit umschließt das Haar ihren Körper bis an die Knie wie ein Mantel. Sie hält es mit beiden Händen über der Brust zusammen.

Von den Stufen der Arena tönt ein Zischen, das lauter und lauter wird; die Primavera wendet horchend den Kopf. Ein paar Sekunden bleibt sie grad und starr, wie aus Stein gehauen, mit einem Male fängt sie an zu zittern, sie hält sich die Hände vor die Augen — der Vorhang fällt.

Man hört auf der Bühne eine heftige Bewegung, ein Durcheinandersprechen, Zanken, dann tritt Kasimir Oleskjewitsch vor den Vorhang und bittet, das Publikum möge entschuldigen — die Primavera bedauere, daß sie, von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, die Vorstellung abbrechen müsse.

„Was war's denn? Was ist geschehen?" fragt Mrs. Gordon. „Hat sie sich den Fuß verstaucht? Oder ist sie ohnmächtig geworden?"

„Nein," entgegnete Mrs. Westry, „sie ist nicht ohnmächtig geworden, sie hat ihre Unbefangenheit verloren."

„Ja," bestätigte Geraldine herb, „sie hat ihre Unbefangenheit verloren!"

„Was fehlt dir denn, Cecil?" fragt ihn seine Mutter, als sie eine Stunde später in dem hübschen Cortile des Hotels ihr Abendbrot nehmen. „Du hast dir doch nicht ein Fieber geholt?"

Die Vermutung ist nicht unberechtigt. Cecil ist blaß, seine Hände zittern; er bringt keinen Bissen hinunter und kein Wort hervor. Rings um das Trio herum summen die Menschen, wie ein großer Bienenschwarm. Sie lachen und zischeln sich böse Dinge ins Ohr. Immer wieder hört man das Wort „Primavera". — Wie grausam sie sind! Das Brünnlein, das mit seinem weißen Wasserstrahl etwas Kühlung in die dumpfe Luft des Höfchens hineinhaucht, girrt leise. Sonst freute sich Cecil an dessen einfacher und eintöniger Beredsamkeit; jetzt ist ihm, als habe selbst das Brünnlein spotten gelernt.

„Mach dir nichts daraus," scheint es ihm zuzuflüstern, „alles geht vorbei, auch das! Ihr armen Menschen tut, als ob ihr wer weiß wie wichtig wäret, und seid doch alle nichts mehr als armselige Wassertropfen, welche die Zeit durch ihre Hände gleiten läßt, ins Meer der Ewigkeit hinein!"

's ist ein ärgerlicher Trost. Was soll er ihm, so lange er noch fühlt, mit dieser unerträglichen Vehemenz fühlt wie heute?

Pah . . .! Diese Aufregung kann nicht dauern. Das Brünnlein hat recht: „Was geht dich denn das alles an. Kümmere dich nicht weiter drum. Ein Weib mehr, das zugrunde geht. Nun und wenn! Es ist nicht deine Sache. Du bist nicht schuld," so spricht die Stimme seines Verstandes; aber die Stimme des Herzens antwortet: „Doch bin ich schuld, ich bin schuld." — „Wie denn bist du schuld?" fragt der Verstand. — „Das weiß ich nicht," erwidert das Herz. „Bei Gott, ich weiß es nicht, aber ich bin schuld, denn sie leidet um meinetwillen."

„Seid ihr fertig, Kinder," erkundigt sich mitten in seine Grübeleien hinein etwas verdrießlich die alte Frau.

„Ja, Mama."

„Nun, dann kommt hinauf," und halblaut fügt sie hinzu: „Ich hab's gründlich satt, alle diese Bemerkungen über die Primavera um mich herum summen zu hören."

Oben in dem großen Salon mit den gelben Damastmöbeln legt Mrs. Gordon noch ein Paar Patiencen. „Es war doch ein Skandal," murmelte sie vor sich hin, „und ich schäme mich, dabei gewesen zu sein."

„Ja, gewiß war es ein Skandal," gibt Geraldine zu, „aber ich bin doch froh, daß ich die Primavera gesehen habe."

„O ja, anfangs war sie ganz reizend, als sie in dem langen Kleid tanzte; aber zum Schluß — sie schämte sich selbst!"

„Ja, das war eben das Peinliche! Es kam so plötzlich" — und Geraldine erhebt ein wenig ihre Stimme: „Es gibt nur einen Grund dafür: aus dem Publikum heraus hat sie ein Mann angesehen, in den sie verliebt ist und der ihre Lebensanschauung nicht teilt. Sie hat seinen Blick nicht ertragen können. Meinst du nicht auch, Cecil?" Geraldines Stimme klingt schärfer als gewöhnlich.

„Es ist möglich," erwidert Cecil, der indessen ratlos auf und ab gegangen ist.

„Aber Cecil, das kann ich gar nicht aushalten," ruft die sonst so sanfte Mrs. Gordon. „Gehe doch auf die Piazza d'Erbe, wenn du die Unruhe nicht auf andre Art loswerden kannst. Noch obendrein klingt's so hart hier auf dem steinernen Fußboden, gerade als ob du mit jedem Tritt etwas tottreten wolltest!"

„Verzeih, Mama;" er setzt sich und nimmt ihre Hand, die er küßt.

Endlich sind beide allein, Geraldine und Cecil, der von neuem seine Wanderung beginnt, wie ein gehetztes Wild oder ein von einer fixen Idee gepeinigter Mensch.

„Cecil!" sagt Geraldine sehr ruhig.

Er bleibt stehen, blickt ihr ins Gesicht; er erschrickt. Der Mutwillen, der glänzende Schleier, der noch bis in den Abend hinein über ihr Gesicht gebreitet lag und den Schmerz nur geheimnisvoll durchschimmern ließ, ist verschwunden; der Schmerz tritt offen hervor, scharf ausgeprägt, aufrichtig, aber edel und gefaßt.

Sie legt ihre Hand auf seinen Arm. „Cecil, du bist der Mann, vor dem die Primavera erschrocken ist," sagt sie ruhig; und er senkt den Kopf und murmelt leise: „Ich fürchte es."

Sie setzen sich einander gegenüber; sein Kopf bleibt gesenkt, während sie fortfährt, zu reden. „Armer Cecil," sagt sie.

„Ja, armer Cecil," bestätigt er.

„Sie hat sich in dich verliebt, damals in Vicenza?"

„Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! Wie soll ich's wissen?" ruft Cecil hastig, wie um der Vermutung vorzubeugen, daß er eine Treulosigkeit an seiner Braut begangen habe.

„Du hast sie nur das eine Mal gesehen?" fragt Geraldine nachdenklich.

„Nur das einzige Mal, Geraldine, ich versichere dir!"

„Du brauchst mir gar nichts zu versichern, ich weiß es auch ohnehin, daß du ein anständiger Mensch bist," erwidert sie fast hart; dann herrscht tiefes Schweigen zwischen ihnen beiden — eines von den inhaltsschweren Schweigen, die so unerträglich laut zwischen zwei Menschen aufklingen, deren Seelen im Begriffe sind, sich zu trennen.

Nach einer kleinen Weile: „Wir haben die Absicht, bereits morgen abzureisen, deine Mutter und ich," sagt Geraldine leise und sehr deutlich. „Kommst du mit?"

Er fährt zusammen. „Morgen?"

„Ja. Hält dich etwas hier zurück?"

„Nein, nein . . . nur . . ." Er blickt auf und ihr voll in die Augen. Sein Gesicht trägt den Ausdruck einer unaussprechlich peinlichen Aufregung. Es ist das Gesicht eines Mannes, der gewissenhaft zwischen zwei Pflichten schwankt. Endlich spricht er: „Ich kann nicht darüber hinaus. Ich muß die Unglückliche retten."

„Ah!"

„Geraldine! Du darfst mich nicht mißverstehen, du darfst nicht glauben . . ."

„Daß du dich in diese kleine Tänzerin verliebt hast?" läßt Geraldine tonlos von ihren Lippen fallen.

„Wie kannst du nur etwas so Absurdes aussprechen! Ich habe mich nicht in sie verliebt," verteidigt sich Cecil.

„Vielleicht nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes," gibt ihm Geraldine mit einem mutlosen Achselzucken zurück. „Sie beschäftigt dich nur derart, daß du in den letzten zwei Tagen keinen Gedanken fassen oder mindestens zu Ende denken konntest, der nicht irgendwie mit ihr zusammenhing."

„Es ist einzig das Problem ihrer Existenz, das mich beschäftigt," versichert Cecil.

„Auch das Problem ihrer Persönlichkeit," erwidert ihm Geraldine.

„Nein, nein, nein," wehrt sich Cecil, „ich habe nur das Gefühl, daß es ein großes Unglück für sie war, mir zu begegnen, und es drängt mich, das gut zu machen; ich kann sie nicht so einfach ihrer Scham preisgeben und ihrem Elend. Du begreifst doch! Ich kann nicht!"

„Meinst du nicht — ich spreche nicht von einem egoistischen Standpunkte aus, unsre Auseinandersetzung kommt erst später — meinst du nicht, daß es das beste wäre, sie in Ruhe zu lassen, damit sie sich mit ihrem Leben abfindet, so gut es geht?"

„Nein, damit wäre nichts getan," murmelt Cecil langsam; „man müßte sie ihrer Umgebung entreißen, ihrer Beschäftigung."

„So" — mit durchdringender Klarheit richtet Geraldine ihre Augen auf ihn, „und was willst du ihr geben für das, was du ihr nimmst?"

Er bleibt stumm.

„Es wäre nur eine Möglichkeit," sagt Geraldine, „du müßtest ihr deine ganze Existenz widmen, ihr dein Leben aufopfern ohne Rückhalt. Cecil, könntest du das? Könntest du dich entschließen, sie zu heiraten?"

Er fährt auf, als hätte Geraldine eine geradezu beleidigende Zumutung an ihn gerichtet.

„Du brauchst nicht so entsetzt zu sein: ich hoffe, du tust es nicht, weil es ein großes Unglück für dich wäre. Was mich anbelangt, da mach dir keine Skrupel. Vom ersten Augenblick an, gleich als du uns auf der Bahn entgegenkamst, merkte ich, daß . . . daß es vorüber war. Armer Cecil! Weißt du noch, wie ich dir im vorigen Frühjahr versicherte, du seist abnorm normal für einen Wyngham Gordon, und es dürfte noch einmal der Vogel der Wynghams dir angeflogen kommen, in irgend einer Form, mit der ich mich nicht abfinden könnte! Nun, er ist gekommen; und ich gebe dich frei! Gute Nacht!"

Sie hat sich erhoben und reicht ihm die Hand.

„Gerry . . . Gerry . . . Wie kannst du nur," ruft er, „das — das ist ja alles nur etwas Vorübergehendes! Du mußt es ja doch wissen, daß du der allerunentbehrlichste Mensch auf der ganzen Welt für mich bist."

Sie hält sich noch ein wenig grader als früher; dann mit einem unendlich traurigen Lächeln: „Und wenn mir das nicht genügte?" sagt sie leise; „wenn ich mir statt dessen gewünscht hätte, ganz einfach die unentbehrlichste Frau für dich zu sein?"

„Gerry!" Einen Augenblick ist ihm, als müsse er ihr zu Füßen sinken, sie zurückhalten um jeden Preis. Da, durch die offenstehenden Fenster dringt's mit der schweren Frühlingsluft von der Straße herauf: „Vieni, Maggio, vieni! O Primavera, vieni!" Das Lied der Frühlingsboten, die vorüberziehen!

Horchend wendet er den Kopf; als er sich wieder nach Geraldine umsieht, ist sie verschwunden.

Trotz Geraldines eifrigen und offenbar aufrichtigen Widerstandes hat Cecil es sich nicht nehmen lassen, die beiden Damen zur Bahn zu begleiten. Er hat zärtlichen Abschied genommen von seiner Mutter und sich schwer von Geraldine getrennt. In den Gedanken eines definitiven Bruches mit ihr hat er sich überhaupt noch nicht finden können.

Die Zurückhaltung, mit der sie seine unruhigen, hin- und herflatternden Aufmerksamkeiten entgegennimmt, schneidet ihm in die Seele, und doch fühlt er deutlich, daß sie nicht anders handeln darf noch kann. Er möchte ihr immer noch etwas erklären und noch etwas — lange, ehe er fertig ist, setzt sich der Zug in Bewegung. Geraldine ist fort.

Nachdem er endlich die Adresse der Primavera ausgekundschaftet und sich mit dem nötigen Heldenmut versehen hat, macht sich Cecil auf den Weg.

Er geht zu Fuß, vielleicht um die Auseinandersetzung mit ihr noch ein wenig hinauszuschieben, vielleicht auch, um eine innere Unruhe niederzukämpfen.

Sie wohnt im Hinterhause eines großen, verwahrlosten Gebäudes, das ehemals ein Palazzo war und an dem der Mörtel in großen Flocken herunterbröckelt.

„La Primavera" wohnt, wie ihm die Pförtnerin (eine zerzauste Person, der zwei Kinder an den Röcken hängen und eins an der Brust) mitteilt, im Hinterhaus. Der Eingang führt durch einen Garten, ein Grundstück, in dem die italienische Sonne allerhand zum Blühen gebracht hat, wiewohl sie über drei Stock hohe Häuser herübersteigen muß, um hineinzuscheinen. Ein paar Maulbeerbäume und ein paar Zypressen stehen an den Wänden, in den mit Buchsbaum eingefaßten Rabatten wachsen Iris und Goldlack wild durcheinander, in einem Winkel entfaltet ein Fliederstrauch seine weiße Blütenpracht, und zu Füßen einer majestätisch aus einem verwahrlosten Rasenplatz aufragenden Pinie kauert ein bemooster Pan am Rande eines verwitterten Marmorbeckens. Junge Männer und Frauen in griechischer Tracht stehen und gehen die schmalen, mit grobkörnigem Kies bestreuten Wege entlang. Aber die Tracht, die einen so malerisch anmutet, wenn sie im abendlichen Halblicht, in einer Wolke von Duft und Musik die Straßen durchziehen, nimmt sich im hellen Sonnenschein komödienhaft, fast lächerlich aus.

„Dürfte ich wissen, was Sie wünschen?" fragt sehr von oben herab ein Jüngling, derselbe, der der Primavera gestern seinen Rosenkranz geboten hat.

Cecil erwidert, daß er mit der Primavera sprechen möchte, worauf jener erklärt, die „Diva" benachrichtigen zu wollen. Welchen Namen solle er ihr nennen?

Cecil überlegt einen Augenblick. „Der Freund von Vicenza," sagt er.

Da schlägt eine Stimme an sein Ohr, so scharf, daß er sie erst nicht erkennt, so schmerzlich, daß sie ihm Mark und Bein durchdringt. Es ist die Stimme der Primavera.

„Ich will ihn nicht sehen! Nein, niemals — nie . . . nie mehr!"

Die in dem Garten verstreuten Frühlingsboten sehen einander an; was will der Fremde unter ihnen?

„Die Primavera hat sich von ihrem Unwohlsein noch nicht erholt und muß sich ausruhen für heute abend," sagt ängstlich der polnische Klavierspieler, der hinzugekommen ist.

„Also tritt sie doch auf heute abend," fragt Cecil rasch.

„Wir hoffen," stammelt der Pole.

Unschlüssig bleibt Cecil stehen. Fast wendet er sich zum Rückzug.

Da öffnet sich die Tür. Die Primavera tritt heraus, bleibt vielmehr in dem Türbogen stehen. Sie trägt dasselbe dichte, weiße Gewand wie in Vicenza, aber sie sieht heute nicht mehr aus wie ein Engel oder wie ein Kind, sondern ist Weib, ein Weib von berückend heißer Schönheit, mit einem wundervoll zornigen Schmerz in den Augen und einer fast brutalen Herausforderung um den dunkelroten Mund. „Warum sollte ich heute nicht auftreten?“ ruft sie aus. „Haben Sie wirklich nur einen Augenblick geglaubt, daß ich meiner Kunst entsagen würde, nur weil, weil . . . Es ist ja im höchsten Maße absurd und lächerlich, daß Sie wähnen, eine derartige Macht über mich gewonnen zu haben!“

„Wohl, eine Anmaßung mag es sein,“ gibt Cecil zu; „nichtsdestoweniger bitte ich Sie, mich anzuhören. Gönnen Sie mir nur einen Moment, in Ruhe mit Ihnen zu reden.“

Sie zögert — da kommt der schöne Jüngling, der Kranzspender, auf sie zu und, sie beim Arm packend, zischelt er ihr ein paar zornige italienische Worte ins Ohr. Das gibt den Ausschlag. Die Primavera läßt sich nichts vorschreiben.

„Laß mich, Donato!“ herrscht sie den Jungen an, und dann sich zu Cecil wendend: „Kommen Sie!“ sagt sie. Das Zimmer, in das sie ihn führt, offenbar ihr eigenes, ist klein, ordentlich gehalten und schlicht. An den Wänden hängen Photographien von antiken Statuen, ein paar weibliche Akte. Auf einem grauen Marmorsockel steht, aus Ton gefertigt, eine schlanke, unendlich anmutige Mädchenfigur — unbekleidet, einen Irisstengel in der Hand.

„Dazu habe ich meinem Vater gestanden,“ sagt die Primavera herausfordernd.

Cecil trachtet, sich nicht merken zu lassen, wie unangenehm ihn diese Mitteilung berührt. Aber auf ihre Aufforderung, Platz zu nehmen, setzt er sich mit dem Rücken gegen die Statue.

„Ich begreife, daß Sie von Ihrem Standpunkt aus berechtigt sind, nichts in mir zu sehen als einen platten Moralprediger und einen zudringlichen obendrein, der sich zu Ihrer hohen Auffassung der Kunst und des Lebens nicht hinaufschwingen kann. Wenn ich wüßte, daß Sie imstande wären, in dieser Auffassung zu verharren, würde ich Sie nicht stören. Gestern aber haben Sie die Eigenschaft verloren, die allein Ihnen die Ausübung Ihrer Kunst, in der von Ihnen geschaffenen Form möglich macht — die Unbefangenheit. Ich fühle mich teilweise daran schuldig und möchte das von mir angerichtete Unheil gutmachen, soweit es in meinen Kräften steht.“

Einen Moment schwieg sie. Dann: „Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?“ fragt sie mit ihrer tiefen, vollen Stimme traurig und höhnisch zugleich.

Befangen rückt er mit seinem Plan heraus.

Die Primavera soll sich in ein Kloster zurückziehen, in irgend ein schön und einsam gelegenes, wo der träumerische Zauber des Katholizismus langsam auf sie wirken, ihr Wesen beruhigen, ihrem hochgradig entwickelten Schönheitssinn zugleich eine Befriedigung gewähren und eine Schranke setzen kann.

Cecil stockt. Immer mehr schwankt ihm der Boden für seine utopischen Vorschläge unter den Füßen, er kommt sich selber albern vor, und das Lächeln auf den schönen Lippen der Primavera bestätigt seine Selbsterkenntnis grausam.

„Nun, fahren Sie fort!“ ruft sie und starrt ihm ins Gesicht.

„Nun? vorläufig . . .“

„Mit dem ‚vorläufig‘ ist mir nicht gedient, mit einem Provisorium kann ich mich nicht abfinden. Wenn ich meine ganze Existenz Ihren Vorschriften gemäß umstürzen soll, muß ich ein Ziel vor mir sehen, das erreicht zu werden der Mühe wert ist. Was soll aus mir werden, wenn ich, durch die Klostererziehung meines selbständigen Denkens beraubt, ein ganz gewöhnlicher konventioneller Mensch geworden bin?“

„Nun dann — nun dann“ — er stottert immer noch wie ein Schüler bei der Prüfung. „Nun dann . . . wenn einige Zeit vergangen ist, dann . . . greifen Sie nach irgendeiner nutzbringenden Tätigkeit. Der reiche Schatz Ihrer Bildung macht Ihnen das leicht. Sie geben Unterricht.“

„Wem?“ sagt sie kalt und schneidend.

„Heranwachsenden Mädchen . . .“

„Und was für Mädchen würden Unterricht nehmen von der ehemaligen Tänzerin, die mit dem Hergebrachten gebrochen hatte — die die große Versöhnung zwischen der Natur und Kunst anbahnen wollte? Das Lügen ist momentan nicht am Platze zwischen uns beiden, und etwas Aufrichtiges, das mir angenehm sein könnte, haben Sie mir nicht zu sagen.“

Er verstummt. Ihm ist zumute, als sei er auf einem Wege, wo er zu freiem Ausblick durchzudringen hoffte, vor einer unübersteigbaren Mauer angelangt.

„Und,“ fragte er nach einer Weile zögernd, „wie denken Sie sich Ihre Zukunft zu gestalten?“

„Ich denke weiter zu tanzen,“ sagt sie und sieht ihn trotzig an.

„Wenn Sie das vermögen, so habe ich Ihnen auch nichts genommen, Primavera; ich habe Ihnen höchstens einen unangenehmen Augenblick bereitet, wofür ich sie herzlich um Entschuldigung bitte,“ erwiderte er.

Er fühlt, daß er gegen sie nicht aufkommen kann, und erhebt sich. Da aber packt sie ihn beim Arm. „Nichts genommen?““ ruft sie aus, „und Sie wagen es, zu behaupten, daß Sie mir nichts genommen haben? — Alles! alles haben Sie mir genommen, jeden Moment meines Lebens haben Sie mit unsäglicher Bitterkeit vergiftet, mit einem Ekel, der nicht zu beschreiben ist. Es ist, als ob ein böser Zauberer meine Existenz und meine ganze Umgebung von einem Augenblick zum andern umgeschaffen hätte; alles, was mir sonst edel erschien, erscheint mir jetzt gemein — dort, wo ich sonst die Anmut sah, kann ich jetzt nur noch die Unanständigkeit erblicken. Die Menschen, in deren Mitte ich aufgewachsen bin, die ich gewohnt war, hochzuhalten von meiner Kindheit an, die haben sich für mich in lächerliche Komödianten verwandelt. Und meine Kunst, die wundervolle Kunst, die haben Sie durch Ihren Blick, Ihren abscheulichen, kleinlichen Blick in den Schmutz gezerrt. Das alles ist Ihr Werk, und für alles, was Sie mir genommen haben, die Heiterkeit, den Frieden, die Freude an dem Leben, mein ungetrübtes Selbstbewußtsein und meinen ungebrochenen Künstlerstolz, wollen Sie mir eine Existenz anbieten, die kaum einer reformierten Straßendirne zum Trost dienen könnte!“

Sie hält den Blick auf ihn gerichtet, finster, aber mit einer Unruhe, die etwas von ihm erhofft, ein letztes, großmütiges Wort.

Er öffnet die Lippen, aber er findet das Wort nicht.

„Gehen Sie!“ schreit sie plötzlich, indem ihre Stimme mit einem Male wieder den unangenehm kreischenden Ton von vorhin annimmt, „gehen Sie, ich will Sie nicht mehr sehen — nie mehr!“

Acht Uhr! Alles strebt der Arena zu, ganz Verona ist auf den Beinen, um die Primavera noch einmal zu sehen, die heute zum letztenmal in Verona tanzen wird, vielleicht zum letztenmal in ihrem Leben.

Auch Cecil hat sich in die Arena begeben. Von seiner letzten Auseinandersetzung mit der Primavera hat er ein inneres Mißbehagen mitgenommen, das er nicht überwinden kann. Die Erinnerung an ihr blasses Gesicht hat ihn verfolgt wie ein Gespenst, das die Erlösung von ihm verlangt.

Von rotglühenden Lampen umschimmert, breitet die Bühne sich aus; der polnische Pianist tritt auf und spielt etwas von Chopin, wozu zwei griechisch gekleidete Jünglinge ein paar malerische Körperwendungen ausführen. Dann kommen zwei griechisch gekleidete Mädchen, die eine blaßgrün, die andre blaßlila, und stellen Bilder. Das Programm weist eine ganze Reihe von ähnlichen, harmlosen Nummern auf. Man hat einen aufregenden Skandal erwartet und findet eine langweilige Komödie. Als aber nach einer langen Pause der Vorhang sich von neuem teilt, bietet sich ein sehr eigentümliches Bild.

Gegen den Hintergrund der blühenden Oleanderbäume sitzt auf eigentümlich stilisiertem Thronsessel in goldgestickten Gewändern und mit goldumspannten Schläfen Herodes, feist, lässig, ein Lächeln auf den schlaffen Lippen und einen großen Pfauenwedel in der Hand.

Aus den Oleanderbäumen schwebt ein drückender Duft und mit dem Duft eine melancholische, von elementarer Liebessehnsucht durchwehte Musik.

Hinter den blühenden Bäumen hervor, leise und lautlos wie ein Gespenst, gleißend und schlank wie eine Schlange, gleitet die Primavera auf die Bühne. Die flachen, schmalen Hände auf der Brust übereinandergelegt, verbeugt sie sich vor Herodes, der fortfährt, seinen großen Pfauenfächer zu schwingen. Dann beginnt der Tanz.

In seltsamen Windungen dehnt und neigt sie ihren herrlichen Leib, dessen Alabasterweiß die goldbestickten schwarzen Schleier durchschimmert. Eine laszive Schmiegsamkeit hat sich in ihre Anmut geschlichen — manchmal hält sie den Kopf weit zurückgebeugt, so daß man von ihrem Antlitz fast nichts mehr als die roten Lippen sieht. Es ist, als wolle sie mit jeder ihrer Bewegungen dem alten Tyrannen zu willen sein, um etwas Ungeheures von ihm zu erschmeicheln, etwas Undenkbares — den Kopf des Johannes. „Nimm diesen Druck von mir, diese kalte, hemmende Last,“ sprechen ihre angstvollen Gebärden. „Gib mir meine freie Persönlichkeit, meine stolze Freudigkeit gib mir zurück.“

Cecil leidet Folterqualen. Immer wollüstiger wird der Tanz. Die Salomé windet die Schleier von ihrem Körper. Wie Duft und Hauch schwebt es von

ihren Gliedern herab, die in immer hellerer Schönheit leuchten. Ein paar Damen stehen auf und verlassen die Arena; andre Zeichen geben den wachsenden Unmut kund — zwischen den Lippen der Salomé dringt es hervor wie ein mühsam verhaltenes Keuchen. Da lichtet sich das Dunkel, das über dem Publikum schwebt, der helle Mond ist über die alte Mauer hinübergestiegen. Er steht mitten zwischen den Sternen und gießt sein bleiches Licht auf die Arena herab. Die Primavera zuckt zusammen, verliert den Rhythmus, schwankt — aber sie rafft sich auf zu einer letzten, ungeheuren Herausforderung des Publikums. Wie in einem schwülen Sturm dreht sie jetzt ihre weißen Glieder, dann, die Schultern weit zurückbiegend, reißt sie den letzten Schleier von der hochgewölbten Brust.

Einen kurzen Moment hält die Menge den Atem an, dann aber bricht der Sturm los. Der Bann ist gebrochen. Die Menge pfeift, zischt, speit vor Entrüstung. Es ist, als erhöben sich die mit Christenblut getauften Steine der alten Arena, um gegen den heidnischen Unfug zu protestieren.

„Canaglia! Canaglia!" tönt es durch die Arena. Wie eine Meute auf ein totgehetztes Wild stürmte der Pöbel die Stufen herab auf die Bühne zu.

Das Leben der Primavera ist in Gefahr.

Da bricht sich einer Bahn durch dies kreischende, fluchende Volk. Es ist Cecil. Er springt auf die Bühne, reißt sich den Rock von den Schultern, wirft ihn über die ohnmächtig zusammengesunkene Primavera und trägt sie in seinen Armen davon.

„Ist sie bei Bewußtsein?" fragt Cecil; er richtet die Frage an den Polen. Sie stehen beide vor der spitzbogenumrahmten Tür des Hinterhauses, in das man die arme Primavera hineingetragen hat.

„Ja, leider!" erwidert der Pole, und kaum hörbar fügt er hinzu: „Besser, sie wäre tot!" Dann führt er Cecil in das Zimmer der Primavera. Ein paar Wachskerzen in einem Synagogenleuchter, der auf einem altväterischen Kasten steht, beleuchten das kleine Gemach. Auf einem schmalen, harten Ruhebett liegt die Primavera. Ihr Gesicht ist gegen die Wand gekehrt, das Haar lose aufgesteckt. Ihr Körper, der mit einer wollenen Decke verhüllt ist, zuckt von heftigem Schluchzen.

Den Marmorfußboden mit wenigen Schritten durchquerend, kniet Cecil neben der Verzweifelnden nieder. „Primavera!" sagt er leise.

Sie rührt sich nicht. „Primavera!" Er legt seinen Arm um ihre Schultern, sie fährt zusammen und wehrt ihn von sich ab. Er ist diesmal mit keiner bestimmten Absicht gekommen, nur in dem unbezähmbaren Drang, ihren Schmerz zu lindern, die Gebrochene aufzurichten — er hat keinen Plan, keinen deutlichen Vorsatz, er will nur helfen. Und ohne gewahr zu werden, was er tut, und ohne ihres Widerstandes zu achten, zieht er sie fester an seine Brust und küßt ihre Haare, ihre Stirn. Noch einen schwachen Versuch, zu widerstreben macht sie; dann, ebenso unbewußt wie er selbst, legt sie beide Arme um seinen Hals und vergräbt ihr Gesicht in seine Brust. „O, warum sind Sie noch einmal gekommen?" murmelt sie, „warum? Sie müssen ja

wissen, daß ich keinen Menschen mehr sehen will — keinen von denen, die mich heute gesehen haben. Ich möchte blind werden, nur um keinen Menschen mehr sehen zu müssen. Einen dichten, schwarzen Vorhang möchte ich ziehen zwischen mir und der Welt."

Er fährt fort, sie an sich zu halten, sie sanft zu liebkosen, als wäre sie ein krankes, verängstigtes Kind.

Und da mit einem Male ist's ihm, als ob etwas, was er bis dahin mühsam in seinem Herzen gefangen gehalten, einen Damm durchbrochen hätte, eine Flut warmen, uneigennützigen, grenzenlosen Mitleides, das keine Sünde, kein Laster kennt, nur den Schmerz: „Primavera, ich bin schuld an allem," spricht er.

„Ja."

„Ich habe dir alles genommen, was dein Leben lebenswert gemacht hat. Willst du mir gestatten, dir dafür zu bieten, was ich zu geben habe, meine ganze Existenz, meine ganze Liebe?"

Ein eigentümlicher rauher Schrei entringt sich ihren Lippen, sie ist eiskalt geworden in seinen Armen und zittert wie im heftigen Fieber. „Es ist ja nicht möglich, nicht möglich," murmelt sie.

„Doch," entgegnet er ihr; „ich weiß, daß du die Menschen fliehen willst; ich will sie mit dir fliehen! Wir finden wohl irgendwo ein Stück Einsamkeit, in die wir uns verbergen können, bis deine Wunden geheilt sind."

Ein langer Seufzer zittert auf ihren Lippen; dann: „Es ist nicht möglich," wiederholt sie.

„Und warum sollte es nicht möglich sein?" ruft, sich immer mehr erwärmend, Cecil. „Die Welt soll dir nichts anhaben. Ich will dir einen Mantel machen aus meiner Liebe, so warm, daß die Kälte der Welt nicht hindurchdringen kann, so dicht, daß weder ein kleinlicher Nadelstich noch ein vergifteter Pfeil dich trifft, und so weich, daß du nie müde werden sollst, dich hineinzuschmiegen."

Noch einen Augenblick liegt sie wie betäubt an seiner Brust, dann, sich etwas aufrichtend, nimmt sie seine Hand und hält sie an ihre Lippen, und da er ihr die Hand entziehen will, küßt sie sie noch einmal. — Sie schiebt sich die schweren, gelösten Haare aus den Schläfen und mit spröder Stimme spricht sie: „Wenn eure Kultur solche Menschen hervorbringt wie dich, nur einen hie und da, so behält die Kultur recht, und wenn sie recht behält . . . ah" — stöhnend wendet sie den Kopf gegen die Wand.

Draußen tönt ein Gemurmel von zornigen Stimmen, wie fernes Donnergrollen. Mit schreckensstarren Augen sieht die Primavera sich um, dann tief Atem schöpfend:

„Küsse mich noch einmal," flüstert sie, „noch einmal, ehe wir Abschied nehmen!"

Er küßt sie.

Ihre Lippen sind berauschend wie schwerer Wein und betäubend wie rote Mohnblüten. Die Sinne schwinden ihm. Da löst sie ihre Arme von seinem Hals und schiebt ihn sanft, aber bestimmt von sich. „Und jetzt geh!" sagt sie, „der Gott, der dein Herz erschaffen hat, schütze dich!" Sie sagt es

flehend und befehlend zugleich. Da glaubt er, daß eine neue, rührende Keuschheit sie überwältigt habe und er erhebt sich tiefbewegt. „Auf morgen," haucht er, „auf morgen!"

Er geht; an der Türe angelangt, wendet er sich noch einmal zu ihr zurück und, an dem Fußende des Ruhebettes niederkniend, küßt er die Füße der Primavera. Mit diesem Akt der Ritterlichkeit verläßt er sie.

Der Garten, den er durchschreitet, ist still und leer. In wundersamer Schönheit breitet die Frühlingsnacht ihren Blütenreichtum aus unter dem weichen Licht des Mondes, und diese Schönheit ist voll Schwermut, und die Luft ist schwül und drückend, wie von ungenossenem Glück.

Beruhigt und müde legte Cecil sich nieder. In seinem Herzen herrscht der Friede, der einem Menschen gegönnt wird, nachdem er einer edlen Regung rücksichtslos Rechnung getragen hat, und seine Seele ist erfüllt von der lieblichen Dämmerung, die alle Gegensätze versöhnt, alle Unmöglichkeiten in Schutz nimmt. Er schläft fest. Gegen Morgen zu beunruhigt ihn ein sonderbarer Traum. Ihm träumt, daß er einem Regenbogen entlang wandelt, der sich als schimmernde Brücke über himmelblaue Abgründe spannt, und plötzlich stürzt die Regenbogenbrücke unter ihm ein.

Draußen kracht ein furchtbarer Donnerschlag.

Ein Gewitter tobt über Verona hin.

Es dauert lange, ehe er wieder einschläft, dann aber schläft er sehr fest und tief in den Tag hinein.

Als er endlich erwacht, steht die Sonne schon hoch an einem tiefblauen Himmel; von dem nächtlichen Gewitter ist nichts zurückgeblieben als eine frische Herbigkeit in der Luft, und doch hat man den Eindruck, daß es kein gewöhnliches, flüchtig vorübergehendes Gewitter war, sondern eines von jenen, die eine Epoche im Jahr abschließen.

Cecil begibt sich zu der Primavera. Als er aber über die Schwelle des alten Palazzo tritt, merkt er sofort, daß sich irgendeine unheimliche Veränderung damit zugetragen hat. Das Tor ist unbewacht. Die Pförtnerin tritt ihm aus dem Hinterhause entgegen.

„Wen sucht Eccellenza?"

„Die Signora Primavera!"

„Ma . . . è morta la Primavera, weiß es denn Eccellenza noch nicht?"

„Tot, die Primavera tot?" — Cecils Stimme versagt.

„Freilich! In der Nacht sind sie alle fort, die Weiber und die Knaben, alle, alle. Heute morgen ist die Polizei gekommen — aber sie hat nichts gefunden als die Leiche der Primavera mit einem Dolchstich im Herzen. Die Polizei hat die Leiche fortgeschleppt; es ist alles leer . . . leer."

Cecil ist zumute, als hätte man ihm mit einer Keule auf den Kopf geschlagen. Er tastet nach einer Stütze. Mechanisch läßt er sich neben dem Fliederbusch nieder, von dem das nächtliche Gewitter die weißen Blüten heruntergepeitscht hat. Eine trostlose Traurigkeit lag über dem Garten. Große Pfützen standen auf den Wegen. Aus den Buchsbaumeinfassungen

stieg ein scharfer, stechender Geruch, der an Kirchhöfe erinnerte, und von den weit ausgespannten Ästen der Pinie fielen langsam schwere, klare Tropfen. Sie fielen in die Pfützen, auf denen die Blüten schwammen.

Der Frühling war tot.

„Ach, Sie wissen schon," sagte plötzlich neben ihm jemand in hartem, fremdklingendem Englisch. Er sah auf. Kasimir Oleskjewitsch stand neben ihm, die Wangen hohl, die Augen geschwollen vom Weinen.

Cecil winkte stumm.

„Tot — das herrliche, junge Geschöpf tot" — die Stimme des Polen klang hart und scharf; es lag eine Anklage in dieser Stimme. — Cecil blickte auf. Der Schweiß trat ihm in kalten Tropfen auf die Stirn. „Um Gottes willen — sie hat sich doch nicht selbst . . ." Die Worte versagten ihm.

„Ich ahne es nicht," erwiderte der Pole, „wirklich nicht, vielleicht ist sie einem heimlichen Vehmgericht zum Opfer gefallen — kann sein. Ich kenne die Gesetze der Genossenschaft nicht, gehörte nicht dazu, spielte ihnen nur auf, weil sie mir zehn Lire für den Abend zahlten, und . . . weil ich in die Primavera verliebt war. Nein, wer den Dolch geführt hat . . . das ahne ich wirklich nicht, aber wenn Sie mich fragen, wer sie getötet hat, so sage ich Ihnen — Sie sind's gewesen!"

„Sie tun mir Unrecht," verteidigte sich Cecil . . . Der Pole fiel ihm ins Wort.

„Sie hat mir alles gesagt," versicherte er bitter; „gestern, mit überströmenden Augen und gefalteten Händen. Ja, ja! — Und dann . . . dann ist sie gestorben . . . weil das, was Sie gesagt, doch niemals hätte geschehen können, und weil sie das gewußt hat."

Diesmal fuhr Cecil auf: „Aber ich schwöre Ihnen —"

„Daß Sie die Primavera wirklich geheiratet hätten?"

„Gewiß!"

„Und was dann . . . o ja, ja . . . Sie hätten verziehen — wem wäre damit geholfen gewesen? Nicht ihr, nicht Ihnen! Gewisse Dinge muß man vergessen können, und solche Menschen wie Sie können nicht vergessen . . . nein, nie —! Ich sag Ihnen nichts Böses damit — Sie sind ein guter Mensch, aber Sie haben Unheil angerichtet — Menschen wie Sie richten immer Unheil an. Sie wollen immer gerad richten, was nun einmal nur schief stehen kann . . ." Ein heftiger Hustenanfall schnitt ihm die Rede ab. Er fuhr sich mit dem Rücken seiner knochigen Hand über die Stirn, dann verschwand er im Innern des Hauses.

Cecil blieb sitzen, weil er momentan nicht wußte, wohin er seine Schritte lenken sollte, und weil er zu müde war, um die Last von Entmutigung aufzuheben, die das Schicksal ihm auf die Schultern gelegt hatte.

Trostlos starrte er auf den verwüsteten Garten.

Die Primavera war tot. Der Frühling war gestorben.

Ihm aber war's, als ob noch etwas andres gestorben wäre — etwas Wichtigeres: zu seinen Füßen im Schmutz lag mit gebrochenen Flügeln der Vogel der Wynghams.

Maria Stuart, Königin in Schottland.

1561—1566.

Von

Lady Blennerhassett.

I.

Am 14. August 1561 hatte sich die achtzehnjährige Königswitwe, Maria Stuart, in Schmerz aufgelöst, vom geliebten Frankreich verabschiedet. Kaum vierzehn Tage später, und die schottischen Großen, mit ihnen das Volk von Edinburgh, begrüßten jubelnd in derselben Frau eine schöne, anmutige, lebensfreudige Königin, die Gruß und Lächeln, Frohsinn und Liebreiz aufbot, um die Herzen zu gewinnen und die widerstreitenden Willen unter dem ihrigen zu beugen. Vergebens hatte Königin Elisabeth ihre Heimkehr nach Schottland zu verhindern gesucht; vergebens warnte Knox, der Todfeind der katholischen Stuart, seine calvinischen Scharen vor den Verführungen der Papistin, die ehrliche, engherzige Puritaner „einem Teufelsspuk, durch den Menschen verhext werden", zuschrieben. Für den Augenblick kam Maria alles zugute, selbst der Sturz ihrer Onkel, der Guisen, der sie des Rückhalts einer französischen Partei beraubte, aber zugleich die Schotten von der Gefahr fremder Einmischung befreite. Die religiöse Revolution, die Schottland der Reformation gewann, war vom Parlament zu Edinburgh im August 1560 ohne die königliche Bestätigung, die überhaupt nie erfolgen sollte, vollzogen worden. Das calvinische Bekenntnis Genfs wurde als die Religion Schottlands angenommen, die kirchliche Gerichtsbarkeit und die Organisation der alten Kirche abgeschafft, die Lesung und Beiwohnung der katholischen Messe verboten und Zuwiderhandelnde nach dreimaliger Übertretung des Gesetzes mit dem Tode bestraft. Als Maria Stuart den schottischen Abgesandten, die sie auf den Thron zurückriefen, die Aufrechterhaltung dieses durch englische Hilfe ermöglichten religiösen Status in Schottland versprach, stand es so schlimm um die katholische Sache, daß Frankreichs Regentin, Katharina von Medici selbst, der Reformation gewonnen schien. Sie gewährte den Hugenotten zunächst Toleranz, dann freie Ausübung des Kultes. Nur durch Geldopfer von über 16 Millionen Livres, während zehn Jahren zur Tilgung der Staatsschulden zahlbar, entging der katholische Klerus in Frankreich der drohenden Einziehung seiner Güter. Auf der Versammlung

zu Poissy scheiterte zwar die erhoffte Verständigung zwischen den Konfessionen, aber der Kardinal von Lothringen mußte öffentlich den katholischen Standpunkt gegen Theodor von Beza verteidigen. Er schloß seine Rede mit der vielsagenden, pathetischen Beschwörung an den anwesenden jungen Karl IX., dem Glauben seiner Väter treu zu bleiben. Als Philipps Gesandter der Regentin mit dem Eingreifen Spaniens zugunsten ihrer katholischen Untertanen drohte, versicherte sie zwar unbestimmt genug, daß sie eine christliche Fürstin sei, der die Erhaltung der Religion am Herzen liege, ließ aber ihrem Sohn erklären, daß kein Untertan das Recht habe, seinen Ungehorsam unter den Schutz von Fremden zu stellen. Philipp verstand, daß Katharina Herr im eigenen Hause zu bleiben gedenke. Wenn jedoch die Hugenotten in Frankreich siegten, so drohte der Aufruhr in seinen spanischen Niederlanden. Er trat in Unterhandlung mit den Guisen, der Papst forderte Karl IX. zur Vertilgung der Häresie mit Feuer und Schwert auf, und erhielt statt dessen die Nachricht von den Januaredikten von 1562, die den Reformierten die gesetzliche Anerkennung und kaum weniger als das gemeine Recht zugestanden und stets von ihnen als höchste Bürgschaft zurückgefordert werden sollten. Die Berufung des Konzils von Trient durch Pius IV. wurde nicht zum wenigsten durch die Drohung erzwungen, eine französische Nationalsynode zur Reform der Kirche zu versammeln, falls der Papst sein Versprechen nicht erfüllte. Widerstrebend tat er es, und im Mai 1561 erhielt der Nuntius Martinengo den Auftrag, sich zur Königin von England zu begeben und sie zur Absendung von Gesandten nach Trient aufzufordern.

Martinengo, obwohl von Philipp II. unterstützt, kam nicht weiter als Brüssel. Elisabeth duldete keinen päpstlichen Legaten auf englischem Boden. Mit der Begründung, daß kein freies, christliches Konzil bevorstehe, schloß sie sich 1561 den deutschen Lutheranern an und trat somit offen und unzweideutig auf die Seite der Reformation.

Das war die Lage der Dinge, als Maria Stuart vor der Abreise nach Schottland dem englischen Gesandten Throckmorton erklärte, sie gehöre nicht zu jenen, die bereit seien, ihren Glauben alljährlich zu wechseln. Ebensowenig wolle sie ihre Untertanen in dem ihrigen beschränken, obwohl sie sehnlich wünsche, sie alle eins mit ihr zu wissen und darauf vertraue, daß auch die Schotten nicht ermutigt würden, „sie zu zwingen“. Sie verlangte und erhielt das Versprechen ihres Halbbruders, ihr die private Ausübung ihrer Religion zu sichern. Toleranz war jetzt nicht nur ein Gebot der Klugheit, sondern der Notwendigkeit. Die katholische Partei in Schottland war ohne Zusammenhang und ohne Führer, die meisten Bischöfe abtrünnig geworden, um ihren weltlichen Besitz zu retten; viele Mönche und Priester hatten geheiratet; den wenigen, die dem alten Glauben treu blieben, drohte die unerbittliche Verfolgung, mit der die Kirchendisziplin von Knox Ehebruch, Entheiligung des Sabbats, Hexerei und katholische Idolatrie unterscheidungslos mit dem Tode strafte. Daß er das Kirchengut den Armen und den Schulen zuwenden, die Reinheit des Lebens wiederherstellen wollte, gewann ihm den Anhang des Volkes und der Aufrichtigen, die vergebens eine Verbesserung der

religiösen Zustände von der alten Kirche verlangt hatten. Zwischen ihr und dem Calvinismus war der Abgrund nicht größer als zwischen diesem und dem Protestantismus in England, einer Religion des Kompromisses, der Konformität und der Suprematie der Krone, durch die Elisabeth sich vom Papst lossagte, ohne völlig mit dem alten Bekenntnis zu brechen. Auch das kam ihr politisch zustatten, daß sie in religiöser Beziehung zwar Neigungen, aber keine Überzeugungen hatte und extreme Lösungen vermied. Maria dagegen stand durch ihr religiöses Bekenntnis vereinsamt. Die Führer der katholischen Lords hatten ihrer Mutter die Treue gebrochen wie die andern, und sie selbst es verweigert, mit ihrer Hilfe und als Parteikönigin nach Schottland zurückzukehren. Jetzt berief sie ihren geheimen Rat, überwiegend Calviner, ernannte ihren Halbbruder Lord James Stuart mit fast unbegrenzten Vollmachten zum ersten Minister, Maitland, später Lord Lethington, zum Staatssekretär und Leiter ihrer auswärtigen Politik. Beide Ernennungen hatten die Herstellung des guten Einverständnisses mit England zur Voraussetzung; beiden Männern hatte Maria vieles zu verzeihen. Lord James, ein Mann von tadellosen Sitten, großem Mut und staatsmännischer Begabung, war ein überzeugter Protestant, der sich aus religiösen und politischen Gründen gegen Marie de Guise empört und auf Kosten der Katholiken, aber auch durch andre Mittel höchst zweideutiger Natur, aus Habsucht bereichert hatte. Bedenklicher als sein damaliger Übertritt zu den Lords der Kongregation und seine Verbindungen mit England, das ihn bezahlte, war die Tatsache, daß er, 1561, in Frankreich den Inhalt seiner vertraulichen Verhandlungen mit Maria dem Gesandten Elisabeths mitteilte.

Maitland, später Lord Lethington, „der schottische Macchiavel", wie man ihn seiner geistigen Überlegenheit und seines politischen Geschickes wegen nannte, war ein Mann von seltener Bildung, großer persönlicher Anziehungskraft und bis zu ängstlicher Vorsicht gesteigerter Klugheit. Obwohl dem Namen nach Calviner, dachte er in bezug auf Religion wie Elisabeth und verteidigte religiöse Toleranz, selbst gegen Knox. Auch Lethington, der Sekretär von Marie de Guise, war von ihr abgefallen und hatte sich, wenn auch zögernd, an der Gesandtschaft der Stände beteiligt, die 1560 Elisabeth zur Ehe mit Arran, dem protestantischen Thronerben der Hamiltons, zu bewegen suchte. So zweifelhaft eine Loyalität von der Art Lethingtons, so zielbewußt blieb seine auf die Allianz mit England gerichtete Politik. Solange er Maria Stuart ihr feindlich wußte, suchte er ihre Rückkehr nach Schottland zu verhindern. Nachdem sie, Witwe geworden, die in Schottland vollzogene Umwälzung anerkannte und die Gefahr einer Annexion des Reiches durch Frankreich geschwunden war, trat Lethington zu Maria über und gewann sie seiner Politik, die er von nun an bis zum Sommer 1565 mit allen Kunstgriffen der Überredung, der Bitten, der Drohungen und der oft verwegensten diplomatischen Kombinationen vertrat. Vom Augenblick an, in dem Maria Stuart sie aufgab, sollte Lethington zum Verräter an ihr werden.

Durch ihn und durch Lord James gewann die Königin die gemäßigten Protestanten und mit ihnen die Mehrheit des schottischen Volkes. Es blieb

die Auseinandersetzung mit den fanatischen Calvinern. Am ersten Sonntag ihrer Anwesenheit zu Holyrood wurde in der Kapelle des Palastes die Messe für die Monarchin gelesen und das Leben des Priesters dabei bedroht. Lord James mußte ihn beschützen: „Wer kann der Königin den Privatgottesdienst verweigern?“ fragte er den geheimen Rat, der nichts dagegen einzuwenden wußte. Eine sehr verschiedene Antwort erteilte Knox. Fürchterlicher als die Landung von 10 000 Feinden auf schottischem Boden, so predigte er öffentlich, sei die Lesung einer einzigen Messe. Da entbot die Königin ihren unerbittlichsten Gegner zu sich.

Der grausame, schriftgelehrte, geistesmächtige Führer des schottischen Calvinismus lebt als unbeugsamer Puritaner in der Erinnerung der Menschen. Dennoch muß er irdischen Regungen zugänglich gewesen sein; denn als dieser Sohn schottischer Pächter 1564 und folglich in seinem sechzigsten Jahre die heftige Neigung einer Sechzehnjährigen, der Tochter des mit dem Hause Stuart verwandten Lord Ochiltree, erweckte, kam es zur Ehe zwischen ihnen. Nach dem Tode von Knox heiratete, nebenbei bemerkt, seine noch junge Witwe einen der schlimmsten Bösewichter in Schottland. Aber wenn nicht gegen alle weiblichen Einflüsse, so war Knox gegen den Zauber Maria Stuarts gefeit. Seinem Eingreifen vor allem war es zuzuschreiben gewesen, daß englische Hilfe den Sieg der Reformation in Schottland ermöglichte. Knox hatte allen Grund, so wie er es tat, für Elisabeth zu beten. Mochte sie immerhin seine demokratische Kirche und seinen rebellischen Fanatismus hassen, sie war es, die beide gerettet hatte.

Die ersten Worte Maria Stuarts an Knox bezogen sich auf den Aufstand wider ihre Mutter, auf seinen Angriff „gegen das ungeheuerliche Regiment von Weibern“. Werde er sich nun der gerechten Obrigkeit unterwerfen? Er entgegnete, und zwar mit zweifelhafter Logik, wenn das Land sich der Herrschaft eines Weibes füge, so werde auch er, wie Paulus unter Nero (der kein Weib war), es tun, und nur im Herzen ablehnen. Dann führte er das Wort und bestand auf der Pflicht der Untertanen, im Namen des Gewissens ihren Fürsten den Gehorsam zu verweigern. Eine lange Pause trat ein und veranlaßte Lord James, den einzigen Zeugen der Unterredung, die Königin zu fragen, ob ihr etwa übel sei? Sie aber erwiderte, zu Knox gewendet: „Ich sehe, daß meine Untertanen Ihnen, nicht mir zu gehorchen haben, und folglich ich es bin, die ihren Willen, nicht sie den meinigen, werde tun müssen.“ — „Beide,“ entgegnete Knox, „haben Gott und seiner bedrängten Kirche zu gehorchen.“ — „Jawohl,“ erwiderte Maria, „aber Ihre Kirche ist es nicht, die ich nähren werde, sondern die römische Kirche, die ich für die wahre Kirche Gottes halte.“ — „Die Kirche von Rom ist eine Hure und Ihr Wille, Madame, kein Beweisgrund. Das Gewissen bedarf der Erkenntnis, und ich fürchte, die rechte Erkenntnis haben Sie nicht.“

Lethington, der Mann der Kompromisse, auch in Glaubenssachen, fand in Marias Verhalten gegen Knox eine ihre Jahre weit übertreffende Weisheit. Er meinte, es wäre besser gewesen, mit einer so jungen, „nicht überzeugten“ Prinzessin in milderem Tone zu reden. Knox dagegen äußerte, entweder ver-

lasse ihn der Verstand, oder diese Frau sei stolzen Sinnes, scharfen Geistes und verstockten Herzens gegen Gott und seine Wahrheit. Gefalle es ihm nicht, dieses Herz umzustimmen, so bete er zu ihm, damit er seine Heiligen und Auserwählten zum Widerstand gegen die Wut der Tyrannen stärke. „Ein fürchterliches Gebet" nannte das Randolph, Elisabeths Gesandter. Maria und Knox hatten von da an noch oft stürmische, nicht immer unfreundliche Auseinandersetzungen. Nie aber änderte er die schlimme Meinung, die er von ihr hegte; ebensowenig gelang es ihm, sie einzuschüchtern, ihren Willen zu brechen, oder sie des Treubruchs zu überführen. Der oft wiederholte, später nur zu gerechtfertigte Vorwurf der Zweideutigkeit, wo nicht der Verschwörung mit auswärtigen katholischen Mächten ist in bezug auf die ersten Regierungsjahre Maria Stuarts gänzlich haltlos. Sie bekannte sich persönlich mit Freimut zu ihrem Glauben, sie machte nie ein Hehl aus ihrem Wunsche, die Schotten demselben zurückzugewinnen, aber sie gebrauchte Waffengewalt gegen die katholische Partei und hielt ihren calvinischen Untertanen das Versprechen der Toleranz. Als der Stadtrat von Edinburgh auf Anstiften von Knox „Priester, Mönche, Nonnen, Ehebrecher und sonstige anrüchige (filthy) Personen" durch Erlaß aus der Stadt wies, ließ sie seine Mitglieder verhaften und verordnete Neuwahlen. Sie selbst ertrug es gelassen, daß selbst Kinder sie anpredigten und das Geschenk einer Bibel mit Ausfällen gegen die Messe begleiteten. Den Versuch aber, sie im geheimen zu lesen, büßten auf ihren Befehl katholische Priester, unter diesen der Primas von Schottland selbst, mit Kerkerhaft, und die Spendung der Sakramente zur Osterzeit wurde einem katholischen Bischof verboten.

Eine der ersten Regierungshandlungen der Königin war der Erlaß einer Proklamation, die, ohne den Parlamentsbeschluß von 1560 gesetzlich zu sanktionieren, jeden Eingriff in die bestehende kirchliche Ordnung bis zur endlichen Feststellung derselben mit dem Tode strafte. Von dem durch die Lords und abtrünnigen Prälaten erworbenen Kirchengut forderte und erhielt sie ein Drittel für die Krone unter der Bedingung, die Hälfte davon den calvinischen Predigern zu überlassen, „eine Teilung zwischen Gott und dem Teufel", nannte das Knox, während Lethington zu hoffen begann, eine Verständigung zwischen Elisabeth und Maria könne auch auf religiösem Gebiete stattfinden, da während Elisabeths ersten Regierungsjahren niemand zu sagen wußte, zu welchem Bekenntnis sie eigentlich hinneige.

In weltlichen Angelegenheiten handelte sie nicht weniger energisch im Einverständnis mit Lord James, der die streitbaren Lords des Südens zur Unterwerfung zwang. Infolge eines Streithandels mit den Hamiltons wurde Lord Bothwell in Edinburgh verhaftet, worauf Maria und Lord James, den sie zum Earl of Mear erhob, zur Beruhigung des Nordens im August 1562 bis Inverneß zogen. Als der Führer der Katholiken, der Earl of Huntly, die Empörung seines Sohnes, Lord George Gordon, gegen Maria unterstützte, sammelte sie eine bewaffnete Macht und ließ Huntly tot auf dem Schlachtfeld von Corrichie. Sein Übertritt zur Sache der Kongregation hatte 1559 die Niederlage der Mutter Marias herbeigeführt. Diese rächte den Verrat, indem sie nicht nur ihren Halbbruder Lord James auf Kosten der Gordons

bereicherte und zum Earl of Moray ernannte, sondern, um ihr Einverständnis mit ihm außer Zweifel zu stellen, wenn auch widerwillig genug, der Hinrichtung eines jüngeren Sohnes von Huntly beiwohnte. Ihr erster Kriegszug hatte sie so fröhlich gestimmt, daß sie ein Mann zu sein wünschte, um des Nachts auf freiem Felde zu schlafen, am Tage mit Rüstung und Schwert gegen den Feind sich zu wehren.

Inzwischen führte sie, am liebsten im Schloß zu Holyrood, ein Dasein, das ihre puritanischen Widersacher in eben dem Maße entsetzte, als es ihrem Adel gefiel. Nach schottischen Begriffen war Maria reich. Ihr Wittum betrug 60000 Livres, ihr Gesamteinkommen schätzte man auf 200000 Kronen; die aus Frankreich nachgesandte Aussteuer war prächtig. Unter allen Fürstinnen Europas besaß sie die wertvollsten Juwelen. Im Gegensatz zu Elisabeth, die immer geizte und deren treuste Diener in Geldnot zugrunde gingen, hatte Maria stets eine offene Hand und sorgte verschwenderisch für die Ihrigen. Während Liebesgeschichten in Elisabeths Umgebung im Tower zu endigen pflegten, waren Eheстiftungen die Lieblingsbeschäftigung zu Holyrood. Lord James, ihre beiden andern Halbbrüder, mehrere ihrer Hofdamen wurden nach dem Wunsche ihres Herzens von der Königin verheiratet. Tanz und Maskenscherze, Ballfeste, Spiele, worunter Billard, Golf, Schach und Karten, verkürzten, auch an Sonntagen, dem Hofe die Zeit. Die Königin liebte festliche Gelage, die Falkenjagd und das Reiten. Mußte sie jedoch auf ihren Reisen bei einfachen Bürgersleuten Unterkunft suchen, so lebte sie vergnügt mit ihnen. Als ihr eines Tages bei solcher Gelegenheit der englische Gesandte aufwartete, bat sie ihn scherzend, sie mit ernsten Angelegenheiten zu verschonen, bis sie ihn wieder, von königlichem Pomp umgeben, empfangen könne. Weder Liebe noch Treue, noch Loyalität sollten dieser Königin gehalten werden, aber während ihrer ersten Regierungsjahre war ihre Popularität so groß, daß Lethington in London warnte, jede Unfreundlichkeit gegen sie werde von den Schotten als persönliche Beleidigung empfunden werden. Elisabeths Gesandter berichtet 1564, „der Königin werde streng gehorcht, sie sei vorzüglich bedient und von allen geehrt“. Die Verleumdung schwieg. Knox selbst, der jede Gelegenheit erspähte, Maria einer Schuld zu überführen, wußte noch 1566 nichts andres gegen sie vorzubringen, als daß schottischer Ernst ihrer Natur zuwider sei, denn zu „joyusitie“, Tanz und andern Dingen sei sie auferzogen worden. Er beschuldigt sie nach wie vor der Abgötterei, was sie aber sonst sei oder ist, wisse sie selbst am besten, und Gott („wir bezweifeln es nicht“) werde es offenbar machen. Das hieß mit andern Worten, daß er nichts Schlimmes, und das zu einer Zeit von der Königin wußte, wo Châtelard längst sein verwegenes Liebeswerben um sie mit dem Leben gebüßt hatte, Riccio ermordet und die Königin Darnleys betrogene Frau war.

II.

Und nun die Frage: Läßt sich eine Wandlung voraussetzen, nach der die Schülerin und Adoptivtochter der Guisen, die in katholischer Anschauungswelt, in französischen Lebensgewohnheiten und französischer Kultur herangewachsene Maria Stuart plötzlich und fast ohne Übergang zur Schottin ge-

worden, ein Heimatgefühl für das Land und Volk gewonnen hätte, die kurz zuvor, und dann nur sehr unvollständig, aus der Barbarei in die Zivilisation und in die moderne Geschichte eingetreten waren? Diese Frage ist mit vollem Recht von allen Kennern der Geschichte Maria Stuarts dahin beantwortet worden, daß sie ihre Herrschaft über Schottland in der stets festgehaltenen Absicht antrat, dieselbe als Vorstufe zur Sicherung ihrer Nachfolge in England zu gebrauchen. Das Ziel behielt sie unentwegt vor Augen, die Mittel wechselten. Die erste Phase von Marias innerer und auswärtiger Politik wurde durch das Bestreben bestimmt, ihre Rechte auf England im Einverständnis mit Elisabeth durchzusetzen.

Diese hatte, ihrer ganzen Charakteranlage entsprechend, ihr Verhalten gegen die schottische Königin unverzüglich den veränderten Verhältnissen angepaßt. Kaum war diese gegen ihren Willen nach Schottland zurückgekehrt, so empfing sie Elisabeths Glückwünsche und den verzögerten Geleitbrief. Maria benutzte diese entgegenkommende Haltung, um von nun an die längst bestehenden engen Beziehungen ihrer Ratgeber, Moray und Lethington, zu Elisabeths allmächtigem Minister, Sir William Cecil, zu billigen. Nach dem Tode Franz II. hatten beide Schotten auf Anerkennung der Rechte Marias auf die Nachfolge in England, falls Elisabeth kinderlos sterbe, und zwar durch Beschluß des Parlaments gedrungen, da ohne einen solchen Maria in England eine Fremde und ihr Erbrecht zweifelhaft blieb. Als Lethington im September 1561 zum erstenmal als Bevollmächtigter seiner Königin in London erschien, war das der eigentliche Zweck seiner Sendung. Cecil, der unbeugsame Protestant, der stets ein Gegner der Allianz mit der katholischen Königin von Schottland blieb, und Elisabeth selbst verlangten die Bestätigung des Vertrages von Edinburgh, durch den Elisabeths Recht auf den englischen Thron ohne Gegenleistung anerkannt wurde. Das sei der Verzicht auf ihre eigenen Ansprüche, erwiderte Maria; nur in veränderter Form könne sie den Vertrag unterzeichnen. Unverrichteter Dinge kehrte Lethington nach Edinburgh zurück. Elisabeths Entschluß, sich bei ihren Lebzeiten niemals den Nachfolger zu geben, stand ebenso fest wie der, sich nie durch eine Heirat zu binden. Ihr ganzes Regierungssystem beruhte auf Wahrung des Gleichgewichts zwischen beiden Parteien, der katholischen und der protestantischen, von denen der Triumph der einen die Empörung der andern nach sich ziehen mußte. Mit Maria Stuarts Regierungsantritt in Schottland war dieses System gefährdet: ob diese es wollte oder nicht, sie war die Rivalin, auf welche die Hoffnungen der Katholiken von nun an gerichtet blieben. Elisabeth, zur Selbstverteidigung gedrängt, beschloß abzuwarten, die Fehler der Gegnerin zu erspähen, sie durch ihr diplomatisches Spiel in Schach zu halten, nie, wie sie sagte, „das Sterbetuch sich vor die Augen zu hängen", indem sie die Nachfolge zugestand, aber auch Jahre hindurch die Lösung in der Schwebe zu lassen, um gewaltsame Krisen zu vermeiden.

So begann das tödliche Duell zwischen zwei Königinnen, die zwei unvereinbare Weltanschauungen vertraten, mit einer Komödie romantischer Freundschaft, die selbst ihre Staatsmänner täuschte. Mit der Beteuerung,

lieber ihr eigenes Herz als das Herz Marias, „ce cœur que je garde“, zu vergessen, trug Elisabeth einen von dieser geschenkten Schmuck; Maria bedeckte das ihr übersandte Bild der „Schwester“ mit Küssen, trug Briefe von ihr auf dem Busen und versicherte scherzend dem englischen Gesandten, um den langen Streit zu beendigen, wünsche sie ein Mann zu sein oder Elisabeth zum Gemahl nehmen zu können. Ohne deren Einwilligung werde sie keinen andern wählen. Eine Begegnung zwischen den Königinnen wurde lange geplant. Maria setzte die weitgehendsten Hoffnungen auf eine solche. Da traten in Frankreich Ereignisse ein, die plötzlich die Lage veränderten. Am 1. März 1562 leitete der Herzog von Guise die von ihm vorbereitete katholische Erhebung durch Niedermetzelung einer Versammlung von Hugenotten zu Vassey ein, zog hierauf nach Paris und bemächtigte sich der Regentin und des Königs, worauf Katharina den rettenden Ausweg ergriff, sich mit den Guisen an die Spitze der katholischen Partei zu stellen. Der Religionskrieg war entfesselt. Spanien und der Papst schickten Hilfe, Elisabeth versprach den Hugenotten die ihrige, verlangte aber, bis zur Rückgabe von Calais, den festen Platz Havre zum Pfand und verzichtete im Juli auf die Begegnung mit Maria, die auf bessere Zeiten verschoben wurde und nie mehr erfolgen sollte. Diese verbarg ihre bittere Enttäuschung, änderte aber vorläufig ihre Politik nicht. Der Zug gegen Huntly fiel in den Herbst des Jahres, das mit dem Siege der Guisen zu Dreux schloß und England mit den Schrecken einer katholischen Reaktion bedrohte, der das Parlament durch die Testakte gegen die Katholiken begegnete, während einige irische Rebellen Maria Stuart zur Königin von Irland ausriefen. Mitten in diese Krisis fiel die Kunde von der am 18. Februar 1563 erfolgten Ermordung des Herzogs von Guise durch den Hugenotten Poltrot und des Todes seines Bruders, des Großpriors, an den zu Dreux erhaltenen Wunden. Katharina war wieder Herrin von Frankreich, wollte noch einmal den Frieden, schloß ihn mit den Hugenotten zu Amboise, aber erst ein Jahr später mit deren Verbündeten, Elisabeth.

Seit Februar war Lethington wieder in London. Seine Zuversicht, auf gütlichem Wege die Frage der Nachfolge zu sichern, war nach zweijährigen Mißerfolgen wankend geworden. Er erklärte jetzt, die Anerkennung derselben müsse zugestanden werden, wenn Maria bei der englischen Allianz festgehalten und nicht zu den katholischen Mächten übergehen solle. Cecil erwiderte, damit würde den englischen Katholiken das Zeichen zum Aufstand gegeben, und verlangte Bürgschaften für die Aufrechterhaltung der protestantischen Religion.

Maria hatte nichts erreicht. Selbst wenn sie den ihr undenkbaren Schritt getan und Elisabeths anglikanisches Bekenntnis angenommen hätte, würde sie weder Knox noch seinen fanatischen Anhang, die nach den Katholiken die Anglikaner am meisten haßten, noch selbst die lauesten der schottischen Calviner versöhnt haben, die bereits Moray und vor allem Lethington des Abfalls beschuldigten. Dafür hatte sich Maria durch ihr energisches Vorgehen gegen katholische Lords und Prälaten die englischen Katholiken entfremdet, die jetzt die Ansprüche der Lennox auf die englische Krone den ihrigen vorzogen. Marias heftiger Schmerz um den Verlust ihrer Oheime wurde durch den Triumph

Katharinas noch mehr verbittert und entfernte den Gedanken einer Verbindung mit Frankreich, dem Schottland widerstrebte. Der Papst dagegen umwarb seit Jahren die katholische Königin. Mit dem Gruß an „eine Rose unter Dornen" hatte Pius IV. der Witwe Franz II. die goldene Rose übersandt. Auch nachdem sie es abgelehnt hatte, unter katholischer Fahne in ihr Königreich zurückzukehren, schickte der Papst Glückwünsche mit dem Versprechen, ihre Interessen wie seine eigenen zu fördern. Im Juni 1562 erschien ein päpstlicher Nuntius in geheimer Mission bei Maria; sein nächster Auftrag bestand in der Einladung, Gesandte nach Trient zu schicken, der eigentliche Zweck seiner Mission war der, Marias Eifer zur Katholisierung Schottlands zu wecken. Wie gegen Throckmorton, dann gegen Knox, so beteuerte Maria auch jetzt die Aufrichtigkeit ihres Glaubens. Als aber der Nuntius auf das Beispiel Maria Tudors verwies, betonte die Königin die Verschiedenheit ihrer Lage und erklärte es für untunlich, ohne Zustimmung ihrer Lords, die kaum zu erreichen sein werde, Bischöfe nach Trient zu schicken. Ebenso verweigerte sie die Eröffnung eines Seminars und Geleitbriefe für den Nuntius, dessen Leben verwirkt war, wenn er entdeckt wurde. Lethington, der eingeweiht war, verbürgte sich bei dem englischen Gesandten Randolph für die Aussichtslosigkeit dieser Mission.

Erst im Januar 1563, unter dem Eindruck des Sieges der Guisen in Frankreich und der Enttäuschungen, die Elisabeth ihr bereitete, erhielten der Papst und der in Trient anwesende Kardinal von Lothringen bestimmtere Mitteilungen Maria Stuarts. Mit Kummer schrieb sie vom Zustand ihres elenden Landes und armen Volkes. Sie versprach, alle Sorge, Mühe und Anstrengung der Rückkehr desselben zum wahren Glauben zuzuwenden: habe sie bis jetzt diese Pflicht versäumt, so trage nicht ihr Wille schuld daran.

Ihr Plan war gereift. Nur ein auswärtiges Bündnis, durch die Heirat mit dem Erben der mächtigsten Monarchie in der Christenheit gefestigt, konnte ihr den Stützpunkt zur Verteidigung ihres Rechtes der Nachfolge in England geben. Im Februar 1563 leiteten Philipps II. Gesandter, de Quadra, Bischof von Avila, und Lethington, der Vertrauensmann Marias in dieser Sache, geheime Verhandlungen ein, deren Zweck die Wiederaufnahme des Heiratsprojekts mit Don Carlos, Infanten von Spanien, war.

Die Haltung Elisabeths, die Lage in Frankreich, die Vereinsamung ihrer Stellung in Schottland, die Maria als freundlos bezeichnete, alles drängte zu dieser Lösung. Ihre Hand war das Ziel des Ehrgeizes schottischer Großen. Sie selbst schrieb Huntlys Empörung der Absicht zu, sich ihrer Person zu bemächtigen und sie dann zu verheiraten, wie es ihm gefiel. Ähnlichen Handstreichen war sie nur durch Zufall entgangen. Freier, die Elisabeth ausgeschlagen hatte, wie Arran, den bereits der Wahnsinn, in dem er endigen sollte, umnachtete, wie Erich, König von Schweden, machtlose katholische Fürsten, Nemours in Frankreich, in Italien den Herzog von Ferrara, und noch viele andre Freier wies Maria, schon aus politischen Gründen, alle zurück. Kurz bevor die Verhandlungen mit Spanien begannen, erlebte sie die Episode mit Châtelard. Dieser französische Edelmann, ein Hugenotte, hatte zum Gefolge gehört, das sie nach Schottland begleitete. Von schwärmerischer Bewunderung

für sie getrieben, kehrte er Ende 1562 an ihren Hof zurück. Châtelard dichtete und musizierte; die Königin sah ihn gern, unterhielt sich und tauschte Verse mit ihm und erwies ihm große Gunst; Randolph und andre fanden ihr Benehmen mit dem Franzosen „zu familiär". Jedenfalls mißverstand dieser gänzlich und verlor nicht nur das Herz, sondern auch den Kopf. Während Moray und Lethington einst spät in der Nacht Staatsgeschäfte mit der Königin besprachen und deren Frauen bereits schliefen, fanden Wache haltende Edelleute den Troubadour unter Marias Bett verborgen, zogen ihn hervor und jagten ihn fort. Als die Königin am nächsten Morgen von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt wurde, verbot sie dem Übeltäter erzürnt den Hof. Er aber wiederholte einige Tage später, zum Glück in Anwesenheit von Hoffräulein, den verwegenen Versuch, sich der Königin zu nähern, der unter solchen Umständen der Torheit eines Pagenstreiches glich, ihm aber das Leben kosten sollte. Moray, von der Königin zu Hilfe gerufen und beschworen, den ihr zugefügten Schimpf zu rächen, ließ das Gesetz walten. Im Februar wurde Châtelard enthauptet und starb mit einem Lebewohl an die schönste und grausamste Prinzessin der Welt. Sie selbst glaubte an die Absicht der Hugenotten, sie durch ihren Glaubensgenossen zu kompromittieren. Derartige Vorkommnisse wurden damals nicht sonderlich beachtet. Unmittelbar darauf empfahl de Quadra seinem Gebieter das Heiratsprojekt Marias mit Don Carlos, nicht nur weil es drei Kronen in Aussicht stelle, sondern weil die Königin an Klugheit, Schönheit und Keuschheit kaum ihresgleichen habe. De Quadra förderte die Sache mit demselben Eifer wie Lethington, Moray behinderte sie zum wenigsten nicht. Ihre auf den ersten Blick unerklärliche Haltung hatte gute Gründe. Beide wollten die Nachfolge in England, selbst um den Preis einer katholischen Heirat, wenn sie anders nicht gesichert werden konnte. Durch die Ehe mit dem Infanten fielen zugleich französische Intrigen und nicht weniger unerwünschte englische und schottische Bewerber weg. Bis zur Geburt eines zweiten Sohnes, der Schottlands Krone erbte, sollte Maria im Lande bleiben. Siedelte sie hierauf nach Spanien über, so blieb Moray Regent. Philipp II. hatte Elisabeth gegenüber keine starre Orthodoxie gezeigt, Spanien war weit weg, und für die Geschicke der Reformation in Schottland konnte gesorgt werden: das war Morays Standpunkt, den die schottischen Patrioten im nationalen Interesse teilten. Lethington, der stets mehrere Stränge an seinem Bogen hatte, rechnete auch im Fall des Mißlingens der spanischen Heirat darauf, Elisabeth durch die Furcht vor derselben zum Nachgeben zu zwingen.

Indessen waren die Verhandlungen mit Spanien nicht geheim geblieben; sie erweckten in London und Paris den heftigsten Widerstand und veranlaßten endlose Intrigen. Selbst der zu Trient der päpstlichen Partei gewonnene Kardinal von Lothringen bekämpfte jetzt die Heirat, die wenige Jahre vorher das Ziel aller Wünsche der Guisen gewesen war. Wie Katharina, so dachte auch er nur an das Unheil, das eine solche Vermehrung der spanischen Macht über Frankreich heraufbeschwören mußte. Um es abzuwenden, unterstützte der Kardinal neben allen möglichen andern Heiratsprojekten vor allem ein solches

mit dem dritten Sohn des Kaisers, jenem Erzherzog Karl, der vergebens in London als Freier Elisabeths erwartet worden war. Katharina ging weiter und stellte, trügerisch wie immer, eine Heirat zwischen Karl IX. und Maria in Aussicht, wenn diese darein willigte, noch einige Jahre auf den vierzehnjährigen König zu warten. Das Schlimmste tat Elisabeth. Wäre es durchführbar gewesen, so hätte sie jedes Ehebündnis Marias verhindert. Bereits am 20. Juni 1563 erhielt Lethington den Auftrag, dieser bei seiner Rückkehr nach Edinburgh zu melden, daß sowohl die spanische wie die habsburgische Heirat zur Feindschaft mit Elisabeth führen würde. Einen Ehebund nach ihren Wünschen werde sie dagegen durch Anerkennung der Nachfolge unterstützen. Und nun brachte sie, ohne irgendwie sich weiter zu binden, den eigenen Geliebten, Lord Robert Dudley, den Leicester kommender Tage, aber vorläufig nur gegen Lethington in Vorschlag. Dieser jüngere Sohn des wegen Verrates gerichteten Herzogs von Northumberland blieb auch dann der Gegenstand der enigmatischen Leidenschaft seiner Königin, nachdem Amy Robsart, seine Gattin, unter den allerverdächtigsten Umständen mit gebrochenem Genick am Fuß ihrer Schloßtreppe tot aufgefunden worden war. Im Privatleben anstößig im höchsten Grad, in der Politik käuflich und bereit, mit Spanien und den Katholiken sich zu verschwören, wenn es seine Zwecke förderte, fand sich Lord Robert auch zur Rolle in der Komödie bereit, die es Elisabeth ihn spielen zu lassen gefiel. Über die spanischen Verhandlungen schwebte ein Dunkel. Die englische Königin fürchtete zunächst die österreichische Heirat. An den Erzherzog aber, der vorläufig „nichts als Mantel und Degen besaß", dachte Maria nie ernstlich, auch dann nicht, als der Kaiser seinen Sohn mit Land und Geld auszustatten versprach. Die Werbung jedoch hielt sie in der Schwebe, weil sie dazu diente, ihre eigentlichen Absichten zu verbergen. Knox, dem jede Verbindung mit einem Katholiken ein Greuel war, predigte bereits, wenn die Lords es zugeben sollten, daß einer der Brüder und Söhne von Königen, ein Ungläubiger wie alle Papisten, Herr der Königin würde, diese Lords auch die Schuld dafür treffe, wenn Jesus Christus aus dem Reich verbannt werde. Als Maria, aufs höchste erzürnt, ihn darüber zur Rede stellte, kraft welchen Rechts er sich in ihre Heiratsangelegenheiten zu mischen wage, erwiderte der Reformator: dazu genüge es, ein geborner Schotte und ihr Untertan zu sein. Selbst Moray fand seine Tyrannei unerträglich und brach den Verkehr mit ihm ab, konnte es aber nicht verhindern, daß Knox die Ansprüche der „Kirk" gegen den Staat und sein Gesetz mit Anwendung von Gewalt durchsetzte.

Indessen griff Lethington, um den zaudernden Philipp II. zu einem Entschluß zu bringen, zum Auskunftsmittel, mit der französischen Heirat zu drohen und erreichte dadurch, daß im August 1563 ein spanischer Abgesandter geheime Aufträge Philipps nach Edinburgh überbrachte. Weitere Verhandlungen blieben de Quadra in London überlassen, der, zum Unglück für Marias Sache, im Augenblick starb, wo Aussicht auf Gelingen gegeben war. Nun gewann Katharina von Medici Zeit, Philipps Besorgnisse in bezug auf eine französische Heirat zu heben. Der Kardinal von Lothringen überzeugte den

Papst, daß nicht die spanische, sondern die österreichische Heirat befürwortet werden müsse, wenn ein englisch-französisches Bündnis gegen Spanien verhindert werden solle. Der Kaiser erbat Philipps Unterstützung für die Werbung seines Sohnes, und für diese Lösung trat jetzt Spaniens König ein. Mehr noch als politische Bedenken gab die Persönlichkeit des Infanten, die Maria nie in Betracht gezogen zu haben scheint, bei Philipp den Ausschlag. Dem geistig und physisch kranken, unkontrollierbaren Don Carlos konnte eine große, verantwortungsschwere Aufgabe nicht zugemutet werden. Am 6. August 1564 erhielt de Quadras Nachfolger in London, de Silva, den Auftrag, die Verhandlungen abzubrechen, da der König sich, wenn auch schweren Herzens, entschlossen habe, seine Rechte an den Erzherzog abzutreten und dessen Sache künftig wie die des eigenen Sohnes zu fördern. Nur eine Werbung Karls IX. könne ihn veranlassen, auf jene von Don Carlos zurückzukommen. Philipps Entscheidung blieb vorläufig so geheim, daß Maria noch monatelang die Unterhandlungen fortsetzte. Gegen Schluß des Jahres, als sie sich endgültig den Sonderinteressen der Mächte und, was ihr am empfindlichsten war, der französischen Politik ihres Onkels geopfert wußte, warf sie die Erkenntnis der nahezu verzweifelten Lage, in der sie sich befand, auf das Krankenbett. Als ihre elastische Natur sich von dem Schlag, der ihre stolzesten Hoffnungen vernichtet hatte, wieder erholte, geschah es mit dem Entschluß, nach eigenem Ermessen den Ausgang aus dem Wirrsal zu finden. Das Verhängnis wollte, daß ihr Herz dabei erwachte und durch die Wahl, die sie unter seiner Eingebung traf, für immer ins Verderben riß.

III.

Elisabeth kämpfte vorläufig weiter, gegen einen Schatten. Sie blieb nämlich der Überzeugung, daß die Heirat mit dem Erzherzog bevorstand. Am 5. März 1564 entledigte sich Randolph ihres Auftrags, der Königin von Schottland den Namen Lord Robert Dudleys zu nennen. Maria hörte den insultierenden Vorschlag zu Randolphs Erstaunen geduldig an, richtete aber an den Gesandten die bündige Frage, ob es seiner Monarchin wirklicher Ernst sei, sie mit Lord Robert zu verheiraten? Als dieser es bejahte, entgegnete sie, der Antrag, ihr einen ihrer Untertanen zum Mann zu geben, entspreche der Beteuerung Elisabeths nicht, sie wie eine Schwester oder Tochter zu behandeln. Dann gab sie, wie Lethington bei der ersten Erwähnung Dudleys durch Elisabeth selbst es getan hatte, dem Gespräch eine scherzende Wendung. Was werde geschehen, wenn etwa Elisabeth selbst heirate und Kinder bekomme? Sie habe wenig Ursache, der englischen Königin zu mißtrauen und anders als gut von ihr zu denken; in einer so schwierigen Angelegenheit aber wolle sie selbst nur nach bestem Rat handeln. Elisabeth hatte jede Heirat mit einem katholischen Monarchen unmöglich für Maria gemacht. Bis zu einem Dudley sie zu erniedrigen ging über ihr Vermögen, aber sie war es, die durch ihre Intrigen eine andre Lösung herbeiführte.

Zwei schottische Geschlechter, die Hamilton und Lennox, waren Seitenlinien des Hauses Stuart. Da die Legitimität des Hauptes der Hamilton, des Herzogs von Châtelhérault, bestritten wurde und sein Sohn Arran

wahnsinnig geworden war, standen die Lennox dem Throne am nächsten. Als Anhänger der protestantischen Partei und Heinrichs VIII. war Graf Lennox nach England geflüchtet, und dort hatte ihn der König mit seiner Nichte, Lady Margareth Douglas, verheiratet. Sie war die Tochter der Witwe Jakobs IV., aus deren zweiter Ehe mit einem Douglas, Earl of Angus. Lady Lennox, die katholisch war, besaß demnach durch ihre Mutter Ansprüche auf die englische wie Lennox auf die schottische Krone und machte beide mit ruhelosem Ehrgeiz für den ältesten Sohn Henry Stuart, Lord Darnley, geltend. Ihr erster Versuch, den genealogisch annehmbaren Prätendenten mit Maria zu verheiraten, führt auf die Zeit ihrer Witwenschaft in Frankreich zurück. Das Wagnis, Spanien und die englischen Katholiken 1561 für das gleiche Projekt zu gewinnen, brachte Lord Lennox 1562 in den Tower; Lady Lennox und ihr Sohn wurden interniert, die ganze Familie aber bald wieder begnadigt und sogar bei Hof ausgezeichnet, weil Elisabeth gegebenenfalls ihrer zu bedürfen glaubte. Auch Darnley, meinte sie, könne dazu dienen, andre Heiratspläne Marias zu durchkreuzen. Seit Jahren begehrte Graf Lennox die Erlaubnis, nach Schottland zurückzukehren, um seine größtenteils an die Hamiltons und an Morton, einen verwandten Douglas übergegangenen Güter wiederzuerhalten. Er hege wohl höher zielende Absichten, „colours for a higher feather". spottete Elisabeth, empfahl aber selbst der Königin von Schottland die Interessen des Hauses Lennox. Diese zögerte bis zum April 1564, dann erteilte sie dem Grafen Lennox die erbetene Erlaubnis. Kaum ward sie gegeben, so bereute Elisabeth die Maßregel, die sie ein Jahr zuvor verlangt hatte. Wie, wenn das der erste Schritt zu einer Heirat mit Darnley wäre? Auch zu einer solchen durfte es nicht kommen. Marias stark erschüttertes Vertrauen sollte zurückgewonnen, das alte Spiel leerer Versprechungen fortgesetzt werden. Ein Verteidiger der protestantischen Succession wurde eingesperrt; an die schottische Königin erging jetzt eine neue Einladung zur Begegnung mit Elisabeth. Kurz und bündig, „aus verschiedenen Gründen", lehnte Maria ab. Mit schönen Worten allein, schrieb Lethington an Cecil, seien Fürsten nicht festzuhalten. Wenn Elisabeth auch jetzt keine Zugeständnisse in bezug auf die Nachfolge machte, so war Morays und Lethingtons Politik der Verständigung mit ihr verurteilt. Statt dessen forderte Elisabeth jetzt von Maria, die Erlaubnis zur Rückkehr von Lennox wegen drohender Unruhen in Schottland zurückzuziehen. Moray und Lethington antworteten mit der denkwürdigen Erklärung, daß keine Unruhen drohten, daß die Religion zu fest begründet und geschützt sei, um von Lennox oder wem immer gefährdet zu werden. Es war dasselbe Argument, kraft dessen sie in die Heirat mit Don Carlos gewilligt hätten. Maria lehnte in einem eigenhändigen Brief an Elisabeth das Ansinnen eines Wortbruchs gegen Lennox in so heftigem Ton ab, daß die englische Königin, die auf ihre Gründe nichts zu erwidern fand, alle Freundschaft und Vertraulichkeit zwischen ihnen beendigt nannte und Lennox und den Seinigen die Abreise nach Schottland verbot. Der Bruch zwischen den Königinnen drohte zu einer Zeit, als Maria noch auf die spanische Heirat

rechnete und infolgedessen nicht an Darnley dachte. Sie wollte und konnte weder Moray noch Lethington entbehren. Ihr Halbbruder hatte zwar seine hohe Stellung zur Befriedigung seiner Habsucht ausgenutzt, aber durch kühlen Mut und Einsicht in die Geschäfte große Dienste geleistet. Rebellische Lords zwang er zur Unterwerfung, während die Königin ihre ganze Überredungskunst nicht vergebens aufwandte, um Frieden zwischen den hadernden Großen zu stiften. Die Gerichtspflege wurde verbessert, die Unterrichtsanstalten wurden gehoben. Mehr als einmal, aus Gründen persönlicher Eifersucht, trübte sich das Verhältnis zwischen Moray und Lethington, aber solange Moray an der Spitze ihrer Regierung stand, hatte der gemäßigte Protestantismus nichts zu fürchten, Maria war gegen den Verdacht, eine katholische Reaktion herbeiführen zu wollen, gedeckt und verstärkte, im Herbst 1564, die Stellung ihres Halbbruders. Gleichzeitig änderte sie ihre Taktik und ließ durch Moray und Lethington die beruhigendsten und versöhnlichsten Versicherungen an Elisabeth und Cecil gelangen. Alle Mißverständnisse sollten aufgeklärt und gute Beziehungen mit England wieder hergestellt werden. Lethingtons entschiedene Parteinahme für Maria und die scharfe Sprache, die er in ihrem Interesse zu London geführt hatte, empfahl ihn vorläufig nicht zur Vermittlerrolle, die einem jungen, sehr gewandten, gemäßigt calvinischen Diplomaten, Sir James Melville, anvertraut wurde. Elisabeth, durch eine Äußerung de Silvas über die Aussichtslosigkeit der spanischen Heirat und durch Moray über die Lage in Schottland beruhigt, willigte in die Abreise des Grafen Lennox. Er fand bei Maria die gnädigste Aufnahme, beschränkte seine Ansprüche, versöhnte sich auf ihre Anregung mit den Hamiltons und mit dem gefürchteten Kanzler Douglas, Earl of Morton, die beide im Besitz des größten Teils der Lennoxschen Güter blieben. Darnley, so hieß es bereits, sei gleichfalls in Schottland erwartet.

Im Oktober 1564, während die wieder ganz unsicher gewordene Elisabeth dem erkrankten Cecil schrieb, „sie befinde sich in einem Labyrinth", traf Melville in London ein, wo er sonderbare Dinge erleben sollte. Dieselbe Frau, die als Herrscherin den größten Staatslenkern durch Klugheit, Tatkraft und Mannesmut ebenbürtig sich erwies, lernte Melville von der kleinlichsten, ja lächerlichen Seite ihrer weiblichen Natur kennen. Das Urteil der Nachwelt, in keiner ihrer Äußerungen sei Wahrheit oder Ehrlichkeit zu finden, wurde bald das seinige. Sie tanzte vor ihm, zeigte sich ihm täglich in neuen Gewändern, ließ ihr goldenes Haar bewundern, verlangte die Versicherung, sie sei ebenso schön von Angesicht und Gestalt wie Maria, die sie „zu lang" fand, und sprach von Lord Robert. Sie liebe ihn wie einen Bruder; kein größeres Zeichen der Zuneigung vermöge sie der schottischen Königin zu geben, als ihr den Mann abzutreten, der nie aufhören werde, sie selbst zu lieben. Entschließe sich Maria, ihn zu heiraten und nach England überzusiedeln, so werde sie den Haushalt der Familie — des ménage à trois — bestreiten! Um ihn ihrer würdiger zu machen, erhebe sie ihn zum Earl of Leicester. Während der Belehnungsfeier, in Gegenwart der fremden Gesandten, streichelte sie den Nacken ihres Lieblings. Werde eine solche Heirat Marias Nachfolge sichern?

So fragten nach wie vor Moray, Lethington, Melville, Maria selbst. Diese bedurfte weder der Warnung ihres Gesandten, Elisabeth denke nicht daran, sich von Leicester zu trennen, noch Leicesters verlogener, unwahrer Beteuerung, nie habe er Hoffnungen genährt, die ihm die Gunst zweier Königinnen kosten würden. Vielmehr war Melville, und zwar im Einverständnis mit Moray und Lethington, beauftragt, Darnleys Abreise nach Schottland durchzusetzen. Wenn alle ihre auch jetzt fortgesetzten Versuche, die Succession durch Elisabeth zu erreichen, fruchtlos blieben, so war die Heirat mit Darnley das einzige jetzt noch verfügbare Mittel, sie ohne Elisabeth zu sichern. Diese wußte nicht, daß Maria seit Januar 1565 die Werbung des Erzherzogs endgültig abgelehnt hatte, als sie im Februar der Bitte von Lady Lennox entsprach, ihren Sohn nach Schottland gehen zu lassen. Der „lange, bartlose Junge mit dem Weibergesicht" erschien ihr wenig verführerisch, aber immer noch gut genug, um die von ihr auch jetzt noch vorausgesetzten, auf eine auswärtige Heirat gerichteten Pläne Marias zu behindern, und überdies wurde die groteske Farce mit Leicester, an die nur der geschwätzige, leichtgläubige Randolph glaubte, bis 16. März 1565 fortgesetzt. Unter diesem Datum erhielt der Gesandte eine Erklärung seiner Königin, die sie zu Ende brachte: entschließe sich Maria zur Heirat mit Leicester, so wolle Elisabeth ihr alle Gunst gewähren, aber die Frage der Succession nicht mehr besprochen wissen, bis sie entweder selbst heirate oder den endgültigen Beschluß gefaßt habe, überhaupt nie zu heiraten!

Der betroffene und getäuschte Randolph erzählt von Tränen, die Maria bei Empfang der insultierenden Botschaft vergossen habe. Wenn solche flossen, konnten es nur Tränen des Zornes sein. Tatsächlich kam Elisabeth den geheimsten Wünschen der schottischen Königin entgegen, indem sie eine bereits getroffene Herzenswahl zur politischen Notwendigkeit erhob. Am 18. Februar hatte Maria Darnley in Wemmyß Castle empfangen.

Obwohl die Absicht, ihn zu heiraten, die Königin beschäftigte, war es nicht gleichgültig, daß Darnley ihr gefiel. Um drei Jahre jünger als die Zweiundzwanzigjährige, der äußeren Erscheinung nach hoch aufgeschossen und athletisch gebaut, in Musik, Tanz und ritterlichen Übungen wohl geschult, von Elisabeth zu seinen Ungunsten mit ihrem schönen Leicester, von Maria zu seinem Vorteil mit dem armseligen Gemahl ihrer ersten Jugend verglichen, zeigte sich der auf seine Rolle vorbereitete Darnley vorläufig von seiner besten Seite. Lady Lennox übersandte kostbare Geschenke, ihr unbedeutender Gemahl war in Edinburgh mit Glanz aufgetreten, und dorthin folgte der Sohn. Moray bewirtete ihn und nahm ihn mit in die Kirche, um Knox predigen zu hören; es folgte eine Reihe von frohen Tagen und Festen, bis Darnley zu Stirling an den Masern erkrankte, und von Maria mit aller Hingebung und Hintansetzung konventioneller Rücksichten gepflegt wurde. Bei ihr erwachte eine jener verliebten Launen, die über den Wert des Gegenstandes blenden. Das Gerücht von einer schon damals vollzogenen geheimen Trauung zwischen beiden fand damals und später Glauben, wird aber allein durch den Umstand zweifelhaft, daß Maria auch jetzt noch dem spanischen Gesandten durch Lethington wissen ließ, zur Heirat mit Don Carlos sei sie immer bereit, wenn Philipp seine

Gesinnung ändere. Lethington, in Maria Fleming, die Lieblingshofdame der Königin, die der fünfundvierzigjährige Freier bald darauf heimführte, verliebt, ging wieder nach London, wo er de Silva dem Heiratsprojekt mit Darnley günstig fand und von nun an die spanische Allianz für Schottland und Elisabeths Einwilligung zur Ehe Marias mit ihrem Vetter zu erreichen suchte.

Seit Elisabeths Erklärung vom 16. März hatte sich Maria entschlossen, mit oder ohne den Willen der englischen Königin Darnleys Frau zu werden. Von da an gingen Lethingtons und Morays Wege vorläufig auseinander. Obwohl Lennox und Darnley zu den reformierten Predigern gingen und kein Mensch zu sagen wußte, ob der katholisch erzogene Prätendent der katholischen Partei katholisch sei oder nicht, gab Moray nicht nur die protestantische Sache, sondern seine Machtstellung verloren, wenn die Lennox Herren in Schottland würden. Er versöhnte sich mit Knox, schloß am 20. März mit Argyle und Châtelhérault einen geheimen Bund zur Verteidigung der Religion und bereitete die Empörung gegen die Königin vor, für deren Erfolg er auf englische Hilfe rechnete. Zu Stirling, in den ersten Tagen des Mai, verlangte Maria seine schriftliche Einwilligung zur Heirat mit Darnley. Moray gab sie nicht, unter dem Vorwand, daß Darnley eher ein Feind als ein Bekenner der wahren Religion Christi sei. Darnley hatte überdies in jugendlicher Torheit und Selbstüberhebung Morays Besitz „zu groß" genannt. Gleichzeitig berief Elisabeth ihren geheimen Rat, der die Heirat mit Darnley als den englischen Interessen schädlich erklärte. Er und sein Vater wurden aus Schottland zurückbefohlen, Lady Lennox wegen verräterischer Intrigen mit Spanien wieder verhaftet; Lethington, von der englischen Königin gewarnt, daß er das Vertrauen Marias, die das Ende seiner Verhandlungen nicht mehr abwartete, ja gar nicht mehr besitze, kehrte jetzt erzürnt und ohne deren Erlaubnis mit dem englischen Gesandten Throckmorton nach Schottland zurück; beide wurden von Maria erst dann zu Stirling empfangen, nachdem Darnley zum Earl of Roß erhoben worden war. Es war ihr bereits gelungen, vom dorthin berufenen Adel ohne Unterscheidung des Bekenntnisses die Gutheißung ihrer Ehe, und zwar mit so überwiegender Mehrheit zu erhalten, daß selbst Moray seinen Widerstand anscheinend aufgab, und der wieder versöhnlich gestimmte Lethington nichts als das Versprechen erreichte, die Heirat um drei Monate zu verschieben, und dadurch eine friedliche Auseinandersetzung mit Elisabeth zu ermöglichen. Diese aber unterstützte bereits Komplotte Morays gegen das Leben Darnleys und die Freiheit der Königin und erteilte am 8. Juni Randolph den Auftrag, den schottischen Protestanten und Freunden Englands ihre Unterstützung zu versprechen, worauf die Kirchenversammlung zu Perth am 22. Juni den Verzicht Marias auf die blasphematorische Messe und die Anerkennung des Protestantismus durch Königin und Parlament forderte. Maria antwortete durch Proklamationen, die religiöse Toleranz aufrecht erhielten, weigerte sich aber, „aus ihrer Religion eine Ware zu machen", um Elisabeth und die Calvinier zu kaufen. Am 29. Juli, vor dem Eintreffen der päpstlichen Dispensation, deren sie zur Heirat mit dem Vetter bedurfte, hielt sie im Witwengewand, aber fröhlichen Sinnes, Hochzeit zu Holyrood mit Henry

Stuart, Lord Darnley, den sie zum König von Schottland ausrufen ließ. Elisabeth hatte verspielt.

IV.

Noch während der Flitterwochen brach die vorbereitete Empörung aus. Moray, jetzt ein offener Rebell, rief die Lords der Kongregation zu den Waffen. Die mächtigsten derselben, die Douglas mit ihrem Haupt, Morton, Lord Ruthven und andre, die mit den Lennox verwandt waren, hielten jedoch zu Darnley. Maria, zur Gegenwehr völlig bereit, versicherte sich Spaniens, des Papstes und Frankreichs. Sie versöhnte sich mit den Gordons, die durch die Aussicht gewonnen wurden, sich an Moray zu rächen, berief den katholischen Atholl, den Todfeind ihres Halbbruders, in ihren Rat, Lord Bothwell aus der Verbannung an die Spitze der Wehrkräfte des Südens, und führte selbst, die Pistolen im Sattel, das von ihr gesammelte Heer gegen Moray. Er hatte ihre Popularität und ihre Widerstandskraft unterschätzt, wagte den offenen Kampf nicht und floh im Oktober nach England. Elisabeth hatte Geld geschickt und Truppen gesammelt; aber Castelnau, der französische Gesandte, gab ihr zu wissen, daß Frankreich eingreifen würde, sobald eine englische Heeresmacht die schottische Grenze überschreite. Philipp II. stand mit ungewohnter Energie zu Maria, die ihrerseits versprach, nur nach seinen Ratschlägen zu handeln, aber nichts zu überstürzen.

Seit dem Vertrag zu Cateau-Cambrésis verfolgte Philipp II. den Plan einer katholischen Liga zur Ausrottung der Häresie. Im Juni 1565 begegnete Katharina ihrer Tochter, der Königin von Spanien, und dem Herzog Alba zu Bayonne. Ein päpstlicher Nuntius war anwesend, der Erzbischof von Glasgow vertrat Maria Stuart. Panik ergriff die Protestanten in den zunächst bedrohten spanischen Niederlanden; viele von ihnen flohen nach England, wo eine katholische Erhebung befürchtet wurde. Was immer zu Bayonne geplant worden war, die Liga kam nie zustande, weil Katharina sich den eingegangenen Verbindlichkeiten entzog, um der ausschließlichen Herrschaft des Katholizismus zu entgehen. Elisabeth jedoch glaubte fälschlich an Marias Beitritt zu dem katholischen Komplott und bot ihr ganzes diplomatisches Geschick auf, um Philipp und die Katholiken zu beruhigen. Unter solchen Umständen empfing sie den zu ihr geflüchteten Moray mit den heftigsten Vorwürfen und leugnete jedes Einverständnis mit ihm und den schottischen Rebellen. Maria dagegen erklärte, lieber auf ihre Krone als auf Rache gegen ihren Halbbruder verzichten zu wollen und forderte abermals Anerkennung der Succession in England als Preis des Friedens. Der Sieg über ihre Feinde, der Umstand, daß sie sich guter Hoffnung wußte, Elisabeths Furcht vor einem Krieg, der sie mit den katholischen Mächten in Konflikt gebracht hätte, alles trug dazu bei, Marias Selbstbewußtsein und das Gefühl des Triumphes zu steigern, mit dem sie jetzt die Wendung zu einer katholischen Politik vollzog. In bestimmten Worten hatte sie Spaniens Beistand zur Rettung des Glaubens gegen dessen drohenden Ruin angerufen, dem Papst und dem Kardinal von Lothringen Versicherungen seiner Wiederherstellung gegeben. Seit Januar 1566 trug Paul V., der furchtbare Papst der Inquisition, die

Tiara. Seinen offiziellen Briefen an das schottische Königspaar folgte die geheime Aufforderung an Maria, die Häupter der Häresie zu töten. Seine eigenen Auftraggeber berichten, sie habe sich geweigert, „das Blut ihrer Untertanen zu vergießen". Dem Papst aber schrieb sie zurück, wenn Gott und er, für den sie und ihr Gemahl handeln wollten, ihnen zu Hilfe kämen, „würden sie diese Mauer überspringen". Paul V. versprach, seinen letzten Kelch für sie herzugeben und sandte Geld. Für solche Unterhandlungen war Lethington nicht der Mann. Seit 1564 besaß ein Katholik, der etwa dreißigjährige Piemontese David Riccio, Marias Vertrauen. Mit dem Gesandten Savoyens war er nach Schottland gekommen und seines musikalischen Talentes wegen von der Königin in ihre Dienste berufen worden. Er soll verwachsen und nicht schön gewesen sein, welch letzteres ein Bild von ihm bestätigt. Jedenfalls zeigte er große Gewandtheit für Geschäfte und wußte sich unentbehrlich zu machen. Zum Sekretär für Marias französische Korrespondenz ernannt, gingen fortan alle Fäden ihrer geheimen Diplomatie durch seine Hand. Randolph schrieb ihm den größten Einfluß auf die Heirat mit Darnley zu. Der Beweis dafür, daß Riccio, wie allgemein geglaubt wurde, ein päpstlicher Agent gewesen sei, ist niemals erbracht worden. Die Gunst der Königin, die ihn verschwenderisch belohnte, machte den Günstling übermütig; das und die Stellung, die er bei ihr einnahm, genügten, ihn verhaßt zu machen. Ihm schrieb es Darnley zu, daß Maria ihm die matrimoniale Krone und damit eine selbständige Macht verweigerte, die er durch sein Verhalten verwirkt hatte.

Zu spät für sie, zu früh für ihn erkannte Maria, nach wenigen Monaten der Ehe, die ganze Niedertracht des verächtlichen Schwächlings, an den sie sich gefesselt hatte. Seine herrische Insolenz forderte die mächtigsten ihrer Großen heraus; ihr selbst tat er nicht das leiseste zu Gefallen, mißhandelte sie vielmehr, und seiner wurde in der Krisis, die Moray heraufbeschwor, weder im Felde noch im Rat erwähnt. Er ergab sich dem Trunk und andern schlimmen Lastern, zückte, wenn er in Wut kam, den Dolch auf seine Widersacher und insultierte öffentlich die Königin, die ihn gütig und mit sanften Worten mahnte, so daß sie ihn von sich entfernt hielt. Sein gekränkter Ehrgeiz äußerte sich in heftiger, wahrer oder vorgeblicher Eifersucht gegen Riccio. Im November, als die Legitimität des Kindes, das Maria unter dem Herzen trug, nicht mehr angefochten werden konnte, schrieb sein Vater Lennox, Maria behandle „David" wie einen Geliebten und verlasse oft Bett und Tisch des Gatten.

Randolph, der Darnley schon vor der Heirat unerträglich genannt hatte, begleitete die frühesten Anschuldigungen gegen Marias Ehre mit der Behauptung, ihr Haß gegen Moray beruhe darauf, daß dieser „geheime Dinge von ihr wisse" und entschlossen sei, „David" zu hängen. Im Februar 1566 schrieb der von Riccio verdrängte Lethington an Cecil, um alles so, wie es gewesen, wieder herzustellen, „müsse die Axt an die Wurzel gelegt werden". Eine Verschwörung war im Gange. Randolph und Cecil waren damit einverstanden; Elisabeth ließ geschehen. Die nach England geflüchteten Empörer, Moray, Argyll und andre Lords, unterzeichneten eine Erklärung, durch die sie dem bisher tödlich von ihnen gehaßten Darnley die matrimoniale Krone

und Wahrung aller seiner „Rechte“ unter Bedingung der Aufrechterhaltung des Protestantismus, ihrer eigenen Straflosigkeit, Begnadigung und Wiedereinsetzung in alle verlorenen Ämter und Güter versprachen. Riccio war darin nicht genannt. Durch einen zweiten Vertrag, den Darnley, Ruthven und Morton unterzeichneten, verpflichteten sich diese drei, ihn als Staatsfeind zu töten. Moray, der vergebens versucht hatte, Riccio zu kaufen, um bei Maria wieder in Gnaden aufgenommen zu werden, sorgte jetzt dafür, erst nach vollendeter Tat in Edinburgh einzutreffen, wo das Parlament wegen Hochverrats über ihn und die andern Lords richten sollte.

Maria glaubte sich am Vorabend ihres Triumphes. Im Februar verwies sie Randolph aus Schottland, weil erwiesen war, daß er Moray mit Geld versehen hatte. Verlässigen Lords vertraute sie die Leitung des Parlamentes an, in dem die geistlichen Pairs wieder vertreten waren, der katholische Gottesdienst freigegeben werden sollte. Gegen die Protestanten waren noch keine Maßregeln getroffen, die in feindseligem Sinne gedeutet werden konnten, Darnley aber ging jetzt zur Messe, die Ausübung des katholischen Kultus erfuhr Erleichterungen; Katholiken umgaben die Königin. Elisabeth wußte, daß Maria die Succession fortan als Trägerin der katholischen Ansprüche auch mit Gewalt durchzusetzen entschlossen sei und ihre englischen Glaubensgenossen, zunächst im Norden, nur auf ein Zeichen von ihr warteten, um die Fahne der Empörung zu entfalten.

Da geschah die erste jener furchtbaren Taten, durch die fortan in Schottland die Schicksale der Menschen gewendet wurden.

Am Abend des 9. März, unmittelbar vor Eröffnung des Parlamentes, speiste die nichtsahnende Maria mit ihrer Halbschwester, der Gräfin von Argyll, ihrem Lieblingshalbbruder, Lord Robert Stuart, einigen andern Schotten und Riccio zu Nacht in Holyrood. Ungerufen trat Darnley ein, umfaßte seine Frau bei der Taille und nahm neben ihr Platz. Kaum war das geschehen, so erschien in voller Ausrüstung, bleich wie der Tod, der bereits schwer kranke, als Hexenmeister und Zauberer gefürchtete Ruthven, forderte Riccio auf, das Gemach der Königin, „worin er zu lange gewesen“, zu verlassen, und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Maria, zum Gemahl sich wendend, fragte empört, ob er von dem Unternehmen wisse. Er leugnete rundweg, „stand wie einer, der nicht wußte, was er sollte“ und ließ die Königin vor die Fensternische treten, in die sich der jammernde, um Hilfe rufende Riccio geflüchtet hatte und jetzt ihr Kleid festhaltend um Rettung flehte. Ruthven zog seinen Dolch, um sich gegen die auf ihn eindringenden Schotten zu wehren, eine Schar von bewaffneten Verschwörern füllte das kleine Gemach; Tische, Stühle, Kandelaber fielen; ohne die Geistesgegenwart der Gräfin von Argyll, die sich einer brennenden Kerze bemächtigte, hätte sich, was folgte, im Dunkeln abgespielt. Die Königin, mit Ruthven die einzige Berichterstatterin der Mordszene, sagt, es seien Waffen und Pistolen gegen sie gerichtet worden. Mit der unnötigen Ermahnung an die Furchtlose, nichts zu fürchten, zwang sie jetzt Ruthven in Darnleys Arme; die andern zerrten Riccio ins Vorzimmer, wo er unter mehr als fünfzig Dolchstichen verblutete. Zuletzt stießen die Verschwörer Darnleys

Dolch in den Leichnam, zum Zeichen, daß sie auf seinen Befehl gehandelt hatten. Darnley und Ruthven fanden den Augenblick angezeigt, um Vorwürfe und Ratschläge an die Königin zu richten. Sie habe, sagte Darnley, Riccios wegen ihn vernachlässigt: er sprach von ihrer Familiarität mit ihm, von der Macht, die sie ihm zugestanden habe. Maria schwur dem edlen Ritter, ihrem Gatten, nie wieder froh zu werden, bis sein Herz so kummervoll wie jetzt das ihrige sei. Sollte sie an ihrem Kinde sterben, so würden Freunde sie rächen. Sie nannte Philipp von Spanien, den Kaiser, den König von Frankreich, italienische Fürsten, den Papst. Kein Wort verriet, daß Riccio ihrem Herzen nahe gestanden habe: „Keine Tränen mehr, ich will nur an Rache denken," war alles, was sie zu sagen fand, als sie von Riccios Ende hörte.

Holyrood war von den Verschwörern umzingelt. Die Anhänger der Königin unter den Lords entwichen unter Bothwells Führung noch in derselben Nacht, nachdem sie vergebens versucht hatten, bis zu ihr zu dringen. Sie stellten jedoch Verbindungen mit ihr her und blieben auf ihre Rettung bedacht. Am nächsten Abend, nach Auflösung des Parlamentes durch Darnley, traf Moray in Edinburgh ein. Maria entbot ihn zu sich und empfing ihn mit den Worten, wäre er bei ihr gewesen, so würde nicht so grausam mit ihr verfahren worden sein. Beide weinten; Moray beteuerte seine Unschuld, verlangte aber und erhielt das Versprechen der Begnadigung für die Verschwörer. Am zweiten Tage war es Maria gelungen, Darnley von der wahnsinnigen Torheit seiner Tat zu überzeugen, ihn reuig zurückzugewinnen und dadurch unschädlich zu machen, daß sie ihn bestimmte, noch in derselben Nacht auf bereitgehaltenen Pferden mit ihr nach Dunbar, wo die ihr treuen Lords eine bewaffnete Macht gesammelt hatten, zu entfliehen. Verdient der Bericht von Rau, Marias späterem Sekretär, Glauben, so hätte der rasend fortgaloppierende Darnley seiner Frau zugerufen, doch schneller zu reiten, sie solle sich nicht schonen, sie beide könnten ja noch andre Kinder bekommen, und Maria habe ihm erwidert, sich allein zu retten, was er auch in panischem Schrecken tat. Zu Dunbar fand sie ihre Anhänger und zog mit ihnen an der Spitze von 3000 Mann siegreich wieder in Edinburgh ein. Knox, der die Mordtat preiswürdig genannt, Lethington, den Darnley denunzierte, suchten Schutz bei Freunden; Ruthven starb; der Hauptschuldige, Morton, der nach England floh, und siebenundsechzig andre wurden wegen Hochverrats vor Marias geheimen Rat zur Rechenschaft gefordert und spielten den Vertrag in ihre Hände, der Darnleys Unterschrift zur Ermordung Riccios und damit den Beweis seiner jetzt öffentlich und feierlich von ihm geleugneten Schuld erbrachte.

Es wird erzählt, daß Maria im Augenblick ihrer Flucht aus Holyrood nach Dunbar ihren Weg durch die im Schloß befindliche Gruft nehmen mußte. In derselben hatten sie Riccio begraben und an der Stätte vorübergehend, hätte die Königin zu Darnley, der Reue äußerte, gesagt, ehe ein Jahr vorüber sei, werde ein fetterer als Riccio neben ihm zu liegen kommen, oder es müßte ihr schlecht ergehen. Für den Elenden, der zuerst sie, dann seine Mitschuldigen verraten hatte, empfand ganz Schottland tiefste Verachtung. Der Haß seiner Feinde erspähte die Gelegenheit, sich an ihm zu rächen. Die Königin selbst

hielt ihn für fähig, ihren eigenen Tod gewollt zu haben. Was immer sie empfand, wußte sie vorläufig, vor der Öffentlichkeit wenigstens, zu verbergen. Den Gatten behielt sie in ihrer Nähe, die meisten Verschwörer wurden begnadigt; sie verzieh Lethington, berief Moray wieder in ihren Rat und suchte die um sie her entbrannten tödlichen Feindschaften auszugleichen. In Spanien und Frankreich gab man die katholische Reaktion in Schottland verloren. De Silva, der spanische Gesandte in London, meldete nach Madrid, alle weisen Vorkehrungen der guten Königin in bezug auf die Religion seien vernichtet; ihr eigener Abgesandter bat den Papst nach Riccios Ermordung, keine Veränderungen mehr von seiner Herrscherin zu erwarten. In Rom verstand man die Lage der Dinge in Schottland in bezug auf die Aussichten der katholischen Sache augenscheinlich nie. Man lebte in Illusionen. Aber Pius V. begriff, daß er zuwarten mußte. Er pries die Frau mit eines Mannes Herzen, schickte ihr 20000 Kronen und einen Nuntius und ließ sie wissen, wenn es möglich wäre, käme er selbst, um Blut und Leben in ihrem Dienst zu opfern. Aber Protestanten, nicht Katholiken, hatten die Königin gerettet, und mit ihnen wollte sie Frieden. Die Geburt ihres Kindes stand bevor. Maria machte ihr Testament und bedachte in demselben auch Darnley, dem sie unter andern ihren Trauring hinterließ. Aber sie hielt ihn von den Staatsgeschäften fern und schützte den ihm verhaßt gewordenen Moray gegen seine Intrigen. Diesem vertraute sie die Sicherheit ihrer Person, als ihre Zeit nahte. Von Elisabeth kamen Wünsche „für eine kurze, glückliche Stunde", die beinahe aufrichtig klangen.

Nicht in dem blutbefleckten Holyrood, sondern im festen Schloß zu Edinburgh ward ihr und Maria der Erbe geboren. Man hatte nach allen von ihr durchgemachten physischen Erregungen und moralischen Qualen für das Leben der Mutter und des Kindes gefürchtet. Aber Maria, obwohl häufig krank und von einem Schmerz in der Seite geplagt, hatte Nerven wie Stahl. Der Sohn, der am 19. Juni 1566, einem Mittwoch, zur Welt kam und Jakob I. von England heißen sollte, war gesund und wohlgebaut. Mit gesattelten Pferden wartete Sir James Melville auf die Kunde von seiner Geburt. Sonntag abend brachte er sie nach London. „Sie hat einen schönen Knaben, und ich bin nur ein dürrer Stamm", rief Elisabeth erbleichend aus. „Er ist nur zu sehr Ihr Sohn," sagte Maria nach der Geburt zu Darnley, der ihr die Mutterfreuden vergällte.

Gegen diesen Gatten bedurfte die nach Liebe verlangende, um ihr Glück betrogene Frau des Beschützers, die stolze, beleidigte Königin des Rächers. Von Elisabeth hintergangen, von ihren Staatsmännern auch jetzt noch jedes Verrates gewärtig, auf ihrem Thron vereinsamt, von ihren Nächsten verlassen, wußte sie sich in ganz Schottland nur Einem zu Dank verpflichtet. Dieser eine, ein Calviner, hatte einst ihrer Mutter die Treue gehalten und sie selbst zweimal, gegen Moray und zu Doubar, vor ihren Feinden gerettet. Es war James Hepburn, Earl of Bothwell.

Mit Bothwells Eintritt in das Leben Maria Stuarts beginnt die letzte und furchtbarste der „sonderbaren Tragödien", die Lethington vorausgesagt hatte.

Briefe
des Grafen Christian zu Stolberg-Stolberg aus der Zeit der Befreiungskriege.

(1812—1815.)

Mitgeteilt
von
Hans von Olfers.

In den Fächern eines alten Schreibtisches meines Großvaters Ignaz v. Olfers[1]) fand sich jüngst ein sorglich zusammengelegtes Päckchen vergilbter Briefe. Sie mußten ihm wohl besonders wert gewesen sein, denn er hat sie von seiner Jugend Tagen an sein ganzes vielbewegtes Leben hindurch treulich bewahrt.

Das erscheint verständlich, wenn man sich mit immer wachsendem Interesse in die unausgeschriebene, aber doch schon charakteristisch schwungvolle Knabenhandschrift auf diesen Blättern vertieft, wenn endlich aus ihnen das rührend abgeschlossene Bild eines geliebten Jugendfreundes ersteht, der — eben erst neunzehn Jahre alt — in der Schlacht bei Ligny den Heldentod für das Vaterland starb.

Echte, rechte „Jungensbriefe" sind es zunächst, die Graf Christian Stolberg an seinen besten Freund Ignaz v. Olfers schreibt, oft knabenhaft derbe, aber immer von einer ganz herzerfreuenden Frische und Natürlichkeit. Mit Beginn des Jahres 1813 vertiefen sich diese Briefe jedoch immer mehr zu einem sittlichen Ernst und einer wahrhaften Herzensfrömmigkeit, die uns das so jugendliche Alter des Schreibers oft ganz vergessen lassen.

---

[1]) Ignaz v. Olfers, geb. zu Münster i. W. am 30. August 1793, studierte 1813—1816 zu Göttingen Medizin und Naturwissenschaften, ging 1821 nach Brasilien und wurde der Gesandtschaft in Rio de Janeiro attachiert. Nach diplomatischer Tätigkeit bei den Gesandtschaften in Lissabon und Neapel wurde er 1831 Gesandter in Bern und 1839 Generaldirektor der Königl. Museen in Berlin. Dort starb er nach ungemein verdienstvoller Tätigkeit am 23. April 1872. Seit dem 3. Dezember 1823 war er mit Hedwig v. Stägemann, der einzigen Tochter des bekannten preußischen Staatsrates Friedrich August v. Stägemann, vermählt.

Weht doch aus diesen letzten Aufzeichnungen die edle Begeisterung der großen Zeit der Befreiungskriege und jene heiße Liebe zum Vaterlande, die damals jeden — ob hoch oder gering — wie ein heiliges Feuer erfaßt hatte. Ein Feuer, das insbesondere die deutsche Jugend aller Stände durchglühte und sie weit über ihre Jahre hinaus reifte und festigte.

Davon geben die vorliegenden Briefe des jugendlichen Trägers eines alten berühmten Namens, der den Dichter Friedrich Leopold Stolberg Vater nennen durfte, und dessen Bild durch seinen frühen Heldentod uns besonders verklärt erscheint, wiederum ein beredtes und äußerst fesselndes Zeugnis.

Unsre, der Nachfahren, ernste Pflicht ist es aber, die traurig-schönen Tage der Befreiungskriege nicht im sicheren Besitze ihrer Früchte und in der Unrast eines mehr materiellen Zeitalters zu vergessen; und so mag auch das kleinste Zeichen der Erinnerung an jene Zeit ein Vermächtnis sein — zur Erbauung und Nacheiferung für uns und kommende Geschlechter.

In diesem Sinne übergebe ich die nachfolgenden Briefe mit einigen kurzen, den Zusammenhang erläuternden Kommentaren bis auf unwesentliche Auslassungen wortgetreu der Öffentlichkeit.

Christian Graf zu Stolberg-Stolberg, der dritte Sohn des Dichters Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg-Stolberg aus seiner zweiten Ehe mit Sophie Charlotte Eleonore, geb. Gräfin v. Redern, wurde am 26. Februar 1796 geboren.

Er muß ein sehr temperamentvolles und schwer zu regierendes Kind gewesen sein, das seine frommen Eltern durch mancherlei Unarten betrübte. Sie gaben ihn daher frühzeitig auf das altehrwürdige Paulinische Gymnasium zu Münster i. W., wo er sich alsbald mit dem zwei Jahre älteren Ignaz v. Olfers innig befreundete.

In den gefährlichen Tertianer- und Sekundanerjahren (1809—1811) scheinen die beiden mit einigen gleichgesinnten Kameraden (Freiherrn v. Landsberg, v. Raesfeld u. a.) einen lustigen „Konvent" begründet zu haben, worin — neben den Anfängen des Tabagierens — die Fecht- und Schießkunst eifrigst geübt wurde. Ein Produkt des regelmäßig zu derselben Zeit erwachenden Interesses für das zarte Geschlecht ist die — ebenfalls unter den Papieren befindliche — höchst amüsante „Liste aller Schönen von Münster" von der Hand Christians. Auf diesem Zettel sind unter den Rubriken „Schwarz", „Braun", „Blond" und „Rot" eine Reihe bekannter westfälischer Namen aufgeführt.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Schule zu kurz kam und arge Konflikte mit den Lehrern („Knechte" nennt sie Christian in echt jungenhaftem Un- und Übermut) nicht ausblieben.

Wie so oft haben diese in dem wilden Knaben nicht den edeln und guten Kern entdeckt, der ganz unverkennbar aus jeder Zeile seiner späteren Briefe spricht.

Genug — Christians Eltern nahmen ihn im Jahre 1812 aus Münster fort, und er siedelte mit seinem hervorragenden geistlichen Hauslehrer Kellermann zuerst nach Brinke und dann nach Tatenhausen über, beides Besitzungen seines Schwagers, des Grafen Schmising-Kerssenbrock[1]).

Von hier stammen die meisten der vorliegenden Briefe an Olfers.

Die wenigen Blätter aus dem Jahre 1812 sind noch recht kindlich und bieten geringeres Interesse. Ich glaubte sie doch ihrer charakteristischen Originalität halber hierhersetzen zu müssen und durch den Gegensatz am besten zu zeigen, wie sich Christian mit Beginn des Jahres 1813 vollkommen wandelte, wie unter dem gewaltigen Einfluß der großen Zeit aus dem Jüngling ein Mann wurde.

Der erste, recht übermütige Brief ist „An das Convent" gerichtet und trägt den bezeichnenden Vermerk: „In der Fechtstunde auf dem braunen ledernen Canapé zu verlesen."

Tatenhausen d. 10. Juny 1812.

Lieben Confratres!

Wenn Ihr's wissen wollt, so seyd ihr alle faule Kerle!! Wißt ihr das? Jedem von euch habe ich vor sehr langer Zeit geschrieben und keiner hat geantwortet. Ich schreibe auch jetzt nur aus reiner Christenpflicht — weil ich es innerlich für meine Pflicht ansehe, euch zu der *eurigen* zurückzurufen. Hier gefällt es mir nicht so schlecht wie zu Brinke und wenn ich euch lieben Kerls hier hätte, so fehlte mir nichts. Ich studiere hier, daß es kracht, und das gefällt mir prächtig. Doch kann ich nicht leugnen, daß ich mich oft genug nach Münster zurücksehne.

Was macht ihr denn eigentlich, steht noch alles auf altem Fuß — auch die Knechte. Der meinige ist ziemlich artig.

Besteht die Fechtstunde noch? Was macht das gute Ajustchen B. Dieses hoffnungsvolle Kind lebt doch noch und beschämt euch durch sein Beyspiel? Bekanntschaften habe ich noch keine einzige gemacht, auch glaube ich nicht, daß es hier herum etwas gibt. Was das schöne Geschlecht anbetrifft, so ist hier an Häßlichkeiten keineswegs Mangel — ich habe wahrhaftig noch nichts passables gesehen.

Hör' mal, lieber Dicker, hast du auch P. Brabeck[2]) einmal wiedergesehen? Solltest du sie sehen, so sprich ihr doch von mir und grüße sie herzlich von mir. In absentia bin ich stark in sie verliebt.

Auch Raesfeld grüßet mir herzlich und saget ihm, er müsse mir schreiben.

Lebt wohl und vergesset nicht euern treuen Freund und Collegen

Christian Stolberg.

Tatenhausen, Montag 3. August 1812.

Soeben, liebster bester Olfers, erhalte ich Deinen Brief, über dessen *Länge* ich mich allerdings gerade nicht beklagen kann. Indessen machte er mir doch wahre Freude, weil jedes, was von euch lieben Kerls kommt, mir so *außerordentlich* willkommen ist. — Ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mir gefällt, nämlich die des Herrn von Decken, welcher 1 Stunde von uns wohnt. Er ist ein sehr angenehmer, gebildeter und unterhaltender Mann.

---

[1]) Gatte seiner Schwester Julia, der ältesten Tochter zweiter Ehe des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg.

[2]) Gräfin Philippine Brabeck, später die Braut Christians. Sie ist in der „Liste aller Schönen von Münster" unter der Rubrik „rot" aufgeführt.

Höre mahl, lieber Kerl, angenehm kann ich Dich heute nicht unterhalten, denn ich bin 1. heute etwas mißfidel, 2. so ziemlich durch die 90tägige Dürre eingetrocknet. Raesfelds Stillschweigen kommt mir sehr sonderbar vor. Wenn ihr wüßtet, wie sehnlich ich jeden Posttag erwarte, wie sehr mich einige Zeilen von euch erfreuen, ihr würdet gewiß nicht so grausam sein.

Also schreibe bald wieder Deinem treuen Freund C. Stolberg.

Tatenhausen d. 17. August 1812.

Lieber Freund!

Diesmahl schreibe ich Dir, weil ich ein für mich sehr wichtiges Anliegen an Dich habe, sonst würde ich sicher warten, bis ich von Dir Antwort erhalten hätte. Denn faulere Schreiber, wie ihr seyd, gibt es, hol mich der T. garnicht. amen.

Zur Sache:

Meine gute Altste hat mir jetzt auf meine Bitte Erlaubniß gegeben, alle meine guten Freunde diese Vakanz zu mir zu bitten und wie sehr ich Dich zu diesen rechne, weißt Du selbst, lieber Kerl. Meine Bitte lautet also: Lieber bester Olfers, mach mir diesen Herbst die unendlich große Freude und komm zu mir.

Ich hoffe ganz gewiß, daß Du mir diese Bitte nicht abschlagen wirst. Komme je eher je lieber und mache, daß der dicke Landsberg mit Dir kommt. Kerl, das soll Plästerlich sein! Meine Alten kommen erst in 7—8 Wochen wieder (die guten Alten!) ungenierter ist es gewiß nirgends wie hier, und Kellermann[1]) ist ohnedies in Dich verliebt.

Am allerschönsten wärs, wenn ihr am 1. September schon hier wäret, doch wenn ihr nur kommt, auf welche Art und wann es sei, so bin ich Euch zufrieden. Wenn ihr den schlechten Knecht Raesfeld mit kriegen könnt, so desto besser. Thut was Du kannst und antworte mir und komm!

Noch eins, Du und Landsberg werdet, wenn ihr zusammen kommen wollt, vielleicht mit einem Zimmerlein vorlieb nehmen müssen. Das thut doch nichts? Ich bitte Euch um aller Teufel und Götter willen kommt her. Wir wollen fidele und lustige Wirtschaft treiben. Dein Stolberg.

Tatenhausen d. 28. August 1812.

Lieber Olfers!

Welch schreckliches Wort ist Deinem Munde entflohen? Du wolltest erst Anfangs Oktober kommen! O Du schlechter Knecht! Hier ist gerade jetzt die prächtigste Hühnerjagd. Du wolltest statt in dies paradeis zu kommen, die unwirthbaren Gegenden des wüsten Sauerlandes bereisen, wo man Gefahr läuft, vor Hunger zu sterben, wo die Leute Menschenfresser sind!! O Du dreymahl gottloser Knecht!!!

Allein ich muß mich schon in Deine Verstocktheit schicken. Komm nur vor allem je eher, je lieber, Du bist mir immer unendlich willkommen. Meine guten Alten kommen erst Mitte Oktober wieder. Aber nicht wahr, ich kann mich sicher darauf verlassen, daß Du spätestens am 1. oder 2. October hier bist. Ich glaube, daß Du recht gut von dort in einem Tage hierhin kommen kannst. Gewehre sind hier hinlänglich! Landsberg hat mir nicht geschrieben, wann er zu kommen gedenkt. Ihr werdet also nicht zusammen kommen?

Daß ihr P.[2]) verhöhnt habt, freut mich ins Innerste meiner Seele. Hast Du noch mit dem Pauker aller Pauker B.[2]) Verkehr? Solltest Du jetzt noch zu ihm gehen, so sage ihm doch, Du gingest nach Tatenhausen zu mir, damit er doch

[1]) Der oben erwähnte Lehrer Christians.

[2]) P. und B. sind Lehrer am Paulinischen Gymnasium.

wenigstens siehst, daß, wenn er auch mich für einen seinen Zöglingen unumgangbaren Laffen hält — es doch andere solide Menschen gibt, die dies nicht thun.

Adio Dein treuer Freund Stolberg.

P. S. Das schöne von dem Drachen bewachte Mädchen ist ja todt — das ist schade.

Den Monat Oktober 1812 bringt Olfers in Tatenhausen zu, und die beiden Freunde genießen von Herzen dieses kurze Zusammensein. Hier scheinen sie sich auch — wie die folgenden Briefe zeigen — gelobt zu haben, alles daran zu setzen, um so bald als möglich in den Befreiungskampf zu ziehen und „mitabzuwaschen die Schmach des Vaterlandes". Begreiflicherweise willfahren ihre Eltern diesen Wünschen vorläufig nicht.

Tatenhausen d. 21. November 1812.

Recht hoch, guter Olfers, sollte ich es mir anrechnen, daß ich euch, die ihr mir alle zusammen noch Antwort schuldig seyd, zuerst schreibe. Indessen hast Du doch durch die Freude, die Du mir durch Deinen Besuch machtest, das erste Recht auf einen Brief von mir.

Nie — lieber Olfers — werde ich unsere Tour nach dem Ravensberge vergessen, und des traulichen Gesprächs zwischen dem Ravensberge und Halle, wo sich unsere Herzen so frey und rein ergossen und wo es mir so wohl ward, eine harmonierende Empfindung mit der meinigen bey Dir, mein Bester, zu finden, wo Du mir in einem so ganz neuen und besseren Lichte, wie bisher, erschienest. Solch eine Stunde ward mir noch nicht wieder zu Theil. Denn nur wenige Menschen fühlen das „Eine"[1]) auf eine solche Art, oder wenn sie es fühlen, behalten sie es für sich.

Wieviel besseren Genuß gewährte mir diese Stunde, als so vieles andere, wodurch wir uns so oft zu vergnügen suchten und glaubten — und welches doch davon so fremdartig ist, wie Janitscharen Musick — von einer Haydn'schen Schöpfung.

Ich hoffe nicht, daß Du diese Zeilen in einem Augenblick liesest, wo Du ihrer zu spotten gestimmt bist. —

Es sieht jetzt auf Tatenhausen ganz anders aus. Meine Aeltern sind wieder da, die Schmisinger sind weg und mit ihnen der gute A., der mir nach seinem 2monathlichen Aufenthalt so rasend langweilig war, daß ich mich recht freute, als er abtrollte.

Was macht ihr denn jetzt. Ich habe leider keine Hoffnung, so bald nach Münster zu kommen. Könntest Du nicht mit Landsberg in den Weynachts-ferien etwas hierherkommen. Das wäre herrlich!

Ich habe seyt Deiner Abwesenheit 4 Hasen und ein Huhn geschossen.

Sage doch an A., er sey so gut gewesen, eine von meinen Westen mitzunehmen, die ich aber leider wieder haben müßte. Sie ist gelb mit grüner Einfassung.

Lebewohl und antworte mir bald. Am 27. ist Gelegenheit vom Schmisinger Hof nach Tatenhausen. Dein Stolberg.

Tatenhausen den 3. Januar 1813.

Willkommen, wie die Erscheinung eines guten Geistes, mein Bester, war mir Dein lieber freundlicher Brief, von allen, die ich je erhielt, vielleicht der angenehmste. Freund! — es geht Dir gerade so wie mir — vieles antworten kann ich Dir nicht, denn was ich empfinde, das empfindest Du, was ich denke, das denkst Du und,

[1]) Mit dem „Einen" ist immer die traurige Lage des Vaterlandes gemeint.

wiewohl wir getrennt sind und leider noch garkeine nahe Aussicht zu einer Zusammenkunft da ist, so bist und bleibst Du mir eben dadurch immer gleich nahe und viel näher als die übrigen, die uns nicht verstehen und was sie nicht verstehen, auch nicht zu erfahren brauchen. —

Ich habe kürzlich an mancherley gedacht, mancherley ist mir kreuz und quer durch das Hirn gefahren und doch bin ich darum noch nichts weiter gediehen. — Aber in Hinsicht des „Einen" bin ich unerschütterlich meinen Vorsätzen treu geblieben und das scheint mir gewiß, wenn unser Vaterland jetzt nicht aus seinem lethargischen Schlummer aufwacht, so erstickt es in seiner Schlafsucht — allein wacht es endlich auf und fühlt es noch einmahl sich in seiner Kraft, dann wohl uns, wenn wir berufen sind, mitabzuwaschen die Schande unseres Volkes — und Weh und dreyfaches Wehe den Füchsen, Affen und Drachen!!!![1])

Was daraus wird und nicht wird, darüber wollen wir uns die Köpfe nicht zerbrechen. Gott weiß es und lenke es! Aber durfte man je hassen, so darf man es jetzt, und das darf man und ich preise Gott mit innerlichem Lobgesang, daß er das hat geschehen lassen, was geschehen ist. —

Freylich hast Du recht, mein Theurer, wer weiß, wie lange jeder von uns noch bestimmt ist, auf dieser Erde zu wandeln, allein soll uns das beunruhigen, soll nicht jenes allwaltende gütige Wesen, welches uns so gern glücklich machen will, wenn wir nur wollen, soll dieses Wesen nicht die erhabensten Absichten mit uns haben, wenn es uns aus einem Treiben wegnimmt, von welchem wir uns schon hienieden wegwenden möchten, wenn wir von uns selbst auch nur einen Theil finden wollen. Nicht als wenn ich freudig dem „Knöchler" nachginge oder mit freudigem Blick die Schwarze Behausung erblicken wollte — allein was uns allen als ein unvermeidliches Schicksal beschieden ist, darüber dürfen wir uns nicht grämen, sondern nur treulich das Unsere gethan — das andere ist unsere Sache nicht.

Sonderbar — das weiß ich alles so gut und wie wenig handle ich danach — aber das ist ja eben der Teufel, daß dies von der Vernunft nicht zum Herzen dringt. O Herz, o Vernunft, hieltet ihr doch endlich Frieden — denn, Lieber, woher sollte wohl jener Mißmuth anders kommen als aus jener Disharmonie, jenem Kampfe der Vernunft und des Herzens!! Aber eben um diese zur Ruhe zu bringen, ward uns jedem, so scheint mir, seine Pflicht angewiesen, und das glaube ich steif und fest, daß sobald wir unserer Pflicht gemäß handeln und sie in keiner Sache verletzen, so herrscht Ruhe und Frieden und die schönste, reinste Harmonie in mir. Allein was nutzt uns dieser todte Glauben, was ist es, was mich immer wieder hinreißt und mich wieder in Mißmuth setzt — das sage mir einer! — Was sind wir doch für sonderbare Geschöpfe. —

Viel Kluges steht nicht in den vorigen Zeilen, allein ich habe es auch nicht geschrieben, um etwas Kluges zu schreiben, sondern um Dir zu sagen, wie mir's um das Herz ist. —

Landsberg hat mir seyt einem Monat nicht geschrieben! Was treibt ihr denn alle zusammen??

Könntest Du mir wohl den Don Quixotte schicken, am liebsten auf deutsch!

Mit Decken habe ich immer sehr nahen Umgang, er wird mir täglich lieber.

Nun lebewohl und schreibe mir bald. Dein Stolberg.

Papa Ravensberg[2]) steht da mit beeisetem Rücken. Den alten Vater werden die Cosacken nicht mit auf ihre Picken nehmen. Wenn sie nämlich kommen?????

Weiß Gott! —

Denkst Du noch an die ausknei fenden Füchse — kommen die blauen Füchse erst, dann wollen wir besser hinhalten — Knall auf Fall!

---

[1]) Christian nennt auch in den folgenden Briefen die Franzosen nur die „Füchse" oder die „blauen Füchse".

[2]) Ein bei Tatenhausen gelegener Berg.

Tatenhausen, den 19. Februar 1813.

Heute, mein Lieber, erhielt ich Deinen Brief, welcher mir recht innig wohl that. — Auf eine förmliche Antwort will ich mich hier so wenig, wie in meinem vorigen Briefe einlassen und daher hast Du mich nicht recht verstanden, wenn Du eine Stelle in demselben für eine Antwort auf eine in dem Deinigen ansahst, ich wollte Dir nur meine Ansichten über dieselben Dinge mitteilen, welche, wiewohl in ein anderes Gewand gehüllt, wohl größtentheils mit den Deinigen ein und dieselben seyn mögen! amen.

Ich sehe nicht ein, Freund, warum wir uns nicht alles schreiben können, was wir uns sagen können — mir scheint, für die Gefahr wollte ich bürgen!

Auch mich sollten bey jenem Schritt[1]) nicht Rücksichten auf dessen Folgen leiten. Nur noch eine Frage!

Ich habe kürzlich oft mit meinen Aeltern davon gesprochen und weiß, daß sie beyde in Hinsicht des „Einen" gerade so — wo nicht noch tiefer — fühlen und denken als ich und doch bat mich neulich mit thränendem Auge mein lieber, guter Vater, seine grauen Haare nicht durch einen unüberlegten Schritt in die Grube zu bringen. Ach, liebster Olfers, ich sollte noch ein paar Jahre — für mich eine Ewigkeit — warten — was soll ich thun, der ich so oft meinen guten Eltern ihre Liebe mit Undank vergolten habe. Könnte ichs verantworten? Ich **schwöre** Dir bey Gott, daß dieß die einzige Rücksicht ist, die mich noch unschlüssig erhält. — Antworte nur!!

Warum Du den Muth sinken läßt, sehe ich noch nicht ein, ich denke, daß jenes allwaltende Wesen, welches unser Vaterland eine Zeit lang für manches Verschulden züchtigen wollte, jetzt, da es einmal seine Geißel zertrümmert, seinen Zweck erreicht und den Hochmuth gedemüthigt hat, vielleicht nur allmählich, vielleicht nur ganz langsam seine strafende Hand von uns abziehen will — doch — Gott weiß es!

Nun was anderes! Höre mahl, Freund! ich fühle es sicher in mir, daß es Zeit für mich wird, in eine andere Thätigkeit hineinzukommen, als es meine jetzige (Unthätigkeit) ist. — Arbeiten muß ich, studieren kann ich nicht.

Ich bin niemahls zufriedener, als wenn ich mir sagen kann, heut hast Du was gethan — und das kann ich niemahls — als — wenn ich den ganzen Tag auf der Jagd gelaufen bin. O, wie zufrieden würde ich alle Abend nach einer Blau-Fuchs-Jagd sein!! —

Auch hierüber habe ich meinen Alten meine Meinung und Ueberzeugung rund und blank gesagt — sie sehen es wohl ein — wissen aber noch keinen Ausweg.

Könntest Du mir das Buch, wovon Du mir neulich schriebst, nicht mahl schicken? — Hast Du wohl die Dichtungen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué gelesen — manche Abentheuerlichkeit abgerechnet ist ihr Geist herrlich. Ich kenne davon den Zauberring, Sigurd und einige Schauspiele.

Antworte mir bald — mir deucht, Du kannst alles schreiben, was Du denkst.

Dein Stolberg.

Tatenhausen, den 26. April 1813.

Erwarte nichts Langes und Breites von mir, lieber Freund! Alles, was Du mir sagst, ist ja nur zu wahr! Mit mir selbst bin ich fertig. Der, welcher das Ganze leitet, welcher kein Haar vom Haupte fallen läßt und der selbst dabey sagte: Du sollst Vater und Mutter ehren — ist ja noch immer derselbe. — Und ich sollte ihm vorgreifen wollen! Noch ein oder 1½ Jahr wird zugesehen. Die Gesinnung bleibt dieselbe. Nunquam retrorsum!![2])

[1]) D. h. der Teilnahme an dem Befreiungskriege.

[2]) Dieses „nunquam retrorsum" setzt Christian von nun an unter jeden Brief, oft n. r. abgekürzt.

Ich hätte Dich entsetzlich gern hier gehabt und Du hättest recht gut kommen können. Ich hoffe auf Pfingsten.

Stets Dein treuer Freund Stolberg.

Tatenhausen d. 20. März 1813.

Lieber Freund! Soeben erhalte ich Deinen sehr lieben Brief. Er kommt mir eben recht; denn ich bin fürchterlich verstimmt. Höre, lieber Freund, wäre nicht der feste Glaube an den „Alten der Tage," welcher immer derselbe ist und bleibt — wäre nicht dieser Glaube — so wollte ich keinen Augenblick länger dieser düsteren Erde widmen.

Ich bin heute ganz Galle, denn wie elend und feige viele Leute sind, das begreift niemand, der's nicht hört und sieht — alles in derselben Art wie der münsterische Departemental Rath. Nichts ist ihnen theuer, keine Gesinnung, kein Vaterland, keine Tugend, nichts als ihr — verfl . . . . . liebes GELD!!!

Es wäre wohl nicht politisch, alles ganz deutlich zu schreiben, denn wenn auch der Kopf jetzt leicht zu entbehren ist, so kann doch der Arm auf eine bessere Gelegenheit aufgespart werden.

Hätte ich nicht Eltern, die mich hielten!!!

Bleibt es so wie es ist, so bleibe ich nicht lange. Ach! so sind wir — ich dachte Wunder wie fest mein Entschluß sei und bin noch nicht einmal einig, wem ich mehr schuldig bin, meinen Eltern oder meinem armen Vaterlande!

Aber Gott bleibt ja immer — sein Wille geschehe — ach — das kommt alles so hölzern heraus — ich kann nicht fortfahren. —

am 21. März: Wir erhielten die Nachricht, daß mein Schwager Hardenberg[1]) wahrscheinlich schon todt ist — wohl ihm! Meine arme Schwester dauert mich — aber dergleichen bloß häusliche Zufälle lassen mich jetzt erstaunlich kalt.

Sehen müssen wir uns bald — nach M. kommen kann ich nicht, möcht es auch nicht. Kannst Du denn nicht auf einem Philister nur auf einen Tag hierher kommen? Sonst wollen wir beyde allein, ohne daß es die anderen erfahren, ein Rendez-vous anstellen — hierüber baldige Antwort.

Lieber Freund! Warum sollte ich es Dir verhehlen, mir scheint, daß Du bey allen Deinen Plänen Dich so ganz nur auf Dich selbst verläßt, vielleicht irre ich, aber sind die beyden Begriffe („Gott" und „Ewigkeit") Dir geläufig? Haben sie auf Dein Thun und Handeln Einfluß? Was können wir aus uns selbst? Doch wie gesagt, vielleicht irre ich mich? Versteh' mich recht. Mündlich viel darüber!

Ach über das Stillsitzen jetzt — es ist fürchterlicher denn die Qualen der Hölle.

Hätte ich nicht solche Aeltern!

Nächstens kommt wohl meine Schwester als Witwe zu uns, sie war am 9. d. M. noch in Weißenfels, also mitten im Getümmel des Krieges. Sie hatte ihren Mann unbeschreiblich lieb.

Lebewohl, lieber, lieber Freund. Stolberg.

P.S. Sehen müssen wir uns! Weiß Landsberg von unserer Correspondenz. Uebermorgen sind es 53 Wochen, daß wir am Sonntag zusammen waren. Dieses Jahr ist also wieder vorbey. Um keinen Preis möchte ich dieses Leben mit dem vorigen in M. vertauschen. Wie es kommt, weiß ich nicht. Aber an Gesinnung in jeder Hinsicht habe ich auf dem Lande viel gewonnen. Ich glaube, daß, wenn

[1]) Karl Freiherr v. Hardenberg, seit dem 5. April 1812 vermählt mit Henriette Luise Juliane Gräfin zu Stolberg, geb. am 20. Februar 1788 als zweite Tochter aus der ersten Ehe Friedrich Leopolds mit Agnes v. Witzleben.

man so im häuslichen Kreise, wie der meinige ist und außer der faden Welt lebt, so lernt man den Wert der Dinge am ersten und besten kennen. Nunquam retrorsum!!

Tatenhausen d. 23. März 1813.

Lieber Olfers!

Das lange Thätigkeits-Capitel hättest Du Dir ersparen können. Das ist alles sehr wahr, aber zu soviel Thätigkeit, als dazu gehört, das Leben angenehm zu machen, dazu will ich wohl gelangen, bin in dieser Hinsicht auch viel besser mit mir zufrieden als sonst. Müssig bin ich jetzt sehr wenig, und die Wissenschaften gewinnen mir immer mehr Liebe ab.

Seyt drei Monathen mache ich einen ausführlichen Auszug aus der deutschen Geschichte. Diesen lese ich von Zeit zu Zeit meinem guten Vater vor (der, was mich sehr freut, seine Freude daran hat). Dies ist meine Hauptbeschäftigung, die ich con amore betreibe. Uebrigens treibe ich auch italienisch und französisch (hoffe ich wird bald!!!), Ciceros Reden und ziemlich fleißige Lektüre aller Art. In der Geschichte bin ich bei Carl dem Großen, dem Unterjocher unserer Väter, dem orthodoxen König, dem kanonisierten — ach Freund, was wir unter Hermann und Wittekind waren, sollen wir das **nie** wieder werden??!

Nun also — Thätigkeit habe ich, allein jetzt heißt es: „Mein Arm ist stark und groß mein Mut, gib Vater mir ein Schwerdt!!" Du wirst es wohl aus meines Vaters Gedichten kennen, und darum mag ich nicht stillsitzen, bey Gott nicht, aber meine guten Aeltern!! Noch etwas soll gewartet werden — großer Gott!! Es ist immer nöthiger, daß wir uns wiedersehen, denn ich merke wohl, wir kennen uns noch viel zu wenig. Der alte Vater Ravensberg steht da noch immer wie sonst — ich weiß nicht, wie mir wird, so oft ich ihn ansehe. —

Nun noch eins — jetzt muß ich noch stillsitzen, welche Wendung unsere Sache nimmt, weiß Gott! Das weiß ich aber, daß, geht es anders, als wir hoffen, so ist meines Bleibens in diesem Lande nicht und (im höchsten Vertrauen) meiner Aeltern auch nicht. —

Zum neuen Bischof gratuliert man, Freund, das schiert jetzt mich und Dich nichts.

Es ist eine sonderbare Geschichte mit der Nonne von Dülmen[1]), vorausgesetzt, es stecke kein Betrug dahinter, welches mir sehr gleichgültig ist und nicht scheint, kann es vielleicht für manchen ganz gut seyn. Heut Mittag war davon die Rede. Meine Mutter, die immer gern erbaut wird, sprach davon mit großer Erbauung, der Vater sagte: „Es kann für manchen recht gut seyn, wir aber müssen dazu sagen, was Christine von Schweden bey Niederlegung ihrer Krone sagte: non mi bisogna e non mi basta (sie genügt mir nicht und ich bedarf ihrer nicht)." Das gefiel mir und darum schreibe ich Dir davon. —

Antworte mir bald über alles — auch über das „übrige", was Du auf Nächstens verschiebst, möchte ich gern gleich Auskunft haben, denn in Deinen Correspondenzen pflegt das „Nächstens" sechs Wochen zu dauern.

Lebewohl, Du lieber guter Olfers. Nunquam retrorsum! Man hört doch wieder von **Deutschen** und ihrem Schwerterschlag.

Antworte sehr bald Deinem Stolberg.

Tatenhausen d. 10. Juny 13.

Woher Dein unerträgliches Stillschweigen? Schreibe oder komm! Freund, liebster Freund, ich bin doch so weit, daß ich, wenn es fortdauert, in einem Jahr spätestens mitgehen kann.

[1]) Die stigmatisierte Nonne Anna Katharina Emmerich, die in ihren Ekstasen Kenntnisse über die Leidensgeschichte Jesu offenbarte, erregte damals allgemeines Aufsehen.

Zwey Hiobsposten für uns. Mein guter Schwager Hardenberg ist wirklich aus dem Lande der Knechtschaft in die ewigen Hütten des Friedens gereißt. Wohl ihm! Die andere ist sehr profan. Die Güter meiner Eltern in Sachsen sind ruiniert und geplündert, freylich nicht erfreulich — allein gehts gut, was ist dran gelegen und gehts nicht gut!!! zum T . . . . . damit! Stolberg.

Tatenhausen d. 16. Juny 13.

Heute, Trauter, erhielt ich Deinen Brief und erfuhr wieder, daß, wenn das Herz zum Herzen spricht, so wenige Worte, so vieles thun. Freund! wir sind ganz eins, der Hauptsache nach nämlich, übrigens Du älter, fester, fleißiger, gelehrter, kälter (wo's auf Kälte ankommt) sonst völlig Eins: Wer sollte uns trennen? beruht unsere Freundschaft doch auf so ganz anderem Grunde, wie das, was die Leute sonst „Freundschaft" nennen.

Um meiner Antwort auf Deinen Brief Worte zu leihen, brauche ich eigentlich nur den Deinigen wörtlich zu copieren — merkst Du, Freund, daß unsere leitenden Sterne verbrüdert sind?

Schon vor acht bis 14 Tagen schrieb ich meiner liebsten Schwester Julia: „Ja, wenn ich keine Aeltern hätte, so wäre ja wohl keine Frage mehr, was zu thun sey. Sie mögens verantworten und gehts dennoch anders als wir wünschen, so ist meines Bleibens hier nicht und niemals und sollt' ich das ganze Leben Ruhe suchen — so finde ich sie wohl jenseyts." —

Dies ist mein fester Vorsatz, den ich, wills Gott, (der unser armes Land vor solchem Unglück bewahren wolle) auch ausführe. Allein dieser große Trost bleibt mir, das ziemlich sichere Versprechen meiner Aeltern, mich in einem Jahre, falls es so bleibt, wie jetzt, gehen zu lassen. Ist das nicht herrlich? Also in 365 Tagen!! — Freund, lieber Freund, freust Du Dich nicht mit mir? in Einem Jahre! O, wie vieles mündlich! aber wann? Nach Münster komme ich nicht. Hierauf Antwort!

Ich müßte lügen, wenn ich sagte, daß ich jemals einen lieberen Brief von Dir erhielt, als gerade den vorigen. Mündlich unendlich viel! Freund! Hand in Hand wollen wir gehen, fallen wir einzeln oder zusammen, so stehen wir beyde wieder auf — nicht auf die Erde gesehen, sondern heiter und froh in den blauen Himmel. Sey nicht so finster, Freund, der Alte der Tage lebt immer noch!

Vater Ravensberg grüßt Dich. — Jenseyts der Pyrenäen giebts auch noch ein Vaterland oder einen schönen Weg dazu. Letzterer besonders!

N. r. Dein Stolberg.

Tatenhausen d. 25. Juny 1813.

Gestern, lieber Trauter, erhielt ich Deinen Brief, der mich sehr erfreute. Mit dem, was Du sagst, stimme ich zwar überein, allein ich denke mirs anders, wiewohl unser beyder Ansicht auf dasselbe hinausläuft. Dir das deutlich zu sagen — vermag ich nur mündlich.

Meine Religion und Moral? Ob ich das, was die Herren so nennen, habe, weiß ich nicht. Mir scheint, daß allein Liebe (Du hast doch gewiß die herrliche Idee, daß alles auf Liebe zurückgehen muß, und wenn Du sie ergreifst, so fassest Du sie viel besser, als ich) Liebe, sage ich zu Gott als dem Urquell alles Guten und Schönen, unsere Handlungsweise bestimmen muß, und diese Liebe soll mit Gott mein Ziel seyn und mich zu ihm führen. Sie erscheint mir unendlich erhaben über alle Menschen-Moral und Menschensysteme und Religionssekten u. s. w.

Ist denn der Geist der Lehre unseres göttlichen Heilandes ein anderer als Liebe?

Daß ich vielleicht bey meinen eigenen Religionsgedanken manchmahl tüchtig auf die Nase falle, wovor die orthodoxen, grundsatzmäßigen Herren ja gesichert sein mögen, Lieber, das kann wohl sein — aber ich stehe doch wohl wieder auf. —

Liebe! Liebe!! O, daß ichs so fassen, so ergreifen, so davon durchdrungen, so darin eingeweyht seyn möchte, wie ich wollte!! — —

Meine Schwester Hardenberg habe ich recht lieb, sie hat viel Schwärmerey, die ihr eben darum, weil sie so an Liebe hängt, glaube ich, bis jetzt noch vollkommen Ruhe und Heiterkeit erhält, und zu den Schwärmern fühle ich mich jetzt gewaltig hingezogen. — Uns allen bist Du willkommen, denn daß Du zu uns gehörst, das wissen meine Aeltern wohl — jetzt mußt Du aber nicht kommen, denn wir erwarten in diesen Tagen den guten, freylich fürchterlich orthodoxen O., den langweiligen D. und den dicken R. — mit allen Dreien werde ich mich viel abgeben müssen und Dich möchte ich doch allein genießen. Sie bleiben aber alle drei nicht lange.

Schreibe mir doch bald wieder, Du glaubst garnicht, wie ich mich die ganze Woche durch auf den Donnerstag und den Montag freue, wenn ich von Dir einen Brief erwarten kann. Dein alter N. Stolberg. R.

Tatenhausen d. 5. July 1813.
6 Uhr Abends.

In diesem Augenblick, Du Lieber, Trauter, erhielt ich Deinen so sehr lieben Brief, den zu erhalten und ihn zu beantworten ich mich die ganze Woche unendlich freute — zu antworten ist allerdings nicht viel darauf. Hätte ich doch nicht gedacht, daß irgend ein lebendes Wesen so mit mir Eines Sinnes wäre — wie ich es von Dir, Du Herzensfreund, lieber Bruder, sehe. Morgen frühe, recht frühe schreibe ich Dir weiter. Dann gehts besser, wenn A. noch liegt und schnarcht — jetzt sitzt er neben mir. Heute Abend will ich dem fidelen Landsberg antworten und noch einen Brief schreiben. Bis Morgen. Jetzt lese ich Deinen Brief von Neuem.

den 6. July — Morgens.

Eine Stelle Deines Briefes („Wehe dem, der seine Jugend verträumte") hat mir etwas Angst gemacht — sollte denn meine Nebelphilosophie vielleicht nicht besser sein, als Träumerei? — Aber das Nachdenken verstimmt mich so greulich. Liebe! Liebe! Das ist das einzige und das weiß ich und bin doch so kalt und so weit noch davon, werde ich wohl jemahls hinkommen? Zeige mir einen Weg, o Herr, das ist mein tägliches Gebeth. Aber verdiene ich das auch? Meine Trägheit und Sinnlichkeit und Stolz alles durch schändliche Nachgiebigkeit immer mächtiger geworden, vereinen sich um mich immer weiter von dem „Einen", was mein besseres Ich mir noch immer vorenthält, zu entfernen, mich, der ich trotz allem Guten, was ich von Natur erhielt, oft tief in Sünde gerate — das denke Dir, Freund, und dann weine über mich. — —

Meine Unthätigkeit ist wirklich oft grenzenlos, so habe ich z. B. in acht Tagen beynahe garnichts — nicht einmahl an meiner Geschichte gearbeitet. Des Abends gehe ich schuldbewußt und beschämt ins Bett und stehe den Morgen, wie gestern, wieder auf.

Ich will mich bessern, Herr hilf mir! Gehöre ich vielleicht auch zu den Leuten, die da erhabene Gesinnungen äußern und nicht einmahl rechtschaffene haben? Sieh, Freund, dies alles ist aus meiner Seele geschrieben. Weißt Du Hilfe, weißt Du Rath? Garstig ist's, glaube ich, daß man mir da von Jugend auf die Hölle so heiß und den Allvater als Höllenrichter gemahlt hat. Ist das Liebe? Diese niedrige Höllenfurcht? Warum das denn? Glaubt ihr, daß Er, der da ist, sich gekränkt fühlt, wenn so ein Erdenwurm gegen die Gebothe handelt? (wie pläsierlich!)

Es mag vielleicht gut seyn, denn es ist ja möglich, daß es Menschen giebt, die mehr Furcht als Liebe kennen.

Aber ich wollte, daß ich (jetzt wenigstens) garnichts von dergleichen Sachen wüßte und was sie uns da so früh hineingetrichtert haben, das läßt sich leicht wegschaffen.

Daß wieder Mißverstand zwischen uns walten soll — das Schwärmercapitel hättest Du ersparen können — ich bin hierüber eben so Eins mit Dir, wie über alles übrige. Das Wort brauche ich, weil ich kein anderes weiß, auch bin ich dem Worte eben so wenig gram als der Sache. Wenn ich da unsere Herren also groß und breit über „Schwärmer" und „Schwärmerey" räsonnieren höre und sie so mitleidig sehe, dann fällt mir immer ein dicker, dicker Handelsmann ein, der einst Kloppstock begegnete und sagte: „Der Nachtigall schreyt heit twaltig!"

Ich möchte gern ein Schwärmer sein, 1000 mahl lieber als ein Philosoph, wiewohl ich weiß und fühle, daß es seyn zu wollen das allerabsurdeste Unding ist. Schreibe mir bald!

Stolberg.

Nunq. retrors.

Sonntag den 10. July 1813.

Gestern, Lieber, hatte ich eine lange Epistel an Dich fertig, die ich eben zerrissen habe, weil das, was ich Dir schreiben wollte, so sehr schlecht darin ausgedrückt war und ich es schriftlich nicht recht ausdrücken kann, der Hauptsache nach sind und bleiben wir eins — den Weg dazu? Ob wir beide schon darauf sind? Ich zweyfle daran.

Daß ich aber auf einem Nebenwege war, weiß ich jetzt. Freund, ich glaube, wir sind beide etwas stolz (ich weiß kein anderes Wort). Lebe wohl, lieber Trauter. Morgen hoffe ich auf einen Brief von Dir.

Stolberg.

n. r.

P. S. Gestern habe ich das Versprechen erhalten, falls es immer möglich seyn wird, in einem **halben** Jahre zu gehen!!

Tatenhausen d. 23. July 1813.

Gestern, Lieber, wurde ich durch Deinen Brief vom 21. erfreut und ich danke Dir dafür. Daß Dich Dein Convenienz-fideles Leben so unerträglich drückt, das fühle ich so innig mit und freue mich, aus dem Unfug heraus zu seyn, über den mich hinwegzusetzen ich zu schwach war — und vielleicht noch bin.

Dir aber hätte ich diese Kraft zugetraut. Sehen müssen wir uns — nach Münster kommen geschieht meinerseyts schwerlich — also im anderen Monat, halte Wort, Freund!

Ueber Stolz hätte ich Dir ein langes Capitel zu schreiben, aber verfl. — daß ich mich nicht besser auszudrücken vermag — daß aber von dem Fratzen-Stolz keine Rede ist, dächte ich, versteht sich von selbst. Weißt Du wohl, es gibt einen Vernunftstolz, aber so gibts, glaube ich, auch einen Herz-Stolz, und den, glaube ich, haben wir alle beyde, und ich glaube, er ist zur Liebe hinderlich — er hindert uns, uns in die Vater-Arme Gottes zu werfen und zu sagen: mein Vater! ich Dein Kind! Lieber!! die Thränen kommen mir dabey in die Augen, ich hoffe noch dahin zu gelangen, die christliche Demuth (verbinde mit dem Wort keine sonderbaren Nebenbegriffe) ist eine herrliche Sache. Daß Selbst-schätzung zur Würde des Mannes notwendig sey, das versteht sich von selbst. Sie muß aber aus der Liebe hervorgehen. Was hast Du, das Dir nicht gegeben ist? Das muß uns erst offenbar werden, muß bis in unser Innerstes, Innerstes eindringen. Wohin ich in einem halben Jahre gehe? nirgends, knirsche mit den Zähnen und höre.

Bisweilen gehe ich zu meinen Aeltern und suche sie mit Bitten, Flehen, Vorstellungen zu bewegen, mich gehen zu lassen. „Drey Söhne hast Du (so sagte ich

meinem Vater neulich), die alle fähig wären, das Schwert zu führen und keiner ist dabey — warum schriebst Du denn das stolze Wort: „Mein Arm ist stark und groß mein Muth“?!!

Wenn ich so spreche, dann versprechen mir die Alten goldene Berge, die sie in dem Augenblicke auch wirklich geben zu wollen glauben. Am anderen Tage heißt es dann wieder anders. Verflucht! Dein Stolberg.

Tatenhausen d. 12. August 1813.

Der Mensch denkts, Gott lenkts!

Vor zwei Stunden dachte ich Dir einen förmlichen Abschiedsbrief zu schreiben, denn aus dem, was mir meine Mutter gestern sagte, konnte ich sehr sicher schließen, daß, wenn ich dasjenige thäte, was vor einem halben Jahr unser beyder Plan war, ich keine Pflicht verletzen würde!! Vor einer Stunde kommt mein Vater (der nichts von dem letzten Gespräch wußte) und bittet mich („Ich würde vor Schrecken des Todes seyn“ — so sagte er), umzusatteln. Ich habe geheult und geflucht — Gott verzeih mir — indessen ich bleibe — wie lange? — Gott weiß es.

Wann schreibst Du? Stolberg. N. R.

Tatenhausen d. 19. August 1813.

Soeben erhalte ich Deinen sehr lieben Brief, den ich morgen früh beantworten will. Nur dies jetzt. Komm sobald wie möglich, vor allem aber noch in diesem Monath, hörst Du?

Nicht im künftigen! Kaufe mir bitte schleunigst zwei gute Pistolen. Sie dürfen 10 Rthlr. kosten, die Größe ist einerley, nicht zu klein, sie müssen aber sehr gut auf 30 Schritt (zum allermindesten) treffen. (Denke Dir einen Blaufuchs niederknallen). Sie sollen, so Gott will, nicht defensiv sondern offensiv agieren!!

20. Morgens früh.

Jetzt bin ich noch ganz guten Humors, das thut der frühe Morgen und das schöne Wetter: „Ach, wenn es doch immer so bliebe!“

So düstersinnig, wie in diesen Wochen, bin ich noch nie gewesen, bethen möchte ich gerne, kann es aber nicht, so wie ich will. Heulen? Das habe ich gethan! Die Aeltern sagen, ich sollte mich in Gottes Willen, Du, ich sollte mich in der Aeltern Willen fügen! —

Wenn ich nicht glaubte, daß diese christliche Ergebung am Ende auf träge Gleichgültigkeit hinausläuft und uns dergestalt lähmt, daß wir ihrer auch dann noch zu bedürfen glauben, wenn es aufs Handeln ankommt. Meine Aeltern können sich freuen, daß ich in dieser Sache, wo das Recht so offenbar meinerseyts, ihren Willen doch thue und den meinigen in einemfort bekämpfen muß — aber auf frohe Stirn und lachenden Mund haben sie keinen Anspruch. Ach, die Aeltern meinen es ja so gut, so wahrhaft gut.

Nun erlaube mir eine kleine Kritik, die Du, wenn Du mich recht verstehst, garnicht übel nehmen kannst. Warum, Lieber, brauchst Du so manchesmal in Deinen Briefen die neuen Ausdrücke unserer — Herrn. „In das Allwesen versinken“. Lieber Trauter, laß uns doch von der prächtigen Terminologie jener Herrn nichts annehmen, laß sie ins Allwesen versinken, wir wollen bei unserer Väter Art bleiben und unseren „Herrgott“ hier und drüben lieben und immer mehr lieben. Liebe!! — — Hast Du mich ganz verstanden? — Amen.

Diesen Vers las ich gestern. Er ist von meinem Vater:

„O, wie sehnt die gebundene Psyche
Schmachtend sich hier, schlägt mit den Fittigen,

Aengstet hoffend sich, weint, lächelt, empfindet es,
Daß ihr Wissen nur Ahndung,
Ihre Wonne nur Sehnsucht sey."

Nun, Lieber, antworte mir bald, womöglich am nächsten Montag.

N. R. Dein Stolberg.

P. S. Mit der Pistolenschießerey ist es mir gewaltiger Ernst, sollten für 10—11 Rthlr. keine sehr guten zu haben seyn, so laß es bleiben, dann will ich mich hier umsehen. Du hilfst mir gewiß in dieser Sache gern. Bald Antwort. St.

Tatenhausen d. 27. August 1813.

Du hast Recht, Lieber, Unrecht habe ich gethan. Ein Schurke ist der, der über das, was irgend einem Menschen heilig ist, spotten kann, aber darum spottete ich über jene Worte, weil sie mir durch Mißbrauch entheiligt schienen und unheilig heilige Sachen bezeichnen.

Ja, Lieber, von Herzen thut es mir leid, Dir solches gethan zu haben, ehe ich indessen Deine ganze Ausdrucksart ihrem Sinne nach durchschaue, möchte wohl noch öfter Mißverstand obwalten. Doch das wollen wir jetzt nicht mehr hoffen. —

Wenn Du doch wüßtest, welche Freude mir Dein Brief gemacht hat, wie sehr mich manche Stelle darin ergriffen, wie mich die letzte Erklärung bis zu Thränen gerührt, wie wohl er mir thut (und, Lieber, der guten Augenblicke sind mir nicht viele), dann würdest Du es begreifen, daß ich mich über den augenblicklichen Mißverstand freue, den Du so schön und erfreulich wieder ausgeglichen hast.

Liebe! Liebe! Ja, Freund, Du hast sie gefaßt, die Herrliche, bey Dir kehrte sie ein. Warum denn garnicht bey mir?! Du Lieber, Theurer, zürne nicht mehr über den klugen Knaben. Ich habe jetzt noch einen Plan und wenn auch dieser scheitert, so wird es wohl lange dauern, ehe ich mein Hoffnung-Schiffchen wieder flott mache. Ach, er wird auch wohl scheitern, allein so lange ich kann, will ich mich doch vergnügt träumen. Meine Mutter ist nicht ganz dawider, aber Kellermann und Papa sind noch garnicht befragt. — Zur Sache:

Wenn Du nach Göttingen gehest[1]) so hoffe ich Dich dahin zu begleiten, wenigstens mit Dir dort zu seyn, ich wünsche es aus zweyen Gründen sehnlichst:

1) Hoffe ich dort (und falls es geschieht, sollst Du mir dazu helfen) in Thätigkeit zu kommen, die mir hier, wenn auch durch meine eigene Schuld, völlig mangelt.

2) Und dies ist die Hauptsache, bin ich erst in Göttingen, so komme ich wohl weiter — denn bloß die Unmöglichkeit des Hinkommens wars zumeist, die meine Aeltern zu jenem Verboth veranlaßte.

Wärst Du doch endlich hier, daß wir uns zusammen beraten könnten, Du Lieber, Trauter!

Komm, wann Du willst, daß Du uns allen willkommen bist, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, schreibe mir aber vor allem am Sonntage, wann Du kommen willst — aus mehreren Gründen, die hierher zu setzen langweilig wäre.

So vieles, vieles habe ich Dir zu sagen. Ach, wenn ich doch jetzt mein Bruder[2]) wäre!!

Widerlich ist mir zu Muthe — an nichts habe ich Freude, und was ich gern thue, taugt nichts und verstimmt mich nur noch mehr. — Es soll anders werden!

Meine Mutter äußerte gestern: „Wenn Du nur in Göttingen keine Studentenstreiche machst!"

---

[1]) Olfers hat unterdessen das Gymnasium absolviert und beabsichtigt, die Universität zu Göttingen zu beziehen.

[2]) Christians älterer Bruder Ernst hatte unterdessen die Erlaubnis zum Eintritt in die kaiserliche Armee erhalten. Dieser blieb Offizier und ist als k. k. Feldmarschalleutnant und Divisionär zu Lemberg am 22. Mai 1846 gestorben.

In dieser Zeit — Studentenstreiche! Sollte mirs gelingen, so will ich mich gleich in eine solche defensive zu aller Burschen-Convenienz setzen — und das thust Du, wenn Du klug bist, auch — und sollten wir beyde für Erzphilister gelten — in Gottes Nahmen!

Wenn ich nur erst wüßte, was die beyden anderen dazu sagen werden. Meinen Vater soll meine Schwester sondieren.

Solltest Du keine sehr guten Pistolen bekommen, so laß es seyn.

Lebe wohl, Lieber, Bester. Stolberg.

n. r.

Ende August oder Anfang September 1813 erfüllt Olfers den Wunsch seines Freundes und besucht ihn einige Tage in Tatenhausen. Nur zu bald muß er scheiden, worauf die Korrespondenz wieder aufgenommen wird.

Tatenhausen, d. 30. September 1813.

Heute sind es gerade drei Wochen, mein Lieber, daß wir uns sahen. Wie oft habe ich an diese schönen Tage mit inniger Freude und Wehmut gedacht, wie sehr hast Du mir seytdem gemangelt, wie sehne ich mich danach, Dich wieder zu sehen. Thu mir doch bald die Freude und komm her. Warum kannst Du nicht eben so gut hier als in D. seyn, schwerlich schlägt Dir dort ein Herz so ganz mit inniger Liebe entgegen.

Ich glaube es wünschen zu dürfen, daß Du schon vor vierzehn Tagen nach Göttingen gereißt wärest, dort siehts gegenwärtig ganz anders aus. —

Hier sieht man großen Dingen entgegen. Ueber den allgemeinen Angelegenheiten schwebt ein nicht schwer zu deutendes Dunkel. Gott lenkts anders als wir dachten. Für uns (hier) ist dies das wichtigste, daß ein Corps Alliirter 15 Meilen von hier steht, die Cosacken sind schon bis 12 Stunden von hier gewesen — und ich, ich sitze hier ganz ruhig und muß ruhig sitzen. Vieles mündlich. Noch einmahl komm her und bald —

den 1. Oktober.

Lieber Freund! Wäre ich nicht ein so miserabel fauler Bengel, ich könnte, glaube ich, jetzt recht freudig hineinblicken. Denn kurz und gut, dauert das Concert noch etwas in diesem Tone — so streiche ich mit! —

Hätte ich doch meinen lieben Allwill[1]) bisweilen in Händen. Was er in seinem Briefe an Clemens über Freundschaft sagt, ist rechtes Wasser auf meine Mühle. Warum? Weil ich jetzt erst wirklich weiß, was Freundschaft ist, weil ich jetzt einen Freund habe. Daß Du gemeint bist, brauche ich Dir nicht zu sagen. Die Feder ist ein hölzernes plumpes Werkzeug, nota bene unter Freunden, wenigstens in meiner Hand, und ich muß Dich hier haben, hörst Du. Die Philosophen lachen darüber (über den Schwärmer!) und das freut mich. Ich merke, daß ich, so oft ich an Dich schreibe, während des Schmierens guten humors werde, ein Grund mehr, Dir oft zu schreiben — wiewohl Du wenig genug Freude an dem unklugen Zeuge haben magst.

Lebe wohl. N. R. Dein Stolberg.

Tatenhausen den 18. Oktober 1813.

Soeben erst erhalte ich Deinen Brief vom 7. d. M., der mich, da er doch wenigstens Nachricht von Dir gab, sehr erfreute. In mancher Hinsicht gehts mir gerade so wie Dir und der sehnlichste Wunsch, Dich zu sehen und zu sprechen, ist

[1]) „Eduard Allwills Briefsammlung", philosophische Schrift Friedrich Heinrich Jacobis.

am Ende das resultat alles dessen, was gewöhnlich in mir vorgeht. Ich möchte selbst wohl wissen, was dieses „Vorgehn in mir" denn eigentlich ist, denn daß es oft schrecklich poltert und lärmt, höre und fühle ich deutlich genug.

Seyt einigen Tagen habe ich Frieden, denn ich bin fromm und fleißig — wie ein Philister. —

Transeat! — Morgen mehr, denn ich muß noch geschwind an A. schreiben und ihm beweisen, daß er mich nicht in seinem letzten Briefe beleidigt hat, wie ers glaubt, und ich ihn nicht in der Antwort!

O, über das langweilige Menschengeschlecht!

Und das ärgert einen am meisten, daß so ein Philister doch im Grunde viel besser seyn mag als wir. Transeat!

d. 19. Oktober 1813.

Daß sich von Seiten Deiner Eltern Deiner Herkunft Schwierigkeiten entgegensetzen[1]), thut mir sehr leid, um so mehr, da ihre Besorgnisse leider bis jetzt noch völlig unbegründet sind. Ich hoffe aber doch noch, daß Du es, wenn Du's willst (und das denke ich doch) es zu Stande bringen wirst, aber zögern darfst Du freylich nicht — denn wer weiß, ob, wenn wir uns jetzt nicht bald wiedersehen, es überhaupt jemahls geschieht. —

Wenn Dich weiter nichts zurückhielte, als Deines Bruders Rath, so könnte ich Dein Stillsitzen nicht erklären — o wärst Du doch gleich nach Göttingen gegangen!!

Aber das ist eben das verfluchte — warten und zusehen und hübsch vorsichtig seyn, womit sie uns von allen Seiten den Weg verrammeln und welches uns im Großen wie im Kleinen in alles Unglück gebracht hat und noch bringen wird!

Wie wirds wohl jetzt über ein Jahr seyn, vielleicht einer, vielleicht beyde schon jenseyts im Lande des Friedens, wo uns nichts mehr trennen wird.

O über den eitlen ruhmredigen Helden, der sich Reiche träumt und keinen Finger an den Pflug legt. Das gilt mir, nicht Dir! —

Der B. ist 14 Tage bey mir gewesen, der Junge ist unausstehlich, hat aber doch Charakter, und das achte ich. —

Wo möglich schicke mir was zu lesen. Den Allwill habe ich leider nicht mehr — und was es seyn soll, weißt Du so gut als ich. Von Arndt wünschte ich alles zu haben.

Lebe wohl. N. R. Dein Stolberg.

Tatenhausen d. 25. Oktober 1813.

Deinen Brief vom 19. d. M. erhalte ich soeben. Wiewohl ich hoffe, Dich hier zu sehen, so will ich Dir doch auf den Deinigen antworten. Wird doch auch wohl diese meine Hoffnung, Dich, Trauter, bey mir zu sehen, gleich vielen anderen zu nichts werden.

Indessen bitte ich Dich noch einmahl, Dein möglichstes zu thun, denn ich wähne noch immer von einer Woche zur anderen diesen meinen Herzenswunsch in Erfüllung gebracht zu sehen. Und dann werde ich ja wohl (endlich wirklich!) ohne Dich vielleicht auf immer den langen unsicheren Weg betreten!! Dachte ich das doch gestern noch nicht!

Du hast also unwiderrufbar entschieden? Daran hast Du Unrecht gethan, das heißt, das was Du thatest, war nicht recht — allein ich tadle Dich nicht, sondern erblicke hierin mit Ehrfurcht die Hand des leitenden Vaters, der da sagte: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest auf Erden. Und freue mich meines Freundes, in dem das schöne Gefühl der kindlichen Liebe so schön und groß

[1]) Augenscheinlich fürchteten Olfers Eltern den Einfluß Christians bezüglich des Vorhabens beider, am Befreiungskriege teilzunehmen.

erscheint, wenn ich gleich ihm nachzuahmen mich weder berufen glaube, noch stark genug weiß.

Aber weh, sehr weh thuts mir, unsere Bahn so völlig getrennt zu sehen. Ist es denn wirklich entschieden? Wie ist Deines Vaters Gesinnung in dieser Hinsicht?

Uebrigens erlaube mir hier noch eine Bemerkung, die mir freylich gestern noch nicht beygefallen wäre:

Du hast immer alle Deine geistigen Kräfte angewandt und benutzt, hast daher hundert Wege offen, Segen rund um Dich her zu verbreiten.

Ich, der ich jene Kräfte in schändlicher Ruhe verträumte, sehe für mich nur diesen Weg, begangenes Unrecht zu sühnen. Ob ich glücklicher drum seyn werde, weiß ich nicht, glaube ich nicht, — denn daß mir eine glückliche Zukunft bevorstehen sollte, kann und darf ich nicht hoffen und bange Ahndung erfüllt mich jedesmahl, so oft ich daran denke.

Glücklich? Was heißt denn glücklich? — Laß mich hiervon abbrechen.

Ich sage es Dir noch einmahl. Du kannst mit vollem Recht ganz ruhig seyn. Aber mich hat Dein Entschluß hart gelassen — sehr hart. — Der Alte lebt noch! — Vielleicht kann ich Dir morgen schon von etwas Anderem schreiben.

Ob ich noch an Dich glaube, fragst Du. Als wenn ich jemahls an Dir zweifeln könnte! Dein Stolberg. N. R.

Tatenhausen d. 1. November 1813.

Deinen Brief von gestern, Lieber, habe ich nicht ohne heiße Thränen gelesen. — Dir durch räsonnement beweisen, daß Du Unrecht hast und unrecht siehst, kann ich nicht, mag ich nicht — wahr ist es aber. Ich habe meinen Vater gebethen, er möchte Dir schreiben und Dir Trost in Dein verwundetes Herz geben. Ich bitte und beschwöre Dich, sey ruhig und denke an Ihn, der kein Haar vom Haupte fallen läßt. —

Meine Abreise ist — denke Dir — schon auf übermorgen (Mittwoch) festgesetzt. Wie mir zu Muthe ist, so freudig und so überaus wehmüthig — ach, ich kanns Dir nicht sagen!

Aus Hannover hoffe ich, Dir am Sonntag zu schreiben. Von da gehts nach Berlin — ob Du dann wieder Nachricht von mir erhältst, weiß Gott!

Unbeschreiblich weh thuts mir, Dich nicht gesehen zu haben und weher, Dich in solcher Lage zu wissen. Gott gebe Dir Trost und Hoffnung — bitte ihn darum.

Solltest Du mir — wie ich hoffe — schreiben, so schicke fürs erste den Brief meinen Eltern. Ihnen und Dir werde ich — so Gott will — auf alle mögliche Weise Nachricht zu geben suchen.

d. 2. November 13.

Es hängt noch von einem ganz kleinen Umstande ab, ob ich morgen gehe oder nicht.

Abends.

Mein Vater hat Dir geschrieben, antworte ihm vor allem — hörst Du — das wird ihn freuen und ist in der Ordnung.

Meine Sachen sind gepackt, und ich erwarte jeden Augenblick die entscheidende Botschaft. Auf jeden Fall bin ich eher weg, als Du diese Zeilen erhältst.

Kannst Du wohl begreifen, wie so ganz sonderbar mir zu Muthe ist. —

In diesem Augenblick kommt der entscheidende Bothe — morgen gehe ich — nur noch acht Stunden bleiben mir im Kreise der Meinigen.

So lebe wohl, Liebster, daß ich in jeder Lage Dein bleibe, daß Du mir im wilden Schlachtgetümmel, wie im stillen Einerley unseres bisherigen Lebens immer vorschweben wirst, das, Liebster, brauche ich Dir ja wohl nicht zu sagen. —

Lebe wohl, lebe wohl. Der Herr begleite mich und gebe Dir Troſt und Hoffnung. —

Ich kann nicht mehr. Dein Stolberg.
N. R.

Mittwoch Nachts halb Ein Uhr.

Nun noch eine Stunde, mein Bester. Lebe wohl. Ja wohl haſt Du recht, wir kennen die Liebe der Eltern nicht. Gott wolle es ihnen vergelten.

Lebe wohl.
Deus et patria!

Man merkt den Schriftzügen dieſes Abſchiedsbriefes die große innere Erregung Chriſtians deutlich an. Wie ſchmerzlich mußten dieſe Worte den Freund, dem ein gleiches Glück nicht zuteil ward, berühren. Der von Chriſtian angekündigte Troſtesbrief ſeines Vaters an Ignaz v. Olfers hat ſich auch unter den Papieren meines Großvaters gefunden. Die ſchlichte Herzensgüte und edle Perſönlichkeit Friedrich Leopolds zu Stolberg ſpricht aus jeder Zeile dieſes Briefes. Er mag ſeines ſchönen Inhaltes ſowie des Zuſammenhanges wegen auch hier ſeinen Platz finden:

Tatenhauſen den 2. November 1813.

Mein lieber junger Freund!

In Thränen zerfließend kam mein Chriſtian zu mir, als er ſoeben Ihren Brief erhalten hatte. Seinem beklommenen Herzen werden Sie es verzeihen, daß er ihn mir zeigte. Er tat es mit der Bitte, an Sie zu ſchreiben, meinend, daß ich Ihnen einige Beruhigung geben könnte. Ich verſprach es ihm. Wie könnte ich ihm jetzt eine ſolche Bitte abſchlagen? Auch giebt mir Ihre herzliche Freundſchaft zu ihm das Vertrauen, daß Sie, wenn Chriſtian es auch nicht von mir verlangt hätte, es mir dennoch weder zum Vorwitze noch zur Anmaßung deuten würden, wenn ich ſuche, einige Linderung in die Wunde eines hochſchlagenden jugendlichen Herzens zu träufeln.

Ich ehre Ihren Wunſch, ich liebe die Geſinnung, welche Ihnen, ſo wie meinem Chriſtian den Wunſch einflößte. Ihn zu erfüllen, ſteht Ihnen nicht frey, das kränket Sie tief und dieſe Kränkung giebt Ihnen Unmuth, macht Sie ungerecht gegen Sich ſelbſt — ich fürchte, auch gegen Perſonen, denen Ihr Wohl gewiß ſo ſehr am Herzen liegt, wie Ihnen Selbſt.

Der Wille iſt es, worauf es ankommt; der Wille iſt der Geiſt, die Ausführung nur der Leib, hat nur durch den Willen Leben; dieſer aber lebt durch ſich ſelbſt. Wird jene gehemmt, verhindert, ſo muß der gute Wille, wenn er geläutert iſt, ſeiner Kraft die Richtung der Ergebung und der Geduld geben. Unmuth lähmt die Kraft des Geiſtes, wahre Geduld ſtärket ſie. Unmuth macht uns unzufrieden mit demjenigen in uns, was oft ſchuldlos iſt, da wir beſſer thäten, ſeinetwegen mit uns unzufrieden zu ſeyn und ihn wie Schlacken von dem Beſſern in uns abzuſondern und auszuwerfen.

Umſtände, die wir weder veranlaßten, noch auch ſie ändern können, müſſen wir als Fügungen Gottes ehren, ja, wir ſollten ſie als ſolche lieben, da es ja bey uns ſteht, ſie durch herzliche Ergebung in den Willen Gottes in Segen zu verwandeln. Es iſt ein ebenſo erhabenes als inhaltvolles und troſtreiches Wort, ein Wort, deſſen Tiefe alle Schätze der Lebensweisheit, deſſen Höhe unſere ganze Beſtimmung in ſich enthält — ein Wort, das wir nie genug beherzigen können und das keine menſchliche Philoſophie ausſprach: „Daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwürken.“

Verzeihen Sie, lieber, edler Jüngling! So wie Weiber gern mit Hausmitteln quacksalbern, treiben auch greisende Männer oft mit Worten Quacksalberey. Das fiel mir vielleicht noch zur rechten Zeit ein, darum ließ ich ab von eigenem Geschwätz, um statt aus meiner Hausapotheke darzureichen, aus der heiligen Schrift, diesem unerschöpflichen Born, einige Worte des Lebens in Ihre Wunde zu sprengen.

Mittwoch d. 3. Nov.

Früh diesen Morgen um 4 Uhr ist mein Christian abgereist. Gott sey mit ihm! Beten Sie für ihn! Der so geliebte Freund meines Sohnes hat Recht auf meine Liebe und sein Vater auf die Ihrige. Fr. L. Stolberg.

In einem vom 28. November 1813 datierten Briefe schreibt die Gräfin Stolberg dem jungen Olfers über das weitere Ergehen Christians:

Mein Sohn Christian trägt mir so angelegentlich auf, seinem geliebten Freunde Nachricht von ihm zu geben, daß ich es nicht unterlassen mag, so wie ich auch mit dieser Post ihm Nachricht von Ihnen, mein lieber Herr von Olfers, gebe.

Die gestrige Post brachte uns einen Brief von ihm vom 19.—22. d. M. aus Frankfurt am Mayn, wo er bey seinem Vetter, dem Grafen Constantin Stolberg[1]) weilt. Auf dessen Rath war er als Gemeiner in das Jägercorps der Provinz Ostpreußen, welches eines der vorzüglichsten Regimenter seyn soll, getreten. Ueberhaupt ist das, was er vom religiösen und tugendhaften Geist des preußischen Heeres schreibt, sehr erfreulich.

Gott wolle ihn erhalten und uns fernere Siege und endlich die Freyheit geben. Wieder unter das Joch der Dränger zu kommen, ist das Schrecklichste, was man sich denken kann.

Gott gebe Ihrem Herzen Ruhe, lieber, edler Jüngling, und segne Ihre Bestrebungen, welchen Weg Er Ihnen auch zeigen möge — das aber wird Er gewiß, wenn Sie sich an Ihn halten und Ihn darum bitten.

Sie verzeihen mir gewiß diese Aeußerung — ich schreibe ja an den geliebten Freund meines Sohnes.

Ich bin gern bereit, Ihre Briefe an Christian zu besorgen und werde mich immer herzlich freuen, Nachricht von Ihnen zu erhalten.

Mit der herzlichsten Hochachtung und aufrichtiger Theilnahme

Ihre Ergebene S. Grf. Stolberg.

Endlich gibt Christian selbst dem Freunde Nachricht in einem Briefe, der ganz von dem edlen Geiste der Befreiungskriege erfüllt ist:

Wiesbaden d. 8. Dezember 1813.

Ich danke Gott, daß ich endlich Deinen Brief erhalten habe. Aber ich hatte bessere Nachricht erwartet. Es ist nicht meine Sache, über das Verfahren Deines Vaters zu urtheilen, Du bist aber mein und ich darf wohl sagen, was ich an Deiner Stelle thun würde und was ich wünsche, daß Du thust:

Wenn Du nochmahl das Deinige versucht hast, Deinen Vater mit Bitten, Drohen und Bestürmen zu bewegen, daß er Dir zuläßt, Deine Pflicht zu erfüllen (denn darauf besteht das Ganze, daß es Pflicht ist) und er auch dann noch unbeweglich bleibt, so folge der besseren Stimme und thu, was Recht ist — sey's

[1]) Constantin Graf zu Stolberg-Wernigerode, geb. 25. September 1775, gest. 19. August 1817.

wider des Vaters Willen. — Das **Vaterland** ist mehr als der Vater, und wo die Sache Gottes ruft, da schwindet die Stimme des Blutes. —

Es wäre besser, Du gingest unter die Linientruppen — entweder zu uns (wie herrlich!!) oder zum Bülow'schen Corps. Könntest Du aber mit dem Willen des Vaters auch nur unter die Landwehr kommen, so wärs auch gut und das Beste!

So ist meine Meinung. Ich will meinen Vater bitten, er soll dem Deinigen schreiben und ihn auf andere Gesinnung führen — wenns möglich ist. —

Was soll ich Dir weiter schreiben? Mir gehts gut, Dir schlecht, ich bin glücklich, Du unglücklich — ach das ist mir so traurig — ich kanns Dir nicht sagen. Gott muß hier helfen und das wird er. Halte Dich an ihn und laß Dich nicht von Mißmuth überwältigen. —

Ich bin hier bei meinem Vetter Grafen Constantin Stolberg-Wernigerode, einem ganz vortrefflichen und liebenswürdigen Mann. Ein ächter **deutscher** Rittersmann, bey dem wahrhaft reine Tugend und Gottesfurcht wohnt.

Er ist Rittmeister und Adjutant beym Prinzen Wilhelm von Preußen. — Ich kann Gott nicht genug danken, daß er mich einem solchen herrlichen Menschen zugeführt hat, der sich meiner mit brüderlicher Liebe annimmt. O, Lieber! Wärst doch auch Du glücklich!!! —

Ich habe unseren trefflichen König, den herrlichen Blücher und viele unserer Helden gesehen und gesprochen.

Wie es heißt, soll ich in wenig Wochen officier werden — lieb wäre es mir, allein die Hauptsache ist es ja nicht.

Gott gebe, daß es bald vorwärts geht und seys zum Leben oder zum Tode. — Er soll mir helfen zu züchtigen jenes gebrandmarkte Volk. — Der Sache wegen bin ich ganz ruhig. Gott ist mit uns — das wissen wir!

Meine Adresse ist:

An den Grafen Christian zu Stolberg im freywilligen Jäger-detachement des 1. ostpreußischen Regiments, Brigade Sr. K. Hoheit des Prinzen Wilhelm, im Hauptquartier Sr. Exc. des commandierenden Generallieutenants von York. — Größerer Sicherheit und Schnelligkeit wegen kannst Du hinzusetzen: Abzugeben an den Kgl. pr. Rittmeister und adjutanten Sr. K. H. des Prinzen Wilhelm von Preußen — Grafen zu Stolberg-Wernigerode.

Nunquam retrorsum!

Schreibe mir sehr bald. Dein getreuer Stolberg.

Dies ist leider der einzige Brief aus dem Kriege, der sich mit Beginn des Jahres 1814 nach Frankreich zog und mit der ruhmreichen Kapitulation von Paris am 30. März 1814 endigte. Christian kehrte freudig und unversehrt als Offizier in die Arme seiner Eltern nach Tatenhausen zurück. Hier errang er alsbald die Zuneigung der im Hause seiner Eltern weilenden jugendschönen Gräfin Philippine Brabeck, und eine glückverheißende, sonnige Zukunft lachte dem jungen Freiheitskämpfer entgegen. Er schreibt darüber dem Freunde:

Tatenhausen d. 12. August 1814.

Es wird mir sehr schwer, mein trauter Olfers, von dem Vielen sich mir aufdrängenden etwas zu erzählen und daraus endlich den Anfang zu einem Briefe zu machen. — Erst gestern erfuhr ich durch Deinen Bruder Clemens[1]), daß Du in Göttingen seyst und daß es Dir wohl gehe. —

[1]) Clemens v. Olfers, geb. am 25. Juli 1787 zu Münster i. W., gest. am 5. Juli 1861 ebendaselbst als Geh. Oberjustizrat und Appellationsgerichtspräsident.

Was ich Dir schreiben soll, weiß ich nicht eher, biß Du mir von Dir selbst, Deinem Thun und innerlichen Treiben recht ausführlich Nachricht giebst, wonach ich mich unaussprechlich sehne.

Die Sache des Vaterlandes ist wohl noch nicht zu Ende, wie sie sich endigen wird, woraus denn endlich das „Eine", was not thut, hervorgehen soll? Gott weiß es! Die Steine sind nur etwas bey Seite geschoben — das Unkraut steht noch.

Lieber Theurer! Wir wollen fest aneinanderhalten, jeder das Seinige treu thun, und sollte das Vaterland bald wieder unseres Armes bedürfen — dann wohl uns. — Aber froh und kräftig, Freund! Gott hat herrliche Dinge gethan und das wird er noch allen Philistern, die das Mögliche anwenden, um zu verderben, was geschehen, zum Trotze! —

Rücksichtlich meiner eigenen Angelegenheit kann ich Dir sagen, daß ich nach beendetem Feldzuge vor 14 Tagen hierher auf Urlaub gekommen und im Begriff bin, meinen Abschied einzureichen.

In sechs Wochen werde ich nach Berlin gehen, dort zu studieren, welches ich denn auch in allem Ernste will.

Nun, lieber Junge, das Wichtigste von allem: Ich bin Bräutigam und der glücklichste Mensch unter der Sonne!!

Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich schon vor zwei Jahren die Philippine von Brabeck im Herzen trug. Als ich jetzt nach Hause komme, finde ich die herrliche blühende Jungfrau bey meinen Eltern, zu denen sie nach dem Tode ihres Vaters während meiner Abwesenheit gekommen war. — Leise gebliebene unterdrückte, Wünsche wurden jetzt laut — der Segen unserer Eltern über uns[1]) — und Philippine wurde mein!

Wie glücklich ich bin, das läßt sich freylich mit dieser unbeholfenen Feder am wenigsten sagen. — Ich kann weiter nichts, als dem liebevollen Geber alles Guten danken für die Fülle der Freude und Gnade, die er mir Unwürdigen in solchem Maße angedeyhen läßt.

Er möge auch Dir frohe und glückliche Tage geben!

Laß uns fest an Ihn halten, lieber Junge, — und freudig zu ihm aufschauen, seiner Liebe werth zu werden suchend!

Lebe wohl! Dein überglücklicher Stolberg.

Es ist der letzte Brief! — Wenige Monate später erfüllte sich die darin ausgesprochene Ahnung. Am 1. März 1815 erschien Napoleon wieder in Frankreich. Die verbündeten Mächte beschlossen sofort, ihm in einem Angriffskriege zuvorzukommen, und auch Christian Stolberg eilte zum Kampfe gegen den verhaßten Eroberer.

In der ersten blutigen Schlacht bei Ligny — am 16. Juni 1815 — fiel der eben neunzehnjährige Jüngling — wie Graf Stolberg-Wernigerode meldete: „als er sich freiwillig erbot, mit den tirailleurs vorzugehen. Er fiel als ein ehrenfester Rittersmann durch eine Kugel in der Brust, beklagt vom ganzen heldenmüthigen Brandenburger Infanterieregiment"[2]).

[1]) Christians Vater schreibt über diese Verlobung: „So kränzet mir Gott am Abend meines Lebens den Rand des Grabes mit schönen Blumen, auf daß ich, wenn Er mich ruft, desto sanfter mich hineinlegen und noch zuvor die jungen freudigen Stämme der Jugend sich erheben und sich verbreiten sehen möge." (Vgl. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Erster Band. S. 333.)

[2]) Vgl. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. S. 337.

Wie erschütternd dieser Heldentod auf die Familie Stolberg[1], die junge Braut und nicht zum wenigsten auch auf Christians Freunde wirkte, kann man sich denken. Einer derselben — Clemens Brentano — sang im ersten Schmerze:

So stark, so frei, so tüchtig,
So kindlich freudig, fromm,
So mutig und so züchtig,
Mein Stolberg war im Himmel recht willkomm.

Nur darum ist gefallen
Stolberg aus freiem Mut,
Daß den Gerechten allen
Sein freies deutsches Leben komm zu gut.

Dies ist der letzte Willen
Bei jedes Helden Tod,
Und diesen zu erfüllen,
Das tut euch, Fürsten, und dir, Deutschland, not[2].

Wie schmerzlich aber Ignaz v. Olfers diesen Verlust sein Leben lang empfunden hat, dafür ist das treuliche Bewahren dieser Erinnerungsblätter ein ebenso deutlicher wie rührender Beweis.

Mögen sie heute als ein Denkmal jener idealen Freundschaft wirken im Sinne des Goetheschen Wortes:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält!

---

[1]) Der Vater schreibt in frommer Ergebung darüber: „Ueber die arme so herzensgute Philippine blutet mir das Herz am schmerzlichsten. Für unseren geliebten Christian haben wir den einzigen aber mächtigen Trost, mit voller Zuversicht ihn in Gottes erbarmender Hand zu wissen. Er hing von ganzem Herzen an Gott und war von Herzen demütig in der Uebung vieler Tugenden, die ihm bei seiner natürlichen Heftigkeit nicht leicht ward. Als wir ihn im April einige Tage sahen, freuten wir uns desto mehr über ihn, da er mit zunehmendem Ernst in der Gesinnung zugleich viel sanfter geworden war. Mit welchem vaterländischen Gefühl er in den heiligen Kampf zog, bedarf ich nicht zu sagen. Den verstockten Franzosen scheinen schreckliche Gerichte Gottes nahe zu sein. Gott gebe uns Deutschen Weisheit, Eintracht, Demuth in der Furcht Gottes. Nicht umsonst sei vergossen so vieler Tapfern Blut für die heilige Sache des Vaterlandes, für Gottes Sache!“ (Janssen, S. 397—398.)

[2]) Janssen, S. 396—397.

Erlebnis und Dichtung.

Unter dem Titel „Erlebnis und Dichtung“ hat Wilhelm Dilthey vier Meisterstücke der Charakteristik in einem Buche[1]) vereinigt, dem in Weite des Gesichtskreises, Gedankenreichtum und anregender Kraft kein zweites literaturgeschichtliches Werk der letzten Jahrzehnte gleichkommt. Seinen Gehalt vermag eine Anzeige nicht zu erschöpfen, und auch in einem weiteren Rahmen kann nur der Versuch gemacht werden, von den tiefdringenden, vornehme Begeisterung atmenden Ausführungen des Literaturphilosophen einen allgemeinen Begriff zu geben. Drei der Aufsätze, über Lessing, Goethe und Novalis, waren bereits vor dreißig und vierzig Jahren in Zeitschriften veröffentlicht, sie kehren vorsichtig überarbeitet wieder, die Charakteristik Lessings um wichtige Abschnitte, die besonders sein „neues Drama“ betreffen, erweitert. Neu hinzugekommen ist eine Studie über Hölderlin, in der alle Vorzüge dieses Buches zum Gipfel sich häufen.

Was die Aufsätze zu einer Einheit zusammenhält, ist zunächst etwas Subjektives: die Methode, über die der Verfasser selbst innerhalb der Darstellung sich ausläßt, so dieser die feste theoretische Grundlage gebend und unsrer Literaturwissenschaft Wege weisend, die sie nicht rasch genug begehen kann. „Erlebnis“ faßt er nicht in dem engen Sinne, der gemeinhin, auch in der Literaturgeschichte, damit verbunden wird. Was dem Dichter Erregendes und Entscheidendes auf dem Lebensweg begegnet ist, wird wohl in seinem Einfluß auf die Gestaltung seiner Poesie gewürdigt, so Novalis' Erlebnis mit Sophie von Kühn, Hölderlins Glück und Leid mit Diotima. Aber viel mehr begreift Dilthey unter Erlebnis etwa dasselbe wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit“: die ganze geistige Existenz des Dichters als Produkt individueller Natur und der Eigenart der Zeitverhältnisse, in denen sie sich entwickelt. So erhalten wir in der Schilderung des Erlebnisses fest umrissene und farbige Bilder zugleich der Persönlichkeiten und ihrer Generationen, ihrer Zeiten. Für die kulturgeschichtliche Methode, nach der sie entworfen sind, ist die Einleitung zum Novalis-Aufsatz wichtig; wir blicken in die Werkstatt einer langen Lebensarbeit, reicher eigener Erfahrung entstammen die Bemerkungen über den Grad der Gewißheit, den methodenstrenge kulturgeschichtliche Forschung erreichen kann, über die Grenzen, an die sie stößt. Stark tritt schon in der Behandlung des „Erlebnisses“ das psychologische Moment hervor.

[1]) Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing. Goethe. Novalis. Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Man kann dabei theoretische und praktische Psychologie unterscheiden: die persönlichen und die zeitgeschichtlichen Phänomene werden teils verstandesmäßig zergliedert und erklärt, teils nachempfunden. Wie Dilthey die Stimmung der Zeit Lessings und der jungen Romantik, wie er das eigenartige Seelenleben Hardenbergs und Hölderlins vergegenwärtigt, das ist nicht reines Verstandeswerk, vielmehr Einfühlung, ein Nacherleben mit intensivster Kraft des Gefühls und der Phantasie. Und überall sind die besonderen Phänomene durch die Art der Schilderung und der Erklärung in die Sphäre des Allgemeinen, des Typischen erhoben, so daß der Leser, philosophisch gestimmt, den großen Zusammenhang alles Lebens überblickt. „Nur durch allgemeine Vorstellungen von psychischen Tatsachen fassen wir jedes individuelle Phänomen der Geschichte auf, stellen wir es dar."

Das psychologische Moment wird da das ausschließliche, wo es sich um den Fortschritt vom „Erlebnis" zur „Dichtung" handelt. Die Methodenlehre für diese Betrachtungen enthält der Goethe-Aufsatz in Erörterungen über das Wesen der Phantasie, über die Art, wie sie sich zum Erlebnis, dem Stoffe jeder Dichtung, verhält, wie sie aus diesem das Kunstwerk bildet. Das Eigene ist da wohl, wie Dilthey das Schaffen der Phantasie in die elementaren psychischen Vorgänge einordnet und es doch zugleich von allen andren Tätigkeiten der Seele unterscheidet. Er zeigt die Phantasie überall in unsrem Vorstellen und Handeln gegenwärtig und tätig, auch schon in der einfachen Reproduktion von Vorstellungen, die als elementarer seelischer Vorgang durch Assoziation erfolgt. Denn diese stellt zugleich einen Bildungsprozeß dar: die ins Bewußtsein zurückgerufene Vorstellung ist nicht dieselbe wie die einst durch Wahrnehmung und Empfindung entstandene, sondern beruht auf einer durch die augenblickliche Bewußtseinslage bedingten Umbildung. „Wie es keine Einbildungskraft gibt, die nicht auf Gedächtnis beruhte, so gibt es kein Gedächtnis, das nicht schon eine Seite der Einbildungskraft in sich enthielte." Trotz solchen Zusammenhanges mit den elementarsten psychischen Vorgängen erscheint das Schaffen des Dichters als ein Wunder, weil diese einfachen Prozesse bei ihm infolge seiner „mächtigeren Organisation" eine seltene Stärke haben und dann von ihnen aus „das geistige Leben seinen allgemeinen Gesetzen gemäß zu einer ganz von dem Gewöhnlichen abweichenden Gestalt sich aufbaut." Was den Dichter kraft seiner Organisation über die Alltagsmenschen erhebt, ist hellste Sinnfälligkeit der reproduzierten oder frei gebildeten Vorstellungen, die scharf umrissene Gestalten sich in seinem Bewußtsein bewegen läßt, ferner Fülle der erworbenen Eindrücke und Vollständigkeit der Erinnerungsbilder, endlich ein „gewaltiger Bautrieb". Wo Dilthey dem Unterschied des poetischen Schaffens von andren menschlichen Geistestätigkeiten nachgeht, da erscheinen Probleme und Ergebnisse früherer Ästhetik zum Teil neu formuliert und in neuem Zusammenhang. Als charakteristisch für die von dichterischer Phantasie geschaffene Welt bestimmt er ihr Verhältnis zur Wirklichkeit. Eine Loslösung von dieser erfolgt im Traum, in Festen, Maskenscherzen, in Gesellschaftsformen wie dem ritterlichen Leben des Mittelalters und der höfischen Kultur der Renaissance, in der Religion, im

Mythus. Das sind Vorstadien, zum Teil Bedingungen für die „darstellende Dichtung“. Sie „löst die Welt, die sie schafft, von der Bindung los, die in den besonderen Lebensbedingungen des Schaffenden und Genießenden enthalten ist. Aus dem Stoff der Erfahrungen des Lebens baut sie eine zweite Welt auf.“ Sätze aus Kants, Schillers, Goethes, auch Herders Schönheits- und Kunstlehren fallen uns ein, wenn Dilthey das poetische Schaffen als „Spiel“ in den reinen Bezirk des Ästhetischen erhebt, wo Freiheit vom Zwang und von den Zwecken des realen Lebens herrscht, wo alle Kräfte des ganzen Menschen in der Gestaltung wie im Genuß des Kunstwerkes zusammenwirken. Wir denken an Goethes „symbolische“ Poesie, an seinen Gedankenaustausch mit Schiller über sie, über das Verhältnis zwischen dem Individuellen und dem Typischen in der Kunst, wenn Dilthey in der „Dichtung“ die Mischung des Besonderen und des Allgemeinen aufweist und fordert: Ausdruck der Persönlichkeit des Schaffenden, die Bilder seiner Menschen und Schicksale so gestaltet, daß sie zugleich Einzelerscheinungen sind und repräsentativ für das Allgemeine. Hier tritt ein für Dilthey charakteristischer fruchtbarer Begriff ein: die „Bedeutsamkeit“, zu welcher der Schöpfer einer echten Dichtung das einzelne, ihm einen neuen Zug des Lebens offenbarende Geschehnis erhebt, indem er durch „denkende Betrachtung“ und durch die Art der Darstellung, im besonderen auch der Motivierung, den Wert nacherleben läßt, der dem Geschehnis im Zusammenhang des Lebens zukommt. „Es ist der Kunstgriff des Dichters, es so hinzustellen, daß der Zusammenhang des Lebens selbst und sein Sinn aus ihm herausleuchtet. So wird die Poesie zum Organ des Lebensverständnisses. Mit den Augen des großen Dichters gewahren wir Wert und Zusammenhang der menschlichen Dinge.“

Wir haben in solchen Ausführungen, denen hier nur einzelnes entnommen werden konnte, Bausteine zum System einer neuen philosophischen Poetik. Eine solche verlangt Dilthey als Grundlage aller Literaturgeschichte, eine Poetik, die das Wesen und Verfahren der dichterischen Phantasie, den inneren Zusammenhang vom Erlebnis des Dichters und den daran geknüpften Ideen durch den teils unbewußten, teils bewußten Prozeß des Gestaltens hin bis zu Sprache und Vers festzustellen hätte. Und zwar soll sie die psychischen Vorgänge nur in ihrem Tatbestand beschreiben, nicht erklären, was ohne Hypothesen nicht angeht. „Deskriptive“ Psychologie also, wie sie für Dilthey die Grundlage jeder Geisteswissenschaft ist.

Es gewährt den denkbar feinsten Genuß, zu verfolgen, wie der Schöpfer dieser Poetik sie selbst in literaturgeschichtlicher Betrachtung anwendet. In den vier Helden seiner Aufsätze ergeben sich auf diesem Wege Grundgestalten der Phantasie, typische Arten ihres Verfahrens. Ausdrücklich warnt Dilthey, das Verfahren der Phantasie Goethes, von dem wir durch seine intensive Selbstbetrachtung lebendige Kenntnis haben, als den allgemeingültigen, überall gleichen Prozeß des Dichtens anzusehen. Anders stellt dieser sich bei Lessing, anders bei Novalis, anders bei Hölderlin dar. Und keineswegs nur diese vier treten uns in ihrer Eigenart neben- und auseinander; innerhalb jedes Aufsatzes werden noch viele andre Dichter in den Gesichtskreis der Betrachtung

gezogen. Mit den psychologischen Einsichten, auf die Dilthey die Geisteswissenschaften gegründet haben will, müssen sich, sagt er, „vergleichend-historische" verknüpfen; die Eigenart eines Dichters „kann nach ihrer Stärke und ihren Grenzen durch die Vergleichung mit der andrer Dichter aufgeklärt werden". Gerade dieser Seite seiner Methode danken wir hellste Beleuchtung der Individualitäten, mag er rasch von einem Dichter zu einem andren hinüberblicken, z. B. von Goethe zu Schiller da, wo es sich um den Anteil des bewußten Willens am poetischen Schaffen handelt, oder so weit geführte Parallelen ziehen wie zwischen Shakespeare, Rousseau und Goethe. Da tritt der deutsche Dichter zwischen den rein objektivistischen englischen und den rein subjektivistischen französischen in die Mitte als zugleich intensiv innerlicher und mit schärfster Anschauungs- und Gestaltungskraft für die äußere Welt ausgestatteter Künstler. Wie das Phänomen Shakespeare hingestellt wird, zurückgeführt auf die aus den Werken zu erschließende Persönlichkeit des Dichters, auf seinen Lebensgang, auf die allseitigen geschichtlichen Bedingungen, unter denen er schuf — das zeigt Diltheys Methode in ihrer äußersten Strenge und in reichsten Ergebnissen, eine Vollständigkeit der Erklärung, wie sie nur einem Forscher gelingen kann, der zugleich Philosoph und Historiker ist. Das Prinzip der Vergleichung hat auch neben feinster psychologischer Deutung dahin gewirkt, daß die Charakteristik der Lyrik Hölderlins, ganz eigenartig, sich auf einer Höhe bewegt, die kaum je in einer ähnlichen Leistung erreicht worden ist. Allgemeine Bemerkungen über das Wesen der Dichtart als der Wiedergabe eines durchlebten Gefühlsverlaufes lassen in Hölderlin den geborenen Lyriker erkennen, dem in seiner tiefen Innerlichkeit und Ferne vom Weltlauf „die leise dahinfließenden Rhythmen des Gefühlsablaufes vernehmbar" waren. Der Ausgangspunkt seiner Lyrik liegt in den frühen großen Hymnen Schillers, den „Göttern Griechenlands", den „Künstlern", deren Eigenart in Rhythmik und Periodik aus dem dieser Ideendichtung zugrunde liegenden Gefühlsvorgang in neuer Weise hergeleitet wird. Hölderlins spätere Lyrik konnte nur an unserm Größten auf diesem Gebiete, an Goethe, gemessen werden. Es erschließen sich wieder typische Verschiedenheiten. Goethe lebte „mächtig" im Augenblick, dessen ganzen Gefühlsgehalt sein Gedicht erschöpft; Hölderlin, nie durchaus dem Augenblick hingegeben, immer zugleich Vergangenheit und Zukunft fühlend, lebte stets im Zusammenhang seiner ganzen Existenz, der dem philosophischen Dichter zum Zusammenhang des Lebens selber wurde; dem entspricht dasselbe „zusammenhaltende und gemischte Gefühl des Lebens" in seinen Gedichten, wie im „Hyperion" und „Empedokles". Goethe gestaltete die Empfindung des Erlebnisses rasch zum Gedicht, oft, in der Weise des Volksliedes, nur die stärkeren Gefühlsvorgänge, nicht auch die schwächeren, die jene verbinden; Hölderlin bildete langsam an der Darstellung, den erlebten Gefühlsvorgang stilisierend, zum bewußten Zusammenhang in allen seinen Teilen erhebend. Als herrschender Zug in Hölderlins lyrischem Empfinden ergibt sich: weiter Zusammenhang, ungehemmter, doch gegliederter, rhythmischer Ablauf des seelischen Vorgangs. Indem Dilthey nachweist, wie dieser Grundzug sich in der Form der Gedichte überall ausdrückt, bis in

die Einzelheiten des Versmaßes und der Sprache, der Syntax hinein, erhebt er ins helle Licht der Erkenntnis, was man bisher bei diesen Gedichten nur empfunden hat. Hölderlins Fortschritt von Reimstrophen über antike Versformen zu freien Rhythmen erscheint hier als gesetzmäßige, notwendige Entwicklung, als Ergebnis des Strebens, jener Eigenart des lyrischen Empfindens die genau entsprechende, den Gefühlsvorgang unmittelbar wiedergebende Form zu finden. Völlige Freiheit der Form steht am Ende dieser Entwicklung, in der sich nur fortsetzte, was lange vor Hölderlin begonnen hatte. Ein Überblick über unsre Lyrik von Hagedorn bis zur Romantik zeigt, wie ihre Formen sich weiteten und lockerten zugleich mit der zunehmenden freien Bewegung im persönlichen Inneren der Dichter. Nahe lag dabei für Dilthey der Hinblick auf die Musik, und so zieht er denn die Parallele zwischen ihrer Entwicklung und der gleichzeitigen unsrer Lyrik. Neben die vorklopstockische Liederdichtung tritt Singspiel und Gesellschaftslied, neben Goethes Gedichte Mozarts Oper, neben Hölderlins und andrer Romantiker Hymnen, Oden und Elegien die Instrumentalmusik, wie sie in Haydns letzter Zeit und in Beethoven ihren Aufschwung nahm.

Die Methode der Darstellung Diltheys bewirkt, daß der Leser die vier Dichter, denen hauptsächlich die Ausführungen gelten, auch da miteinander vergleicht, wo der Verfasser selbst es nicht tut. Darin liegt schon etwas Objektives, was die Aufsätze zu einer Einheit zusammenhält. Mehr dann in den geschilderten Zeiten. Die kulturgeschichtliche Betrachtung umspannt den Zeitraum von etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die ersten Jahrzehnte des 19. und zeigt in ihm die Entwicklung eines neuen Lebensideals, das, von Dilthey in seinem ganzen Umfang als „Steigerung der Menschheit" formuliert, sich im Zusammenwirken dichterischer und wissenschaftlicher Kraft ausbildete, seine großen Vertreter in Lessing, Goethe, Schleiermacher, Hegel findend.

Das neue Lebensideal entsprang in der Aufklärung: innere Selbständigkeit und Würde der Persönlichkeit, Unabhängigkeit von aller Tradition, eine Ansicht des Lebens, die aus diesem selber, nicht aus überlieferten Dogmen und aus dem Hinblick auf eine jenseitige Existenz, sein Wesen und seine Werte bestimmt, ein Handeln, das aus dem auf intellektuelle Entwicklung gegründeten moralischen Bewußtsein fließt. Das alles war bei Lessing zunächst Lebensgefühl kraft seines Naturells. Dilthey gewährt uns den „erbaulichen Anblick", wie dieser Norddeutsche mit dem hellen, scharfen Willen, dem klaren, heiteren Blick, mit der auf Wahrheit und Handeln gerichteten Energie, mit der Geschwindigkeit, dem „Impetuosen" seines Wesens sich inmitten der „Beschaulichkeit" der vorhandenen deutschen Literatur bewegte und durchsetzte: als Lyriker „unter Singvogelbrut ein junger Raubvogel", von allem Anfang aber im Kern seines Schaffens Dramatiker, weil selbst unermüdlicher Kämpfer mit der Welt in „trotziger Männlichkeit". Die Eigenart der weiteren Darstellung liegt in dem durchgeführten Nachweis, wie das neue, gesunde Lebensgefühl Lessings seine ganze Schriftstellerei nach Gehalt und Form bestimmt hat, sich ausprägend in den Gedanken seiner Ästhetik, zumal der „Hamburgischen Dramaturgie", in den Gestalten, den Konflikten und der Technik seiner Dramen, im

Stil aller seiner Werke, gegen die alte Lebensanschauung im Kampf mit der Theologie, der orthodoxen wie der aufgeklärten, behauptet, endlich gereift zum Lebensideal der Humanität, auf dessen Verwirklichung in einer künftigen höheren Kultur die „Erziehung des Menschengeschlechtes" ausblickt. Prächtig gipfelt sich die Architektonik des Aufsatzes bis zur „Weltanschauung" Lessings, zu seinem uns hinterlassenen „Testament". Viel erörterte Streitfragen werden da in Zergliederung seines „Spinozismus", seines Determinismus, seines Glaubens an die Seelenwanderung vorsichtig entschieden; das „gemeine Augen befremdende" System der Palingenesie erscheint als Lessings Theodicee, die seine individualistische Lebensanschauung mit seiner Leugnung der Willensfreiheit vermittelt. Zeitbild und Persönlichkeitsbild sind im Ganzen der Darstellung kunstvoll ineinandergefügt. Als Sohn seiner Zeit erweisen den „ersten ganz mündigen deutschen Menschen" die überall, wie „die Wurzeln einer mächtigen Eiche im Boden", aufgedeckten geistigen Zusammenhänge. Aber zugleich tritt er aus dem Rahmen der Zeit heraus in seiner ganzen schöpferischen Eigenart, mit der er das damals neue Lebensideal ergriff und weiterbildete, neben dem „jugendlich-männlichen" Kant und Friedrich dem Großen der „unsterbliche Führer des modernen deutschen Geistes", von dem Dilthey noch in der Zukunft neue Wirkungen erhofft, wenn wir aus „der Gefühlsproblematik Rousseaus, Goethes und der Romantik, der alten wie der neuesten", zu einer „männlicheren" Seelenverfassung fortgeschritten sein werden.

Goethe hatte das neue Lebensideal, das seine Dichtungen noch freier und leidenschaftlicher als Lessings Schriften aussprechen, nicht mehr in Kämpfen mit der Theologie zu behaupten. Die Generation der Stürmer und Dränger, in deren Mitte er emporwuchs, durchbrach in ihrer „Richtung auf höchste Steigerung unseres Daseins", in ihrem Kultus der freien Persönlichkeit, in ihrem Streben nach voller Entfaltung aller ihrer Kräfte die bestehenden Schranken. Mit dem „Urfaust" und „Prometheus" wurde Goethe der alles fortreißende Führer. Es war nach seinem eigenen Bekenntnis das „Zeitalter" mit seiner gesellschaftlichen Ordnung, das ihn ganz in seine Persönlichkeit zurückdrängte, ihn zwang, die großen Stoffe, welche die Generation für die Poesie verlangte, aus den inneren Erfahrungen des eigenen Gemütes zu schöpfen. Diese tiefe Innerlichkeit, wie sie zum neuen Lebensideal gehörte, blieb ihm auch, als er unter dem Einfluß seiner Erlebnisse und Naturstudien und kraft der Anlage seines gegenständlich betrachtenden und schaffenden Geistes von reiner Subjektivität zu größerer Objektivität, in der Poesie vom Individuellen zum Typischen fortschritt, als aus dem Stürmer und Dränger der Klassiker wurde. Die Konflikte, die er in seinen Dichtungen darstellte, blieben doch, zumal in seinem neuen „Seelendrama", innerliche, im Innern der Menschen entsprungen und meist auch dort gelöst, die Figuren und ihre Schicksale nicht, wie bei Shakespeare, „gewoben aus einem System von Beweggründen und Handlungen, die er an Menschen außer sich beobachtet, sondern aus Gefühlen, Ideen, Neigungen, Lebensentscheidungen, die er in sich selbst erfahren hatte". „Goethe lebte von Anfang an im starken Bewußtsein seiner selbst." Nicht nur aus seinen Dichtungen blickt uns überall seine Per-

sönlichkeit an, auch in der „Italienischen Reise“ und den naturwissenschaftlichen Arbeiten läßt er uns sein persönliches Verhältnis zu den großen Gegenständen miterleben, die ihn beschäftigen. Der Stoff des Aufsatzes bedingte es, daß er wesentlich ein Bild der Persönlichkeit Goethes, ein Gemälde ihrer „Selbstmacht“ ist. Sie zu immer höherer Vollendung und Freiheit auszubilden, das war der bewußte und ausgesprochene Lebenszweck, zu dem das optimistische, auf das „diesseitige“ Leben gerichtete Zeitideal von der Steigerung der Menschheit sich dem Dichter gestaltete. Es stellte sich ihm, indem Lessing, Schiller, Kant, Fichte, mehr doch eigene Lebenserfahrung und Beobachtung einwirkten, unter den Gesichtspunkt der Entwicklung, deren höchstes Ziel das in Selbstbeschränkung tätige Wirken des einzelnen für die Menschheit ist. Im „Faust“ fand er für solche im Innersten erlebte Entwicklung „den großen Tropus einer Handlung“. „So wird Goethe, in dieser Selbstdarstellung aufgefaßt, das verkörperte Ideal seines Zeitalters.“

Der Aufsatz über Novalis führt nach Aufklärung, Sturm und Drang und Klassizismus in die vierte Epoche unsrer großen Kultur, die Zeit der jungen Romantik. Ihrer wissenschaftlichen Betrachtung hat er einst, schon vor Hayms „Romantischer Schule“, die Wege gewiesen. Breiter ausgeführt als in den beiden ersten Aufsätzen ist hier das Zeitbild, das der Biograph Schleiermachers in der ausgesprochenen Absicht entwirft, „einige der wichtigeren Motive der Weltansicht aufzuklären, welche in der auf Goethe, Kant und Fichte folgenden Generation hervortritt“. Auf dem festen Boden der zwischen 1790 und 1800 vorliegenden Elemente intellektueller Kultur, also der Bedingungen, unter denen die neue Generation sich entwickelte, läßt Dilthey ihre Naturphilosophie in Schelling, ihre Religiosität in Schleiermacher, ihre Dichtung in Tieck erwachsen. Ein Muster literaturgeschichtlicher Untersuchung bietet die Darstellung des Zusammenhanges zwischen „Wilhelm Meister“ und den ersten romantischen Romanen. Mit weicheren Strichen, als bei Lessing und Goethe, ist in das Zeitbild das Bild der Persönlichkeit des Dichters der „blauen Blume“ gezeichnet: eine zarte, vornehme Jünglingsnatur, ein rein subjektiver Denker und Dichter, dem alles in der Wirklichkeit und der Ideen- und Phantasiewelt die Farbe seines Gemüts annahm, dessen Philosophie, Religion und Poesie nur aus seinem tiefsten seelischen Erleben begriffen werden. Individualismus also, wie er dem Lebensideal der Zeit seit der Aufklärung eigen war, ein „Machtgefühl“ der Persönlichkeit auch hier, ja hier weit weniger, als bei Lessing und dem späteren Goethe, eingeschränkt durch den Verstand und die Objektivität der Dinge, frei ausschwärmend in eine mystische Traumwelt, und in dieser die „Steigerung der Menschheit“ gedacht als das vollendete Reich des Gemütes, in dem Poesie alles Verstandeswesen durchdringt und auflösend verklärt. Die Darstellung Diltheys, wie sie in natürlicher und klarster Komposition vom entscheidenden Erlebnis des Jünglings, von pathologischen Zuständen und ihrem Ausdruck in den „Hymnen an die Nacht“ zu seinen allgemeinen, in den „Fragmenten“ niedergelegten religiös-wissenschaftlichen Anschauungen und endlich zum dichterischen Ausdruck seiner Weltansicht im „Heinrich von Ofterdingen“ fortschreitet, hatte bei ihrem ersten Erscheinen den

Zweck, die Gedanken und Werke des Dichters gegen die damals beliebten Vorwürfe der Unfruchtbarkeit, Verworrenheit und Verschwommenheit zu verteidigen. Sie hat neben der Schilderung Hayms, mit dessen Einwänden Dilthey sich in Anmerkungen auseinandersetzt, ihren Wert behalten. Ja, sie hat für uns heute, denen nach dem Ablauf der jüngsten Episode des Naturalismus das Interesse an dem Romantiker sich neu belebt, eine besondere Bedeutung. Was Dilthey Modernes in Novalis empfindet, ist freilich nicht dasselbe, was im allgemeinen die heutigen Neuromantiker zu ihm hinzieht. Es sind die durch die „Fragmente" zerstreuten originellen und fruchtbaren Gedanken über die Geisteswissenschaften, im besonderen über ihre Grundlage, eine „Realpsychologie", in welcher der junge Philosoph, die übliche Scheidung von Verstand, Phantasie, Vernunft bemängelnd, „Vermischungen, Übergänge", die „Einheit der seelischen Phänomene" suchte.

Der Schluß des Novalis-Aufsatzes wies schon in seiner ersten Gestalt auf Hölderlin als nächsten Verwandten des früh aus dem Leben geschiedenen Dichter-Philosophen. Diese Verwandtschaft empfinden wir nun in der wundervoll intimen Schilderung, die den früh in geistige Umnachtung gesunkenen schwäbischen Griechenfreund als letzten an die Reihe der Dichter des Ideals von der „Steigerung der Menschheit" schließt. Ein nervös zarter, reizbarer Organismus auch er, trotz der jugendlichen Anwandlungen von Heroentum, eine vornehme Natur, über alle gewöhnliche Sinnlichkeit erhaben in einer Lauterkeit, aus der ihm das „Seherische" entsprang. Und auch er Romantiker, wiewohl er außerhalb der romantischen Schule blieb und seine Dichtung in der Literaturgeschichte bisher höchstens als ein „Seitentrieb der romantischen Poesie" galt — Romantiker im Kern seines Wesens: in seinem Verhältnis zum Universum, zur pantheistisch belebten Natur, mit der Rolle, die in seiner Weltanschauung die Kunst als „Organ des höchsten Weltverständnisses" spielt. Unter denselben großen poetischen und philosophischen Phänomenen entwickelte sich seine wie Novalis' Eigenart, nur daß dabei das von Winckelmann und unsern Klassikern neu belebte Griechentum, Schillers heroisch gestimmte Poesie und die französische Revolution stärkere Wirkung übten. Indem Dilthey diese Bedingungen der Entwicklung, die neue Dichtung, den in Kants, Fichtes, Schillers Philosophie ausgebildeten Idealismus der Freiheit, die auf eine vollkommenere Gesellschaft gerichteten Ideen der französischen Revolution vergegenwärtigt, erklärt er historisch-psychologisch den Optimismus, mit dem Hölderlin und seine jungen Freunde, unter ihnen Hegel, dem „aufgehenden Morgenlicht einer neuen Welt" entgegenschritten, den Enthusiasmus, mit dem sie helfen wollten, die neue Zeit heraufzuführen. „Es war eine neue Stufe in der Entwicklung des Lebensideals, das zuerst in Lessing sich gebildet hatte. Dies Ideal erhielt nun die bewußte philosophisch begründete Richtung auf die Steigerung der Menschheit, die Freiheit des menschlichen Geistes und die Größe unsrer Nation." Über Deutschlands Grenzen hinausblickend erkennt Dilthey eine „europäische Bewegung", die der „einsame" Schwabe im tiefsten Inneren erlebte. Das neue Lebensideal wurde ihm eine Religion; sie verhieß ihm Wiederkehr der „goldenen Zeit", die einst über Griechenland, über den

Küsten und Inseln des ionischen Meeres, geleuchtet hatte, eine Wiederkehr in noch reinerer und höherer Form, als sie einst bestanden hatte: ein Leben der Menschheit in Schönheit und Freude, in Kraft und Freiheit, in innigster Wesensgemeinschaft mit der Natur und ihren „Göttern". Für ein solches Leben kämpft und leidet Hölderlins Hyperion, geht sein Empedokles in den freiwilligen Tod, die Sehnsucht nach einem solchen Leben singt seine Lyrik. Aber der Optimismus dieses Traumes konnte vor der Wirklichkeit nicht bestehen. Wieder zeichnet Dilthey, die Blicke des Erklärers nach allen Seiten richtend, weiteste Zusammenhänge. Die Entartung der Revolution, die Bedrückung Deutschlands durch Bonaparte, die hereinbrechende europäische Reaktion, zugleich trübe Lebenserfahrungen, die der Dichter persönlich machte — dies alles, das zusammengenommen den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit darstellt, brachte in Hölderlins Wesen und Dichtung, ihn ganz „nach innen, in die Tiefen der Dinge, in eine totale Einsamkeit" treibend, den kranken Zug, den Pessimismus. Der große Zusammenhang, in dem er sich, das ganze Menschensein mit dem allebendigen Universum fühlte, erhielt neben dem Licht die tiefen Schatten. Es war „sein eigenstes und tiefstes Erlebnis, wie aller Größe und Schönheit, die aus dem göttlichen Zusammenhang hervorgeht, immer zugleich in uns ein Leiden am Leben mitgegeben ist. jeder Offenbarung der göttlichen Einheit in Liebe und Befreundung der Menschen ihre schmerzliche Trennung und der Freude über die innere Kraft der lastende Druck der schweren Dinge". Mit dem poetischen Ausdruck dieser Lebensansicht im „Hyperion", mehr noch in der Tragödie von Empedokles, der das verlorene Glück des Einsseins mit dem All durch den Sturz in den Ätna, gerade ans Herz der Natur, wiedergewinnen will, brach erst die volle Eigenart Hölderlins hervor. Dilthey erhöht auch hier den besonderen Fall zum typischen: er läßt uns das Leid des Dichters und der beiden poetischen Gestalten, in die er alles hineingelegt, was er aus seinem Leben heraus zu sagen hatte, verstehen als das Leid der Genies, der Ausnahmenaturen, der „seltenen hohen Menschen", ein Leid, dem immer ein vom Durchschnittsmenschen nicht gefühltes Glück sich gesellt. „Die Fülle des Lebens ist an die Kraft des Leidens gebunden." „Wie Nachtigallgesang im Dunkeln tönt uns göttlich erst im tiefen Leid das Lebenslied der Welt." So wechseln in allen Dichtungen Hölderlins die idyllischen und die elegischen Partien als Ausdruck der Seligkeit und der Schmerzen derselben in einsamer Höhe schwebenden Weltbetrachtung, die uns zumal da eigen ergreift, wo sie in der Lyrik ausklingt in stille Resignation.

Mit seinem elegischen Pessimismus leitet Hölderlin von der ersten Generation der Romantiker tiefer ins 19. Jahrhundert, in die Bezirke der Weltschmerzpoesie, die dessen erste Jahrzehnte erfüllt: wieder eine nicht spezifisch deutsche, sondern europäische Richtung, von deren großen Vertretern Dilthey Lord Byron und Leopardi ins Auge faßt. Aber noch viel näher rückt er seinen Dichter an die Gegenwart. Er weist in Hölderlins Weltanschauung, wie sie sich über Kant, Fichte und Schiller hinaus entwickelte, die Keime des modernen Monismus auf und zieht eine Linie von ihm über Schelling, Hegel und Schopenhauer zu Nietzsche. Er erkennt in Hölderlins Poesie überall Ver-

suche, zu neuen Möglichkeiten und Wirkungen fortzuschreiten, Versuche, in denen er „die Moderne vorbereitete". Den „Hyperion" reiht er, die Untersuchungen des Novalis-Aufsatzes über die Nachfolger des „Wilhelm Meister" fortführend, an die biographischen Bildungsromane und zeigt zugleich, wie in ihm eine neue Form des philosophischen Romans entstand, die ihre höchste Wirkung im „Zarathustra" gewonnen hat. Vom „Empedokles" weist er auf die attische Tragödie und ihre moderne Verinnerlichung in Goethes „Iphigenie" zurück und legt zugleich dar, wie Hölderlin in der Aus- und Umbildung des Stoffes zum Ideal einer neuen, dem modernen Bewußtsein entsprechenden religiösen Tragödie gelangte, das „mit den reicheren Gefühlsmitteln der Musik" in Richard Wagners „Parsival" verwirklicht worden ist. Dem Rhythmus ist auch bei den zwei großen Dichtungen, wie bei der Lyrik, die besondere Aufmerksamkeit Diltheys zugewandt, dem Rhythmus nicht nur der Sprache und der Verse, auch der Komposition, der Gliederung, des ganzen Ablaufs. Der Rhythmus der Poesie als Symbol für den Rhythmus des Lebens — das ist die Grundlehre in Hölderlins Poetik. Das darin liegende Ideal sieht Dilthey in „Hyperion" und „Empedokles" erstrebt, in der Lyrik verwirklicht, und er zieht auch von da die verbindenden Fäden zu Nietzsche, zur Lyrik eines Verlaine, Baudelaire, Swinburne und zu dem, „was unsre neueste Dichtung sucht".

Als eine neue Offenbarung über Hölderlin empfinden wir den Aufsatz in vielen Teilen. Es müßte seltsam zugehen, wenn die Hoffnung Diltheys, durch ihn das Interesse für den Dichter neu zu beleben, sich nicht erfüllte, zumal da jetzt auch eine neue, von W. Böhm besorgte Ausgabe seiner Werke erschienen ist, deren bisher unbekanntes Material, im besonderen Briefentwürfe an Diotima, Dilthey noch im Abschluß seiner Charakteristik benutzen konnte.

Nur der Methode und dem großen kulturgeschichtlichen Zusammenhang der vier Abhandlungen wollte dieser Aufsatz nachgehen. Besonders eng sind Anfang und Ende des Ganzen zusammengeschlossen. Nicht nur tritt jenes Ideal der Steigerung der Menschheit bei Lessing und Hölderlin als kulturgeschichtliches Ziel der Entwicklung gleich deutlich in die Erscheinung. Auch das All-Eine Lessings kehrt in Hölderlins Weltanschauung wieder, und die von Lessing formulierte Aufgabe, wie aus der Religion Christi die positive dogmatische christliche Religion entstanden sei, versuchte nach Diltheys einleuchtender Darlegung der Dichter des „Empedokles" zu lösen, indem er, ähnlich wie Goethe im „Mahomet" seiner Jugend, einen Propheten zeigen wollte, der von den Gewalten der Erde niedergezogen wird, dessen innere Religiosität, dessen lebendiges Verhältnis zu den göttlichen Dingen auf dem Wege der Mitteilung an das Volk, also bei der Stiftung einer positiven Religion, zum unlebendigen Dogma, zum Wunderglauben, zu „einer toten und äußerlichen Stellung dem Lebendigsten gegenüber" führt.

Doch genug der Einzelheiten. Wer zu sagen versucht, was dieses Buch ihm gegeben hat, der empfindet der Fülle gegenüber die Schwierigkeit der Auswahl.

Richard Weißenfels.

Die Religion des Propheten Jesaia.

Von
Hans Schmidt.

Vor dreißig Jahren schrieb Bernhard Duhm, dem wir eine geistvolle Erklärung der Schriften des Jesaia verdanken, ein Buch über „Die Theologie der Propheten". Im Jahre 1903 erschien ein Aufsatz von Hermann Gunkel mit der Überschrift: „Die geheimen Erfahrungen der Propheten Israels"[1]. Die Verschiedenheit dieser beiden Titel ist nicht zufällig; es spiegelt sich darin eine Linie der Entwicklung, die das letzte Menschenalter der theologischen Forschung gebracht hat. Immer entschiedener macht sich das Bemühen bemerkbar, durch die äußerlich erkennbaren Folgeerscheinungen der Religion, durch Dogmen, Lehrsysteme und Kirchenversammlungen hindurch zu einer Erkenntnis des ursprünglichen religiösen Lebens selbst vorzudringen. Wir haben gelernt, daß es nicht genügt, die religiösen Anschauungen der Propheten zu beschreiben: was wir daneben gern erkennen möchten, sind ihre geheimen Erfahrungen. Beides zusammen würde erst ein Bild ihrer Religion ergeben.

Dabei wird es, um ein beachtenswertes Wort des Kunstwart zu zitieren, unerläßlich sein, daß wir dazu bereit sind, zunächst „einmal die kolossale Fremdheit der Zeit zu atmen, die plumpe Vertraulichkeit, die uns diesen einsamen und erhabenen Zeugnissen wunderbarer und hoher Geisteszustände gegenüber beigebracht ist, erst einmal zu zerreißen." Aber das Einzige und Letzte darf der Eindruck der Ferne nicht sein, durch den wir hindurch müssen, und den wir auch nicht wieder verlieren. Ich hoffe, daß wir auch von dem Bilde des Propheten, dessen Religion hier beschrieben werden soll, mit Ehrfurcht und Bewunderung Abschied nehmen und mit der Empfindung, daß er trotz allem uns innerlich Fremden ein Werkzeug unsres Gottes gewesen ist.

Zunächst aber ist es notwendig, daß wir uns mit wenig Strichen ein Bild des Prophetismus zeichnen, wie er vor Jesaia in Israel begegnet[2].

[1] In „Das Suchen der Zeit". Herausgegeben von Daab und Wegener. Band I, S. 112 ff. 1903.

[2] Vgl. dazu den oben genannten Aufsatz meines Lehrers Hermann Gunkel, von dem ich mich auch sonst in der hier vorgetragenen Gesamtanschauung und in vielem einzelnen abhängig weiß.

I. Das religiöse Erleben der ältesten Propheten.

Von den Propheten der ältesten Zeit wird uns im ersten Samuelisbuche eine merkwürdige Geschichte erzählt:

David ist vor dem König Saul zu dem Propheten Samuel geflohen. „Als dies dem Saul hinterbracht wurde, da sandte er Boten aus, um David festnehmen zu lassen. Diese bekamen die Versammlung der Propheten zu Gesicht[1]), als sie gerade ‚rasten'. Samuel aber stand ihnen dabei vor. Da kam der Geist Gottes auch über die Boten Sauls, so daß auch sie ‚ins Rasen gerieten'. Als man dies dem Saul meldete, sandte er andre Boten: auch sie gerieten ins ‚Rasen'." Endlich — nach einer dritten vergeblichen Sendung macht sich der König selbst auf den Weg. Als er aber noch unterwegs ist, „da kam der Geist Gottes auch über ihn, und schon im Gehen mußte er immerfort ‚rasen'". Als er aber ankam, „zog auch er seine Kleider aus und ‚raste' vor Samuel und lag nackt da jenen ganzen Tag und die ganze Nacht."

Was wir hier hören, ist nach allgemeinem Urteil[2]) kein getreuer historischer Bericht, gibt uns aber doch ein sehr anschauliches Bild von dem, was man zur Zeit des Erzählers unter Propheten verstand. Wir erfahren, daß diese Leute sich am Heiligtume zusammenscharten, und daß sie dort einer eigentümlichen Beschäftigung oblagen. Diese Beschäftigung wird mit einem Worte bezeichnet, das von dem Substantivum nabi, Prophet, gebildet ist, eigentlich also so viel bedeutet, wie „sich als ein nabi gerieren", das aber im Alten Testament gelegentlich auch von dem Zustand und dem Verhalten der Geisteskranken gebraucht wird. Es scheint, daß diesem rätselhaften Gebaren gewisse Exerzitien vorangehen, denn es „steht jemand" dem Rasen „vor". Es kommt nur zeitweilig und plötzlich, wie eine fremde Macht, über den Menschen, ist aber dann sehr ansteckend und hält lange an. Es kann den Menschen im Gehen überfallen, erreicht seinen Höhepunkt aber darin, daß der Betreffende die Kleider vom Leibe reißt und nackt am Boden liegt. Der Zustand wird auf „den Geist Gottes" zurückgeführt, ist also religiöser Art. Andre Erzählungen ergänzen das Bild. Wir hören von Musik, die vor den rasenden Propheten ertönt (1. Sam. 10, 5; 2. Kön. 3, 15), von Narben, die sie wohl infolge von Selbstverwundung (vergl. 1. Kön. 18, 28) an Brust und Stirn tragen (Sacharja 13, 6), und wir erfahren gelegentlich, daß sie von Gegnern und Spöttern „verrückt" gescholten werden (2. Kön. 9, 11; Jeremia 29, 26; Hosea 9, 7).

Es kann hiernach keinem Zweifel unterliegen, wie wir uns das älteste Prophetentum in Israel zu denken haben. Die „Nebiim" treten für unsre Vorstellung an die Seite der Bacchanten und Mänaden, der rasenden Jünglinge, die im Dienst der großen syrischen Götter schreiend und sich verwundend durch die Straßen von Hierapolis rannten, der mohammedanischen Derwische mit ihren bis zur Betäubung gesteigerten, noch von modernen Reisenden als ansteckend geschilderten religiösen Tänzen.

---

[1]) 1. Sam. 19, 20 nach dem Texte der Septuaginta.

[2]) Vgl. z. B. Wellhausen, Prolegomena zur Geschichte Israels. S. 275.

Es ist ein gemeinsamer Zug wohl aller antiken Religionen, daß das psychisch Abnorme, daß Wahnsinn, Epilepsie, Hysterie, Schwermut als Wirkungen der Gottheit empfunden werden. Sieht man doch vor Augen — so würde der antike Mensch sagen — daß solch ein Rasender nicht nach eigener Erwägung handelt und redet: es hat ihn etwas „überkommen", das ohne seinen Willen mit seinen Gliedern schaltet, das ihn zu Boden wirft und „an ihm reißt", das „mit fremder Stimme" aus ihm redet und „mit andern als mit seinen eigenen Augen blickt".

Vielfach ist auch in der Antike solche „Besessenheit" als etwas Furchtbares empfunden worden. Da sagte man dann, daß ein „unsichtbarer Geist", ein „böser Dämon" sich des Menschen bemächtigt habe, und man wünschte nichts sehnlicher, als daß er von ihm „ausfahren", daß der Besessene „zu seiner eigenen Natur" zurückkehren möge.

In andern Religionen aber, und namentlich wohl in ältester Zeit, betrachtete man diese geheimnisvollen, schaurigen Zustände als die wunderbare Lebensäußerung der höchsten Gottheit selbst. Wenn der Epileptische mit schäumendem Munde am Boden lag, wenn der Tobsüchtige aufschrie und mit übermenschlicher Kraft Werke der Zerstörung tat, dann verehrte man die Gottheit als leibhaftig wirksam, mochte man sie nun magna mater oder Dionysos oder Jahve nennen.

Damit ist das Streben nach Herbeiführung solcher Zustände erklärt, der Zusammenschluß solcher Rasenden, die am Heiligtum durch brausende Musik und wilde Tänze die Verzückung geflissentlich hervorriefen: ein „Theophoros" zu sein, ein Träger und Tempel der Gottheit, mußte ja, so schrecklich es war, als Glück erscheinen.

Zugleich ist aber damit auch das andre gegeben, daß zu jener Zeit Worte und Handlungen ekstatischer Personen mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet wurden. Die Gottheit muß doch etwas sagen wollen, etwas Geheimnisvolles, Unaufspürbares, wenn sie die Zunge des „Nabi" bewegt. Es muß doch etwas zu bedeuten haben, wenn sie mit seinen Händen Dinge tut, die aller Berechnung spotten.

So erklärt es sich, daß man in Israel, wie in andern Religionen, schon in ältester Zeit von den Nebiim Orakel erwartet. Man merkte sich die Laute, die vom Munde des seiner selbst nicht bewußten, von seinem Gotte erfüllten Propheten ausgestoßen wurden, und suchte ihnen göttlichen Aufschluß zu entnehmen[1]). Ein eigentümliches Vermögen der Ahnung und des Fernsehens, Gesichts- und Gehörshalluzinationen, wie sie in der Verzückung auch heute nicht unerhört sind, kamen diesem Glauben entgegen.

Daraus ergab sich von selbst eine allmähliche Veränderung der religiösen Betätigung der Nebiim. Erscheint ursprünglich die Ekstase durchaus als Selbstzweck des prophetischen Gebarens, so mußte sie nun immer mehr zum Mittel,

[1]) Solche Worte, durch ihre Kürze und Seltsamkeit als ekstatische Ausrufe erkennbar, sind uns in den Prophetenschriften noch mannigfach erhalten, z. B.: Lo ámmi (Nicht mein Volk), Magor missabib (Grauen von ringsher), Qesba (Ende kommt) usw.

die in der Ekstase erlangte Offenbarung aber zur erstrebten Hauptsache werden. „Prophet sein" heißt nun „ein Gotteswort haben", „Nachtgesichte schauen", „Gottes Rede hören", „im Rate des Allmächtigen stehen". Wir sehen aus vielen Erzählungen, daß das Volk dem Nabi, wenn ihm Gott „das Auge aufgetan", zutraute, durch Türen und Wände zu blicken und den Regen rauschen zu hören, ehe noch Wolken am Himmel standen: Als König Ahab in den Syrerkrieg zog, sah der Prophet Micha Ben Jimla in der Verzückung das siegesgewiß ausziehende Heer zerstreut auf den Bergen, „wie Schafe, die keinen Hirten haben", und hörte dazu die Worte: „Diese haben keinen Herrn!" Wenige Tage darauf traf den König Ahab ein Pfeil zwischen Ringelgurt und Panzer, so daß er sich in seinem Streitwagen verblutete, „durch das Heer aber erscholl der Ruf: Jeder nach seiner Stadt und nach seinem Lande, denn der König ist tot" [1]).

Natürlich wußte das Volk von den Männern, die so Wunderbares sehen und sagen konnten, auch viel wunderbare Taten zu erzählen. Wer Jahves Geist in sich trägt, vermag natürlich mehr als andre Menschen. So soll Elia Feuer vom Himmel gebetet und Elisa zur Bestrafung ungezogener Jungen Bären aus dem Walde herbeigezaubert haben. Prophetenworte sind, so meinte man, keine gewöhnlichen Worte: nicht allein, daß sie die Zukunft und verborgene Dinge richtig nennen können, sie machen die Zukunft. Jeremia berichtet uns einmal, daß er einem Gegner das Wort entgegengeschleudert habe: „Dies Jahr noch mußt du sterben!" und merkt dazu an: „Da starb der Prophet Hananja in eben diesem Jahre im siebenten Monat." (Jerem. 29, 16 f.)

Unter Umständen wußte der Prophet solch wunderkräftiges Wort auch mit einer wunderwirkenden Handlung zu begleiten. „Als Elisa an der Krankheit, an der er sterben sollte, daniederlag, ging Joas, der König von Israel, zu ihm hinab, weinte an seinem Lager und sprach: ‚Mein Vater, mein Vater, Israels Wagen und seine Reiter'. Da sagte Elisa zu ihm: ‚Bring einen Bogen her und Pfeile.' Da brachte er ihm einen Bogen und Pfeile. Dann sprach der Prophet zum Könige von Israel: ‚Umfasse mit deiner Hand den Bogen!' Als er das getan hatte, legte Elisa seine Hände auf die Hände des Königs. Dann sagte er: ‚Öffne das Fenster nach Osten zu.' Er öffnete es. Darauf Elisa: ‚Schieße.' Er tat es. Der Prophet aber sprach dabei: ‚Pfeil eines Sieges von Jahve, — Pfeil eines Siegs über Aram' [2]). Dann sagte er: ‚Nimm die Pfeile!' Er nahm sie. ‚Schlag auf die Erde.' Er schlug dreimal, dann hielt er inne. Da brauste der Gottesmann auf über ihn und sagte: ‚Fünf- oder sechsmal hättest du schlagen sollen; dann hättest du Aram geschlagen bis zur Vernichtung; nun wirst du es nur dreimal schlagen.'" (2. Kön. 13, 14—19).

Aus dieser Erzählung läßt sich ersehen, einen wie großen Einfluß ein solcher Nabi unter Umständen gewinnen konnte: mit dem Ansehen eines von Gott bewohnten Wesens umkleidet, in allen privaten und öffentlichen Nöten

[1]) 1. Kön. 22, 37 nach dem Text der Septuaginta.
[2]) V. 17b ist wohl als Glosse zu streichen.

um Rat gefragt, mit einem geheimen Witterungsvermögen jedes Unheil vorausahnend, konnte er, wenn er der Mann dazu war, sein Volk im Sturme mit sich fortreißen. So finden wir Propheten an der Spitze blutiger Revolutionen, der Schrecken ihrer Könige; und andre, wie eben jenen Elisa, als die Nächsten am Throne, von ihrem König so wertgeschätzt, wie ein ganzes Heer: „Wagen Israels und seine Reiter."

II. Das religiöse Erleben des Propheten Jesaia.

Aber auch diese großen und in der Geschichte ihres Volkes einflußreichen Männer treten nun in den Schatten vor einigen Wenigen, denen noch heute ein Platz unter den geistigen Führern der Menschheit gebührt. Das sind die Heroen der Religion und Sittlichkeit, die uns gewöhnlich vor Augen stehen, wenn von israelitischen Propheten die Rede ist, und die diesem Namen eine ewige Weihe gegeben haben.

Im achten Jahrhundert vor Christi Geburt schickte sich der Militärstaat der Assyrer an, vom oberen Euphrat her vordringend, die kleinen vorderasiatischen Völker zu unterwerfen und sich den Weg zum Mittelmeer, dem alten Machtgebiet des ägyptischen Volkes, zu bahnen. In dieser Zeit sind, wiederum die große Katastrophe vorausahnend, wie „Sturmvögel vor dem Sturme", die großen Propheten aufgetreten, von denen wir Schriften besitzen.

Ihre Bedeutung in der Geschichte der Religion besteht, wenn man es kurz sagen soll, in einem dreifachen:

Sie haben erstens im Gegensatz zu dem partikularen und nationalen Gottesglauben ihres Volkes erkannt, daß die Geschicke der Nationen in den Händen eines allmächtigen Gottes ruhen, und haben damit der Menschheit den Monotheismus gegeben.

Sie haben ferner den Ernst und die Wahrhaftigkeit gehabt, den Untergang ihres eigenen Vaterlandes als gerechte Strafe für die sittliche Verwahrlosung seiner Bewohner zu betrachten, und haben so erfahren und verkündigt, daß Gott das Gute will und das Böse haßt.

Sie haben von diesem Gedanken aus die alten heiligen Sitten ihres Volkes, seine Feste und Zeremonien, mit rücksichtslosem Spott bekämpft, haben so allem äußeren frommen Tun eine Religion der Gesinnung gegenübergestellt und damit der Frömmigkeit Bahn gebrochen, die in Jesus Christus ihre Vollendung gefunden hat.

Es ist ohne weiteres deutlich, daß zwischen der Hoheit des Geistes, wie sie uns hier entgegentritt, und dem korybantischen Treiben der geschilderten ältesten Propheten ein gewaltiger Unterschied bestehen muß. Darüber darf man nun aber auch das Gemeinsame nicht übersehen.

Auch Jesaia, der Größte jener Großen, hat sich mit Recht einen Nabi genannt.

Auch er weiß von geheimen Stunden, in denen „Jahves Hand ihn gepackt hielt" (8, 11): Da ward „Jahve der Heerscharen in seinen Ohren offenbar" (22, 14; 5, 9a).

Auch er hat uns Worte hinterlassen von so bizarrer Seltsamkeit, daß wir ihren Ursprung in jenen Stunden traumhaften Erlebens suchen müßten, auch wenn der Prophet sie nicht ausdrücklich als Jahve-Worte bezeichnete: „Es sagte Jahve zu mir: Nimm dir eine große Tafel und schreibe mit Volksschrift darauf: ‚Eile beute bald raub' (Macher schalal chasch baz); und nimm mir als zuverlässige Zeugen den Priester Uria und den Propheten Sacharja Ben Berechja." (Jes. 8, 1 f.) Der hier geschilderte Vorgang ist wohl so zu denken: Aus der Ekstase erwachend, hat der Prophet noch eine wunderbare Wortverbindung in Erinnerung. Was hat, das ist sein erster Gedanke, Jahve mit diesem seltsamen Worte sagen wollen? In seinen wirr aneinandergereihten Bestandteilen erkennt der Prophet eine Ankündigung der kommenden Katastrophe. Gewiß ist in Wahrheit die geheime Vorahnung des Assyrerzuges, die ihm längst in den Gliedern liegt, das eigentlich Gestaltende, das psychologische Prius bei dem Traumerlebnis. Aber nun glaubt er sich von Jahve mit einer wunderbaren Ankündigung des geahnten Kommenden betraut und zugleich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß nachher, wenn das Unheil hereinbricht, an dem wirklichen Vorhergehen der Weissagung nicht gezweifelt werden kann. Darum erwählt er sich zwei zuverlässige und vornehme Zeugen, denen er das Weissagungswort sofort mitteilt, und schreibt es außerdem auf eine große Tafel, so daß es jeder Vorübergehende lesen kann. Und zugleich hat er noch in andrer Weise für das rechtzeitige Kundwerden und die Verbreitung des Wunderwortes gesorgt: einem Sohn, dessen Geburt in der Zeit jener Ekstase bevorstand, hat er den Namen „Eilebeutebaldraub" gegeben. Wie mögen die Leute in Jerusalem sich gewundert und mit geheimem Schauder die Köpfe zusammengesteckt haben, wenn die Mutter den Knaben mit diesem merkwürdigen Namen rief! Aber gerade das war die Absicht des Propheten: sie sollten aufhorchen und das merkwürdige Wort, das Jahve ihnen durch seinen Propheten geschenkt hatte, überdenken.

Für die Schätzung der Person des Jesaia hatte das die Folge, daß man auch von ihm, wie von den alten Nebiim, Wunder- und Zauberhandlungen erzählte. Einmal soll der Schatten des Zeigers auf der Sonnenuhr auf seinen Befehl zehn Merkzeichen rückwärts gegangen sein, und ein andermal soll er sich seinem König erboten haben, ihm ein Zeichen für den verheißenen Gottesschutz, je nach Wunsch, aus der Unterwelt oder vom Himmel herab, herbeizuschaffen. Das sind Erzählungen, wie sie über den Propheten umgingen; daß er sich aber auch selbst geheimnisvoller Macht bewußt war, können wir einer merkwürdigen Geschichte entnehmen, deren Kern zum mindesten von Jesaia selbst aufgezeichnet ist. Er berichtet, es sei einmal der Befehl an ihn ergangen: „Geh und leg den härenen Hüftenschurz ab von deinen Lenden, und deine Schuhe tue ab von deinen Füßen." Da tat er also, ging wirklich bloß und barfuß. Da sagte Jahve: ‚Wie mein Knecht Jesaia bloß und barfuß gegangen ist als Bild und Wunderzeichen wider Ägypten und Äthiopien auf drei Jahre hinaus: so wird der König von Assur die Gefangenen aus Ägypten und die Weggeführten aus Äthiopien, Junge und Alte, ins Exil schleppen, bloß und barfuß'. (Jes. 20.)

Hier werden wir, um dies zunächst hervorzuheben, doch unmittelbar an die ältesten Nebiim erinnert, die in der Ekstase ihre Kleider vom Leibe rissen. Was die Handlung des Jesaia von ihnen unterscheidet, ist vor allem dies, daß die Zwangsvorstellung, sich entblößen und öffentlich nackt umhergehen zu müssen, die dem Psychiater auch heute nicht unbekannt ist, sich ihm wiederum mit dem Vorausahnen des assyrischen Sieges und der Niederlage Ägyptens verbindet; daß er sein für den vornehmen Israeliten ungeheuerliches und ihm selbst rätselhaftes Verhalten auslegt als ein „Wunderzeichen wider Ägypten". — „Ich und die Söhne, die mir Jahve gegeben hat," sagt er ein andermal, „sind Bilder und Wunderzeichen in Israel von Jahve Zebaoth her, der auf dem Zion thront."

Dabei müssen wir uns nun aber ferner gegenwärtig halten, daß Symbol und Wirklichkeit, Bild und Sache für antikes Empfinden schwer voneinander zu scheiden sind. Ein Zeichen *wider* Ägypten ist gewiß *zuerst* eine *Darstellung* dessen, was Ägypten treffen wird; es klingt aber dabei auch die Vorstellung mit, daß die wunderbare Handlung das Geschick Ägyptens *bewirkt*, wie die Pfeilschüsse jenes Elisa den Sieg über Aram.

In den geheimnisvollen Stunden der Ekstase hat Jesaia auch *Visionen* gehabt wie die alten Nebiim. Die erste, durch die er sich zum Propheten berufen fühlte, hat er uns selbst in wundervoller poetischer Form geschildert[1]):

Als der König Ussia starb,
Damals schaut ich den Herrn auf ragendem Thron, prächtig und hehr,
Und sein schleppend Gewand füllte den Raum.
Feuerwesen — erlesen ihm zum Dienst,
Schwebten, ja sechsfach beschwingt:[2])
Zwei Schwingen übers Antlitz verschränkt,
Und zwei Schwingen auf die Füße gesenkt
Und zwei Schwingen zum Flug.

Und sie riefen — laut wechselnd im Chor:
„Wie hoch, wie hoch, wie hoch
Ist der Heerscharen Gott,
Wie leuchtend erfüllt er die Welt."

Da erbebten die Schwellen im Haus
Vom Ruf, den man rief;
Und das Haus erfüllte ein Rauch.

Da rief ich: „O weh! ich vergehe!"
Es ist ja unrein mein Mund und voll Schuld!
Und das Volk — es ist unrein sein Mund
Und voll Schuld um mich her!
Weh, ich hab ihn leibhaftig gesehn,
Jahve, den König.

[1]) Jes. 6, 1. Ich versuche hier den Rhythmus der hebräischen Verse, wie ihn E. Sievers erkannt hat, in der Übertragung möglichst genau nachzubilden, bin mir aber der Unzulänglichkeit dieses ersten Versuches bewußt.

[2]) seseph kenaphajim ist einmal als Dittographie zu tilgen.

Was wir hier lesen, ist, wiewohl aus des Propheten eigener Feder, keine fraglos getreue Wiedergabe seines Erlebnisses. Traumbilder lassen sich niemals genau fixieren; und aus der Zeitangabe (im Todesjahr des Ussia) ersehen wir, daß Jahre seit jener geheimnisvollen Stunde verstrichen waren, als Jesaia von ihr schrieb. Trotzdem dürfen wir versuchen, einen Blick hinter die poetische Form zu tun und zu fragen: Was hat der Prophet in seiner Verzückung gesehen?

Zunächst, so scheint es, einen blendenden Glanz. Seraphen sind Feuerwesen, also strahlend zu denken. Und wenn sie in ihrem wunderbaren Gesange von dem Kabod, dem Glanze, der leuchtenden Herrlichkeit Jahves reden, so wird auch dies dem Gesichte entsprechen. In den weiterhin folgenden Versen ist dann von glühenden Kohlen die Rede; auch dies läßt auf einen starken Lichteindruck schließen [1]).

Mit großer Wahrhaftigkeit und unnachahmlich schön ist nun das Traumhafte, Unbestimmte der Bilder, zu denen der Glanz sich gestaltet, wiedergegeben. Der Prophet weiß, daß er vor Jahves Throne gestanden hat, aber gesehen hat er nur den wallenden Saum eines weiten Gewandes. Er weiß, daß er Stimmen himmlischer Wesen vernommen hat, aber gesehen hat er nur das Auf und Nieder gewaltiger Schwingen. Antlitz und Gestalt schienen ihm verhüllt. Begleitet war das wunderbare Gesicht von einer wunderbaren Gehörserscheinung. Was er selbst empfand: das Staunen über die unnahbare Hoheit und Herrlichkeit Jahves, gestaltete sich zu Worten; aber es war ihm, als wenn diese Worte im dröhnenden Wechselgesang der Seraphen an sein Ohr schlugen. Dann plötzlich ein mächtiges Krachen, als wenn die Schwellen des Hauses vor dem Gesang der Himmlischen erbebten; und wie von einem dichten Rauche den Blicken entzogen, entschwindet das Bild.

Wie fast bei allen Visionen ist der erste Eindruck, von dem der Prophet berichtet, ein gewaltiger Schreck; dann aber löst sich — und auch dazu gibt

---

[1]) Solch blendendes Licht ist sehr häufig der erste und nicht selten der einzige Gegenstand visionären Schauens; vergleiche z. B. die Vision des Paulus vor Damaskus, Apostelgeschichte 26, 13 ff.: „Ich sah mitten am Tage unterwegs vom Himmel her ein Licht, das die Sonne überstrahlte und mich und meine Begleiter umleuchtete, und da wir alle zu Boden stürzen, hörte ich eine Stimme zu mir sagen auf Hebräisch: ‚Saul, Saul, was verfolgst du mich'. Polykarp von Smyrna sah in nächtlicher Vision sein Kopfkissen im Feuer verbrennen. Benedikt von Nursia sah, nachts am Fenster stehend, plötzlich ein mehr als taghelles Licht sich ausbreiten, die ganze Welt „schien sich wie in einen Sonnenstrahl vereinigt seinen Augen darzubieten". Weiter sieht er dann eine Feuerkugel, die er als eine gen Himmel schwebende Seele deutet. Jeanne d'Arc erzählt ihre erste Vision so: „Im Alter von dreizehn Jahren ließ sich mir im Garten meines Vaters zu Domremy eine Stimme hören. Sie war zur Rechten, von der Seite der Kirche, und von einer großen Helle begleitet." Am deutlichsten ist eine solche Vision in dem Bericht Symeons, des „neuen Theologen", beschrieben: „Es leuchtet auf in mir, in meinem elenden Herzen, wie eine Sonne oder eine Sonnenscheibe, kreisrund sich zeigend, lichtartig ..... Die alten und die jetzigen Heiligen, welche geistgewirkte Visionen haben, sehen nicht Gestalt oder Form oder Bild, sondern gestaltloses Licht." Vgl. Gunkel, Die Wirkungen des heiligen Geistes nach der populären Anschauung der apostolischen Zeit und der Lehre des Apostels Paulus, 2. Aufl. 1899; Arnold Meyer, Die Auferstehung Christi 1905; vor allem Weinel, Die Wirkungen des Geistes und der Geister im apostolischen Zeitalter Bd. I 1899.

es Parallelen in Fülle[1]) — die krampfhafte Spannung der Seele in ein unbändiges Kraft- und Siegesbewußtsein.

Es ist bedeutsam, daß diese Visionsschilderung die einzige ausdrücklich als solche gekennzeichnete in den Dichtungen des Jesaia ist. Schwerlich hat das darin seinen Grund, daß er nur ein einziges Erlebnis dieser Art gehabt hat. Die Fülle geschauter Bilder, die in seinen Reden und Gedichten einander oft im jähen Wechsel folgen, die Vorliebe für starke Geräusche, wie Tosen, Brausen, Knattern, Prasseln, die in oft wundervoller Klangmalerei wiedergegeben werden, lassen auch sonst mit Sicherheit erkennen, daß ekstatische Erlebnisse im Hintergrunde stehen. Aber Jesaia hat in der Form dieser Erlebnisse nicht ihren Wert gesehen. Ihm liegt alles an ihrem Inhalt, an den Gedanken, die ihm in solchen Stunden kommen.

Hierin liegt auch der eigentliche entscheidende Unterschied zwischen ihm und den ältesten Nebiim: diese fühlten sich beseligt, wenn sie des Gottes voll ihrer Glieder nicht mehr mächtig waren, oder — in späterer Zeit — wenn sie wunderbare Nachtgesichte hatten und in den Augen ihrer abergläubischen Volksgenossen übermenschlicher Taten für fähig gehalten wurden. Alles dies hat bei Jesaia und bei den andern Großen unter den Propheten des achten Jahrhunderts nicht aufgehört, aber es ist als bloße Form des Erlebens zurückgetreten hinter den hohen und ernsten Gedanken, die diesen Männern von Gott geschenkt wurden.

III. Die religiösen Gedanken des Propheten Jesaia.

Die Religion des Jesaia wird von einer einzigen Empfindung beherrscht: von dem demütigen Erbeben vor der unnahbaren Erhabenheit seines Gottes. Schon die Berufungsvision ist von dieser Stimmung getragen. Verhüllten Hauptes umschweben die Himmlischen den unnahbar Thronenden; und der Prophet, der seines wunderbaren Anblicks gewürdigt wird, wagt doch die Augen nicht vom Saume des Gewandes zu erheben. Hätte Jesaia unter den sieben Todsünden die schlimmste herauslesen sollen, er würde, wie dreizehnhundert Jahre später Papst Gregor der Große, superbia geschrieben haben.

Diese Sünde, das freventliche Sicherheben wider Gott, glaubte der Prophet nun aber in seiner Zeit auf allen Gassen zu sehen. Als er jung war, thronte schon im dritten Jahrzehnt der König Ussia in Jerusalem, und in dem nördlich gelegenen Zehnstämmereich, in der festen Hauptstadt Samaria, führte Jerobeam II. das Szepter, der mächtigste Herrscher, der je auf diesem Throne gesessen. Das Vordringen der Assyrer hatte zunächst die Folge gehabt, der Vormachtstellung des zwischen Assur und Israel gelegenen aramäischen Staatenbundes unheilbaren Abbruch zu tun und so den beiden palästinensischen Staaten nach einer mehr als hundertjährigen, tapfern Fehde vor ihrem nord-

[1]) Vgl. z. B. Jeremia 1, 6 und 10 oder Amos 7, 2 und 3, aber auch jedes einzelne der oben (S. 8, Anm. 1) genannten Gesichte.

östlichen Nachbar Ruhe zu verschaffen. Es gelang Jerobeam damals — sicherlich unter freudiger Zustimmung der Assyrer —, den Aramäern von Damaskus die einst von ihnen eroberten israelitischen Landschaften wieder zu entreißen. In Israel wie in Juda hatten dann die tüchtigen Landesfürsten den ehrenvoll erkämpften Frieden zu Grenzregulierungen mancherlei Art, zu starker Befestigung der einzelnen Bergstädte und zu einer energischen Vermehrung ihrer Streitkräfte, namentlich der Rosse und Kriegswagen, benutzt. Durch alles dies war das Selbstgefühl der Nation, die geringschätzige Beurteilung ihrer Nachbarn augenscheinlich mächtig gewachsen. Dazu hatte die Beute aus den glücklichen Grenzkriegen und der Handel seit dem Friedensschluß den Wohlstand der Großen des Landes gehoben: sie bauten ihre Häuser jetzt aus Stein statt aus Lehm, wohnten im Sommer in Landhäusern und hatten — das hören wir gelegentlich von dem Propheten Amos — und auch in einer assyrischen Urkunde wird es hervorgehoben — Ruhebetten, die mit Elfenbein ausgelegt waren. Fremdländische Gewänder, Gold- und Silberschmuck wurden feilgeboten und gekauft, und natürlich hatten auch die Heiligtümer ihren Vorteil davon: Gottesbilder — oft nach ausländischem Muster mit Silber und Gold überzogen — zeugten in manchem alten Heiligtume Jahves von dem gesteigerten Wohlleben und Kunstsinn seiner Verehrer.

Gegen alle diese Errungenschaften seiner Zeit erhebt sich Jesaia mit flammendem Zorn:

Nun ist in Fülle im Land Silber und Gold:
Ohn' Ende Schätze verstaut!
Nun sind in Fülle Rosse im Land,
Ohn' Ende Streitwagen erbaut!
Nun ist in Fülle da der Götzen Tand,
Und man liegt im Staub vor dem Bild,
Das mit Fingern man kunstvoll erbaut. —

Ach — so tief erniedrigt sich der Mensch —
Nein, da — da gibt's kein Empor[1])!
So verkriech dich im Gestein und im Staub;
Er naht prachtvoll und groß,
Er, der furchtbare Herr!

Hinab sinkt menschlicher Stolz,
In den Staub Hoheit und Kraft,
Und hoch ragt Jahve allein,
Wenn kommt sein Tag!

Ein Tag für der Heerscharen Herrn,
Wo alles Hohe fällt;
Wo, was stolz erhaben, versinkt:
Wo des Bergwalds Zeder zerbricht,
Wo des Fruchtlands Eiche zerbirst:
Wo im Sturm stolze Höhn schnell vergehn,
Wo der Berggipfel Pracht im Nu zerkracht:
Wo der Türme Fallen grollt,
Wo das starke Bollwerk zerrollt:

[1]) Vergl. B. Duhm, Das Buch Jesaia. Göttingen 1892. S. 19.

Wo das Schiff auf dem Meer versinkt,
Und der Goldschmuck, so schwer, nichts mehr gilt!
Hinab sinkt menschlicher Stolz,
In den Staub Hoheit und Kraft,
Und hoch ragt Jahve allein,
Wenn kommt sein Tag![1])

Es muß uns an diesen stürmenden Versen zunächst die rücksichtslose Kulturfeindschaft des Propheten auffallen. Was seinen Landsleuten ein Zeichen von Glanz und Glück, eine Erinnerung an den Sieg oder eine Bürgschaft für Sicherheit und Wohlstand war — ihm ist es alles wertloser Tand!

Und wenn man im Volke eine besondere Treue gegen den Landesgott durch Stiftung kostbarer, mit Gold und Silber beschlagener Bilder zu beweisen sucht, so kann Jesaia in der Verhöhnung dieser luxuriösen Religionsübung sich vollends nicht genug tun. Mit einem „ekelhaft besudelten Hemd" vergleicht er einmal den kostbaren Goldüberzug der neumodischen Bilder; und die Hekatomben von Schlachtvieh, die man jetzt in Jerusalem opferte, veranlassen ihn nur zu dem zornigen Ausruf: „Wer hat denn das von euch verlangt, meine Vorhöfe zu zerstampfen!"

Diese Ablehnung der damals modernen Kultur ist nun um so merkwürdiger, als Jesaia selbst nicht etwa ein Mann aus dem niederen Volke war: Proletarierstimmung hat er ganz und gar nicht. Er war vielmehr ein sehr vornehmer, in der Hauptstadt hochangesehener Mann. Wir sahen bereits, daß ihm der oberste Priester am Tempel, gewiß der Vornehmsten einer, in einer Privatangelegenheit als Zeuge zur Verfügung steht, und ein andermal hören wir, daß er den König auf der Straße anreden darf, als er ihm, seinen ältesten Sohn an der Hand, vor dem Stadttor begegnet.

Man kann sagen, daß schließlich jede echte Frömmigkeit, weil der Pietät nahe verwandt und bestrebt, im Wechsel der Zeiten das Ewige zu sehen, einen Hang zum Alten, ein großes Mißtrauen gegen Neuerungen hat. In Israel vollends war diese religiöse Kulturfeindschaft von jeher recht eigentlich zu Haus: Israels Stämme waren ursprünglich Nomaden; ihr Gott ein Wüstengott. Und so sehr wurzelte das Gefühl für diesen Ursprung ihrer Religion in den israelitischen Frommen, daß es bis zum Untergang des Staates Juda eine religiöse Sekte gab, die es für ihre Pflicht hielt, mitten im Fruchtland in Zelten zu wohnen, keinen Wein zu bauen und in Kleidung und Sitte den Anschluß an die Mode zu verschmähen.

Sicherlich lebt etwas von dieser Stimmung in Jesaia. Einzigartig ist nun aber bei ihm — auch jenen Wüstenfreunden und übrigens auch den andern Propheten gegenüber — dies, daß er das Neue nicht bekämpft, weil es neu, der Form des alten Gottesdienstes fremd ist, sondern deshalb, weil es das Werk hochfahrender Menschen ist, weil seine Wertschätzung sich nicht mit der religiösen Grundstimmung demütiger Hingabe an Gott verträgt. Jesaia ist so erfüllt von der Herrlichkeit Jahves, daß es ihm, fast wie später Augustin, als Sünde erscheint, etwas andres als seinen Gott hoch, erhaben und vertrauenswert zu nennen.

[1]) Jes. 2, 7 ff.

Freilich darf man andrerseits die der Kultur abgewandte, ihres Gottes frohe Stimmung des Jesaia auch dem krankhaft Weltflüchtigen des christlichen Mönchtums nicht zu nahe rücken. Jesaia hatte Weib und Kind und hat sein Vaterland geliebt. Es waren schließlich auch nicht die Güter selbst, die ihn in Harnisch brachten, sondern mehr noch die sittlichen und sozialen Schäden, die ihm mit dem wachsenden Wohlstand seiner Zeit unauflöslich verbunden schienen. Ein glücklicher Krieg pflegt ja — das können wir auch aus der Erfahrung unsres Vaterlandes wissen — für das sittliche Niveau eines Volkes nicht immer günstig zu sein. So war es auch damals nach den Aramäerkriegen. Die Lasten des Krieges hatten alle tragen müssen, die Beute blieb in den Händen weniger, die — wenn wir dem Propheten glauben dürfen — in unerhörtem Luxus und wilder Schlemmerei lebten. Der gesteigerte Import ausländischer Waren, dem die kleinen und an Bodenerzeugnissen armen Länder Israel und Juda nur ein bißchen Vieh und Getreide entgegenzusetzen vermochten, mußte oft zur Teuerung führen, die dem minder Begüterten bittere Not, Verlust seines Grundbesitzes oder gar, wenn er zu hoch verschuldet war, Verlust seiner Freiheit brachte.

Überdies herrschte im Lande die größte Rechtsunsicherheit: Die alte, aus der Beduinenzeit des Volkes stammende Einteilung nach Geschlechtern und Familien, bei der jeweils die Sippe ihren Angehörigen Rechtsschutz gewährte, hatte sich seit Bestehen des Königtums in beiden Ländern allmählich aufgelöst und war vor allem natürlich in den beiden Hauptstädten so gut wie verschwunden. Die Zentralisierung der Gewalt aber hatte andrerseits doch nicht vermocht, sich wirklich ganz durchzusetzen: Neben den Königen und ihren mächtigen Ministern (den Sarim) finden wir die ganze Geschichte beider Reiche hindurch eine Schar von Geschlechtshäuptern (Sekenim), die durch ihre Unabhängigkeit und ihren Einfluß dem Staatswesen nicht selten das Aussehen einer Oligarchie gaben. Diesen Großen von Geburt oder Amt gegenüber gab es für den gemeinen Mann schlechterdings kein Recht. Es ist in dieser Beziehung höchst bezeichnend, daß man im Hebräischen Gerechtigkeit und Gnade mit dem gleichen Worte wiedergeben kann.

Jesaia gehörte gesellschaftlich zu jenen Vornehmen; um so mehr müssen wir bewundern, daß es gerade die Sünden der Reichen sind, für die seine Augen offen waren.

Eins seiner ältesten und gewaltigsten Gedichte droht den Großen der nordisraelitischen Hauptstadt Samaria den Untergang. Die Stadt lag mit Gärten und Mauern wie ein Kranz oder eine Krone um den Gipfel eines Berges. Darum vergleicht sie Jesaia mit dem Stirnschmuck, den der Zecher trägt:

Weh güldener Reif der betrunkenen Schar,
Samarien welk, wie Blumen im Haar,
Dem fetten Tal zu Häupten, den vom Wein Betäubten!

Schon hat der Herr eines Recken Faust,
Der wie Sturmwind schlägt, wie Wetter braust,
Wie wenn Wetterguß niederrauscht, niederkracht,
Zu Boden schmettert mit Macht!

Der tritt knatternd und prasselnd des Stirnreifs Glanz, der Trunkenen Kranz;
Den blinkenden Schmuck, das welkende Laub
Mit Füßen nieder in Staub![1])

„Wehe denen, die Haus an Haus reihen und Feld an Feld rücken, bis kein Platz mehr ist, und ihr allein noch wohnen könnt im Land!" So geht er der Latifundienwirtschaft zu Leibe, die den verschuldeten Armen von Heim und Scholle drängt.

Und klar kommt es ihm dabei zum Bewußtsein, daß der erhabene Gott, dessen Stimme er hört, von den Menschen das Gute will, und nur das Gute! Daß also kein Opfer, kein Kultus vor ihm irgendeinen Wert hat:

Euer Opfer hilft nichts! Laßt es sein!
Das Räuchern, es ist mir ein Greuel!
Neumond, Gemeindefest und der Sabbat —
Ich trag's nicht — Trug und dann Feiern!
Eure Nachtfeste und die Prachtfeste sind mir verhaßt!
Sie sind mir nichts als Last! Ich mag das nicht mehr!
Reckt nur zum Himmel die Hand — Hab die Augen gewandt!
Ob ihr auch betet mit Fleiß — ich höre euch nicht,
Eure Hände sind ja voll Blut!
Macht rasch, daß ihr wascht! Fort mit der Bosheit eurer Tat! Mir schnell aus den Augen!
Laßt ruhn, was schlecht! Lernt tun, was gut! Sucht nun das Recht!
Hemmt die Gewalt! Der Witwe Schutz! Verwaiste beschirmt[2])!

Wir müssen uns diese erregten Worte bei einem großen Opferfeste gesprochen denken. Die Priester stehen mit blutigen Händen vor dem mächtigen Altar, auf dem das Opfer liegt, und die Laien um sie her. Ihre Gebete, wohl schon durch die von Norden drohende Kriegsnot bestimmt, bestürmen Jahve. Und sie sind überzeugt, daß er wohlgefällig niederschaut auf die reiche Gabe der Edelsten seiner erwählten Nation. Da tritt der Prophet hervor: man erwartet von ihm die göttliche Antwort, die Zusage und Erhörung des Erbetenen. Statt dessen sprudeln von seinem Munde Worte des Zorns: Eure Opfer helfen nichts! sind ein Gräuel! sind verhaßt! Euer Gebet ist nutzlos! laßt es sein! — Und nun mit gesteigerter Stimme und hastendem Rhythmus, was Jahve verlangt: Gutes tun, Gerechtigkeit üben, den Schwachen schützen, statt ihn auszubeuten.

Den Zwiespalt zwischen der in solchen Worten vertretenen Gottesanschauung und der des angeredeten Volkes kann man sich kaum groß genug denken. Auf seiten des Volkes die sichere Überzeugung, daß Jahve der Gott und beste Bundesgenosse Israels sei, kaum anders, als auch die andern Völker umher in ihren Göttern starke Helfer haben. Damals wurden die Sammlungen alter Volkserzählungen zum Abschluß gebracht, die uns jetzt, ineinander gearbeitet, im ersten und zweiten Buch Mose vorliegen. Thema und Ziel dieser Sammlungen ist: „Die Erwählung Israels zum Volk Jahves". Und demgegenüber

[1]) Jes. 28, 1—4. Die Reime entsprechen hier nicht, wie in den andern Zitaten, dem hebräischen Original. Zum Text vergl. Duhm.

[2]) Jes. 1, 13 ff.

nun bei dem Propheten die gewaltige Gewißheit, daß Jahve, der hoch Erhabene, vor allem der Schirmherr des Guten und der Rächer des Bösen ist:

Es ist groß der Heerscharen Herr durch das Recht.
Unendlich erhaben ist Gott, weil er gut.

So gewinnt das Hauptwort in der Prophetie des Jesaia „kadosch", das eigentlich soviel bedeutet wie unnahbar, erhaben, den Sinn, in dem wir es gewöhnlich übersetzen, den Sinn von heilig.

Da können nun die Bewohner Jerusalems freilich nicht mehr als Jahves erwählte Lieblinge gelten — sie sind ihm „Feinde" und „Widersacher"! Da ist kein Anlaß mehr für Israel und Juda, Jahve den „Felsen" zu nennen, auf den sich ihre Hoffnung gründet. Allerdings, „ein Fels" wird er sein; aber „ein Fels zum Straucheln für beide Häuser Israel, eine Schlinge und Sprenkel für die Bewohner Jerusalems!"

An einem Laubhüttenfeste, wo alles in die Weinberge zu ziehen und — die Frauen und Mädchen voran — mit Rausch und Reigentanz die Weinlese zu feiern pflegte, tritt der Prophet in den ausgelassenen fröhlichen Kreis:

Steht auf, sichere Frauen, — denn euch gilt mein Begehr,
Und ihr voll Vertraun — ihr Dirnen horcht her.
Ein Jahr und ihr zittert, die jetzt ihr vertraut,
Wann die Lese dahin — Obsternte aus —
Euch Sichre wird's graun! Sollt zittern statt traun!
Herunter das Festkleid, den Sack um eure Hüften!
Schlagt euch klagend die Brüste[1])!

Und nun entwirft er ein Bild der Öde und Verlassenheit, in die Jerusalem mit seinen Gärten und Weinbergen, mit seinen Palästen und Festungswerken sinken soll — zur Strafe für seine Bosheit ein mit Gestrüpp und Gras überwucherter Trümmerhaufe „den Wildeseln zur Wonne und eine Weide für die Herden!"

In den heidnischen Kriegsscharen Assurs aber, deren Sturmschritt ihm, schon ehe sie kommen, wie „Brausen von Meeren", wie „Tosen gewaltiger Wasser" in den Ohren liegt, grüßt er Jahves Streitart, das Werkzeug seiner zur Strafe über Juda ausgereckten Hand.

Es ist Jesaia nicht leicht geworden, dies Vernichtungsurteil über sein eigenes Vaterland zu sprechen. Mitten in einer flammenden Unheilsverkündigung schreit es in ihm auf:

Ja, Jahve wird kommen,
Zu tun seine Tat — wie fremd diese Tat!
Zu wirken sein Werk — wie barbarisch das Werk!

Wir sehen, wie ihm das Herz geblutet hat bei dem unerhörten Gedanken: „Jahve, der Heilige Israels, auf der Seite der Barbaren!"

So kann es nicht wundernehmen, daß von Anfang an neben die furchtbaren Bilder der Verwüstung der Ausblick auf eine lichte, selige Zukunft tritt; und auch das wird kein Zufall sein, daß gerade diese freundlichen, trost-

[1]) Jes. 32, 9 ff.

lichen Gedanken uns oft noch erkennen lassen, daß sie in den geheimen Stunden der Ekstase wach geworden, in Auditionen und Visionen vor die Seele des Propheten getreten sind. Jenseits der Schwelle des Bewußtseins, im tiefsten Innern seiner Brust lebte die Liebe zu Heimat und Volk; und wenn er vielleicht am Tage, auf der breiten Straße, das drohende Strafgericht wie vor Augen gesehen und voll heiligen Zornes verkündigt hatte: in der stillen Dämmerung, wenn „Gottes Hand ihn ergriff", wurden Bilder wach, wie er sie in seiner Kindheit empfangen hatte, wie sie in den alten Sagen seines Volkes umgingen: das Bild einer goldenen Zeit am Ende der Dinge, wo aller Streit ein Ende hat, wo Wolf und Lamm in Eintracht beieinander lagern, wo die großen Raubtiere, Löwen und Bären, wie Rinder zur Weide gehen, wo ein wunderbares Kind in strahlendem Lichte ersteht und unter seinem Szepter eine Zeit heraufziehen läßt voll unsagbarem Glück und seligem Frieden. In der Verzückung ist es dem Propheten, als höre er das geknechtete, zertretene Volk, das in Kriegsnot und Fremdherrschaft wie in Todesnacht gefangen ist, den göttlichen Befreier schon jubelnd begrüßen:

Das Volk, das im Finstern wandelt, blickt auf, welch großes Licht!
Die wohnen im Dunkel des Todes, Licht strahlt rings um sie her!
Wie jubelt man so laut; wie frohlockt man so sehr! sie freuen sich vor dir,
Wie der Schnitter sich freut; wie des Sieges frohlockt, der die Beute teilt!
Ach, wie drückte das Joch! Ach, wie schmerzte uns doch die Geißel, schlug uns der Vogt!
Und nun frei, wie am Gideonstag!
Jeder Mantel, besudelt mit Blut, jeder stampfende Stiefel im Kampf:
In die Flammen zusammen! Der Lohe zum Raub!
Denn ein Kind ist uns geschenkt; ein Sohn ward uns geboren,
Dessen Schulter dem Purpur bestimmt!
Der wird laut gegrüßt: „Wunder an Rat, Heldengott, der in Ewigkeit herrscht!"
Seine Hoheit so groß und des Friedens kein Ziel auf dem Davidsthron und im Reich ringsum.
Das zu baun ist er ja, wo Unrecht geschah, mit Gerechtigkeit da jetzt auf ewige Zeit.
Die Leidenschaft Jahves glüht, bis das geschieht[1]).

Wiederum spiegelt sich in diesen Versen das visionäre Erlebnis mit großer Treue. Zuerst ist es dem Propheten auch hier, als wenn ihn ein großes Licht umstrahlt, das aus der Dunkelheit seiner Kammer aufleuchtet. Dazu ein Brausen und Lärmen, als wenn eine große Volksmenge jubelt und jauchzt. Er spannt seine Sinne an! Was haben sie nur? Es klingt wie Erntejubel — nein, wie Siegesgeschrei! Nein — jetzt sieht er es deutlich: es ist da ein gewaltiger Flammenstoß, und es werden Rüstungen hineingeworfen: schwere Kriegsstiefel und ein Mantel, der mit Blut besudelt ist. Und was so jubelt — jetzt versteht er es —, das ist das befreite Volk, dem das Joch der Assyrer von den Schultern genommen ist. Dauernden Friedens gewiß, verbrennt es seine Waffen. Plötzlich ein andres Bild. Das große Feuer ist verschwunden, aber das Leuchten hält an. Und jetzt kommt es ihm vor, als strahle es aus von einem Throne. Auf dem sitzt ein Knabe. Das Brausen wird zur Huldigung, und nun kann er auch die Worte verstehen:

[1]) Jes. 9, 1 ff.

Wunderbare Namen, Namen des Endzeitskönigs, des göttlichen Herrschers der seligen Zukunft. Der Prophet erwacht; das Bild ist verflogen; es war ein Traum. Aber mächtig erhebt sich in ihm die Gewißheit: „Die Leidenschaft Jahves glüht, bis das geschieht."

Den tiefsten Quell dieser sehnlichen Hoffnung hat uns Jesaia — und das ist rührend zu sehen — in der Stunde offenbart, als er sein erstes Kind auf den Armen hielt. Wer möchte in solcher Stunde die Zukunft nicht voll Sonnenschein sehen! So hat Jesaia damals jenem Kinde den Namen gegeben „Schearjaschub", zu deutsch: „ein Rest wird sich bekehren". Die stillschweigende Ergänzung, die dieser Wundername verlangt, ist gewiß: „und du, mein Sohn, wirst zu jenem Reste gehören!" Auch hier tritt der sittliche Ernst des Propheten ergreifend hervor: Gewiß der erste Anlaß seiner Hoffnung auf eine nach allen Stürmen und Strafen glückliche Zukunft seines Volkes ist seine Liebe zu dem, was ihm nahe steht, zu seiner Heimatstadt, seinen Freunden, seinen Kindern vor allem; aber wie er den König der Endzeit nur denken kann, in Gerechtigkeit regierend, die sittlichen Schäden der Gegenwart vernichtend, so hat er auch seinen Sohn nicht etwa genannt: „ein Rest im Glück" oder „ein Rest wird gerettet", sondern „ein Rest bekehrt sich". Nur, wenn es besser wird in seinem Vaterlande; nur, wenn es Menschen gibt, die sich bekehren, soll hinter der dunklen Zukunft ein heller Morgen lachen: Lieber Zusammenbruch und Untergang auch über das Liebste, was er auf Erden hat, als daß Sünde und Ungerechtigkeit dauern.

Diese Bekehrung aber, die Bedingung des Übrigbleibens im Sturm der Strafgerichte, für die hat Jesaia — wohl zuerst — ein Wort gewählt, das dann vielleicht das bedeutungsvollste in der Geschichte der Religion geworden ist, das Wort „glauben". „Wollt ihr nicht glauben, so könnt ihr nicht bleiben," sagt er einmal, und was er damit meint, spricht er ein andermal so aus:

In Umkehr und Ruhe liegt eure Rettung,
Stille sein und Vertrauen ist für euch Heldenkraft.

Vertrauensvolle Hingabe an den heiligen Gott, in der das dankbare Herz nicht anders kann, als umkehren von allem Bösen, in der es getrost und froh, zum Guten stark und todesmutig wird, das ist nach Jesaia die Summe der Religion.

Nicht immer haben seine Gedanken auf dieser Höhe gestanden. War es der patriotische Zug seines Herzens, war es der Zorn über die unmenschliche Grausamkeit und den gotteslästerlichen Hochmut, mit dem die Assyrer den Glauben an ihre göttliche Mission erschütterten, als sie nun wirklich, zuerst über Israel, dann über Juda, hereinbrachen, — oder war es das geheimnisvolle, auf Visionen gegründete Vorauswissen der großen Katastrophe, die das assyrische Heer treffen und Jerusalem retten sollte; immer deutlicher tritt neben den Ausblick auf die Rettung eines „bekehrten Restes", einer nur durch Gesinnung zusammengehaltenen, durch nichts Äußeres begrenzten Schar, die Gewißheit, daß Zion, der Berg, wo Jahves Tempel steht, in dem großen Gerichte

übrigbleiben soll. Freilich, auch diesem Glauben fehlt nicht die sittliche Voraussetzung. Der gerettete Tempel wird das Symbol einer Gemeinschaft sein, die wie auf einem festen Grundstein auf der Wahrheit ruht: „Wer glaubt, der weicht nicht", er wird dastehen, als habe ihn Gott gebaut und dabei „Recht zur Richtschnur" und „Gerechtigkeit zur Setzwage" gebraucht; also eine bekehrte, geläuterte Gemeinde, eine Gemeinde nach dem Herzen ihres heiligen Gottes wird in und mit Jerusalem übrigbleiben; aber immerhin kommt mit dieser Hervorhebung des äußeren Heiligtumes doch ein Begriff in die religiöse Verkündigung des Jesaia, der von der reinen Höhe des Geistes ein wenig herunterführt, der dem Äußeren, Dinglichen — einst so hart von ihm bekämpft — eine Tür auftut.

Die Assyrer waren gekommen, wie es Jesaia vorausgesagt hatte. Samaria, die Hauptstadt von Israel, fiel ihnen zuerst zum Opfer. Dann — Jahrzehnte später — legten sie 46 feste Städte in Juda in Schutt und schon hatten sie Hiskia, den König von Juda, „wie einen Käfigvogel in Jerusalem eingeschlossen" [1]). Alles zitterte vor ihrem Ansturm, nur Jesaia blieb in unerschütterlicher Zuversicht. „Dich verachtet ja, es verlacht dich ja, Tochter Zion, die Maid", so beginnt er ein Spottgedicht, das er nach der Darstellung des zweiten Buches der Könige in den Tagen geschrieben hat, als Sanheribs Boten die Schlüssel Jerusalems forderten, und König Hiskia mit zerrissenem Gewande und vielen Tränen in den Tempel ging, um Jahves Hilfe zu erbitten. Jesaia wußte jetzt gewiß, daß Jerusalem nicht fallen werde, daß die Zeit da sei, wo Gott die Streitart Assur aus der Hand legen werde, zornig, weil sie sich gebärdet, als habe sie ihre von Gott geführten Streiche mit eigener Kraft getan. Er sah die Befreiung in immer neuen Bildern vor Augen, und fröhlich wie nie zuvor glaubte er das Ziel seiner Hoffnung, die Umkehr des Volkes, die Rettung des bekehrten Restes, vor der Tür.

Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Freilich das erwartete Wunder geschah: Plötzlich brach Sanherib sein Feldlager ab und zog in Eilmärschen nach Norden: es scheint, daß eine Pest ihn zur Umkehr zwang [2]); vielleicht auch ein Aufstand im fernen Osten, der seine Gegenwart erforderte. Genug, die Assyrer zogen plötzlich und eilends ab. In Jerusalem herrschte unbeschreiblicher Jubel. Alles stieg auf die Dächer, das vom Feinde leere Land zu übersehen; die Viehherden, die man in der Voraussicht einer langen Belagerung in Jerusalem zusammengetrieben hatte, wurden geschlachtet. Mit fröhlichen Gelagen und lärmenden Aufzügen feierten die eben noch Verzagten den leichten Sieg. Man suchte auch nach dem Propheten: seine Verkündigung

[1]) Nach dem assyrischen Bericht König Sanheribs.

[2]) Vgl. 2 Kön. 19, 35: „Und es geschah in der Nacht, da ging der Engel Jahves aus und schlug im Heere der Assyrer 185000 Mann" mit Herodot II, 141: „Darauf zog wider Ägypten Sanacharibos, der König der Araber und Assyrer." „Nachts aber kam eine große Schar Feldmäuse über die Feinde, die zernagten Köcher, Bogen und Schildriemen, so daß sie am andern Morgen wehrlos waren, die Flucht ergriffen und viele ums Leben kamen." (Die Maus ist das Tier des Pestgottes, hier wohl ein von Herodot mißverstandenes Bild der Pest.)

hatte sich ja in allen Punkten als wahr erwiesen. Die Assyrer waren wie eine furchtbare Gottesgeißel gekommen, wie er es gesagt hatte, und sie waren eilends von Jerusalem abgezogen; und auch das hatte er vorausgesagt. Wo ist der Prophet, daß man ihn feiere als den Helden des Tages? Man fand ihn einsam — in Tränen: „Blickt weg von mir; denn ich muß bitterlich weinen! Drängt nicht, mich zu trösten um — der Zertrümmerung meines Volkes!"

Gewiß, alles war gekommen, wie er es gesehen und gesagt hatte; aber die sittliche Umkehr, die demütige Frömmigkeit der Herzen, für die er sein Lebelang geworben, und auf die er zuletzt so zuversichtlich gehofft hatte —, wo war die? Da zogen die Menschen durch die Gassen, da lärmten, prahlten und schwelgten sie und waren doch noch eben unter dem Drucke der Not so bußbereit gewesen.

Ja, das ist nun der Tag, wo der Heerscharen Herr, wo Jahve ruft:
Zum Weinen, Buße zu tun, sich zu kleiden in Trauergewand!
Aber nein: man jubelt und singt!
Man schlachtet das Rind, man schächtet das Schaf! „Auf, esset und trinkt, eh' das Leben verblüht!"
Aber horch! der Herr! Schon hör ich sein Wort:
„Diese Schuld bleibt ungesühnt! Ihr tragt dran, bis ihr sterbt!"
So spricht euer Gott, der Heerscharen Herr[1])!

Das sind, so scheint es, die letzten Worte, die wir von Jesaia besitzen. Als er nach dem Urteil seines Volkes das Größte erfahren, einen Erfolg ohnegleichen vor Augen hatte, sah er selber, weinend vor Groll, das Werk seines Lebens zerbrechen.

So ist es den Großen in der Geschichte der Religion immer ergangen. Die Zeit, in der sie lebten, war für ihre hohen und freien Gedanken nicht reif, war zu leichtfertig für den schweren Ernst ihrer Botschaft. Fünfzig Jahre nach dem Tode des Jesaia — was sehen wir da von seinen Gedanken noch in Kraft? Dies eine, daß der Tempel auf dem Zion Jahves einziges Heiligtum und darum unverletzlich ist. Im Munde des Jesaia war das eine Inkonsequenz, ein Rückfall in die Wertschätzung des äußeren Kultus, den er einst so hart bekämpft hatte. Die Epigonen haben *nur* dies von ihm verstanden.

Das ist nun wohl betrüblich zu sehen; aber vielleicht läßt sich doch auch darin ein weises und wohltätiges Gesetz erkennen. Paulus und Luther ist es nicht anders ergangen: auch bei ihnen sehen wir in der Generation, die ihnen folgt, fast nur die Gedanken wirksam, mit denen sie nichts eigentlich Neues gesagt, in denen sie sich über das religiöse Niveau ihrer Umgebung nicht allzusehr erhoben haben. Es ist wohl ein Geschenk Gottes, daß seine größten Boten in ihren Worten und Gedanken eine Stelle haben, an der sie von ihnen selbst Überwundenes verkünden, an der sie schwach und klein sind und irren. Das ist dann der Punkt, an dem die kleine Nachwelt sich bemüht, den Heros lieb zu gewinnen und zu verstehen, von dem aus sie sich allmählich emporarbeiten kann, bis sie nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden die Höhe *erklommen* hat, die er einst im *Fluge* gewann.

[1]) Jes. 22, 12 ff.

Friedrich Paulsen.

Von

Theodor Kappstein.

I.

„Die Universitäten haben sich bis heute eine hervorragende Stellung unter unsern nationalen Einrichtungen bewahrt. Auch heute bilden sie noch nicht unwichtige Trageglieder in dem Bau der deutschen Einheit. Und immer, ist zu hoffen, wird die deutsche Universität den Ruhm bewahren, die Hauptträgerin der deutschen Wissenschaft zu sein. Sicher ist ihr dieser Ruhm, solange sie als Erbe der Vergangenheit bewahrt jenen Geist der Innerlichkeit: die stille Freude an der Sache, die Treue der Arbeit, die Liebe zur Wahrheit, die über alle Absichten und Rücksichten hinweggeht."

Der dies Wort geschrieben, ist selber eine Zierde der größten deutschen Universität: Friedrich Paulsen, Ordinarius der Philosophie in Berlin. Wir verdanken ihm, was wir lange vermißten: ein lesbares Buch über die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium[1]). Die Umrisse der geschichtlichen Entwicklung werden in diesem Werke gezeichnet, die gegenwärtige Verfassung der Universität und ihre Stellung im öffentlichen Leben besprochen, die Universitätslehrer und der Unterricht charakterisiert, sowie die Studierenden und das akademische Studium nach äußeren und inneren Beziehungen gewürdigt. Den Abschluß bilden Streifzüge in die einzelnen Fakultäten und ein Wort über die Einheit der Universität.

Alles, was in diesem Buche ausgeführt wird, ist ernster Betrachtung wert für Student und Professor. Wer war auch berufener, der Systematiker der Universität zu werden, als dieser Mann, der sich durch seine „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart" den Namen eines Gelehrten in glänzendem Anlauf errungen hatte!

Sehen wir, wie Paulsen der Gelehrte, Dozent und Schriftsteller geworden ist, als den wir ihn heute feiern.

[1]) Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. Berlin, A. Asher & Co. 1902.

II.

Friedrich Paulsens Lebensweg führt vom Dorf zur Großstadt. Er ist geborener Nordfriese. Ein rechtschaffenes Dorf, ein rechtschaffenes Bauernhaus und eine rechtschaffene Dorfschule bieten ihm in ihrer Einheit die vollkommenste Bildungsstätte, die es auf Gottes Erdboden für die Kinderjahre geben kann. Denn diese einfachen Verhältnisse des Landes stellen nach seiner Erfahrung mitten hinein in eine Wirklichkeit, wie sie diesen Jahren faßlich ist, und diese Wirklichkeit ladet nicht nur zum Ansehen ein, sie fordert auch auf zum Anfassen. Glücklich und mannigfaltig waren die Knabenjahre des nordischen Jungen; der alternde Mann denkt ihrer mit ungetrübter Freude und hat sie uns mit all ihren intimen Reizen lebendig beschrieben[1]).

„Vom siebenten, achten Jahre," berichtet er mit Stolz, „habe ich Jahr für Jahr meinen Anteil an allen landwirtschaftlichen Arbeiten gehabt: beim Pflügen und Eggen, bei der Heu- und Kornernte; unzählige Heu- und Kornwagen habe ich mit kunstsicherer Hand geladen, viele lange Julitage vom frühesten Morgen bis zum Abend auf den entfernteren Wiesen beim Mähen und Heuen geholfen: in meiner Erinnerung die sonnigsten Tage meines Lebens. Daneben gab's im Garten zu tun, zu pflanzen und zu begießen; und gelegentlich war auch einmal beim Backen und Kochen, beim Füttern und Tränken eine hilfreiche Hand mehr zu brauchen. Kurz, alle Arten menschlicher Arbeit wuchsen den Heranwachsenden von selber in die Hand. Dazu kam ein paarmal im Jahre der Zimmermann oder der Maurer ins Haus, auch der Schneider saß wohl einmal mit seinem Gehilfen ein paar Tage auf dem großen Tisch. Zum Schuhmacher zu gehen gab's alle Augenblicke Gelegenheit; gern wurde auch beim Schmied Einkehr gehalten; es war ein fröhlicher Mann, und im Winter, wenn wir aus der Abendschule kamen und die vom Amboß sprühenden Funken die dunkle Werkstätte in magisches Licht tauchten, gingen wir nicht leicht vorüber, ohne auf ein Weilchen einzukehren und die Finger an der Kohlenglut zu wärmen."

Wer Spielsachen haben wollte, machte sie sich selbst; unser Philosoph schnitzt sich sein erstes Schachspiel aus Lindenholz, mit Siegellack und Tinte nachhelfend. Ein primitiver Atlas und ein zerlesener „Robinson" waren seine ursprüngliche Bibliothek neben der Bibel und dem Gesangbuch des Hauses. Mit vergnüglichem Behagen erinnert er sich an seinen einfachen Rechenlehrer Sönke Brodersen, der den Zentner Butter und den „Stein" Flachs, das geschlachtete Schwein und die gepachtete „Tenne", die zum Herbst verkauften Ochsen und die Erbteilung des Bauernhofes als Aufgaben aus dem Tagesleben heranzog; ebenso haftet ihm in fester Erinnerung, wie er die in der Schule vorgetragene Lehre vom Hebel und der Wage daheim auf einem selbstgefertigten Apparat auf ihre Richtigkeit nachprüfte, wobei Kastanienschalen und Erbsen als Wage dienten, und wie er den Heber, zu dem ihm sowohl der Gummischlauch als auch die gebogene Glasröhre fehlten, durch die langen, hohlen Stengel des Löwenzahns, die sich biegen lassen, ersetzte, um dann manchen Eimer Wasser auf diesem Wege ablaufen zu lassen.

---

[1]) Vgl. „Deutsche Bücherei", Band XXXI: „Zur Ethik und Politik". Von Friedrich Paulsen. Erstes Bändchen, S. 116—125: Dorf und Dorfschule als Bildungsstätte. (Die ganze ebenso inhaltreiche wie wohlfeile Sammlung, die Oberlehrer Dr. A. Reimann herausgibt, erscheint in bisher 60 Heften im Verlage H. Reelmeyer-Sarganek. Berlin, SW.)

Diese frühzeitige und intensive Berührung mit der Natur hat es Friedrich Paulsen für sein ganzes Leben unmöglich gemacht, sich in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit im Hörsaal und am Schreibtisch in den luftigen Höhen einer unfruchtbaren Abstraktion zu verlieren; er behält bei allen seinen Gedankengängen immer festen Boden unter den Füßen, und auch seine sublimsten Reflexionen und Definitionen lassen nie den Beziehungspunkt zum konkreten Leben vermissen.

Nachdem der junge Mann seine Studien mit Erfolg abgeschlossen hatte, habilitierte er sich als Privatdozent bei der Berliner Universität. Im Jahre 1878 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, und seit 1896 ist er in Berlin Ordinarius auf dem Lehrstuhl Eduard Zellers. Paulsen ist eine kräftige, in Gesundheit blühende Gestalt. Vor der Stadt in Steglitz wohnt er in einer gemütlichen Landvilla, die tief in einem lauschigen Garten versteckt liegt. Die ersten Schneeglöckchen kann man bei ihm suchen gehen als Kind der Großstadt, das nach dem Frühling hungert. Dort, dem Lärm entrückt, treibt er seine Studien; aber ich kann ihn mir nicht anders denken, als in freien Stunden zu seiner Erholung praktisch im Hause arbeitend oder seinen Garten pflegend. Das sonnengebräunte Gesicht und die energisch entwickelten Hände erwecken eine solche ländliche Vorstellung. Die Augen blicken hell und freundlich, etwas wie Goethesche Sonne lebt darin; der erste Schnee liegt silbern auf dem Haupte. Friedrich Paulsen hat am 16. Juli dieses Jahres das sechzigste Lebensjahr vollendet. Er steht an der Schwelle des siebenten Jahrzehnts.

III.

Wir wollen ihn als Dozenten kennen lernen und wählen zu diesem Zweck eine Stunde aus seinem Kolleg über Pädagogik, zu dem die Studenten aller Fakultäten mit Vorliebe gehen. Paulsen ist ein Meister in der Kunst, der Vorlesung in schlichter Gediegenheit zu geben, was die Vorlesung ist: also kein Buch zu dozieren und gar zu diktieren, sondern leitende Gesichtspunkte darzubieten, die zur selbständigen Durchdringung des Stoffes die Hörer anregen. Eine geheime Kraft seiner Erörterungen, deren gleichmäßig ruhiger Fluß nichts Erregendes hat, sind auch die gelegentlichen kleinen, aber stets pointierten Züge, die der Dozent wie Lichter auf die Darstellung aufsetzt, um sie noch plastischer zu machen. Wohltuend berührt dabei eine graziöse Liebenswürdigkeit des Wesens, die von Paulsen ausgeht, gewürzt durch schelmische Ironie.

Auditorium im zweiten Stockwerk. Wenige Minuten nach voll ist jeder Platz besetzt. Neben dem Studenten sitzt die Studentin, die jugendliche und die ältliche, auch der eine und andre „alte Herr" fehlt nicht. Die Knipstintenfässer stehen bereit, die Pandektenhefte sind aufgeschlagen. Fünf Minuten nach Viertel erscheint unser Professor; eilig besteigt er das Katheder und setzt sich in Positur. Mit leiser, dialekt-gefärbter Stimme beginnend, zwingt er seine Hörer zu intensiver Aufmerksamkeit, wie ein kluger Kanzelredner. Um Paulsens Beredsamkeit ist es eigentümlich bestellt. Sein Vortrag leidet, wenn man so will, an einer gewissen behaglichen Breite. Man muß sich an seine

Art, die Sätze zu dehnen, erst gewöhnen. Häufig auch sagt er in seinen Vorlesungen die sogenannten „selbstverständlichen Dinge", ohne seine Gelehrtheit im Prunkgewande einer abstrakten Sprache aufleuchten zu lassen. Das aber ist der eminent pädagogische Sinn bei diesem Manne, daß er seine Hauptaufgabe an der Hochschule darin sieht, ein sicheres Fundament zu legen, in die Elemente der Philosophie einzuführen. Die Hörer werden über ihn hinauswachsen — gut; aber sie werden dem ein dankbares Erinnern bewahren, der ihnen das solide Rüstzeug reichte, mittels dessen sie dann auch zu kühneren Höhen emporklimmen konnten.

Paulsen bespricht die Natur der Tätigkeit, als deren Grundformen er Spiel und Arbeit beim Kinde bezeichnet. Heute ist das Spiel an der Reihe. Die Betätigung der Arbeit ist das Mittel zu einem bestimmten Zweck. Beim Spiel ist die Betätigung der Kräfte der Selbstzweck. Die Wellen, das Licht, die Blätter spielen; die erste übertragende Bedeutung des Ausdrucks ist seine Anwendung auf die Töne, sie erscheinen als eine hin- und herlaufende, wellenförmige, auf- und abflutende Bewegung ohne ein Ziel außer sich. Der Musiker ist der eigentliche Spielmann geworden. Erst von hier aus haben sich die Schauspiele, die Maskenspiele und die Gesellschaftsspiele dem Begriff eingefügt. Das Spiel des Kindes ist eine immanente Bewegung. Es ist für das Kind das Gute selbst in seiner Urform. Schopenhauer hat es das Metallgeld genannt im Unterschied von Papiergeld, das eingelöst werden kann. Man belaste die frühe Jugend nicht zu sehr durch das Nützliche des spätern Lebens; wer hat das Recht, die Gegenwart des Kindes, die vielleicht das einzig gute Stück seines ganzen Lebens ist, einer vom Erzieher gewollten Zukunft zu opfern? Freude ist nicht bloß um ihrer selbst willen ein hohes Gut; reine Freude ist das größte Förderungsmittel des Lebens. Sie kann Kranke gesund machen, sie macht Sinne und Gedanken klar. Sie hat auch den höchsten moralischen Wert. Der Wohlgemute hat ein offenes Herz für die andern. Neben die reine Freude des Spiels stellt Paulsen die Übung der Glieder und Sinne. Das Kennenlernen mit der Hand ist eine wichtige Grundlage der Kenntnis der Dinge überhaupt; alle spätere Naturerkenntnis knüpft hier an. So vermittelt das Spiel dem werdenden Menschen ein unmittelbares Verhältnis zu den Dingen. Dazu kommt die erste Einübung der geselligen Tugend. Ein einsames Spiel ist kein Spiel. In der Spielregel geht dem Kinde zum ersten Male das Gesetz auf. Hier lernt es in elementarer Form die Notwendigkeit und die Würde des Gesetzes schätzen; es ordnet sich und die andern den Spielregeln unter, schützt die Regel gegen die Übertretung und entscheidet in Streitfällen aus der Regel. Das ist die Vorübung auf das soziale Leben. Sie leitet das große Spiel des Lebens ein, z. B. die richterliche Tätigkeit. Für die höchste Form des Spiels hält Paulsen das freie Bewegungsspiel einer Gemeinschaft im Freien, wie das Ballspielen. Das Kind spielt die Rolle der Umgebung in seinem Nachahmungstrieb, es schreitet fort zu Rätselspielen mit Frage und Antwort, zu Kombinationsspielen. Auf der niedrigsten Stufe der Spiele stehen die Glücksspiele, bei denen ein äußeres Reizmittel nötig ist durch den in Aussicht gestellten Gewinn.

Sehr instruktiv erscheint, was Friedrich Paulsen auch bei diesem Anlaß über die Spielzeuge seinen Studenten zu sagen pflegt, in denen er die spätern Väter und Lehrer erblickt. Er urteilt: Spielzeuge haben nur in dem Maße Wert, als sie Kräfte in freie Tätigkeit setzen. Sie sind nur Hilfsmittel. Elegante Puppensalons mit Herren und Damen in ganzer oder halber Lebensgröße, die in voller Toilette auftreten, sind dumm; denn sie lassen dem Kinde keine Tätigkeit mehr zu. Was soll es dabei auch machen? Die Kostbarkeiten stehen da, einen Augenblick Überraschung und Staunen, und dann Verlegenheit; anziehen und ausziehen darf man diese Geschöpfe nicht, die Toiletten würden leiden — man müßte höchstens die gesellschaftsfähige Konversation für sie führen! Wo bleibt da die Freude und der Nutzen? Das Kind will lieber eine Puppe, die es sich selbst macht aus einem Stück Holz, die es mit ein paar Fetzen selbst anzieht. Diejenigen Spielzeuge haben Wert, die nichts kosten. Paulsen redet aus eigner Erfahrung, wie wir sahen. Wert und Preis eines Spielzeugs stehen im umgekehrten Verhältnis. Aber nicht der Gebrauchswert, sondern der Einkaufspreis ist entscheidend für die Mütter, die gewohnt sind, die Geschenke, die sie selbst erhalten, nach dem Preis zu taxieren, den der andre dafür angelegt hat. Geschichtlich haben zuerst Rousseau und die vielgeschmähten Philanthropine die positive Bedeutung des Spiels erkannt, das das Mittelalter und der Pietismus, auch noch der Hallesche, als „sündhafte Regung des alten Adam“ mißachteten. Hier pflegt Paulsen auf das Verdienst Friedrich Fröbels näher einzugehen, des Begründers der Kindergärten, die sich in dem halben Jahrhundert seit seinem Tode über die ganze Erde verbreitet haben. Fröbel ergänzt Pestalozzi, der es auf die Ausbildung des kindlichen Auges und Ohres absah, durch die Verwendung der Hand für die primitive „Erfassung“ der Natur in seinem systematischen Aufbau des Spiels vom Ball zum Würfel und Baukasten, bis zu den zusammengesetzten Künsten und dem Umgang mit der lebenden Natur. „Fröbels Kinderverse haben oft ungemein wenig poetischen Wert, es mag auch Pedantisches mit unterlaufen, es fehlt ihm auch als Schriftsteller ein solcher Anflug von Pedanterie nicht; aber im ganzen ist es etwas ungemein Erfreuliches, was er der Jugend gewonnen hat.“ Es ist gut, daß durch das Turnen das Spiel auch in den schulmäßigen Unterrichtsbetrieb übergegangen ist.

Doch auch dem Leben der Erwachsenen darf die Poesie der Freiheit, die sich im Spiel kundgibt, so wenig fehlen, wie einer Landschaft Wald und Heide, Sumpf und Moor. Der Grieche trieb die Arbeit um der Muse willen; die Arbeit als Selbstzweck nannte er banausisch. Bei den modernen Völkern haben Kirche und Polizei diese Urformen des Gemeinschaftslebens allmählich unterdrückt, eine auf das Jenseits gerichtete Religion und eine auf das Nützliche sehende Politik. Als Formen des Spiels würdigt der Philosoph sodann die Kunstgebiete: den Gesang, die Malerei und Skulptur, die Schauspielkunst, deren Ausgangspunkt wenigstens die Betätigung der frei um ihrer selbst willen waltenden Phantasie noch wahrt; bis hinauf zur Religion, die die höchste, das gesamte geistige Leben zur Einheit zusammenschließende Dichtung eines Volkes ist, als die künstlerische Darstellung seiner Idealwelt. Paulsen gibt

seinen Studenten wertvolle Winke über die Ausgestaltung des Zeichnens und des Gesangsunterrichts. Zu dem Kapitel der Pflege der Phantasie und der Dichtung durch den Unterricht hörte ich ihn vor Jahren sagen: Auch hier soll die mehr passive Seite der Aufnahme ergänzt werden durch die aktive Übung in der Produktion. Vielleicht wäre es möglich und zweckmäßig, neben den prosaischen Aufgaben: Aufsatz, Brief, Erzählung auch poetische Darstellungen als Thema zu stellen. Das geschah in den Lateinschulen. Lateinische Verse können wir nicht mehr machen; aber warum sollen unsre Kinder nicht deutsche Verse machen? Also rhythmische Übersetzungen aus einer fremden Sprache als allgemein zu stellende Aufgaben! Und wer den Trieb dazu hat, soll auch in eignen Strophen sich versuchen. In jeder Klasse würde eine kleine Anzahl eine solche Anregung mit freier Neigung aufnehmen. Der Erfolg wäre ein feineres Verständnis für die Poesie. Einen Vers würdigt erst, wer mit einem Vers gerungen hat. Das würde auch, namentlich für die höhern Schulen, das beste Gegenmittel abgeben gegen die Romanschwelgerei, wobei nicht mehr das stoffliche Interesse, sondern nur noch das Lesefutter mitspricht.

Versuchen wir nunmehr, die geistigen Grundlinien Friedrich Paulsens zu ziehen, so können wir sagen: Paulsen ist kantischer Dualist; er ist Idealist und ethischer Optimist; er ist ein enzyklopädischer Publizist. Ich versuche, sein Bild nach jeder der drei Seiten mit etlichen Strichen zu skizzieren.

IV.

Paulsen ist Kantischer Dualist; Kant, dem eine seiner besten Studien und eine gedankenreiche Monographie gewidmet sind [1]), nennt er den Philosophen des Protestantismus. Kants Philosophie ist für Paulsen eine ähnliche Befreiung, wie sie ein paar Jahrhunderte zuvor die Reformation dem deutschen Gemüt gebracht hatte. Man könne, so meint er, Kant den Vollender dessen nennen, was Luther begonnen. Der Glaube wird in der Reformation gegen die Anmaßung des Wissens, das Gewissen gegen alle äußere Autorität frei gemacht. Die Vermischung von Religion und Wissenschaft durch die Scholastik erschien Luther als das Grundübel. Und als dann Luthers auf die unmittelbare Gewißheit des Herzens und auf die innere Gesinnung dringende Haltung von seinen Nachfolgern abermals eingetauscht worden war gegen eine neue Scholastik der Formeln und der Fälle, da hat Kant Luthers Gedanken wieder aufgenommen, indem er den Glauben aus der Wissenschaft und die Wissenschaft aus der Religion verwies. Beide Lebensgebiete treten dadurch wieder selbständig gegeneinander. Und aus der Werkmoral wurde wieder die reine Gesinnung. Kant bedeutet für Paulsen den Vollender und Überwinder der Aufklärung.

[1]) Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Mit Bildnis und einem Briefe Kants aus dem Jahre 1792. Vierte, vermehrte Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 1904. — Kant, der Philosoph des Protestantismus. Erschienen in: „Philosophia militans" gegen Klerikalismus und Naturalismus. Fünf Abhandlungen. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, Reuther & Reichard. 1901.

Friedrich Paulsen hat bei den Kantzünftlern lebhaften Widerspruch erregt durch seinen Versuch, Kant als Metaphysiker zu beanspruchen. Schön und klar verteidigt er seine Position, sie mit dem allgemeinen Satz einleitend:

„Metaphysik entspringt überall aus dem Ungenügen der Physik. Die Unzulänglichkeit des gemeinen Wissens zur Idee der Erkenntnis und die Unzulänglichkeit der gemeinen Wirklichkeit zur Idee der Vollkommenheit erzeugen den Trieb zur Transzendenz. So bei Plato, dem ersten, in dem der Trieb zur Transzendenz zur Schöpfung einer Metaphysik führte. So bei Kant, in dem jene beiden Motive, das Ungenügen der empirischen Wissenschaft und der Unwert der empirischen Wirklichkeit, nicht minder lebendig waren. Der Trieb zur Transzendenz ist die Seele seiner Philosophie. Was er Vernunft nennt, das Vermögen der Ideen, ist eigentlich nichts andres als der Trieb zur Transzendenz, der im Gefühl des Ungenügens des Gegebenen seine Wurzeln hat. Der Verstand ist einheimisch im Gebiet der Erscheinungen, er tut sich mit ihrer Konstruktion genug. Aber der Geist ist mehr als bloßer Verstand; als Vernunft, die den Verstand übersteigt und begrenzt, schwingt er sich über die Natur in eine andre Ordnung der Dinge."

Er prüft das ontologisch-psychologische Problem und zeigt, wie Kants wirkliches Denken auf der Seite des Idealismus stand; die Unsterblichkeit der Seele verbleibt als praktisches Postulat: so leben, als ob es ein künftiges Leben mit sittlichem Fortschreiten und gerechtem Ausgleich gäbe. Die Freiheit des Willens bei Kant wird kritisiert und von der nebelhaften, mit Kants eigenen Grundbegriffen im Widerspruch stehenden transzendentalen Freiheit hinweg auf den Begriff der praktischen Freiheit beschränkt. Die Würdigung und Kritik des kosmologisch-theologischen Problems bei Kant kommt zu dem Endeindruck: eine natürliche Theologie, die eine wirklich positive Gedankenbildung umschließt, gegründet in der Notwendigkeit vernünftigen Denkens. Mechanismus und Teleologie in der Naturerfassung bestimmt Kant nach Platon-Leibniz zugunsten der von ihm ergriffenen Welt des Intellekts hinter der Erscheinungswelt.

Kant lebt in Friedrich Paulsens Vorstellung als ein kraftvoller Wille, ohne starkes Naturell. Die Kampffreude eines Luther und Lessing gehen ihm ab; er ist ein stiller, der innern Durchbildung seiner Gedanken, nicht ihrer Durchsetzung nach außen lebender Gelehrter. Lärm und Streit sind ihm zuwider, schon die gelehrte Kontroverse ist ihm verhaßt. Etwas von der Schüchternheit, die dem Knaben anhing, ist auch dem Manne geblieben. Und doch ein Mann, der sich durch seinen Willen so hoch gebracht hat. Das Leben in allen seinen Ausstrahlungen durch festeste Regeln geordnet — das volle Gegenstück zu dem, der ihn als Schriftsteller so anzog, zu Rousseau, der als Vagant lebte und die Ungebundenheit seine Herrin sein ließ. Bei Kant ist die Vernunft alles, die Natur nichts als das Substrat für die Vernunfttätigkeit. Kant, so vermutet Paulsen, hat sich selber als Modell für seine Moralphilosophie gesessen: wer nach eisernen Grundsätzen handelt, der ist ein vollkommener Mann. Das Geniemäßige ist ihm verdächtig. Also kein Kultus der von Rousseau entdeckten „schönen Seele"! Die altpreußische Soldatenhaftigkeit entsprach ihm weit besser, die das Leben als Dienst faßt, die reglementiert, die der Natur keine Freiheiten gönnt. Dieser Typus ist achtbar, wennschon nicht eben liebenswürdig; der korrekte Mensch entartet leicht zum Pharisäer und Philister; er ist kalt und dürftig, steif und rechthaberisch.

Kant aber war von adliger Gesinnung und von herber Aufrichtigkeit gegen sich selbst. Doch alles, selbst sein humanes Wohlwollen, in das seine Briefe uns jetzt einen genügenden Einblick gestatten, geht an der Kontrolle des reflektierenden Pflichtbewußtseins vorüber. Man versteht durchaus den leisen Seufzer unseres Kant-Gelehrten von Beruf:

„Das deutsche Volk wird sich reich und glücklich schätzen dürfen, daß es neben diesem Typus auch für einen andern in seinem Wesen Raum hat: für den reicheren, wärmeren, naturfreudigeren Typus des Südens, wie er im Leben und im Lebensideal Goethes und Schillers gleichzeitig seine Fassung und Darstellung erhalten hat."

Schon Herder hatte Kant mit Sokrates verglichen; Paulsen nimmt die ergiebige Parallele auf und freut sich an der Unabhängigkeit der von Eitelkeit freien Gesinnung der beiden Führer ihres Volkes. Ganz auf die Sache, auf ihre persönliche Lebensaufgabe gerichtet, sind sie gegen äußere Erfolge gleichgültig. Der innere Beruf stellt das äußere Wirken in den Schatten. Auch in ihrem Denken selbst zeigen sie Verwandtschaft; beide Philosophen wollen nichts von den leeren Sophismen ihrer Tage wissen, der Wert und das Glück des Lebens reift beiden in der Epoche ihrer Vollendung aus der schlichten Tugend, darin es der geringe Mann oftmals dem Großen und Hochgelehrten mehr als gleichtut. Auch Kant übt nicht ungern die mit Recht gefürchtete sokratische Ironie sowohl gegen die vielmögenden Wortmacher in der zeitgenössischen Metaphysik, die auf den hohen Türmen der Spekulation wohnen, „um welche gemeiniglich viel Wind ist", als gegen die Zyklopen der Gelehrsamkeit, die eine unermeßliche Wissenslast mit sich herumschleppen, doch keinen Gebrauch davon zu machen verstehen. Das Wissen unsers Nichtwissens ist beiden ein wichtiges Lebensresultat. Die Kehrseite eines reichen positiven Gedankengehalts fehlt beiden Führern nicht: setzt Sokrates der Skepsis der Sophisten die Logik entgegen in Gestalt der Definition, die Moral in Gestalt des ehrlichen Wissens um das Gute, die Religion in Gestalt des Glaubens an das Göttliche, so stellt Kant dem Skeptiker Hume seinen erkenntnistheoretischen Rationalismus, der Frivolität der französischen Philosophen seine altväterische Moral, dem Spott der Hofatheisten den praktischen Vernunftglauben entgegen, von dem der Königsberger Weise beseelt war.

Als die großen bleibenden Grundgedanken der Kantischen Philosophie erscheinen Paulsen drei Ideen: Kant hat das Wesen des Wissens und des Glaubens richtig gefaßt, er steht mit der Wissenschaft und mit dem religiösen Glauben als einer moralischen Gewißheit im Frieden; er gewährt dem Willen die ihm gebührende Stellung in der Welt, der nach seiner durch Rousseau bestimmten Auffassung den Wert des Menschen und seine Weltanschauung ergibt; und er hat dem Geist die richtige Bestimmung seines Wesens und die ihm zukommende Stellung in der Welt gegeben, indem er seine schöpferische Kraft und seine freie Lebendigkeit betonte. Aber freilich, das 19. Jahrhundert ist über das 18. Immanuel Kants hinausgewachsen, indem es den Menschen als ein historisches Lebewesen begriffen hat und die Überzeugung gewann, daß geistiges Leben nur in der Form des geschichtlichen Lebens vorkommt, und daß Sprache, Religion, Kunst, Dichtung, Sitte, Recht, auch

Philosophie und Wissenschaft, ja die Vernunft selbst, Erzeugnisse des geschichtlichen Lebens sind.

V.

Paulsen ist Idealist und ethischer Optimist. Er hat nur wenige Bücher geschrieben, wie er nur wenige stetig wiederkehrende Vorlesungen an der Universität hält. Aber diese Werke haben ihm einen Ehrenplatz in der deutschen Geistesgeschichte errungen. Eine Einleitung in die Philosophie, die es in zwölf Jahren auf 16 Auflagen bringt, und eine Ethik von zwei starken Bänden, die in der gleichen Zeit in acht Auflagen erscheinen kann[1]), sie haben ihre Lebensfähigkeit einwandfrei nachgewiesen! Alle Tugenden der Paulsenschen Art leuchten aus diesen Büchern hervor: die Mischung von Gelehrtheit und volkstümlichem Mutterwitz, der edle und einfache, „gesprochene" Stil, die Mitbeteiligung des Lesers an der Lösung der gestellten Probleme, das beseelte Eingehen auf die wirklichen Verhältnisse des Lebens.

Im Zentrum der Paulsenschen Gedanken steht das religiöse Problem; ihm hat er in beiden Werken die ernsteste und liebevollste Aufmerksamkeit zugewendet. Religion entspringt für Friedrich Paulsen nicht aus dem Denken, sondern aus dem Erleben. Das gilt für den einzelnen wie für die Völker. Leben und Tod sind die großen Prediger der Religion; so lange sie predigen werden, so lange wird Religion auf Erden nicht aussterben. In drei Gefühlen erblickt unser Philosoph die ewigen Wurzeln aller Religion: die Angst, die bewundernde Freude und die Enttäuschung. Angst und Not haben den Menschen das Zaubern gelehrt. Lebensangst und Todesnot treiben den Menschen noch heute, Zuflucht zu suchen vor der Natur bei etwas, das über der Natur ist. In der Angst vor der Vernichtung klammert sich das Gemüt an ein Ewiges und Überwirkliches, das nicht der Vernichtung unterliegt. Freude und Bewunderung weckt die Religion in Jugendfrische und Gesundheit, froher Tätigkeit und reiner Naturbetrachtung, sinnender Vertiefung in die Werke des Geistes, in die Schöpfungen der Kunst und Dichtung, in das Leben großer und guter, tapferer und heiliger Menschen. Das Schöne und Erhabene löst Verehrung aus und weist auf ein Vollkommenes, dessen Abglanz das irdische Schöne und Gute ist. Das ist Goethes Religion. Aber auch Enttäuschung und Weltmüdigkeit leiten zur religiösen Empfindung. Leben und Welt halten nicht, was sie versprachen; Enttäuschung und Reue führen zu Verzweiflung und Lebensüberdruß; man flieht aus dieser bösen Welt in eine bessere Welt, von den trügerischen Menschen an Gottes Herz. Man leugnet diese Welt als die wirkliche und sucht über ihr eine höhere und reinere Welt. Diese Weltverachtung tritt im Christentum und im Buddhismus besonders lebhaft hervor. Dies Verlangen nach Religion aber findet seine Erfüllung allein in einer geschichtlichen Religion, nicht in Gedanken oder Bildern, die der einzelne erfindet.

Die großen Symbole, die schon dem Kinde den Sinn der Welt deuteten, werden im religiösen Bewußtsein wieder lebendig und stellen sich dem Gemüt

[1]) Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1903 und 1906.

als das Feste und Ewige dar, das nicht schwankt. Religion gibt es nur und kann es nur geben in Gestalt der geschichtlich gewordenen, in Symbolen und heiligen Handlungen ausgeprägten konkreten Volksreligionen.

„Mir scheint," äußert Paulsen einmal, „es muß jeden, der für die Poesie der Geschichte auch nur ein leises Verständnis hat, unendliche Langeweile mit Gähnen und Frösteln überkommen, wenn er gegen eine wirklich geschichtliche Religion die Versuche künstlicher Neubildung, wie z. B. Comtes Religion der Humanität mit ihren Begriffen und Formeln, ihren Symbolen und ihrem Kult, hält."

Die Überschätzung der wissenschaftlichen Forschung und ihrer Leistungen hat nach Paulsens Urteil ihren Höhepunkt überschritten; die Sehnsucht nach leitenden Ideen, die Sehnsucht nach Religion erwacht mit neuer Kraft. Sie ist, mit Philosophie vereinbart, Glaube und freiestes Denken.

„Religion fordert nicht zu denken, was nicht gedacht werden kann, sondern zu glauben, was dem Gemüt, dem Willen entspricht, dem Denken nicht widerspricht. Eine alte Rede schiebt den Unglauben auf den schlechten Willen, der sich der heilsamen Zucht nicht unterwerfen wolle; vielleicht kommt auch so etwas vor. Aber das wäre mutwillige Selbsttäuschung, wenn man auf diese Ursache alle Entfremdung von der Kirche und allen Widerstand gegen den Glauben schieben wollte. Daran hält außerhalb der engen Kreise, in denen jene Rede hergebracht ist, längst niemand mehr, daß nur schlechte Menschen ungläubig im kirchlichen Sinne sind; alle Welt weiß, daß fast alle die Männer, die unser Volk als seine geistigen Führer und als gute, wahrhafte und tapfere Männer verehrt, daß Goethe und Schiller, Kant und Fichte — und welchen Namen müßte man hier nicht nennen? — den kirchlich Ungläubigen zuzuzählen sind. Im Namen der Religion fordert man Unterwerfung unter Menschensatzung, und das Bekenntnis erscheint als ein Joch, den Gehorsam zu prüfen, als der Weg zum Amt und Beförderung. Das erzeugt den Haß. Die heiligen Schriften müßten ja für jeden, der Sinn für das Einfache und Wahre, für das Große und Erhabene hat, anziehend und erbaulich sein. Was sie so manchem gleichgültig oder verhaßt macht, das ist, daß man sie ihm nicht zu freier Aneignung des ihm Gemäßen überläßt, sondern ihn mit der Forderung bedrängt, darin inspirierte, buchstäblich wahre Belehrungen über natürliche und historische Tatsachen zu sehen. Die alten symbolischen Handlungen, geheiligt durch die Ehrfurcht der Jahrtausende, müßten ja jedem, der auch nur für geschichtliches Leben Sinn hat, ehrwürdig und heilig sein; sie sind unerträglich geworden durch polizeilichen Zwang und zudringliche Vorschriften über das, was man dabei denken und empfinden soll oder nicht soll. Das Glaubensbekenntnis, als freies Bekenntnis, daß man der großen, durch die Jahrtausende gehenden sittlichen Lebensgemeinschaft, die in Jesus den Bringer des Heils sieht, angehören, in ihr leben und sterben wolle, würde Tausenden aus der Seele kommen, die ihm nun mit Mißtrauen und Abneigung gegenüberstehen, weil man ihnen die drei Artikel als Kinder durch Auswendiglernen, als Knaben durch Erklären, als Jünglingen durch Abnötigung des öffentlichen Bekenntnisses zuwider gemacht hat. Der Glaube ist seiner Natur nach die zarteste, freieste und innerlichste Lebensbetätigung. Sie stirbt ab, wo Nötigung, Menschenfurcht und Politik ins Spiel kommen. Das ist die offenbarste aller Wahrheiten, die die Geschichte der abendländischen Völker lehrt[1]).

[1]) Vgl. auch Paulsens Beitrag zu dem Sammelwerk: „Die Kultur der Gegenwart". Herausgegeben von Prof. P. Hinneberg. Erster Teil. Zweite Abteilung: Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Friedrich Paulsen gehört zu den Männern des Geistes in Deutschland, die sich ein ruhiges Urteil gebildet und bewahrt haben gegenüber dem Katholizismus. Man hat ihm seine geschichtlich gewonnene und menschlich blickende irenische Haltung gegen Rom oft verdacht und heftige Angriffe wider ihn erhoben. Die Mängel der deutschen Reformation zu sehen neben ihren Vorzügen, und für die Tugenden des Jesuitenordens ein Auge zu haben neben seinen schlimmen Seiten — das erscheint nicht wenigen fast wie ein Verrat am deutschen Vaterlande. Paulsen läßt sich in dieser relativen Abschätzung der konfessionellen Angelegenheiten nicht irre machen. Er hält es für christlicher, die eine Herde unter dem einen Hirten zu bekennen, als die Entfremdung vermehren zu helfen, die zur Zerstreuung und zum Niedergang des Evangeliums führt. Diese weitherzige Interkonfessionalität ist ein wesentlicher Charakterzug des überzeugungstreuen deutschen Mannes.

VI.

Professor Fr. Paulsen ist auch einer der führenden Publizisten in Deutschland, gleichsam ein Journalist höherer Ordnung. Und die Gemeinde derer, die bei allen brennenden Fragen, die die öffentliche Diskussion erregt, darauf warten, daß Paulsen zur Feder greife und sein sorgsam abgewogenes Urteil in fein geschliffenen Essais als gewichtigen Beitrag in die Wagschale werfe, ist noch viel größer als die akademische Schar, die die Psychologie auf physiologischer Grundlage oder seine Darstellung der modernen Philosophie im Rahmen der gesamten Kulturentwicklung, seine Rechtsphilosophie oder die Pädagogik bei ihm hört. In seiner publizistischen Eigenschaft hat Friedrich Paulsen besonders eine Reihe instruktiver Beiträge zum höhern Schulwesen und zu Fragen der Universitätsbildung und -Verwaltung geliefert. Aber er hat auch die Frage der Bildung, der Simultan- oder Konfessionsschule, der Monarchie und der Anglophobie vorurteilsfrei erörtert; er hat das Verhältnis von Politik und Moral erwogen und den sich befehdenden Parteien goldene, ernste Wahrheiten gesagt; er hat das Sinken des Parlamentarismus geschildert, und seinem verewigten Freund August Reichensperger das Mal ehrenden Gedenkens errichtet.

Paulsen hält sich davon überzeugt, daß die Reste des alten kirchlichen Schulregiments in Gestalt der geistlichen Schulaufsicht in nicht langer Zeit verschwinden werden. Sie sind mit der gesamten Verfassung des modernen Schulwesens in keiner Weise mehr verträglich. Vor allem wird die Kreisschulinspektion den längst zu schwach gewordenen Händen der Geistlichen entfallen. Niemand wird wagen, ihm zu widersprechen, wenn er postuliert: die Aufgabe ist so groß und schwierig geworden, daß sie die ganze Kraft berufsmäßiger und sachverständiger Beamten in Anspruch nimmt. Die Lehrer empfinden zugleich die Unterordnung unter die Aufsicht eines fremden Berufsstandes, der diese Aufsicht auch ohne innere Legitimation lediglich als Anhang des andern Amtes übt, als eine persönliche Mißachtung. Übrigens ist auch von vielen Geistlichen in jüngster Zeit diese Unzuträglichkeit der pastoralen Schulaufsicht wiederholt und lebhaft ausgesprochen worden. Vor hundert

Jahren war es vielleicht noch eine Notwendigkeit, den Pfarrer als den einzig höher gebildeten Mann mit der Ortsschulaufsicht in weiten Bezirken zu beauftragen; die Entwicklung des Lehrerstandes hat diesem Mangel inzwischen abgeholfen. Paulsen wünscht auch die Trennung des Unterrichtsministeriums von der Leitung der staatlichen Kirchenpolitik. Er will die letztere Aufgabe, wenn man sie nicht als eigenes Amt konstituieren wolle, mit dem Justizministerium verbinden, um damit auszudrücken, daß es sich nicht um ein *Kirchenregiment* handeln könne, sondern nur um die Aufrechterhaltung der *rechtlichen* Grenzbestimmungen zwischen Staat und Kirche. Denn die alte Verbindung setzte das Landeskirchentum voraus[1]).

Paulsen erwägt in diesem Zusammenhang auch die neuerdings wieder vielumstrittene Frage nach der Berechtigung des Religionsunterrichts in der Schule. Entschieden lehnt er die Forderung konservativer Parteipolitik ab, nach der die Schule ihre Zöglinge von der Wahrheit des kirchlichen Bekenntnisses zu überzeugen habe. Das angebliche Ziel des Religionsunterrichts sei so wenig mit dem Wesen des modernen Staates als mit der neuen Schulverfassung verträglich. Denn, so argumentiert Paulsen, die Schule ist heute nicht mehr Pflanzbeet der Kirche, und der moderne Staat hat kein Bekenntnis. Die einzelnen Untertanen haben Bekenntnisse verschiedenen Inhalts, der moderne Staat verhält sich gegen sie grundsätzlich neutral: er läßt sie alle zu, eignet sich jedoch keines an. Aus der Denkschrift der Bremer Lehrerschaft von 1905 illustriert Paulsen den Tatbestand eines weitgehenden Dissensus zwischen Kirchenlehre und persönlicher religiöser Überzeugung bei den Lehrern. Der Staat dürfe diesen Zwiespalt nicht verschärfen dadurch, daß er zwei ganz verschiedenartige Bekenntnisse, wie die protestantische und die römisch-katholische Konfession, gleichzeitig als die offizielle christliche Lehre proklamiere.

„Es wird die Zeit kommen," urteilt er, „wo dieser Widerspruch nicht mehr ertragen wird, wo die Staatsschule auch bei uns den dogmatisch-konfessionellen Unterricht ausscheiden wird, den Kirchen überlassend, für Freiwillige einen solchen Unterricht einzurichten. Wenn es aber die Aufgabe der Schule ist, die Jugend in der Lebensumgebung zu orientieren, in der sie einst wirken soll, und wenn für den Menschen die Geschichte die engste und eigentlichste Lebensumgebung ist und nicht die Natur, so ist es klar, daß die Schule sich der Aufgabe nicht entziehen darf, in die Kenntnis und das Verständnis des Christentums als einer *geschichtlichen Lebenserscheinung* einzuführen."

Also historische Kunde von dem Christentum und seinem Glauben, seinen literarischen Denkmälern und seinen Lebensformen, seinem Wachstum und seinen Revolutionen. Von der absoluten Wahrheit dieser oder jener Glaubenssätze zu überzeugen, das sei eine Aufgabe, die über das Vermögen und den Auftrag der Schule hinausgehe. Gebe man dem Lehrer erst diese Unbefangenheit zurück, so werde mit der offenen Wahrhaftigkeit auch die Freudigkeit zu dem religiösen Unterricht sich wieder einfinden; denn niemand könne entgehen,

[1]) Vgl. F. *Paulsen*, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. Hundertstes Bändchen der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. S. 170—190, 1 ff.

welch ein Schatz von Weisheit und Lehre in den Schriften der Bibel Alten und Neuen Testaments enthalten sei;

„in der Tat, ein Weltbuch ohnegleichen, in Absicht auf den Inhalt und auf die Form: für den Volkslehrer wird es schlechterdings keine Schriftensammlung geben können, die ihm diese ersetzte, die ihm solche Handhaben böte, die Jugend in das Verständnis menschlich-sittlicher Dinge einzuführen."

Religiöses Leben entzündet sich an der Anschauung frommen Lebens, am meisten persönlich gegenwärtigen Lebens. Der Unterricht als solcher kann nur dadurch wirken, daß er Bilder frommen Lebens aus der Geschichte und Literatur vor Augen stellt. Als letztes Ideal schwebt unserm Pädagogen eine allgemeine, interkonfessionelle Volksschule vor. Die sogenannte Simultanschule will er an sich nicht für ein Ideal ansehen, auch sei ihre allgemeine und grundsätzliche Durchführung zurzeit völlig unmöglich. Denn ihr gesetzlicher Zwang würde den akuten Schulkrieg erregen; auch würden neben der konfessionslosen Staatsschule sofort kirchlich-konfessionelle Privatschulen entstehen auf dem Boden des Katholizismus wie des Protestantismus. Ohne gesetzgeberische Zwangsmaßregeln, die die Gegensätze nur verschärfen würden, statt sie aufzuheben, scheint ihm die Zeit nicht fern zu sein, da alle Konfessionen einen gemeinsamen biblisch-historischen Unterricht über das Christentum in der Schule erhalten, an den sich dann, natürlich für Freiwillige, ein besondrer Unterricht der Kirchen in einem Vorbereitungskurse für die Aufnahme unter die aktiven Gemeindeglieder anschließen möge.

Originell sind Paulsens Aufsätze über Schopenhauer, Hamlet und Mephisto[1]), als Vertreter des theoretischen und praktischen Pessimismus. Er argumentiert, um seine eigenwillige These durchzusetzen, bekanntlich so:

„Schopenhauer, Hamlet, Mephisto haben einen durchdringenden Scharfblick für die Kehrseite der menschlichen Dinge, die sich unter der Decke des schönen Scheins verbirgt. Gemeinsam ist ihnen die Lust, womit sie die Decke wegziehen und die Wirklichkeit in ihrer Blöße zeigen. Der Geist und Witz, womit sie, jeder in seiner Art, diese ihre zur Kunst ausgebildete Gabe üben, macht sie zu Virtuosen der philosophischen Medisance. Gemeinsam ist allen dreien der Mangel an Liebe, die die Seele des Christentums ist, jener Liebe, die das Böse wohl kennt, aber auf das Gute blickt, die auch noch in der Verkommenheit die menschliche Seele sieht und sucht — die Menschen taugen aus dem Grunde nichts, darum keine Mühe mit ihnen verlieren! Wiederum: Schopenhauer und Hamlet sind Menschen, Mephistopheles ist ein Teufel. Er liebt das Gemeine und Böse als solches, es ist das ihm durchaus gemäße Element. Jene dagegen hassen und verabscheuen im Grunde ihres Wesens das Gemeine und Böse. Doch haben sie beide auch wieder ihre Freude daran, sofern es nämlich ihre Theorie vom Menschen bestätigt und ihre Kunst zu üben Gelegenheit bietet. Wie ein Arzt über die Krankheit als solche sich nicht freut, sondern sie als ein Übel ansieht und bekämpft, andrerseits aber doch, vor allem, wenn er auf dem Gebiete Spezialist ist, an ihr ein besondres Interesse nimmt, ja sie als ‚interessanten Fall' mit einem gewissen Wohlwollen betrachtet, gar, wenn sie ihm Gelegenheit gibt, seinen Scharfblick und seine Kunst daran zu zeigen, so haben

[1]) Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles, zur Naturgeschichte des Pessimismus. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 1900. — Der Aufsatz über „Mephistopheles" erschien zuerst: „Deutsche Rundschau", 1899, Bd. C, S. 197 ff. Vgl. dazu: Lady Blennerhassett, Paulsen über den Pessimismus, a. a. O., 1901, Bd. CVII, S. 312.

Schopenhauer und Hamlet an der Aufzeigung und Zergliederung des Schlechten ein Wohlgefallen. Sie hassen es, aber sie können auch nicht davon lassen; sie suchen es auf und beschäftigen sich beständig damit, nicht um es zu bekämpfen und aus der Welt zu bringen, sondern um es zu betrachten, sich darüber aufzuregen und ihren bittern Humor oder boshaften Witz an ihm auszulassen."

Der Kunst und Dichtung weist Paulsen die Aufgabe zu, das Gute und Große in festlichen und eindrucksvollen Gestalten zu zeigen und dem Willen als Ziel seines eignen, tiefsten Sehnens vor Augen zu stellen.

Die einheitliche Formel für alle Seiten der geistigen Eigenart Paulsens dürfte, wenn ich mich nicht täusche, Goethe sein, den er so klug und so gern zitiert und dessen Persönlichkeit er vor vier Jahren bei der Generalversammlung der Goethegesellschaft in Weimar hinreißend charakterisiert hat. Denn goethisch ist es gedacht, wenn Friedrich Paulsen den alten Streit zwischen Wissen und Glauben, zwischen Erkenntnis und Religion, der ihn in allen seinen Schriften am stärksten beschäftigt und zu immer neuer Auseinandersetzung nötigt, grundsätzlich dahin zu schlichten sucht:

„Ich bin durchaus nicht überall geneigt, dem alten Spruch, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, zu trauen; aber er hat sein gutes Recht: freieste wissenschaftliche und philosophische Forschung und religiöser Glaube stehen nicht im Verhältnis des ausschließenden Gegensatzes. Seitdem es ein abendländisches Geistesleben gibt, sind die beiden Elemente nebeneinander, sich befehdend und vertragend und in jedem Falle sich gegenseitig bestimmend. Sie werden auch in der Folge als die beiden Großmächte des geistigen Lebens nebeneinander bestehen."

Mschatta.

Der zweite Band des großen Werkes über die Provincia Arabia von R. E. Brünnow und A. v. Domaszewski, auf dessen bevorstehendes Erscheinen im vorjährigen Augustheft (S. 227) hingewiesen ward, ist kürzlich erschienen[1]) und bringt erstens den ausführlichen Bericht über den arabischen Limes, d. h. die lose Kette römischer Befestigungen, die nach einer wohldurchdachten Anlage das syrische Kulturland gegen die Einfälle der Wüstenbewohner schützen sollte, sodann zweitens Brünnows Bericht über das Wüstenschloß Mschatta. Bietet der erste Teil, auf den wir hier nicht eingehen, die interessantesten Vergleichspunkte mit dem germanischen Limes, dessen Erforschung das letzte Jahrzehnt uns gebracht hat, und zeigt er aufs deutlichste, wie der gleiche Zweck unter verschiedenen Bedingungen notwendig sich sehr verschiedene Formen der Ausführung schafft, so bietet der zweite Teil ein nicht minder aktuelles Interesse, weil die künstlerischen Überreste von Mschatta ja einen hervorragenden Schmuck des Kaiser-Friedrich-Museums bilden. Bekanntlich haben Brünnows große Photographien dieser Prunkfassade, die er Strzygowski mitgeteilt hatte, den Anstoß zu dem Plane gegeben, deren Reste vor der drohenden Zerstörung zu retten und für Berlin zu erwerben. Alsbald nach ihrer Aufstellung im Museum haben diese im „Jahrbuche der Königl. Preußischen Kunstsammlungen" (Bd. XXV, S. 205 ff., 1904) eine eingehende Behandlung von berufener Seite erfahren. Der Architekt Bruno Schulz erläutert dort seinen Plan der Ruine mit Ausführungen über deren Anlage und Architektur; der Kunsthistoriker Josef Strzygowski schüttet die Schätze seiner Beobachtungen über die dekorativen Kunstformen der Fassade aus und sucht dem Werke seine Stelle in der Geschichte der östlichen Kunst, die ja sein ganz besonderes Forschungsgebiet bildet, anzuweisen. Jetzt legt Brünnow in dem neuen Bande die Ergebnisse seiner Untersuchungen und Forschungen vor, die teilweise von denen Strzygowskis beträchtlich abweichen, doch aber in einem Hauptpunkte übereinstimmen, während beide den Vermutungen von Schulz schnurstracks widersprechen. Ein paar Andeutungen mögen die Streitfragen klarstellen.

Die Bestimmung des großen, von Mauern und Türmen umzogenen Quadrats von Mschatta, von dem nur das mittlere Drittel ausgebaut, der Rest links und rechts nur angelegt war, ist verschieden gedeutet worden. Die einen wollten darin eine Karawanserei, die andern ein Kloster sehen; Schulz erklärte es für das befestigte Standquartier eines in zehn Unterabteilungen geteilten Truppenkörpers. In der ganzen Welt wird sich wohl weder ein Lager noch eine Kaserne mit einer so schmuck-

[1]) Die Provincia Arabia, beschrieben von Rudolf Ernst Brünnow und Alfred v. Domaszewski. Zweiter Band: Der äußere Limes und die Römerstraßen von El-Ma'an bis Bosra. Mit 174 Autotypien, 3 Doppeltafeln in Heliogravüre, 1 Tafel in Lichtdruck und 5 Doppeltafeln und 142 Zeichnungen und Plänen in Zinkotypie. Straßburg, Karl J. Trübner. 1905.

reichen Fassade wiederfinden! Demgegenüber kehren sowohl Strzygowski wie Brünnow zu der gleich anfangs, nach der Entdeckung durch Tristram (1873) aufgestellten Vermutung zurück, daß es ein Palast sei, um einen mittleren Hof angeordnet, mit reicherer Anlage des einzigen Einganges und mit einem stattlichen „Thronsaal" jenseits des Hofes, der basilikenartig mit kleeblattförmigem Kuppelraum angelegt ist. Über diesen Punkt dürfte kaum ein Zweifel bleiben. Sowohl dieser Palast wie einige andre in jener Gegend sind nach einer Beobachtung Alois Musils auf Weideplätzen angelegt, wie sie die Beduinen der Wüste, sei es im Sommer, sei es im Winter (so Mschatta), aufzusuchen lieben. Damit ist der Kreis bezeichnet, in dem der Anlaß zur Erbauung zu suchen ist.

Der englische Architekturforscher James Fergusson erkannte zuerst den persischen Charakter der teppichartig über die Fassade ausgebreiteten Pflanzendekoration und schrieb den Bau den Sassaniden zu, vermutlich dem Könige Chosroes II. (591—628). Ihm stimmt mit den meisten Gelehrten Schulz zu. Er verwirft ebenso die Beziehung auf die Ghassanischen Fürsten der arabischen Beduinen, die unter byzantinischer Oberhoheit die Wüste und ihre Grenzländer beherrschten, wie die auf Byzanz selbst; ihm ist der Bau rein persisch, am wahrscheinlichsten von jenem Chosroes II. im ersten Viertel des 7. Jahrhunderts erbaut und wegen des Niederganges der Sassanidenherrschaft unvollendet gelassen. Das Auffällige eines persischen Königspalastes in dieser Wüstengegend bleibt unerklärt.

Demgegenüber sind Strzygowski und Brünnow darin einig, die Anlage jenen Ghassanischen Beduinen zuzuschreiben, für die allein eine solche Lage, an einem regelrechten Weideplatze, nahe der freien Luft der Wüste, ganz natürlich ist. Dann aber scheiden sich die Wege der beiden Forscher. Strzygowski erblickt in Mschatta das glänzendste Prunkstück einer bodenständigen mesopotamischen Kunst, die auch Persien mitumfaßt; sie habe in der hellenistischen Periode unter den Seleukiden auf dem Grunde altorientalischer Kunstweise eine eigentümliche und glanzvolle Entfaltung gefunden, habe solchergestalt fortdauernd den Osten beherrscht und neben den griechischen Elementen Bestand gehalten, bis sie endlich entscheidenden Einfluß auf Byzanz und seine Kunst gewonnen habe. Mschatta zeigt nach Strzygowski keinerlei Zusammenhang mit Byzanz, sondern rein „mesopotamische" Kunst. Ihm gilt der Palast als erbaut von Nordmesopotamiern, die die persische Ziegeltechnik mit der Praxis des syrischen Steinbaues verbanden, denen auch persische und christliche Arbeiter beigemischt gewesen zu sein scheinen. Als Zeit des Baues hält Strzygowski die Jahrhunderte vom vierten bis zum sechsten für möglich, ist aber geneigt, ihn innerhalb dieser Periode so früh wie möglich anzusetzen.

Anders Brünnow. Er erkennt in Ziegel- wie Steinbau die Nachwirkung römischer Vorbilder und sucht in Byzanz die Lösung des Rätsels für die Dekoration. Er glaubt bestimmt annehmen zu dürfen, daß arabische Fürsten aus der Reihe der Ghassaniden mit Hilfe von Architekten und Werkleuten aus Byzanz (dies war auch schon Tristrams Ansicht) sowohl Mschatta wie ein zweites Wüstenschloß, Kasr-et-Tuba, hatten aufführen lassen. Ja Brünnow glaubt den Erbauer Mschattas mit Wahrscheinlichkeit in dem Ghassaniden Abu Karib el-Mundir (bei den Byzantinern Alamundaros genannt) zu finden, der von 569—582 herrschte. Dieser ging 580 nach Konstantinopel, um nach Jahren der Empörung dem Kaiser Tiberios seine Aufwartung zu machen; er ward mit großem Pomp empfangen, mit der Königskrone begnadet und „mit königlichen Geschenken von Gold und mit vielem Silber" entlassen. Hieran knüpft Brünnow seine Vermutungen an:

„Es wäre gewiß nicht erstaunlich, wenn el-Mundir bei dieser Gelegenheit den Wunsch geäußert hätte, ein Schloß in seinen Landen zu bauen, das alle früheren Ghassanidischen Schlösser durch seine Pracht in Schatten stellen würde, und dann nicht nur die hierzu nötigen Geldmittel sich vom Kaiser erbat, sondern auch Architekten und Werkleute aus Konstantinopel mitbrachte. Als Vorbild für die äußere Form nahm er das in seinem Gebiete gelegene römische Lager el-Kastal, gewissermaßen als

Symbol seiner römischen Würde, während die Innenbauten, seinem nationalen Geschmacke entsprechend, in mehr persisch-orientalischem Stile ausgeführt wurden. Freilich zeigt der Kuppelbau so viele byzantinische Eigentümlichkeiten, daß die Möglichkeit nicht abzuweisen ist, daß hier die Nachahmung eines Baues in Konstantinopel vorliegt, während die mit spitzbögigen Tonnengewölben überdeckten Nebenräume allerdings mehr ein persisches Gepräge haben. Das Auffallendste an dem ganzen Bauwerk ist jedoch die unorganische Einfügung der Fassade in die Kastellmauer; sie hat etwas entschieden Barbarisches, das durch die Schönheit der Fassade selbst nicht aufgehoben wird. Man wird das nur so erklären können, daß der Bauherr einen ganz besonderen Wert darauf legte, diesen Skulpturenschmuck ohne Rücksicht auf die architektonische Einheit an seinem Schlosse anzubringen und daß dieser Schmuck eine symbolische Bedeutung für seine Macht hatte. Aber schon Anfang 582 fiel el-Mundir wieder in Ungnade; er wurde nach Konstantinopel weggeführt und blieb dort in freier Gefangenschaft, bis ihn Tiberios Nachfolger Maurikios nach Sizilien verbannte."

Man sieht, daß trotz der Übereinstimmung beider Forscher in der Annahme Ghassanischen Ursprungs für den Bau in allem übrigen schärfster Gegensatz herrscht. Wo Brünnow byzantinische und persische Einflüsse und barbarisch-arabischen Geschmack miteinander unorganisch gemischt findet und der byzantinischen Werkleute nicht entbehren mag, erkennt Strzygowski das Erzeugnis einer selbständigen und einheitlichen, von Byzanz gänzlich abgelösten mesopotamischen Kunst, das uns gestatte, wichtige Rückschlüsse auf deren ältere Stadien zu machen, die uns bisher nur in vereinzelten Resten und Spuren erkennbar sind; als eine ihrer augenfälligsten Eigentümlichkeiten lasse sich jenes „Tiefendunkel" bezeichnen, aus dem das Relief der Ornamente in ähnlicher Weise klar und leuchtend heraustritt wie das Muster eines alten persischen Teppichs aus dem dunkelblauen Grunde. Es sind zwei Richtungen der Kunstforschung, die hier einander gegenüberstehen: Hie Byzanz und Rom! Hie Orient! Der Kampf unter diesen Zeichen hat erst begonnen; er wird noch auf längere Zeit im Vordergrunde des kunstgeschichtlichen Interesses stehen.

Wohin auch die Entscheidung fallen mag, immer bleibt die ungewöhnliche Ornamentenschönheit der Prunkfassade von Mschatta bestehen. Diese tritt weit deutlicher als in den Tafeln des Jahrbuches, ja als in den Originalen selbst, wie sie, ungünstig beleuchtet, im Erdgeschoß des Museums haben untergebracht werden müssen, in den ausgezeichneten Wiedergaben des Brünnowschen Werkes in Heliogravüre hervor. Hier liegen eben Aufnahmen zugrunde, die von kunstfertiger Hand hergestellt worden sind, als die Originale sich noch in vollem Freilicht an ihrer ursprünglichen Stelle befanden. Möchte es doch gelingen, dem Prachtwerk auch einmal in Berlin einen Platz zu schaffen, an dem es seine Schönheit voll entfalten kann!

Ad. Michaelis.

Eine neue Napoleon-Biographie.

Napoleon. Von Professor Dr. Max Lenz. Mit 93 Abbildungen, 13 Faksimiles und 2 Karten. (Monographien zur Weltgeschichte, in Verbindung mit andern herausgegeben von Ed. Heyck. Bd. XXIV.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1905.

Es ist nicht ganz leicht, der neuen Biographie Napoleons von Max Lenz in der Geschichtschreibung über den großen Kaiser ihren Platz zuzuweisen. Nach ihrem Gesamtinhalt wie nach ihren hohen literarischen Vorzügen erscheint sie einerseits wie der glänzendste Ausdruck jener Strömung, die in Frankreich, in England (man denke an Roseberys last phase) und auch in Deutschland die historische Auffassung zugunsten Napoleons umzugestalten versucht hat; anderseits leidet die Arbeit an Schwächen und Mängeln, die nicht nur in der Knappheit der ganzen Darstellung ihre Ursache haben, und ein ablehnendes Urteil häufig herausfordern. Diese wechselnden Eindrücke, wie sie sich mir bei wiederholter Durchsicht des vorliegenden Buches aufgedrängt haben, will ich hier so unbefangen als möglich wiedergeben; daß sie im wesentlichen subjektive sind, verhehle ich mir keineswegs.

Die Darstellung der Jugendgeschichte Napoleons (erstes Kapitel: Korsika) habe ich fast immer mit Zustimmung, oft mit Bewunderung, begleitet. Mit eindringendem Scharfsinn und feinem psychologischen Verständnis hat sich Lenz in das Ich des jungen Napoleon versenkt und dessen Wesenszüge und Entwicklung mit fast dichterischer Intuition erfaßt und mit fast dichterischer Gestaltungskraft vergegenwärtigt. In den Mittelpunkt seiner Betrachtung rückt er dabei mit Recht den durch eine Preisaufgabe der Akademie von Lyon angeregten Discours Napoleons, aus dem er hauptsächlich die Abwendung von Rousseau hervorhebt, die damals (1791) schon weiter fortgeschritten war, als man — auch ich — bisher annahm. Diese Erkenntnis mag als gesichertes Forschungsergebnis gebucht werden. Im übrigen findet auch Lenz in dem damaligen Bonaparte bereits die Anfänge der Menschenverachtung und der Ideenverachtung. Ich folge dann gern dem Verfasser zum zweiten Kapitel, das von Toulon bis Campo Formio führt und den Feldherrn Bonaparte schildert, dessen beherrschender Gedanke, wie Lenz treffend und schön ausführt, allezeit die „Einheit des Befehls", die „Einheit des militärischen Gedankens" gewesen ist. „Dies war der Sinn jeder Schlacht, jeder Verhandlung, jedes Befehls, den er je gegeben hat. Dies der Grund aller seiner Erfolge, das Kernwort aller seiner Gedanken, die Summe aller seiner Arbeit." Vortrefflich! Schärfer und klarer kann die absolute Alleinherrschernatur Napoleons nicht gekennzeichnet werden. Hätte Lenz nur später deutlicher hervorgehoben, wie Napoleon diesen Gedanken der Einheit des militärischen Befehls rücksichtslos auch auf seine Stellung zu Europa auszudehnen gesucht hat, wie er die Staaten einschwenken lassen wollte, als waren sie Bataillone seiner Armee. Der Schluß des Kapitels, der französische Staatsstreich

von 1797 und der Friedensvertrag von Campo Formio[1]), befriedigt mich nicht. Hier mußte ein Lenz andres und besseres zu sagen haben als z. B. die breite Erörterung der bekannten Szene Napoleons mit Ludwig Cobenzl (S. 60—61). Denn das Jahr 1797 ist von entscheidender Bedeutung für Frankreich und Europa wie für Napoleon; es ist das Schicksalsjahr, in dem sich ein großes Ereignis, die französische Revolution, und ein großer Mann, Napoleon Bonaparte, auf ihrem Entwicklungsgange begegnen, um vereint weiterzuschreiten. Lenz hebt wiederholt und nachdrücklich hervor, daß Napoleon namentlich bei den Friedenspräliminarien dem Direktorium gegenüber eine Politik der Mäßigung vertreten habe; wie er sich auch beeilt, ihm seinen vollen Glauben zu versichern, wenn Napoleon die Verantwortung für die unnütze Grausamkeit der damaligen Staatsstreichmänner von sich weist. Allein er gleitet rasch, viel zu rasch über die so bedeutungsvolle Stellungnahme Napoleons zu dem Staatsstreich hinweg. Er begnügt sich mit der recht vieldeutigen Bemerkung: „Napoleon begünstigte den Staatsstreich, weil er seiner Politik entsprach, weil er die Fortentwicklung der Revolution in seinem Sinne gewährleistete." Das paßt wenig zu der kurz vorher Napoleon nachgerühmten „Politik der Mäßigung", um so weniger als die auswärtige Politik des Direktoriums von Lenz selbst als „uferlos" bezeichnet wird (S. 58). Oder sollte Napoleons politisches System doch nicht nur eine „Politik der Mäßigung" gewesen sein? Sollte es Forderungen und Wünsche, Pläne und Träume umschlossen haben, durch die es sich mit der „uferlosen" Politik des Direktoriums berührte?

Die von Bonaparte im Oktober 1795 niedergeschlagenen gemäßigten Parteien Frankreichs waren im Laufe des Jahres 1796 zu neuer Bedeutung erstarkt; vollends bei den Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften im April 1797 hatten sie einen vollständigen Sieg errungen. Mochten diese Parteien auch in vielen Einzelpunkten auseinandergehen, sie fanden sich doch zusammen in dem Wunsche nach Abschluß der Revolution im Innern und Herstellung des Friedens nach außen unter Verzicht auf die Rheingrenze. Im Direktorium selbst hatte noch die revolutionäre Partei das Übergewicht. In diesen Gegensatz nun griff von Italien her der starke Arm des Mannes ein, der in den nächsten Jahren der Entwicklung Frankreichs und Europas die Wege weisen sollte. Napoleon hatte im April 1797 mit Österreich in Leoben einen Präliminarfrieden geschlossen, über dessen maßvolle Bedingungen er bald hinausgegangen ist. Während er einerseits den darin aufgegebenen Anspruch auf die Rheingrenze in Montebello wieder erneuerte, schweiften seine Wünsche begehrlich schon über das Gestade des Adriatischen Meeres hinüber nach Griechenland, Ägypten, Konstantinopel. Der Gedanke der Herrschaft über das Mittelmeer, ein altfranzösischer Gedanke, der in der Revolution wieder aufgelebt war, ergriff mit heißer Leidenschaft die Seele des jungen korsischen Eroberers. In diese Stimmungen hinein trafen die Nachrichten von dem Anschwellen einer Bewegung, die der Revolution und seiner eigenen Siegeslaufbahn zugleich ein Ende zu machen drohte. Es bedurfte wohl kaum der heftigen Angriffe, die ein Führer der

[1]) Mit Wiedergabe der napoleonischen Verträge hat Lenz wenig Glück; die Bemerkungen über Daten und Inhalt sind oft entweder unklar oder geradezu unrichtig. So gleich beim Vertrag von Campo Formio die Angaben über den Umfang der deutschen Abtretungen auf dem linken Rheinufer (S. 61 und 63). Der Schönbrunner Vertrag mit Preußen von 1805 enthält keine Verpflichtung zur Schließung der Häfen gegen England, die erst im Pariser Vertrag von 1806 festgesetzt wurde. Im Erfurter Vertrag von 1808 hat Napoleon den Russen keineswegs die Donauprovinzen „garantiert" (S. 147). Der Vertrag mit Preußen 1808 ist nicht vom 8. November, sondern vom 8. September, und die preußische Kontribution betrug 140 Millionen Francs, nicht Taler (S. 148). Der Vertrag mit Rußland 1806 ist kein Werk Orloffs, sondern Oubrils (S. 128). Über Amiens s. oben. — Von andern Versehen notiere ich hier den „Duc de Caulaincourt" (S. 166) (statt Caulaincourt, Duc de Vicence), die Verwechslung des Prinzen von Oldenburg mit einem Prinzen von Mecklenburg (S. 157), die Verwechslung von Wallis und Waadtland (S. 107), wohl durch das „le Valais" der Quelle entstanden. Vgl. auch S. 124 „meine Partei ist genommen", nur verständlich durch das Französische „mon parti est pris", d. h. mein Entschluß ist gefaßt. — Ich messe diesen Versehen nicht mehr Wert bei, als sie verdienen, aber sie sind in ihrer Häufung doch Symptome eines Grundfehlers, an dem das Buch leidet.

Gemäßigten in Paris wegen der Vergewaltigung Venedigs erhob. Sein Entschluß konnte ohnehin nicht zweifelhaft sein: ohne einen Augenblick zu schwanken, warf er seinen guten Degen in die Wagschale gegen die Partei, die den Abschluß der Revolution und den allgemeinen Frieden auf ihre Fahne geschrieben hatte. Mit dem Gelde Bonapartes und mit einem Offizier Bonapartes vollzog die Mehrheit des Direktoriums im September 1797 den Staatsstreich, der die gemäßigten Parteien zertrümmerte. Für Frankreich bedeutete dieser Staatsstreich die abermalige Unterwerfung des französischen Volkes, das sich selbst zu regieren versucht hatte, unter die Gewaltherrschaft einer revolutionären Faktion, die dann leicht von dem Despotismus eines einzelnen abgelöst werden sollte. Für Europa bedeutete der Staatsstreich die Fortsetzung des revolutionären Eroberungskrieges. Daran änderte es nichts, daß im Oktober 1797 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich durch den Frieden zu Campo Formio zunächst beendet wurde. Dieser Friede schließt keine Epoche kriegerischer Verwicklungen ab; er ist nur eine Pause in einer Schlacht, höchstens ein Waffenstillstand. Der Streit, der sich über die Ausführung des Friedens bald erhob, ist historisch im Grunde wenig erheblich. Die Ursache der Kriege und Umwälzungen, die auch nach Campo Formio Europa heimsuchten, liegt zunächst in dem Siege der noch unerschöpften revolutionären Kraft Frankreichs in Verbindung mit der Persönlichkeit Napoleon Bonapartes. Das Geheimnis großen geschichtlichen Werdens ruht in dem Zusammenwirken großer Strömungen, Kräfte und Ideen mit dem persönlichen Genius. Nie hat sich das deutlicher gezeigt als im Jahre 1797, wo der revolutionäre und erobernde Geist Frankreichs mit dem herrschsüchtigen und erobernden Genius Napoleons sich vermählte. Und die Revolution, die größte und nationalste Tat Frankreichs, hatte doch von Anfang an auch einen universalen Charakter, der mit dem universalen Genius Napoleons harmonierte. Die überreichen nationalen Kräfte, die seit Ludwig XIV. das schlummernde Frankreich ungenutzt in sich aufgespeichert und die Revolution nun entfesselt hatte, die starken Leidenschaften eines hochbegabten Volkes, das nach Macht und Ruhm dürstete, alle diese Gewalten verschmolzen mit der Herrscher- und Eroberernatur des jungen Generals zu der Elementarkraft, deren es zur Umgestaltung des alten Europa bedurfte. Dieser Bund zwischen der Revolution und Napoleon schloß sich im Jahre 1797. Es kann nicht stark genug betont werden: nicht der Bruch des Friedens von Amiens, nicht die Invasion Spaniens oder Rußlands sind die entscheidenden Ereignisse in der Laufbahn des weltumgestaltenden Eroberers: schon im Jahre 1797 betritt er die Bahn, die, wie ein großer französischer Historiker gesagt hat, „ihn von Madrid nach Moskau und von Moskau nach St. Helena führen wird".

Einzelheiten der Gedankenreihe, die im Anschluß an eine ältere Arbeit[1]) hier entwickelt wurde, finden sich gelegentlich auch bei Lenz angedeutet. Er spricht einmal von dem „Durst nach Macht" als dem „tiefsten Empfinden" der französischen Nation in ihrer Revolution, der durch Napoleons Erfolge gesättigt wurde; daß dieser „Durst nach Macht" als „tiefstes Empfinden" auch in Napoleons Blute lag, unterläßt er dabei hervorzuheben. Er erwähnt auch die orientalischen Pläne Napoleons von 1797, aber nicht als eines der Entwicklungsmotive von 1797, sondern erst im Zusammenhang mit der ägyptischen Unternehmung. Um so ausführlicher erörtert Lenz einige Äußerungen Napoleons aus der Zeit der Verhandlungen von Campo Formio, die sich in einem Schreiben an Talleyrand — nicht, wie er angibt, an das Direktorium — finden, Äußerungen, auf die auch wir hier näher eingehen müssen, da sie uns in das Zentrum der Auffassung von Lenz über Napoleon führen.

Napoleon schreibt am 7. Oktober 1797 an Talleyrand: „Wenn nur die wahre Politik . . . bei allen Unternehmungen zugrunde gelegt wird, so werden wir auf lange Zeit hinaus die große Nation und die Schiedsrichter von Europa sein. Ich sage mehr: wir halten die Wage von Europa, von uns hängt es ab, wohin sie sich

[1]) In einem 1897 zur Zentenarfeier veröffentlichten Gelegenheitsartikel.

neigen soll. Ja, wenn es der Wille des Schicksals sein soll, sehe ich es nicht für unmöglich an, daß man in wenigen Jahren zu jenen großen Zielen gelangen wird, die der erhitzten und enthusiastischen Einbildungskraft vorschweben, die aber nur der kälteste, ausharrendste und berechnendste Verstand erringen wird." Lenz bemerkt hierzu (S. 62): „Wie oft sind diese Worte zitiert worden, immer[1]) in dem Sinne, um daraus den himmelstürmenden Ehrgeiz des jungen Titanen als die Wurzel seiner Weltherrschaftspläne zu erweisen. Stellen wir sie aber in den Zusammenhang hinein, aus dem man sie herausriß, so erkennen wir, daß sie vielmehr eine Mahnung zum Maßhalten sind." (Zum Maßhalten ja, aber doch mehr in den Mitteln als in den Zielen.) . . . . Lenz findet ferner darin „die Empfindung von der Macht des Unwägbaren, nicht zu Berechnenden, des Verhängnisses, das über der politischen Welt und über jedem einzelnen, wie vielgestaltig sein Streben, wie wohlbedacht seine Rechnung sein mag, dennoch als das Allbeherrschende schweben bleibt. Es ist das Geschick Frankreichs, mit dem er . . . das eigene verkettet hat: ihm und darum auch sich selbst wagt er das Horoskop zu stellen. Er sieht die Stunde herannahen, wo Frankreich Europa das Gesetz diktieren wird, wenn nur die Vernunft mit ihrem klaren Augenmaß für die Verhältnisse uns leiten wird, und wenn — das allbeherrschende Geschick es zulassen will."

Drei Momente sind es, die nach Napoleons Auffassung den Gang der Dinge bestimmen: die erhitzte und begeisterte Einbildungskraft, der kühl berechnende Verstand, über beiden das Geschick. Lenz in seiner Betrachtung, wie dem Leser gleich aufgefallen sein wird, hat zunächst die „erhitzte und begeisterte Einbildungskraft" völlig ausgeschaltet: sie gehört aber neben dem kühl berechnenden Verstande, mit dem sie freilich recht oft eine schlechte Ehe geführt hat, ganz wesentlich zu dem napoleonischen Ich. Dafür hat Lenz um so mehr „das Schicksal" herausgehoben, und gewiß hat auch Napoleon selbst dem Schicksal, seinem Stern, seinem Fatum, eine immer wachsende Bedeutung in seinem Lebensgange eingeräumt.

Dieser Anschauung Napoleons nun hat sich Lenz bereitwillig angeschlossen. So muß denn auch bei entscheidenden Wendepunkten der napoleonischen Geschichte das Schicksal zur Erklärung herbei. Napoleon wendet sich 1805 von England gegen Österreich, begräbt den Landungsplan und entflammt von neuem die Ära der festländischen Kriege, „da es nun das Schicksal so befahl" (S. 124). Napoleons Regiment wird (1810, 1811) mehr und mehr zu einer Gewaltherrschaft, er greift auf die Mittel der Revolution zurück: „so wollte es nun einmal das Schicksal" (S. 164). Durch das ganze Buch von Lenz scheint mir die Vorstellung zu herrschen, als habe Napoleon eigentlich immer mehr oder minder unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt, der seine Verantwortlichkeit aufhob oder wenigstens einschränkte. So wird der größte Willensheros der Geschichte zu einem willensschwachen Werkzeug, zu einem Sklaven der Verhältnisse. So sinkt Napoleons Leben, die größte Charaktertragödie der Weltgeschichte, herab zu einem Schicksalsdrama.

Was war nun aber in Wahrheit dies Schicksal, auf das Napoleon selbst sich so oft berufen, als dessen Willensvollstrecker er sich so manchmal bezeichnet hat? Sorel nennt es seine raison d'état divinisée, und gewiß ist: dies Schicksal war nur ein Geschöpf Napoleons; es war vielleicht das Kind seiner Einbildungskraft und seines Verstandes, und sicher wollte es immer nur das, was er selbst wollte.

Noch eine andre Gedankenreihe bei Lenz dient dem Bestreben oder hat die Wirkung, die Verantwortlichkeit Napoleons herabzumindern. Er nennt ihn wiederholt den Erben der Revolution, den Erben des Direktoriums, den „Erben des alten Frankreichs und der Aufgaben, die diesem vom Schicksal gestellt waren". Der Kampf mit England, die Ausdehnung der französischen Übermacht, die das Gleichgewicht auf

[1]) „Immer" habe ich gesperrt. Tatsächlich habe ich die von Lenz bekämpfte Ansicht z. B. weder bei Lanfrey noch bei Fournier, weder bei Sybel noch bei Sorel gefunden. Ähnliche Beobachtungen habe ich auch sonst bei polemischen Stellen dieses Buches gemacht.

dem Festlande zerstörte, sind die Erbschaft, in deren Verteidigung Napoleon „siegen oder fallen mußte". Dabei darf nur nicht vergessen werden, daß die Hinterlassenschaft des alten Regimes und der Revolution zu einer wirklichen Erbschaft erst dadurch wurde, daß dieser Erbe sich fand, der die ganze Last und Wucht der Gegensätze und Kämpfe gern und freudig auf seine starken Schultern nahm.

Mit diesen Betrachtungen über „Schicksal und Erbschaft" glaube ich das Wesentliche und das Unterscheidende in der Anschauung von Lenz berührt zu haben. Seine Auffassung vom Charakter Napoleons ist sonst kaum verschieden von der meinigen. Das brutal absolute Wesen seines Systems schildert er nicht anders als ich es vor Jahren getan habe; wiederholt erinnert er an Robespierre, den „Methodiker des Schreckens", als dessen Erben „auch in der kirchlichen Politik" er Napoleon bezeichnet, und spricht von der „Verwandtschaft beider Tyrannen". Was uns vor allem trennt, ist eben die Neigung von Lenz, die Fäden, die vom napoleonischen Charakter zur napoleonischen Politik führen, zu zerschneiden und dafür Schicksal und Erbschaft als bestimmende Kräfte einzuführen.

Die Betrachtung des Friedens von Campo Formio hat uns weit abgelenkt zu den Grundproblemen der „Napoleonischen Frage": sie hat uns aber auch weggeführt von der Darstellung unsres Buches. In der Tat, je weiter die Darstellung fortschreitet, um so weniger vermag ich ihr zu folgen, denn immer mehr schwindet jenes liebevolle und verständnisvolle Versenken in die Sache, das allein zu der bei einer solchen Arbeit mehr noch als sonst erforderlichen eindringenden und umfassenden Beherrschung des Stoffes führen kann. Ich will zum Beweise dieses Urteils die Erörterung von Ansichten und Auffassungen vermeiden, die dem Meinungsstreite immer unterworfen bleiben; ich halte mich an zweifellose Tatsachen. Man nehme die Darstellung des Zerwürfnisses mit dem Papste, einige Sätze der S. 163: hier ist kein Datum mehr richtig. „Seitdem Napoleon im April 1808" (muß heißen: Anfang Februar 1808) „Rom und den Kirchenstaat okkupiert hatte, hatte ihm der Papst seine Feindschaft erklärt ... Dafür erklärte Napoleon im April 1809, gleich nach den ersten Siegen von Schönbrunn aus, den Kirchenstaat für eine Provinz" (in Schönbrunn war Napoleon erst am 11. Mai, und die Erklärung gegen den Papst ist erst vom 17. Mai); „am 10. Juli" (lies: 10. Juni) „erfuhr der Papst, was geschehen" usw.

Nicht immer sind die Unrichtigkeiten so harmlos wie hier; oft sind es Irrtümer schwerwiegender Art, die den Tatbestand zugunsten Napoleons und zuungunsten Englands, Rußlands, Preußens verschieben. Dem Bruche des Friedens von Amiens und der Erneuerung des Krieges mit England, dem er für die Beurteilung Napoleons und seiner Politik die allergrößte Bedeutung beimißt, hat Lenz (S. 108 ff.) eine eingehende Betrachtung gewidmet, ohne recht präzises Eingehen auf die damaligen Streitpunkte, aber nicht ohne arge Fehler. Er läßt (S. 110) die „Annexion Piemonts" — einer der englischen Beschwerdepunkte — *vor* Amiens (März 1802) erfolgen. S. 106 hörten wir, daß sie im Herbst 1802, also *nach* Amiens erfolgte. Schlimmer ist die Darstellung der dem Bruch vorangehenden Verhandlungen vom März 1803 (S. 113). Lenz berichtet von der englischen Thronrede vom 8. März, von den sich anschließenden Rüstungen Englands, die Napoleon durch militärische und diplomatische Maßregeln erwiderte. „In London", so fährt er fort, „war man nicht weniger tätig: die Sendung des englischen Gesandten Whitwort (so schreibt Lenz immer statt Whitworth) nach Paris sollte offenbar nur den Bruch des Friedens durch England verschleiern und vor der Welt entschuldigen. Napoleon aber riß dem Gegner die Maske vom Gesicht", und nun folgt die bekannte Szene vom 13. März. Aber Whitworth verhandelte ja schon seit Mitte November 1802 in Paris mit Napoleon und Talleyrand, und seine Sendung war einfach eine Folge der Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Staaten nach dem Friedensschluß! Weiter erzählt dann Lenz — immer noch S. 113 —, wie Napoleon sich an Preußen wendet und ihm eine Allianz anbietet, „wenn es *den Frieden von Amiens*, für den es

sich verbürgt hatte, garantieren wollte"! Was sollen diese unverständlichen Worte bedeuten? Preußen als Bürge des Friedens von Amiens? Und was ist der Unterschied zwischen verbürgen und garantieren? Ich vermute: Lenz erinnerte sich dunkel an die im Frieden von Amiens stipulierte Garantie Preußens für die Unabhängigkeit Maltas, zu deren Übernahme sich Preußen in der Tat erst im März 1803 bereitfinden ließ, und so entstand jener rätselhafte Satz!

Ähnliche Irrtümer entstellen die Geschichte der Beziehungen zu Preußen und Rußland. Es ist nicht richtig, daß im Herbst 1805 Alexander seine Heere, „ohne erst die Erlaubnis abzuwarten", in das preußische Polen habe einrücken lassen (S. 125), wie es nicht ganz zutreffend ist, daß Alexander in Tilsit über den Kreis Bialystok hinaus die russische Grenze noch weiter in (das preußische) Polen habe „hineinschieben" wollen und sich „selbst auf Memel Hoffnungen gemacht habe" (S. 135). In Wirklichkeit hat ihm Napoleon, was mindestens erwähnt werden mußte, das ganze preußische Polen angeboten, Alexander aber es abgelehnt (s. Schiemann, Geschichte Rußlands, Bd. I, S. 97. 98). Unzulänglich ist die Darstellung der Verhandlungen mit Preußen nach dem Bruche des Friedens von Amiens, wobei die Bereitwilligkeit Preußens zu einer Allianz selbst unter Verzicht auf die Räumung Hannovers (Dezember 1803) nicht übergangen werden durfte; noch unzulänglicher die Vorgeschichte des Krieges von 1806, bei der nur der Anlaß zum Kriege, die hannoversche Frage, berührt wird, nicht die eigentliche Ursache, die militärische Übermacht Napoleons an den preußischen Grenzen, gegen deren Druck Preußen sich ebenfalls militärisch sichern wollte. Seltsam ist auch die Erörterung der Beziehungen Napoleons zu Preußen nach dem Tilsiter Frieden. Mit heißem Eifer bemüht sich Lenz nachzuweisen, daß Napoleon die Vernichtung der preußischen Macht nicht gewollt und nicht betrieben habe, wie die Patrioten fälschlich geglaubt hätten. Daß er preußische Festungen besetzt hielt und die preußische Armee auf 42000 Mann heruntersetzen ließ, findet er dagegen ganz natürlich. „Wie hätte er ihnen auch trauen können, und welches Mittel hatte er sonst, um sie vom Abfall zurückzuhalten?" (S. 148). Auch vor dem russischen Kriege von 1812 beteuert Lenz: „Napoleon lag, daran halten wir fest, nichts daran, Preußen zum Feinde zu haben, oder es gar, wie die Patrioten meinten, zu vernichten" (S. 166). Ich bekenne, diesen Eifer von Lenz bei einer so unerheblichen Sache nicht recht zu verstehen. Was lag denn unter den damaligen Umständen daran, wenn Napoleon Preußen vernichtete, wie er es alle Tage konnte? Hätte er es getan, so würde Lenz gleichmütig geschrieben haben: „Welches Mittel hatte er sonst, es vom Abfall zurückzuhalten?" Oder, wie er zur Erklärung der Annexionen von 1810 sagt: „Napoleon mußte eine Stellung einnehmen, von wo es ihm möglich war, dem Beherrscher des Ostens sogleich an den Leib zu kommen. Er durfte keine Zwischenmächte dulden, die diesem zufallen konnten." War Preußen keine solche Zwischenmacht?

Mit solchen Argumentationen sucht Lenz Napoleons Gewaltmaßregeln zu erklären — ich hätte fast geschrieben: „zu entschuldigen", wenn er sich nicht dagegen entschieden verwahrte. Natürlich ist Lenz dabei vollkommen in gutem Glauben. Er hat sich eben im Laufe seiner Arbeit ganz in Napoleon hineingelebt. Er sieht mit Napoleons Augen, denkt mit Napoleons Gedanken, teilt mitfühlend seine Liebe und seinen Haß, führt mit ihm Krieg gegen England und findet es darum auch ganz „natürlich", daß Napoleon zur Durchführung dieses Kampfes die Neutralen vergewaltigte. Lenz argumentiert und schreibt, wie Napoleon hätte schreiben können, aber — und das ist wesentlich: — Napoleon noch in der Gluthitze seines Weltkampfes, noch vor dem Zusammenbruch. Ein Napoleon, dem aus dem Verlaufe und dem Ausgange des Kampfes noch keine neue Erkenntnis zugewachsen ist. Ein Napoleon, der nicht versteht weder mit England Frieden zu halten noch mit England Krieg zu führen. Wie könnte Lenz sonst, um nur dies noch anzuführen, sagen: „Jeder Schritt, den Napoleon zurücktat, oder auch nur unterließ vorwärts zu tun, kam den Gegnern zugute" (S. 110, wiederholt S. 150). Könnte man den Satz nicht geradezu um-

kehren? Könnte man nicht mit größerem Rechte behaupten, daß jeder Schritt, den Napoleon im Banne seines „Systems" vorwärts tat, ihm neue Gegner aus dem Boden stampfte? Man denke nur an Spanien. Ein Napoleon also durfte vielleicht noch so sprechen, ein Lenz durfte nicht mehr so urteilen.

Max Lenz pflegt sonst gern — auch in diesem Buche geschieht es — Ranke als Kronzeugen für seine Auffassung anzurufen. Diesmal hat er sich, wie mir scheint, von Rankes großartiger Objektivität doch entfernt. Wie hat Ranke Napoleons „Anmutungen" an die Neutralen beurteilt. Wie hat er schon vor 1805 auf die Kluft hingewiesen zwischen den nationalen Interessen Frankreichs und den dynastischen Interessen Napoleons. Wie hat er endlich den Kampf gegen England in seinem Höhepunkt, dem Kontinentalsystem, geradezu als naturwidrig charakterisiert.

Ich wünschte, Lenz fände sich nach diesem „Schritt vom Wege" wieder zu Ranke zurück; ich wünschte ferner, er widmete dem späteren Leben Napoleons dieselbe liebevolle Sorgfalt und eindringende Forschung wie dessen Jugendjahren. Die Keime und Ansätze zu einer objektiven Auffassung und Beurteilung Napoleons, die in dem Buche auch jetzt keineswegs fehlen, würden dann zu voller Entfaltung gelangen, und wir würden eine vortreffliche Napoleon-Biographie erhalten, von der wir jetzt nur die ersten Anfänge besitzen.

Paul Bailleu.

Entgegnung.

Bailleu hat mir eine Reihe von Versehen nachgewiesen, die aneinandergereiht vielleicht von größerem Gewicht erscheinen, als wenn man sie sich durch das Buch verstreut denkt, die aber hätten vermieden werden müssen und leicht vermieden werden konnten. Ich will diese Lapsus calami, besser Lapsus linguae (denn das Buch ist in einem Zuge diktiert worden) keineswegs entschuldigen, wenn ich hinzufüge, daß sie in allzu rascher Abfassung, denn der Termin der Ablieferung des Buches drohte bereits überschritten zu werden, ihren Ursprung haben: ich hätte mich eben dennoch mit dem Abschluß nicht beeilen dürfen. Ein besonderes Mißgeschick dabei ist es, daß sie meist in Abschnitten vorkommen, über die ich bereits vor längerer Zeit eingehende, erst zum Teil veröffentlichte Forschungen angestellt habe und die ich darum teilweise aus dem Gedächtnis selbst dittieren zu können glaubte. Nicht durchweg freilich kann ich die Korrekturen Bailleus anerkennen. Wenn er z. B. bestreitet, daß Alexander in Tilsit ein Stück des preußischen Polen noch über den Kreis von Bialystok hinweg für sich angestrebt und selbst auf Memel sich Hoffnungen gemacht habe, so verweise ich ihn auf die Noten Napoleons vom 4. und 6. Juli 1807 (Correspondance, Bd. XV, S. 385, 390 f.; Tatistcheff S. 166[1]). Der Kreis von Memel hatte schon längst den Appetit der Russen erregt. Die Verhandlungen von Tilsit, in denen diese Punkte zur Sprache kommen, sollten von mir in dem zweiten Teil einer Abhandlung behandelt werden, von der nur der erste Teil gedruckt ist (Tilsit, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. VI, S. 181 ff.); aber ich habe bereits in dem ersten Teil (S. 222 ff.) kurz davon gesprochen. Bailleu hat seinerzeit diese Abhandlung rezensiert. Ich darf es ihm aber nicht nachrechnen, daß er jene Stellen nicht mehr im Gedächtnis hatte, da ich selbst im Anhang eine kritische Erörterung der Verhandlungen zwischen Alexander

[1]) Die Angabe von einer Abtretung des ganzen preußischen Polens scheint mir noch zu ungeklärt, um sie in meine Darstellung aufnehmen zu dürfen, in deren Zusammenhang sie auch an und für sich keineswegs mit Notwendigkeit gehört, so wenig wie die Allianzfrage vom Dezember 1893. Die Note vom 4. Juli, von der Schiemann a. a. O. 99, 1) sagt, daß sie nur in russischer Übersetzung bekannt geworden sei, befindet sich in der Correspondance (Nr. 12 191); es ist die oben von mir zitierte.

und Friedrich Wilhelm über den Einmarsch der Russen in Preußisch-Polen 1805 gegeben habe und nun zu meinem Schrecken sehen muß, daß ich, ich weiß nicht durch welches Mißverhängnis geleitet, in meinem Buche statt „einzurücken drohten" „eingerückt waren" geschrieben habe.

Bei der Vorgeschichte des Krieges von 1806 habe ich nach Bailleu die militärische Übermacht Napoleons an den preußischen Grenzen, worin er die eigentliche Ursache des Krieges sieht, nicht bemerkt. Ich dächte aber, in den Worten (S. 128): „Wahrlich, groß genug war die Macht, die zwischen Gibraltar und dem Fichtelgebirge ausgespannt war", wäre darauf genügend hingewiesen; und jedenfalls hebe ich dann bei der Überreichung des Ultimatums durch den preußischen Gesandten in Paris ausdrücklich hervor, daß es den Rückzug der französischen Truppen aus Deutschland gefordert habe. Die eigentliche Ursache des Krieges sehe ich allerdings ebenso wenig in der hannoverschen Frage wie in der Aufstellung der Napoleonischen Macht an den Grenzen Norddeutschlands, sondern darin, daß die Friedensverhandlungen gescheitert und die Koalition zwischen Rußland und England dadurch aufrecht geblieben war. Damit war der Krieg für Preußen unvermeidlich geworden: weil Norddeutschland, mehr noch als 1803—1805, sein Schauplatz und Kampfpreis werden mußte. Daß dem Kaiser in der Zeit der Allianz mit Alexander nichts daran liegen konnte, Preußen zum Feinde zu haben und daß im Kriege mit Rußland es ihm sogar wertvoll war, Preußen an seiner Seite zu sehen, habe ich in einem Essay: „Napoleon und Preußen" (in der „Cosmopolis" 1898) nachzuweisen versucht. Ich stützte mich dafür besonders auf die Korrespondenz des kaiserlichen Gesandten in Berlin, St. Marsan, mit seiner Regierung. Bailleu hat schon früher dagegen protestiert, ohne übrigens, so wenig wie jetzt, den Beweis dafür anzutreten. Widerlegt fühle ich mich noch nicht. Bailleu selbst hat später in der „Historischen Zeitschrift" (Band 84, S. 458 f.) Stücke zweier Erlasse des kaiserlichen Ministers Champagny an St. Marsan publiziert, die meine Ansicht nur bestätigen. Ich hatte in jener Abhandlung bemerkt, daß St. Marsan mit seiner konniventen Diplomatie wirklich nur seine Aufträge erfüllt habe. Bailleu bemerkt dazu an der genannten Stelle: „Das ist buchstäblich richtig, wenigstens für 1809. Allein man darf diesen Einzelfall weder generalisieren noch auch nur für 1809 die wirklichen Anschauungen Napoleons danach beurteilen wollen. Man kann nichts weiter sagen, als daß er in der kritischen Lage nach Aspern jeder den Gegensatz verschärfenden Erörterung mit Preußen vorsichtig ausgewichen ist." Ich will ein paar Stellen aus den Erlassen: Wien, 23. Mai und 2. Juni 1809, hier anführen: „Voici la règle de conduite que S. M. m'a chargé de vous tracer. Il est inutile de se faire dans la Prusse un ennemi de plus, il faut donc paraître satisfait de sa conduite . . . Fermez donc les yeux sur les torts de la Prusse, si elle en a, mais mettez-la doucement en chemin de ne plus en avoir. — Je ne puis que vous confirmer la ligne de conduite que je vous ai déjà tracée. Soyez extrêmement coulant et doux. Ne faites et ne dites rien qui effarouche. Ayez l'air d'être dupe des menées qui vous environnent. Autant que possible, faites croire que l'Empereur rend justice aux intentions droites du Roi" etc. Nimmt man hinzu, daß St. Marsan diese Haltung bis an das Ende seiner Mission bewahrte, so scheint es mir doch wirklich eine sehr enge Interpretation jener Quelle zu sein, sie lediglich auf den Moment, wo sie entstand, zu beziehen und den gegen meine Gesamtauffassung gerichteten Zweifel in vollem Umfang aufrechtzuerhalten. Die Frage, die ich mit Bezug auf Napoleons Haltung gegen die Preußen im Herbst 1808 stelle: „Wie hätte er ihnen auch trauen können, und welches Mittel hatte er sonst, sie vom Abfall zurückzuhalten?" scheint mir in der Tat berechtigt genug, wenn ich der Bemühungen der Patrioten gedenke, Preußen und Norddeutschland unter die Waffen gegen ihren Unterdrücker zu bringen. Der Plan Steins im Sommer 1808, den Aufstand zu entfesseln, und alle folgenden Versuche der Patriotenpartei bis in den Herbst 1811 lassen sich doch nicht aus der Welt schaffen. Gewiß konnte Napoleon im Herbst 1808, wenn er wollte, Preußen mit einem Schlage vernichten, und er

würde es getan haben, wenn es, wie Spanien, damals sich erhoben hatte. Das aber wäre der Bruch mit Alexander gewesen, das Ende der Allianz, auf der seit Tilsit die gesamte Politik Napoleons beruhte. Wenn er schon im Sommer 1807, auf der Höhe des Erfolges, sein politisches System völlig herumwarf, um den Zaren gegen England zu gewinnen: um wieviel mehr mußte er nach Spaniens Abfall, und nun gar nach der Kapitulation von Baylen den Bundesgenossen festzuhalten suchen, auf den allein er sich einigermaßen verlassen konnte. Alles hängt von der Katastrophe in Spanien im Sommer 1808 ab: der Abzug der französischen Elitetruppen aus Norddeutschland über die Pyrenäen, die Zusammenkunft in Erfurt und der Vertrag mit Preußen. Niemals wird man das Verhältnis Preußens zu Napoleon recht begreifen, wenn man, wie die Patrioten damals, es nur unter dem preußischen Gesichtswinkel ansieht, losgelöst von den Kombinationen der allgemeinen Politik. In ihr nahm Preußen seit Tilsit nur eine sekundäre Stelle ein: es war ein Trabant der großen Mächte geworden, kein Stern mehr erster Größe. Darum traf, wie ich hervorhebe, das Wort, mit dem der Kaiser den Prinzen Wilhelm am 23. Januar 1808 in Paris empfing, in den Kern der Lage: „Das Arrangement Ihrer Angelegenheit hat seinen Platz unter den Kombinationen der großen Politik, die in der Entwicklung begriffen ist ... Im Sommer werden vielleicht die großen Angelegenheiten arrangiert sein". Das Arrangement erfolgte dann auf eine andre Weise, als Napoleon erwartet hatte: die Verschiebung der allgemeinen Konstellation durch die Ereignisse in Spanien brachte den Kaiser dazu, dem preußischen Hof zu bewilligen, was Stein durch die weitestgehenden Anerbietungen nicht hatte erreichen können. Daß Napoleon durch die Besetzung der Festungen und die Reduzierung der preußischen Armee den gedemütigten Staat dennoch unter seiner Faust zu behalten suchte, steht damit doch wahrlich nicht im Widerspruch. Wie zwangvoll aber seine Lage in den Wochen von Erfurt war, beweist nichts besser, als daß er Stein, trotzdem er die Zeugnisse seines Komplotts in der Hand hatte, zunächst unbehelligt ließ: es geschah, wie schon Godefroy Cavaignac ausgeführt hat, nur wieder im Hinblick auf die europäische Lage.

Damit bin ich schon an den Kernpunkt der Differenzen gelangt, die mich von Bailleus Auffassung scheiden. Sie liegen nicht in jenen Versehen, die ihm selbst zum guten Teil belanglos erscheinen, sondern in den politischen Problemen, in der Verschiedenheit unsres Augenmaßes für die europäische Konstellation, des Mischungsverhältnisses, in dem uns Aktion und Reaktion der historischen Kräfte erscheinen. Jene Irrtümer gleichen schadhaften Steinen in der Außenwand eines Hauses, die bei einer Revision leicht zu ersetzen sind, ohne das Ganze irgendwie ernstlich zu schädigen, wenn nur die Gesamtkonstruktion richtig gedacht und die Grundmauern stark genug gemacht worden sind; ich hoffe also bei einer zweiten Auflage meines Buches, diese und noch andre Irrtümer ersetzen zu können und nehme die Nachweise Bailleus dafür dankend ad notam. Bailleu richtet aber seinen Angriff vor allem gegen die konstruktiven Gedanken meines Buches selbst. Hier also muß ich sehen, wie ich den Gegner bestehe. Denn das ist ein Griff nach der Kehle. Prüfen wir, wie er dabei vorgegangen ist.

Bailleu setzt ein bei dem Jahre 1797, als dem Schicksalsjahr, wie er sagt, für Frankreich und Europa, und mit ihnen für Napoleon Bonaparte selbst. Auch ich habe den Ereignissen im Sommer und Herbst dieses Jahres große Bedeutung beigelegt und darum die sonst überall knapp gefaßte Darstellung ein wenig erweitert. Bailleu meint zwar, es sei nicht an der rechten Stelle geschehen. Aber wenn er es tadelt, daß ich der bekannten Szene zwischen Napoleon und Ludwig Cobenzl („S. 60—61") zu viel Raum gewährt habe, so sind das im ganzen doch nur zehn Zeilen. Übergehen ließ sich der charakteristische Vorgang doch wohl nicht, und ich weiß nicht recht, wie ich ihn noch enger hätte zusammenziehen sollen, wenn ich zugleich die immer noch wiederholte legendarische Fassung widerlegen wollte. Im übrigen aber habe ich gerade die beiden Aktionen behandelt, die nun doch wirk-

lich im Mittelpunkt der Ereignisse stehen: den Staatsstreich vom 18. Fructidor und die Verhandlungen über den Frieden selbst. Was ich über den ersteren sage, ist, ich darf es hier wohl aussprechen, die Zusammenfassung sehr eingehender Studien; es sind die Ergebnisse eines vollen Halbjahrs seminaristischer Untersuchungen. Dabei traten mir, mehr noch als an andern Punkten der Biographie Napoleons, die Lücken unsers Wissens vor Augen. Wir haben eine Fülle offizieller Akten, aber diejenigen Papiere, die das eigentliche Geheimnis enthalten, die intime Korrespondenz der Parteiführer, vor allem also Napoleons mit seinen Freunden in Paris und den Offizieren, die er dorthin abordnete, liegen nur in ein paar Bruchstücken vor. Wieviel uns fehlt, lehrt ein Blick in die Memoiren Lavalettes oder in die paar Briefe, die vom Verkehr Napoleons mit Barras erhalten sind; die Flugschriften und die Apologien, z. B. Carnots, können uns den Verlust nicht ersetzen und vermehren oft nur das Dunkel, das über der vielgestaltigen Intrige liegt. Nur einige Punkte schienen mir gesichert genug, um sie in meine Erzählung aufnehmen zu dürfen. Dazu gehört z. B. die Tatsache, daß die Armeen, Offiziere und Soldaten, am Rhein und in Italien, mit überwältigender Majorität von der gleichen Stimmung gegenüber der Reaktion wie Napoleon selbst beseelt waren, und daß Hoche, in dem die republikanische Legende gegenüber dem korsischen Abenteurer den Helden der Freiheit, den Sohn Frankreichs zu sehen liebt, kaum anders gesinnt war, oder vielmehr noch ungestümer, als Bonaparte, die Schwätzer und Intriganten vom Klub Clichy zu stürzen trachtete. Von den Reaktionären nehme ich an, daß sie in der Mehrheit nicht geradezu royalistisch gesinnt waren, daß aber die Royalisten überall hinter ihnen standen, und daß ihr Sieg zum Sturz der Republik zu führen drohte, sowie er ein Zurückweichen vor den soeben durch Napoleon besiegten Mächten bedeutet hätte. Wie Bailleu, so glaube auch ich, daß Campo Formio nichts als eine Pause im Kampf, ein Waffenstillstand war; nur daß viel eher Österreich als Bonaparte an die baldige Wiederaufnahme des Waffenganges dachte. Napoleons Politik ging vielmehr, nichts scheint mir besser beglaubigt, in jenem Moment dahin, Österreich fortan zur Seite oder wenigstens nicht zum Gegner zu haben; während die Radikalen, die den Staatsstreich durchgeführt hatten, im Bunde mit Preußen und allen Rivalen Österreichs Deutschland und Italien revolutionieren wollten. Dies also sind die Gesichtspunkte, die Napoleon dahin führten, sich in der Mitte der Parteien zu halten: er wollte die Revolution fortsetzen, aber sie organisieren, und so sie zum Siege nach innen und nach außen führen. Schon damals galt das Wort für ihn, „daß er die Revolution zugleich bändigte und repräsentierte". Ich sehe darin nur wieder die Fortsetzung einer Politik, deren Elemente ich schon in den früheren Jahren, bereits in der korsischen Zeit, nachweise, und die ebenso in der Persönlichkeit meines Helden wie in seinen Schicksalen begründet war. Deshalb konnte Napoleon allerdings den Staatsstreich begünstigen und sich dennoch unmittelbar darauf im Widerspruch gegen Barras und Augereau fühlen.

Bailleu widerlegt keine dieser Tatsachen, er stellt ihnen nur seine Ansicht entgegen, die sich im wesentlichen mit der von Sybel vertretenen, in Deutschland populären deckt und von dem Gegensatz ausgeht zwischen dem revolutionären, auf Krieg und Eroberung gerichteten Frankreich und einem konservativen, den Frieden verteidigenden Europa, ja zwischen der friedfertigen Majorität des französischen Volkes und der Gewaltherrschaft einer revolutionären Fraktion. In der Verbindung der siegreichen, noch unerschöpften revolutionären Kraft Frankreichs mit der Persönlichkeit Bonapartes sieht er die Grundursache aller Kriege und Umwälzungen, die seit Campo Formio Europa heimsuchten. Beweise gibt er nicht, so wenig wie ich sie hier geben kann; denn dazu würden Ausführungen nötig sein, die den hier gesteckten Rahmen unsrer Diskussion weit überschreiten würden.

Bailleu behauptet, ich hätte die orientalischen Pläne Napoleons nicht als eins der Entwicklungsmotive der Krise von 1797, sondern erst im Zusammenhang mit der ägyptischen Unternehmung beleuchtet. Da hat er aber mein Buch nicht genau

gelesen. Ich zitiere den bekannten Brief des Generals an das Direktorium aus Ancona, „dem schönsten Hafen der Adria, dem einzigen außer Venedig" (S. 54: „Er ist unschätzbar für unsre Verbindung mit Konstantinopel; in 24 Stunden kommt man von hier nach Mazedonien"; und den andern, worin er von der Herrschaft über das Adriatische Meer spricht, welche Ancona sichere, wie Marseille und die Insel Korsika diejenige über die Mittelmeergewässer. Meine ganze Absicht in diesem Abschnitt ist darauf gerichtet, darzutun, wie Napoleon, indem er dem Kontinent den Frieden gab, die Macht Frankreichs gegen England wenden, das hieß, dem alten Rivalen Frankreichs die Herrschaft über das Mittelmeer und den Orient streitig machen wollte. Darum billigte, wie ich ausdrücklich hervorhebe, Napoleon den Bruch der Verhandlungen mit England nach dem Fructidor. „Konzentrieren wir," schreibt er, „unsre ganze Tätigkeit nach der Seeseite hin und zerstören wir England: dies geschehen, wird Europa zu unsern Füßen liegen" (S. 67). Wenn ich zur Einleitung der ägyptischen Expedition, die sich unmittelbar an Campo Formio und Rastatt anschloß, die orientalische Frage im Zusammenhang erörtere, so geschieht es aus Gründen der Komposition, weil es hier darauf ankommt, den welthistorischen Zusammenhang dieses Ereignisses klar zu stellen. Nirgends tritt es deutlicher hervor, daß der Gedanke der Herrschaft über das Mittelmeer nicht isoliert in der Seele des Eroberers entstanden ist, sondern daß er nur ein Stück war des Jahrhunderte umspannenden Gegensatzes zwischen Frankreich und England. Und damit rühre ich an das Problem, das fortan über Napoleons Laufbahn schweben wird als das große Fatum, welches Sieg und Niederlage des Gewaltigen bestimmt.

Ich habe — Bailleu selbst hebt es lobend hervor — der Discours de Lyon in den Mittelpunkt meiner Psychologie des jungen Napoleon gerückt, als diejenige Schrift, die uns das Wesen des werdenden Helden enthülle. Zwei Gedanken sind es, so führe ich aus, die er darin miteinander verbindet, und die nach seiner Auffassung vereinigt das Ideal des starken Mannes vollenden, das Genie formen und zur welthistorischen Größe fördern: die zur Leidenschaft gesteigerte, von der Phantasie beflügelte Empfindung und die ihren Überschwang zusammenhaltende und regelnde, dadurch sie erst zur Vollkraft entwickelnde Vernunft. Durch das ganze Buch lasse ich die Ideen jener Jugendschrift nachklingen, und ich schließe es mit einem Wort aus ihr, in dem der Zweiundzwanzigjährige die Summe seines Geschickes, die Größe wie die Tragik seines Lebens selbst vorschauend erfaßt hat. Von dem Schicksal als der Macht, die auch über den frei sich entfaltenden Genius herrscht, enthält jene Schrift noch nichts. Erst da er stürmisch seine welthistorische Bahn beschreitet, sieht Napoleon dieser Macht ins Auge. Noch aber meint er den Kampf mit ihr trotzig aufnehmen zu können. „Braver la mort et le destin" ist jetzt der Wahlspruch seines Lebens geworden. Aber auf der Höhe des Erfolges angelangt, Held und Herrscher geworden, „zum Manne geschmiedet von der allmächtigen Zeit und dem gewaltigen Schicksal", erkennt er, daß über der politischen Welt und über jedem einzelnen, wie vielgestaltet sein Streben, wie wohlbedacht seine Rechnung sein mag, Gewalten schweben, die der Willkür nicht unterworfen und allbeherrschend sind. Wie diese Wandlung in Napoleon im einzelnen sich vollzogen hat, ist uns verborgen; aber sie gehört zu den Knotenpunkten seiner Entwicklung, und ich halte es für ein Verdienst, darauf hingewiesen zu haben. In dem an Talleyrand gerichteten, aber für die Direktoren bestimmten Schreiben vom 7. Oktober 1797 fand ich sie zuerst angedeutet, und darum habe ich die Sätze zitiert und eine entsprechende Betrachtung daran geknüpft. Gegen diese richtet Bailleu seinen schärfsten Pfeil. Indem er sie und die Stelle selbst anführt, weist er die Leser darauf hin, daß von den drei Momenten, die nach Napoleons Auffassung den Gang der Dinge bestimmen, die erhitzte enthusiastische Einbildungskraft von mir ausgelassen, dafür aber um so mehr das Schicksal herausgehoben sei. Allerdings wäre das höchst auffallend und ein offenbares Unrecht von mir, nichts davon an dieser Stelle zu sagen, mag ich auch im übrigen davon in meinem Buche Weiens genug machen; wenigstens ein Rückweis auf meine Analyse des Discours de Lyon würde an jene

Stelle gehören; dann freilich könnte ich die Wiederholung der dort entwickelten und mich durchweg leitenden Ideen unterlassen. Nun bitte ich aber den Leser, einmal in meinem Buche selbst nachzusehen, und zwar an der Stelle, wo Bailleu auf Zeile 10 vier Punkte macht. „Die Direktoren sind es," so heißt es bei mir, „deren ins Phantastische ausschweifender Politik Napoleon die Zügel der kalt berechnenden Vernunft anlegen will. Es ist, als ob er ihnen einen Abschnitt aus seinem „Discours de Lyon" zu lesen gäbe. Nur (statt Nur setzt Bailleu Ferner) daß jetzt eine Vorstellung hinzugekommen ist, welche der vertrauenden Seele des Jünglings noch fremd war, die aber dem durch die Ereignisse und die eigenen Taten gereiften, zur Herrschaft emporstrebenden Manne von Stunde zu Stunde deutlicher wird." Und dann geht es so weiter wie Bailleu angibt. Bailleu hat, darüber verliere ich kein Wort, jene Stelle in dem guten Glauben ausgelassen, daß sie für seine Behauptung nichts ausmache. Aber gerade dadurch zeigt er, daß er den Hauptgedanken meines Buches nicht in seinem vollen Sinne erfaßt hat. Und dafür liefern auch die Ausführungen, die er meinen Darlegungen über den Begriff des Schicksals und seine Stellung in der Ideenwelt Napoleons entgegensetzt, weitere Beweise.

„Je suis le plus esclave de tous les hommes, obligé d'obéir à un maître, qui n'a point de cœur, le calcul des événements et la nature des choses." So das bekannte Wort Napoleons, in dem er jenem Gefühl der Abhängigkeit von den Mächten, die ihm das Schicksal bedeuten, den stärksten Ausdruck verliehen hat. Er schrieb es in der Zeit, da er dem Zenit seiner Macht entgegenschritt; ich habe es, wieder aus Gründen der Komposition, in dem Moment verwandt, als bereits die Krisis da war, die dann mit Riesenschritten zur Katastrophe führte. Es ist die Wucht der Weltverhältnisse, die er meint, in deren Mitte er steht, deren Träger er geworden ist. Als er jung gewesen war, hatte er ihren Druck noch kaum empfunden. Noch zur Zeit von Campo Formio meinte er, den Lauf der Ereignisse frei lenken zu können; undeutlich noch stand ihm die Gewalt des Schicksals vor der Seele. Den Moment freilich müsse man erfassen, denn nur über ihn sei man Herr. „Tous les grands événements ne tiennent jamais qu'à un cheveu," schreibt er in diesen Tagen an Talleyrand: „L'homme habile profite de tout, ne néglige rien de tout ce qui peut lui donner quelques chances de plus: l'homme moins habile, quelque fois en en méprisant une seule, fait tout manquer." Und ähnlich in dem Brief vom 6. Oktober: „Du triomphe à la chute il n'est qu'un pas. J'ai vu, dans les plus grandes circonstances, qu'un rien a toujours décidé des plus grands événements." Schon aber hatte er erfahren und erfuhr es täglich mehr, daß die rasche Ergreifung des Moments nicht genügt, um den Erfolg zu sichern, sondern daß in dem Bau der politischen Welt eingeborene Kräfte ruhen von eigentümlicher Energie, die sich nicht ungestraft verachten lassen. Daß er sie erkannt hat und in seine Berechnung aufnahm, in weit höherem Grade wenigstens als die revolutionären Machthaber, daß er diesen entgegentrat und sich mit seinen Anschauungen durchzusetzen wußte, darin liegt einer der stärksten Beweise für seine staatsmännische Größe.

Der Unterschied zwischen meiner Auffassung und der meiner Gegner liegt darin, daß jene die Einwirkung dieser objektiven Mächte auf die Politik Napoleons wie auf seine Persönlichkeit nicht anerkennen. Sie entwickeln alle mehr oder weniger sein politisches System aus seinem Charakter heraus, in ihm selbst wollen sie die Wurzel entdecken seiner Taten, in dem ruhelosen Ehrgeiz, der wilden Machtgier des Abenteurers, des brutalen Egoisten. Ich darf wohl von mir sagen, Bailleu selbst erkennt es an, daß ich die dämonischen Züge in dem Titanen stark genug hervorgehoben habe. Meine Darstellung seiner Jugendentwicklung gipfelt geradezu in dem Nachweis, wie die Ideale, die das Herz des Jünglings erfüllten, durch die Revolution und die Folgen, die sie für ihn und Corsica hatte, nach einem neuen kurzen Aufflammen erloschen und zur Schlacke ausbrannten, also daß er in jenem Sommer 1792, als er in Paris den Sturz des alten Thrones miterlebte, das furchtbare Wort des Shakespearischen Richard III. auf sich hätte anwenden können: „Ich bin ich

selbst allein." Auch habe ich durch das ganze Buch hin dargetan, wie das Gefühl der Stärke, der Herrscherkraft, „der Gewißheit über das Ziel, das ihm gesetzt war, und daraus hervorbrechend der leidenschaftliche Wille, es zu erreichen" allezeit in ihm lebendig geblieben ist und grade in der Vereinigung mit jener Empfindung des Alleinseins und dem Glauben, alles berechnen zu können, den Eindruck furchtbarer Kälte und erbarmungsloser Härte hervorruft.

Denn seinem „Calcül" will er auch die „Natur der Dinge" unterwerfen: indem er sich ihnen anschmiegt, mit ihnen paktiert, ihnen Konzessionen macht, glaubt er sie in sein System aufnehmen, ihm assimilieren zu können. So entfernt er sich immer weiter von den Wegen der Revolution, ohne doch ihre Grundlagen aufzugeben. Er will sie stabilieren, ihre Anerkennung erreichen, sie und damit sich selbst und seine Herrschaft legitimisieren: aber immer von neuem muß er erleben, daß in der Welt um ihn her, ja in dem Umkreis seiner eigenen Herrschaft Kräfte geblieben und an der Arbeit sind, die keinen Frieden mit ihm wollen, und die er nicht anders beruhigen kann als mit dem Schwerte. Er muß vorwärts gehen, wie die Männer des Schreckens in dem Blut, das sie vergossen, vorwärts schreiten mußten, weil sie nur so sich und ihr System aufrechterhalten konnten. Er muß kämpfen, weil sonst die Gegner ihn bekämpfen würden: nur der Sieg kann ihm den Frieden schaffen, und hinter jedem Frieden lauert neuer Krieg.

Hier liegt das Schicksal, mit dem der Gewaltige den Kampf zu führen hatte, hier die zwingende und unbesiegliche Kraft, die sich ihm auf jedem seiner Wege entgegenstellte, die Sisyphusaufgabe, an der er sich matt ringen mußte: in dem Moment, wo er den Gipfel erklommen zu haben wähnt, stürzt er in den Abgrund. Auch das ist mir nicht entgangen, daß Napoleon nicht alle Kräfte durchschaute, die „unter der vermorschten Decke der alten Staatsformen schlummerten". Er hat sie kaum kannt gesehen, als sie, „durch den harten Tritt des Eroberers selbst geweckt, die Unterworfenen zum Kampf auf Leben und Tod mit sich fortzureißen begannen"; und ich füge hinzu, daß dies gerade jene Kräfte waren, an die er selbst geglaubt hatte, so lange er Corsica liebte und Frankreich haßte, und an die er dann den Glauben ausgestoßen hatte. Es ist in meiner Darstellung fast die Summe, der Knotenpunkt, in dem sich Schuld und Schicksal schürzen und die Tragik sich vollendet, daß der Glaubenslose, der Nichtsalsrechner schließlich doch vom Teufel genarrt wird; daß der Verächter der Idee durch die Macht der Ideen selbst zu Boden gestreckt wird.

Ist diese Auffassung richtig, sah Napoleon Bonaparte von seinem ersten Auftreten an Aufgaben vor sich, die ihm gesetzt waren, war der Schauplatz, auf dem er sich seine Kränze holen sollte, bereits für ihn abgesteckt, so ist es deutlich, daß von hier aus fortan jede Analyse seiner Politik und seines Charakters ihren Ausgang zu nehmen hat. Bailleu meint, daß erst im Jahre 1797 — und darum nennt er es das Schicksalsjahr — die französische Revolution und Napoleon Bonaparte sich auf ihrem Entwicklungsgange begegnet seien, um vereint weiterzuschreiten. Ich dachte, die Begegnung und Vereinigung beider wären früher anzusetzen: seitdem die Bonapartes in Corsica Schiffbruch erlitten, seitdem Napoleon mit der Mutter und den Geschwistern, verbannt und geächtet von dem Manne, in dem er den Helden seiner Jugend verehrt hatte, an Frankreichs Küste landete, gehörte er Frankreich an: seit Toulon, wie er selbst es immer aufgefaßt hat, war sein Schicksal mit dem Frankreichs verbunden, war es der Genius Frankreichs, mit dem sein eigener zusammenfloß. Aber freilich — auch ich verkenne das nicht — kommt jenem Jahr für die Geschichte Napoleons und der Revolution große Bedeutung zu. Es war das Jahr des Sieges des revolutionären Frankreichs über die mit den Kräften der Reaktion verbündeten Mächte des Kontinents. Napoleon selbst war der Held, der ihn errungen hatte, aber er hatte ihn herbeigeführt im Dienste der revolutionären Regierung. Erst indem er den Frieden schloß, wurde er der Herr: und wir sahen, wie er, um diese Stellung zu erringen, der revolutionären Expansionspolitik des Direktoriums Halt gebieten mußte. Der Friede auf dem Kontinent war sein Werk und Wille,

das Piedestal, das er zur Alleinherrschaft in Frankreich gebrauchte. Diesen Frieden aber mußte er als Sieger schließen; ein noch weiteres Zurückweichen wäre nur denen zugute gekommen, die auch *seine* Gegner waren. Was seine Siege Frankreich erworben hatten, mußte Frankreich erhalten bleiben, d. h. die Herrschaft in Italien und das linke Ufer des Rheins. Hier lag eine der Schranken seines Willens, eine der Bedingungen seiner Herrschaft, und hier eine der perennierenden Krisen und eine der Ursachen seiner Katastrophe. Denn durch seine Siege und die Friedensschlüsse, die ihnen folgten, *war bereits das Gleichgewicht zwischen Frankreich und dem alten Europa zerstört*. Unmöglich war es für die Besiegten, vor allem für Österreich, die Lage, in die sie gebracht waren, dauernd auf sich zu nehmen. Gerade in Wien faßte man darum Campo Formio lediglich als Waffenstillstand auf; Ludwig Cobenzl, der Unterhändler von Udine selbst, hat gleich darauf in einem intimen Briefe den Frieden so bezeichnet; und die Ermordung der französischen Gesandten in Rastatt sollte der Welt bald genug zeigen, wie man in Wien über den gewonnenen Frieden dachte. Denn es war kein Kampf von heute oder gestern, sondern einer, der in die Jahrhunderte zurückging, und in dem der ganze letzte Krieg nur ein neuer Waffengang gewesen war. Es handelte sich um die Hegemonie über Italien, die auch den beherrschenden Einfluß nördlich von den Alpen nach sich zog. Um sie hatten die Bourbonen mit den Kaisern ihrer Zeit gefochten, um sie die früheren Dynastien. Bis in die Epoche Ludwigs des Heiligen zurück können wir eine selten unterbrochene Kette dieser Kämpfe verfolgen, deren letzter Waffengang Italiens Freiheitskampf im 19. Jahrhundert gewesen ist, und die erst dann ihren Abschluß fanden, als unsre Siege über Österreich und Frankreich Venedig und Rom dem neuen Italien brachten. In diesen welthistorischen Zusammenhang habe ich den Frieden von Campo Formio eingestellt, und nur in ihm lassen er und seine Folgen sich recht begreifen.

Napoleon wollte damals, ich wiederhole es, im Gegensatz zum Direktorium Anlehnung an Österreich und Friede auf dem Kontinent. Um so mehr aber dachte er, die Kraft Frankreichs gegen England zu werfen.

Auch diese Wendung seiner Politik habe ich in ihrem welthistorischen Zusammenhang dargestellt, ohne übrigens zu glauben, damit etwas besonders Neues zu sagen. Denn es liegt auf der Hand und ist darum oft gesagt worden, daß der Zug nach Ägypten keineswegs der ausschweifenden Phantasie Napoleons entsprungen, ein Zeugnis seiner ins Unbegrenzte dringenden Eroberungslust gewesen ist, sondern ebenfalls nur wieder ein Stück des Weltkampfes, den Frankreich seit einem Jahrhundert mit England um den Besitz der Kolonien beider Indien geführt, der bis kurz vor der Revolution gewährt hatte, und in den die Herrschaft über das Mittelmeer, der Besitz der Straße nach Indien, die Eroberung Ägyptens mit Notwendigkeit gehörten: ein Gegensatz, der ebenfalls um Jahrhunderte zurück und wieder bis an die Pforten der Gegenwart, bis zur Okkupation des Pharaonenlandes durch England gereicht hat. Bei dieser Unternehmung hatte Napoleon das Direktorium und ganz Frankreich für sich, das sie durchführen mußte, wenn es nicht — denn England dachte nicht mehr an Frieden — sich selbst für besiegt erklären wollte. Der Kampf gegen England, dies wird nun der Grundgedanke meines Buches, wird fortan die Schicksalsfrage für Napoleon. Die Niederlage von Abukir führt die Mächte des Festlandes auf die Seite Großbritanniens zurück, der Sieg über den Kontinent, den der heimgekehrte Held erringt, zwingt endlich auch England zum Frieden, einem Frieden, durch den Napoleon die kolonialen Träume des alten Frankreichs zur Wahrheit machen möchte, und der eben darum nur eine Pause sein kann in dem Kampfe. Der Bruch des Friedens von Amiens bringt die beiden Gegner aufs neue unter die Waffen, und die Unmöglichkeit für Napoleon, seine Armee über den Kanal zu führen, entfesselt abermals den Krieg gegen die längst neugebildete Koalition, der ihn bis Tilsit und in neuen Waffengängen und Katastrophen bis Moskau und Leipzig, bis Elba und Waterloo, und endlich bis St. Helena bringen wird. Ich müßte mein ganzes

Buch wiederholen, wollte ich im einzelnen darstellen und beweisen, wie sich Glied an Glied in dieser Kette schließt, Gewicht an Gewicht hängt, bis das Schicksal des Kaisers vollendet ist; wollte ich entwickeln wie er, Schritt auf Schritt weitergeführt, dem Schicksal stolz die Stirne bietet und es immer von neuem zum Kampfe herausfordert, bis endlich die Riesenlast, die er getragen, über ihm zusammenbricht; und wie er in allem und jedem Aufgaben übernimmt und übernehmen muß, die ihm aus der Geschichte Frankreichs, aus Vergangenheit und Gegenwart erwachsen sind. Nicht, wie Bailleu meint, eine andre Gedankenreihe ist es, wenn ich Napoleon den Erben der Revolution, den Erben des Direktoriums, den Erben des alten Frankreichs nenne, sondern nur ein Stück jener Anschauung, ein andrer Ausdruck des gleichen Gedanken. Bailleu scheint zu meinen, daß ein historischer Erbe auf seine Erbschaft verzichten könne wie auf ein Landgut oder ein Kapital, das uns im Wege des Zivilrechtes zugefallen ist. Eine Erbschaft jener Art aber läßt sich leider nicht ablehnen; sie wird dem Sohn und Enkel auf die Schultern gelegt, und diese haben für die Taten der Väter und Vorgänger, mögen sie wollen oder nicht, einzustehen, es sei denn, daß sie auf ihre Stellung in der Welt überhaupt verzichten wollten. Gewiß hätte der General Bonaparte, wie er es dem Direktorium oft genug angeboten, sich in das Privatleben zurückziehen, das Los des Cincinnatus wählen können. Dann hätte also, sei es der Radikalismus des Direktoriums, sei es die Reaktion der Royalisten und der Klerikalen das Feld behauptet, und Frankreich wäre aufs neue in tiefste Verwirrung gestürzt, und die Feinde Frankreichs wären aufs neue seiner mächtig geworden; das Los, das die Republik traf, als Napoleon durch Abukir in Ägypten festgehalten war, wäre bereits dann erfüllt und der General Bonaparte vielleicht schon damals als Retter von der Nation herbeigerufen worden.

Bailleu führt das Wort Sorels, dessen Tod unsre Wissenschaft heute tief beklagt, von der „raison d'état divinisée“ an, um, so scheint es doch, damit ein Zeugnis gegen meine Deutung des Schicksalsbegriffes im Sinne Napoleons zu bringen. Ich wüßte aber kaum, wie man meinen Gedanken präziser ausdrücken könnte als durch jenes Wort; wie denn Albert Sorel das gleiche Thema mit mir durch alle Bände seines großen Werkes, die Napoleon gewidmet sind, in immer neuen, fast ermüdenden Variationen abwandelt. Es ist in der Tat die raison d'état als die objektive, über dem Willen ihres Dieners stehende, ihm gebietende Macht, die Napoleon gleichsam zur Gottheit erhebt. Der Zwang, die Aufgaben zu erfüllen, die ihm gestellt sind, das Bedürfnis, sich in ihnen zu behaupten, der Wille selbst, sie durchzuführen mit aller Kraft, die ihm Natur verliehen, lassen sie ihm als die absolute Herrin erscheinen, der er jede andre Rücksicht, und käme sie aus den höchsten Sphären des Rechtes und der Moral, opfert.

Brauche ich nun noch zu sagen, daß dieses Gefühl der Abhängigkeit von Mächten, die man nicht beiseite schieben kann, den persönlichen Willen nicht ausschließt? Daß vielmehr gerade die Gewaltigen immer von jener Empfindung getragen wurden? Ja, daß sie in dieser Vorstellung, wie die Grenze ihrer Macht und das Maß ihres Könnens, so auch wieder die Sicherheit des Handelns und die Kraft des Entschlusses, ja den Glauben an ihre Mission selbst gefunden haben? Ich will statt andrer nur den einen Namen nennen, des Mannes, der das „Fert unda nec regitur“ zum Motto seines Lebenswerkes gewählt hat. Wie oft hat Bismarck dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß der Staatsmann nur entwickeln könne, was die Welt, in der er lebt, von ihm fordere!

Nun ist es, wie ich, ein Wort Albert Sorels wiederholend, ausdrücklich betone, zuzugeben, daß Napoleon nicht dazu geschaffen war, die Ereignisse abzuwarten, daß es vielmehr seine Art war, ihnen zuvorzukommen. „Sein Dämon,“ so sage ich, „trieb ihn an, mit dem Schicksal zu ringen, indem er ihm entgegenging; er glaubte an die eigene Kraft.“ Aber anderseits muß man immer wieder fragen, ob er zögern durfte, bis die Ereignisse an ihn herankamen, bis die Gegner Frankreichs und seines

Systems, und beides war untrennbar, ihrerseits ihn angreifen und, wie er einmal sagt, sich ein Rendezvous auf seinem Grabe geben würden. Er konnte nicht, wie etwa Bismarck, von seinem Werke hinweggehen, ohne daß es in sich zusammenbrach. Er wußte, daß, wie ich an andrer Stelle sage, für ihn kein Platz gewesen wäre in einem Frankreich, das dem Gleichgewicht auf dem Festlande entsprach und Englands Seeherrschaft nicht mehr gefährlich wurde; daß nur die Bourbonen einen Frieden schließen konnten, der Frankreich hinter das Jahr 1792 zurückwarf. Auch wollte er nicht weichen. „Denn will man etwa," so fahre ich fort, „dem Titanen, der die Welt aus den Fugen hob, zumuten, daß er selbst sie wieder hätte einrenken und das Werk, das seine ungeheure Kraft errichtet, zerstören sollen? Um dann davonzugehen wie ein Schauspieler von der Bühne?" Aber um so gewaltiger erscheint die Persönlichkeit des Mannes, der, wie wurzellos er selbst sich fühlen mag, dennoch mit dem Schicksal, dessen Macht er täglich neu erfährt, bis ans Ende ringt, „der", wie er selbst einmal gesagt hat, „seinem Stern folgen will, weil er ihm folgen muß!"

Und nun vergleiche man, was Bailleu mir als meine Meinung zuschreibt: den Nonsens, daß ich den Mann, dessen unzähmbare Energie ich auf jeder Seite mit den stärksten Farben schildere, in dem Weltkampf, in den ich ihn hineinführe, mit seinem Willen völlig ausgeschaltet habe; daß ich das über ihm waltende Schicksal, welches ich ganz und gar als die Summe der in der politischen Welt immanenten, mit den Jahrhunderten verwachsenen Kräfte darstelle, als einen Popanz betrachte, als ein leeres Gespenst, das den von ihm Verfolgten wie eine Wetterfahne, wie das Rohr im Winde hin- und hertreibe; und daß ich so das Leben dieses größten Willensheros der Geschichte zu einem Schicksalsdrama herabdrücke. Schlimmer fürwahr bin ich noch niemals mißverstanden worden.

Ich fürchte, daß ich mit meinem Buch in Deutschland auf manchen Widerspruch stoßen werde. Denn bei uns herrscht die herkömmliche Meinung über die Revolution und ihren großen Sohn noch vor, und es finden sich noch die besten Namen unsrer Zunft auf der Gegenseite. In Frankreich denkt man bereits anders, auch in Kreisen, die sich keineswegs mit der bonapartistischen Partei indentifizieren. Gerade den Anschauungen eines Sorel und Vandal, die unter den Führern der französischen Geschichtschreiber dieser Epoche stehen, fühle ich mich verwandt. Und auch in Deutschland gibt es doch bereits für diese Meinungen unter den Jüngeren, zum Teil auch in meiner Generation angesehene Vertreter. Ich selbst, hier darf ich es wohl bemerken, habe sie gewonnen, bevor Sorel und Vandal ihre Auffassung in ihren Werken eingehend begründet hatten; ich entwickelte sie mir in Seminarübungen, die ich im Anschluß an Lehmanns „Scharnhorst" vor bald achtzehn Jahren über die Stellung Napoleons zu Preußen in den Jahren nach Tilsit anstellte. Es sind Anschauungen, die sich mir ergeben mußten, weil ich gar nicht anders denken konnte, seitdem ich durch das Studium Rankes die objektiven Mächte in der Geschichte zu begreifen gelernt hatte; keine andern sind von ihm selbst in seinen Werken über die Epoche vorgetragen worden. Sie sind, auch wo er sich nicht ausdrücklich zu ihnen bekennt, in allen seinen Darlegungen implicite enthalten. Solange er lebte, wurde freilich gerade seine Auffassung der Politik Napoleons kaum beachtet; denn damals stand man, in Deutschland wenigstens, noch ganz in dem Bann der Sybel-Treitschkeschen Betrachtungsweise. Ranke selbst hat (das bessere Teil erwählend) kaum je polemisiert oder auf Angriffe geantwortet: Er konnte warten. Daß er jedoch von der Gegenseite Notiz nahm und sie privatim kritisch beleuchtet hat, offenbarte uns eine aus seinem Nachlaß später mitgeteilte Replik auf eine Rezension seines „Hardenberg" durch Max Duncker, die in der historischen Welt ganz überraschend und wie eine Enthüllung wirkte. Die Rezension Dunckers enthalte, bemerkt der große Meister darin, einen Rückschritt oder vielmehr Rückfall in die gewohnten Anschauungen, welche die landläufigen Erzählungen beherrschten, als habe Napoleon sich von vornherein mit dem Plan der Welteroberung getragen, und diesen jeden Augenblick, der ihm günstig schien, zur Ausführung zu bringen gesucht: „Er erscheint, daß ich so sage,

wie eine Eroberungsbestie, auf den Augenblick lauernd, wo er einen nach dem andern seiner Nachbarn verschlingen könne." „Dabei," so führt Ranke weiter aus, „ist das größte Weltverhältnis, in dem sich Napoleon überhaupt bewegte, der Kampf gegen England und der Zusammenhang desselben mit den kontinentalen Angelegenheiten so gut wie ganz aus der Acht gelassen, also der eigentliche Faden, an den sich sein Tun und Lassen anknüpft. Von dem allgemeinen Verhältnis aber sind alle partikularen Unternehmungen ausgegangen, und man kann weder den Angriff noch die Abwehr verstehen, ohne jenes [so möchte ich lesen] zu gedenken." Ein namhafter Vertreter der gegnerischen Seite hat vorgeschlagen, jenen starken Ausdruck „Eroberungsbestie" aus der Polemik auszuschalten; aber damit wird doch nicht beseitigt, daß, um von andern zu schweigen, Heinrich v. Sybel die Eroberungsgier Napoleons als den Grund aller seiner Kriege nennt, und daß Heinrich v. Treitschke jenes Bild direkt auf ihn anwendet. „Der entscheidende Grund," so sagt dieser, „lag wieder in dem unzähmbaren Charakter des Weltherrschers. Wie der Löwe nicht bloß aus Hunger mordet, sondern weil er nicht anders kann, weil es seine Natur ist, zu rauben und zu zerfleischen, so konnte dieser Allgewaltige nicht einen Augenblick bei einem erreichten Erfolge sich beruhigen." „Der Korse", „der Schamlose", „der Elende", „der Plebejer", „der ideenlose Abenteurer", das sind nur so einige der Wendungen, denen man immer wieder in unsrer historischen Literatur begegnet.

Nun bestreitet Bailleu mir freilich das Recht, mich auf Ranke zu berufen. Hierauf habe ich zu erwidern, daß ich — darf ich es bekennen? — sehr froh wäre, wenn man mir einmal bestätigte, daß ich in dem einen oder dem andern Punkte über den Altmeister hinweggekommen sei; ja ich darf sagen, daß ich in allen meinen Arbeiten versucht habe, die von Ranke gezogenen Linien zu erweitern oder gar zu vertiefen. Es ist mir nur leider selten genug gelungen. Wenn Bailleu jedoch, ohne auf die Frage, die auch Ranke in den Mittelpunkt stellt, weiter einzugehen, einen Gegensatz unsrer Auffassungen konstatieren will in bezug auf das Verhältnis der sozialen Interessen Frankreichs und der dynastischen Napoleons, oder auf das Kontinentalsystem, oder auf die Anmutungen des Kaisers an die Neutralen, so kann ich davon nichts finden. Doch will ich mich hier auf weitere Widerlegungen nicht einlassen. Ich fürchte, die Geduld der Leser schon allzusehr in Anspruch genommen zu haben. Und so sei es mir nur noch gestattet, auf die Schlußbemerkung Bailleus mit einem Worte zu erwidern. Mein Kritiker meint, in meinem Buche nur die ersten Anfänge zu einer Napoleon-Biographie erblicken zu können. Ich bin mir wohl bewußt, daß dem Bilde Napoleons, das ich entworfen habe, noch vieles fehlt: daß es zum guten Teil, seiner Anlage und seinem Zwecke nach, nur eine Skizze sein konnte. Nur zu oft zögerte darum bei der Ausarbeitung meine Feder und wünschte ich, bei der Schilderung der grandiosen Szenen, die das gewaltige Drama auf jeder Seite darbietet, zu verweilen. Die Schranken waren mir leider zu eng gezogen: mußte ich sie doch schon so wie so um ein großes Stück überschreiten. Ich darf es darum wohl verraten, daß ich mich allerdings mit dem Gedanken trage, meine Skizze zu einem umfassenden Buche zu erweitern. Leider zwingen mich andre Verpflichtungen in den nächsten Jahren von diesen Studien hinweg. Vielleicht aber wird — und ich glaube es fast prophezeien zu dürfen — wenn ich einst zu ihnen zurückkehre, der Kreis derjenigen, die Rankes Auffassung über Napoleon teilen, auch in Deutschland bereits größer sein als heute. Ich wäre glücklich, wenn mein kleines Buch und die Diskussion, die wir hier darüber führen, zur Klärung der Ansichten ein wenig beitragen würden, glücklicher noch, wenn Bailleu, dessen Kenntnisse über diese Epoche niemand übertrifft, sich dann besser mit mir verständigen würde als heute. Wir sind uns ja über die Grundzüge von Napoleons Charakter bereits einig; und da auch er ein Anrecht hat, sich zu Rankes Schülern zu zählen, so darf ich vielleicht hoffen, ihn dann auch in meiner Problemstellung, die ich Ranke verdanke, an meiner Seite zu finden.

Max Lenz.

Schlußwort.

Es freut mich, daß meine Besprechung der Napoleon-Biographie von Lenz den Herrn Verfasser veranlassen wird, in seinem Werke einige „schadhafte Steine" zu ersetzen, ohne dabei die „Gesamtkonstruktion ernsthaft zu schädigen". Meinerseits habe ich in seiner Entgegnung, deren geschickte Polemik und kühne Dialektik ich sonst zu schätzen weiß, keine Tatsachen gefunden, die mir Ursache gäben, an meinen kritischen Ausführungen das mindeste zu ändern. Sollte ich wirklich den Herrn Verfasser in irgendeinem Punkte mißverstanden haben, so bedauere ich das, tröste mich aber damit, daß es wohl nicht allein meine Schuld ist, und daß es andrerseits auch ihm nicht immer gelingen will, meine Ausstellungen richtig aufzufassen, wie das seine Gegenbemerkungen über die russische Politik in Tilsit, das Verhältnis Napoleons zu Preußen nach 1807 u. a. m. beweisen. Wenn ich also auf eine Erwiderung gegen Lenz verzichten kann, so glaube ich doch, den Lesern der „Rundschau" ein Wort über Ranke schuldig zu sein.

Ranke hat seine Auffassung Napoleons in aller Ausführlichkeit in dem Werke über Hardenberg niedergelegt; dort finden sich jene Erörterungen über das Kontinentalsystem, die Anmutungen an Preußen usw., mit denen, wie ich schon vor Jahren bemerkt habe, die Ansichten von Lenz in schneidendem Gegensatz stehen. Lenz geht hierüber hinweg; er beruft sich dagegen auf eine aus Rankes Nachlaß veröffentlichte „Replik" gegen Duncker, die, wie er seltsamerweise versichert, „in der historischen Welt ganz überraschend und wie eine Enthüllung" gewirkt habe. Damit führt er uns selbst an seine Fehlerquelle. Nicht auf den von des Meisters Hand im „Hardenberg" tief und breit gelegten Fundamenten, sondern auf dem schmalen Brett einer scharf polemisch zugeschnittenen kurzen Bemerkung Rankes hat Lenz seinen Napoleon aufgebaut. Das ist meines Erachtens methodisch ebenso sehr ein Mißgriff, wie wenn etwa jemand eine andre Äußerung Rankes („Napoleon wollte Meister der Welt werden und eine Dynastie gründen, vor der alle andern sich beugen müßten") zur Grundlage seiner Auffassung Napoleons nehmen und diese dann als rankisch ausgeben wollte.

Hiernach kann ich Lenz wenig Hoffnung geben, daß er mich in dieser Streitfrage früher oder später an seiner Seite sehen wird; ich werde sogar fortfahren, ohne Scheu vor der „Eroberungsbestie", Napoleon einen großen „Eroberer" zu nennen; beweist doch jede Seite in dem Buche von Lenz, daß Napoleon heute, wie in Johannes Müllers Tagen, wertvolle Eroberungen zu machen weiß.

Paul Bailleu.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Die Duma ist aufgelöst, heimgeschickt und vergessen: ein Ukas des Zaren vom 21. Juli hat ihr Lebenslicht ausgelöscht. Dieser erste Versuch des russischen Parlamentarismus hat zwei Monate und elf Tage gedauert, vom 10. Mai ab, und ist klanglos und sturmlos zu Ende gegangen. Die erste französische Nationalversammlung 1789 trat am 5. Mai zusammen, zwei Monate und neun Tage später, am 14. Juli, erfolgte der Sturm der Bastille. In diesen beiden Tatsachen spiegelt sich der tiefe Unterschied und Gegensatz des russischen und französischen Volkscharakters, der russischen und französischen Revolution. Die Duma glaubte im Volke zu wurzeln und schwebte im Grunde in der Luft. Sie war das richtige Wolkenkuckucksheim, ohne Mittel und Einfluß auf die Regierung und wegen ihrer Neuheit noch ohne Bodenständigkeit. Der Zar wirft ihr in seinem Manifeste die Überschreitung ihrer Befugnisse, ihre Einmischung in die Judenverfolgung in Byalistok durch die Sendung von Deputierten dorthin und den Aufruf an das Volk über die Landesverteilung an die Bauern vor. Offenbar war man in den Regierungskreisen seit Wochen auf die Auflösung der Duma bedacht und wohlvorbereitet: man wartete nur einen ungesetzlichen Schritt der Abgeordneten ab, um einzuschreiten. Der Aufruf an das Volk bot dazu die günstigste und gesetzmäßige Gelegenheit: die Regierung konnte diese revolutionäre Aufreizung der Bauernschaft nicht dulden. In Petersburg und Moskau war sie wohlgerüstet, jeden Aufstand niederzuschlagen; aber die Massen regten und rührten sich nicht, weder zum offenen Kampf noch zum Ausstand. Nur die Börsen von Paris und London, Berlin und Wien fürchteten drei Tage lang eine Katastrophe und ließen die russischen Staatspapiere immer tiefer fallen. Allein wie so oft die Hoffnungen, täuschte diesmals die russische Sphinx die Besorgnisse. Die Abgeordneten hatten sich am Sonntag, den 22. Juli, nach Wiborg, einer in nächster Nähe von Petersburg gelegenen finnischen Stadt, begeben und erließen dort in ihrer Mehrzahl einen kraft- und schwunglosen Aufruf an das Volk, der Regierung fortan keine Steuern zu zahlen und keine Rekruten zu stellen. Der russische Staat lebt indessen nicht von den direkten, sondern von den indirekten Steuern und dem Branntweinmonopol, und wenn ihm die Rekruten fehlen, behalt er eben die Reservisten länger bei den Fahnen. Nach dem Schaden hat somit die Duma auch den Spott zu erfahren, der sich immer an dem Besiegten mit Vorliebe übt. Aber wie hätte eine Versammlung, aus einem politisch unerzogenen und unreifen Volke hervorgegangen, ohne jede Leitung von seiten der Regierung, ohne ein staatsmannisches Talent in der eigenen Mitte, besonnene Verhandlungen führen und Realpolitik treiben können? Die populären Wünsche und Leidenschaften schrieben ihr unweigerlich die Richtung vor: die Amnestie zu fordern, die Entlassung der Minister zu verlangen, die Greuel in Byalistok zu untersuchen, die Todesstrafe abzuschaffen. Auch wurde ihr eine größere Besonnenheit die Lebensdauer kaum verlängert haben, der Zusammenstoß mit den leitenden Regierungskreisen und dem Hofe wäre ihr doch nicht erspart worden. Die erste Duma mußte unter allen Umständen gehen, weil sie sich niemals zu einem Instrument konservativer Maßregeln hätte machen lassen.

Und darauf allein kann der Wille des Zaren und aller verständigen Patrioten Rußlands gerichtet sein, um in dem arg zerrütteten Reiche wieder Frieden und

Sicherheit des Lebens und des Eigentums, der Ordnung und der wirtschaftlichen Tätigkeit herzustellen. Das Füllhorn von Rechten und Freiheiten, das am 30. Oktober 1905 über die Russen ausgeschüttet wurde, war für sie ein Danaergeschenk. Ein Volk, das in seiner Mehrheit nicht lesen und nicht schreiben kann, muß langsam zur Freiheit und zum Rechtsstaat erzogen werden; der Versuch, sie ihm zu schenken, ist kläglich gescheitert. Die Frage ist nun, ob es bis zum 5. März 1907, zu welchem Tage der Zar in seinem Manifest die neue Duma beruft, der Regierung und der konservativen Partei gelingen wird, in den Massen gemäßigtere Ansichten zu verbreiten und die Erkenntnis reifen zu lassen, daß ein Volk nur stufenweise, nicht aber über Nacht in einem kühnen Sprunge zur Freiheit gelangen kann. Eins ist klar, noch bilden das Heer und die Beamtenschaft den unerschütterlichen Fels des Zarentums, wie unterwühlt auch einzelne Heeresteile in den Provinzen, wie mißmutig und angefault auch die Beamten sein mögen. Sie sind in der Hand des neuen leitenden Ministers Stolypin das stärkste und wertvollste Instrument der Herrschaft. Das Ministerium Goremykin, dessen Unfähigkeit in der Behandlung der Duma so viel zur Verschärfung des Konflikts beigetragen hat, ist zugleich mit dem Auflösungsukas entlassen und der bisherige Minister des Innern, Stolypin, mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden. Peter Arkadjewitsch Stolypin stammt aus einer altrussischen Adelsfamilie und ist 1860 geboren. Rasch ist er in der Beamtenhierarchie durch Energie, Scharfblick und Kenntnis emporgekommen; als Gouverneur und Adelsmarschall in Kowno, Grodno und Saratow hat er schwierige Posten mit Geschick und Glück verwaltet. Plehwe gehörte zu seinen Gönnern und empfahl ihn der besonderen Aufmerksamkeit des Zaren. Er soll selbst bei den Radikalen für einen gemäßigt liberalen Mann gelten. Ob er zu jenen „Riesen des Gedankens und der Tat", an deren Erscheinen der Zar zum Heile Rußlands glaubt, gehören wird? Schon in den nächsten Monaten wird es sich offenbaren. Denn trotz der Aufrechterhaltung der Ordnung in Petersburg und Moskau liegt das Land nach wie vor in den Zuckungen der Anarchie. Die Angriffe auf die Eisenbahnen, die Beraubungen der Züge durch verkappte Räuber, die nach gelungener Plünderung spurlos verschwinden, die politischen Morde dauern fort. In der Armee und der Flotte führt die Zuchtlosigkeit zu beständigen Meutereien. Die Festung Sveaborg, gegenüber der finnländischen Hauptstadt Helsingfors auf den Inseln gelegen, befand sich mehrere Tage lang in der Gewalt der Aufständischen. In der Nacht vom 30. zum 31. Juli brach die Bewegung aus. Die Offiziere wurden getötet oder gefangen, die Soldaten wählten sich selbst neue Führer. Sie beschossen die Stadt und die Vorstädte und wurden ihrerseits von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen „Zesarewitsch" und „Bogatyr" beschossen. In Helsingfors war von der sogenannten roten Garde der Arbeiter der Generalstreik vorbereitet zur Unterstützung der Meuterer; aber er konnte wegen der Entschlossenheit der Behörden und der Bürgerschaft nicht zur Entfaltung kommen. Mit Hilfe eilig herbeigezogener Verstärkungen gelang es, die Aufständischen am 2. August zur Unterwerfung zu zwingen. Inzwischen war in Kronstadt am Abend des 1. August eine Empörung der Matrosen ausgebrochen. Ein Teil der Volksmassen verband sich mit ihnen, und ein schwerer Kampf fand mit der treu gebliebenen Infanterie statt. Erst die Maschinengewehre stellten die Ordnung wieder her. An Bord des Panzerkreuzers „Pemjat Azowa" meuterte die Mannschaft, tötete den Kommandanten und vier Offiziere und fuhr in das offene Meer hinaus. Auf der Reede von Reval gewann die gut gesinnte Partei wieder die Oberhand, verständigte sich mit den Behörden im Hafen und lieferte ihnen die Meuterer aus. Und wie aus der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt werden auch aus den Provinzen täglich neue Unruhen gemeldet. Der Admiral der Flotte des Schwarzen Meeres, Skrydlow, erklärt, daß es keine leichte Aufgabe sein werde, die Ordnung in der Flotte wiederherzustellen; er schiebt der revolutionären Propaganda und dem Mangel an tauglichen Offizieren die Hauptschuld der Zuchtlosigkeit innerhalb der Mannschaft zu. Einen erschütternden Eindruck

machte unter all diesen Unglücksnachrichten die Ermordung des früheren Abgeordneten Herzenstein in der finnischen Sommerfrische Terijoki. Auf einem Abendspaziergang am Strande, in Begleitung seiner Frau und seiner Tochter, wurde er am 31. Juli durch zwei Schüsse getötet, die aus einem unbewohnten Hause fielen. Der Mörder entkam, der Mord aber war vorbedacht und vorgesehen: schon am Nachmittag des Tages war in Moskau das Gerücht davon verbreitet. Herzenstein besaß umfassende Kenntnisse aller Agrarverhältnisse; in der Duma war er der Redner und die Autorität in diesen Dingen. Ursprünglich von gemäßigten Anschauungen hinsichtlich der Ausdehnung des bäuerlichen Besitzes ausgehend, war er zu immer radikaleren Forderungen vorgeschritten. In der Duma trat er in leidenschaftlichen Reden für die Enteignung des Großgrundbesitzes der Domänen der Krone und der Kirche und für das Recht der Bauern auf Land ein. Man schreibt seinen Tod dem Verbande des aktiven Kampfes gegen die Anarchie zu, auf dessen Befehl hin er ermordet worden: ein politischer Mord von obenher. Damit so tiefem Schatten nicht jeder Lichtschimmer fehle, tauchte immer von neuem die Nachricht von der Bildung eines liberalen Ministeriums auf: Stolypin beabsichtige einige der ehemaligen Abgeordneten aus der gemäßigten Partei dazu heranzuziehen; in Wirklichkeit aber haben sich die Verhandlungen mit dem Grafen Heyden und seinen Freunden zerschlagen. „Wenn wir keinen Erfolg gehabt haben," erklärt er in einem offenen Briefe vom 11. August, „so geschah es, weil es uns nicht gelang, die Regierung zu überzeugen, daß der Plan, uns zu bureaukratischen Ministern zu machen, keinen Sinn habe."

Am Tage nach der Auflösung der Duma wurde in London die interparlamentarische Konferenz der Friedensfreunde eröffnet. Etwa fünfhundert Abgeordnete aus den europäischen und amerikanischen Parlamenten waren zugegen. Die Mitglieder der Duma wurden mit einem Beifallssturm begrüßt. Der englische Premierminister Sir Campbell-Bannerman, der die Versammlung im Namen der Mutter aller Parlamente willkommen hieß, rief ihnen zu: „Die Duma ist tot, es lebe die Duma!" Er erklärte, daß ihn der König ermächtigt habe, der Versammlung seine Teilnahme in ihren Verhandlungen und Beschlüssen auszudrücken. König Eduard VII. erwies den Herren auch dadurch sein Interesse, daß er sie am 26. Juli im Buckinghampalaste empfing. Die Verhandlungen der Konferenz, die drei Tage währten, gipfelten in der Resolution, daß die Mächte sich über die periodische Zusammenberufung von Friedenskonferenzen einigen möchten. Durch einen zweiten Beschluß wurde der neuen Friedenskonferenz im Haag, die für das nächste Jahr vorgesehen ist, die Frage der Einschränkung der Kriegsrüstungen zugewiesen. Einen Nachklang fanden die Reden der Friedensfreunde in dem Bericht des Unterstaatssekretärs Robertson über das Programm der Regierung für den Flottenbau bei den Beratungen des Marinebudgets im Unterhause. Er machte die Mitteilung, daß sich die Regierung entschlossen habe, statt der vier großen Panzerschiffe des „Dread-nought"-Typus nur drei, statt der fünf Torpedobootszerstörer nur zwei und statt zwölf Unterseeboote nur acht zu bauen; dadurch würde sich im nächsten Jahre der Kostenbetrag um anderthalb Millionen Pfund Sterling verringern und der Wunsch der Regierung, die Rüstungen einzuschränken, zu einem realen Ausdruck gelangen. In den Verhandlungen des Oberhauses ergab sich dann freilich, daß die Regierung doch nicht nur aus Friedfertigkeit und Großmut so gehandelt habe. Der Einschränkung des Flottenbauplanes lag die Überlegung zugrunde, daß auch die drei wetteifernden Mächte: Frankreich, Deutschland und die Vereinigten Staaten, ihre Flottenbauten für die nächsten Jahre verlangsamt haben, und das Sicherheitsgefühl, das der Regierung die Überlegenheit der englischen Flotte verleiht. Rußland ist auf Jahre hinaus auf dem Meere zu einer größeren Aktion unfähig, und Deutschland besitzt noch kein Schlachtschiff von der Größe und Stärke der „Dread-nought". Wenn man indessen den Mitteilungen des Chefkonstrukteurs der italienischen Flotte, des Obersten Cuniberti, Glauben schenken will, so baut Italien jetzt ein Schiffsungetüm, daß die „Dread-nought" sowohl in der Stärke seiner Geschütze wie in der Schnelligkeit seines Laufes

übertreffen soll. Während unablässig in jeder Tonart nach Abrüstung, Schiedsgericht und Frieden gerufen wird, arbeitet schweigend, aber ebenso unablässig, die Technik an immer neuen und fürchterlicheren Kriegsmaschinen. Am 4. August hat sich das Unterhaus bis zum 23. Oktober vertagt; seine Hauptleistung ist die Revision des konservativen Volksschulgesetzes gewesen, durch die der konfessionelle Religionsunterricht eingeschränkt worden ist. Das neue Gesetz wird in der Herbstsession in dem Oberhause freilich die mannigfachsten Angriffe erfahren, so daß sein Schicksal noch zweifelhaft ist. Das politische Interesse wendet sich nach dem Schlusse des Parlaments der für den 16. August bevorstehenden Zusammenkunft des Königs Eduard mit dem deutschen Kaiser in Kronberg zu.

Nach dem Schlusse der Parlamente ist in den europäischen Staaten im allgemeinen die Hochsommerstille eingetreten. In Frankreich hat die Ernennung des Hauptmanns Dreyfus — nach seiner Unschuldserklärung durch die Revisionskammer — zum Major und seine Dekorierung mit dem Kreuz der Ehrenlegion keineswegs die Aufregung in dem französischen Heere hervorgerufen, welche die nationalistischen Zeitungen angekündigt hatten. Der neue Major ist von seinen Kameraden höflich und freundschaftlich aufgenommen worden, und es heißt, die republikanischen Offiziere fühlten sich durch seine Wiederherstellung wie von einem Alpdruck befreit. Auch die Streitigkeiten wegen des Trennungsgesetzes zwischen Staat und Kirche haben aufgehört; der Vatikan hat sein Schweigen endlich gebrochen, und die Meinung, daß es der Papst nicht zu einem unversöhnlichen Bruche mit der Republik werde kommen lassen, sondern den Bischöfen gestatten werde, die Kultusgesellschaften, wie sie das Gesetz vorschreibt, einzurichten, scheint sich zu erfüllen. Der Papst hat drei Instruktionen nach Frankreich geschickt: eine an den Kardinal Richard, den Erzbischof von Paris, mit einem allgemein gehaltenen Protest gegen den Bruch des Konkordats, eine zweite an die französischen Bischöfe mit den Bedingungen, nach denen sich die Pfarrer unter bischöflicher Oberaufsicht der Bildung kanonischer Kultusgemeinschaften widmen dürfen, und eine dritte streng vertrauliche an die französischen Kardinäle.

In Italien hat die Umwandlung der fünf- und der viereinhalbprozentigen Anleihen in vierprozentige, die sowohl im Inlande wie im Auslande sich ohne Schwierigkeit vollzogen hat — von mehreren Milliarden wurden nur wenige Millionen gekündigt —, große Befriedigung erweckt: sie verspricht dem Staate eine dauernde Erleichterung. Auch die unliebsamen Erörterungen über die Stellung Italiens im Dreibunde infolge seiner Haltung auf der Konferenz in Algesiras haben ein Ende gefunden. Die Erkenntnis, daß es Italien vor allem daran liegen muß, den Frieden in Europa zu stützen und seine Stellung als Verbündeter Deutschlands und Österreich-Ungarns und als Freund Frankreichs in diesem Sinne zu gebrauchen, verschafft ihm bei allen besonnenen Politikern die Anerkennung seiner Gesamtpolitik. Hoffentlich bringt die Besetzung der Djanet-Oase im Südwesten des Gebiets von Tripolis durch die Franzosen keinen Mißklang in die französisch-italienischen Beziehungen. Die Türkei hat energischen Protest gegen diese Besetzung eingelegt: Djanet sei türkischer Besitz, ein Bezirk des Wilajets Tripolis, und sie werde ihr Anrecht darauf bis zum äußersten vertreten.

In den Balkanländern geht es wieder von dem Meere bis zur Donau und darüber hinaus stürmisch her. Serbien und Österreich-Ungarn befinden sich in offenem Handelskriege; zwischen Rumänien und Griechenland hat jeder Handels- und diplomatische Verkehr aufgehört, und seit Wochen breitet sich eine heftige antigriechische Bewegung in Bulgarien aus. In Burgas und Philippopel ist es zur Plünderung griechischer Kornhäuser, zur Zerstörung griechischer Kapellen, Schulen und Bibliotheken gekommen, die kleine Hafenstadt Anchialo, fast ganz von Griechen bewohnt, ist niedergebrannt worden. Volksversammlungen in verschiedenen Städten haben den Boykott aller griechischen Waren und Aufforderungen an die Regierung beschlossen, gegen Griechenland vorzugehen. Das Auftreten der griechischen Banden in Mazedonien gegen die Bulgaren und die Kutzo-Walachen hat diesen Sturm heraufbeschworen. Trotz der

internationalen Gendarmerie und der russischen und österreich-ungarischen Zivilkommissare wütet in Mazedonien der Kampf aller gegen alle. Serben, Albanesen und Montenegriner mischen sich gelegentlich hinein und sind immer bereit, an den Morden und Plünderungen teilzunehmen. In Mazedonien wohnen alle Stämme des Balkans durcheinander, am zahlreichsten die Bulgaren, doch nicht so mächtig, um Griechen und Kutzo-Walachen niederhalten zu können. Politischer, nationaler und religiöser Haß schüren hier unablässig das Feuer. Einst beherrschte das griechische Patriarchat unumschränkt alle Schulen und Kirchen, aber die verschiedenen Volksstämme haben allmählich ihr Schul- und Kirchenwesen auf nationaler Grundlage neu eingerichtet. Die Pforte hat sich beeilt, ihnen die nötigen Privilegien zu bewilligen, in der Ansicht, daß die nationalen Eifersüchteleien und Zwietrachten ihre Oberherrschaft stärken würden, und die Stammesbrüder in Bulgarien und Rumänien unterstützen die Bewegung. Sie haben die Empfindung, als schlösse die Entscheidung über Mazedonien gleichsam die Vorherbestimmung über die Zukunft Konstantinopels in sich. Um keinen Preis wollen die Griechen auf das Vaterland Alexanders des Großen verzichten. Den Vorstellungen der Mächte gegenüber verschanzt sich die Regierung hinter dem Vorwande, daß sie dem Bandenwesen durchaus fernstände und keine griechischen Offiziere daran beteiligt wären. Das Volk, die Regierung und der König Griechenlands sind durch die Entscheidung der vier Schutzmächte: Rußland und Frankreich, Italien und England, daß dem Verlangen der Kretenser über den Anschluß ihrer Insel an das Königreich zurzeit nicht stattgegeben werden könne, besonders gereizt und suchen in der fortwährenden Beunruhigung Mazedoniens etwas wie ihre Revanche. Die verwegensten Burschen aus Kreta, die sich in den dortigen Parteikämpfen die Sporen verdient haben und geschworene Feinde der internationalen Gendarmerie sind, werden von den philhellenischen Vereinen mit Waffen, Munition und Geld ausgerüstet und nach Mazedonien gesandt. Die Untätigkeit, zu der seine inneren Wirren Rußland gezwungen haben, leistet den Bewegungen der Balkanvölker einen unerwarteten Vorschub; sie fühlen sich frei von der Tatze des Löwen und geben sich all ihrer Rachsucht, ihrem wilden Haß und ihrem ungezügelten Ehrgeiz in einer gewissen Sicherheit gegen Strafe hin. Auf der andern Seite will auch England um seiner ägyptischen Pläne wegen die Türkei nicht zur Ruhe kommen lassen und spielt sein bekanntes Doppelspiel, äußerlich den Bemühungen Rußlands und Österreich-Ungarns sich anschließend, heimlich die Griechen zum Widerstand hetzend.

In Rio de Janeiro hat der dritte panamerikanische Kongreß getagt. Durch die Anwesenheit des Ministers der Vereinigten Staaten Root, der eine Tour durch Südamerika zum Studium der wirtschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Staaten macht, gewann er eine besondere Bedeutung. Die Republiken in Mittel- und Südamerika suchen seit einem Jahrzehnt einen festeren Anschluß aneinander: weil sie sich als schlechte Zahler fühlen und die Einmischung Europas, sie zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen anzuhalten, beständig fürchten, rufen sie die Monroe-Doktrin an, um sich die Vereinigten Staaten günstig zu stimmen. Zugleich aber bedeutet das politische Übergewicht der Union für sie eine fortwährende Bedrohung ihrer Unabhängigkeit und zwingt sie, ihrer Selbsterhaltung wegen Frieden und Freundschaft mit Europa zu pflegen. Um keinen Preis wollen sie ihre Handels- und wirtschaftlichen Beziehungen zu England und Deutschland, zu Frankreich und Italien einschränken, von denen sie Waren und Auswanderer beziehen. Solange die Yankees noch nicht Herren in Mittelamerika sind und den Panamakanal nicht fertiggebaut haben, können sie an ein Protektorat über Südamerika nicht denken und müssen sich begnügen, durch ihr Kapital und ihren Handel wirtschaftlich in den ehemals spanischen Vizekönigreichen festen Fuß zu fassen. Wenn es Südamerika gelingt, in dieser Zwischenzeit seine unermeßlichen Hilfsquellen zu entwickeln, Ordnung und Sicherheit immer fester zu begründen und den Frieden zwischen den einzelnen Republiken aufrechtzuerhalten, werden sie wohl noch auf eine ferne Zukunft von dem Schicksal verschont bleiben, im Yankeetum aufzugehen.

Literarische Rundschau.

Rembrandt.

Rembrandt in Bild und Wort. Herausgegeben von Wilhelm Bode unter Mitwirkung von Wilhelm Valentiner. Berlin, Richard Bong. 1906.

Rembrandt und seine Zeitgenossen. Charakterbilder der großen Meister der holländischen und vlämischen Malerschule im siebzehnten Jahrhundert. Von Wilhelm Bode. Leipzig, E. A. Seemann. 1906.

Unter den zahlreichen Erscheinungen des Büchermarktes, die das Rembrandtjubiläum hervorgerufen hat und noch hervorrufen wird, nehmen die hier genannten wohl die vornehmste Stelle ein. Denn sie gehen von dem Manne aus, der den Meister am genauesten kennt, vielleicht dem einzigen, der die zahlreichen, über die ganze Welt verstreuten Bilder desselben alle oder doch fast alle gesehen hat. In Italien malte man für die Kirche, in Holland, dessen reformierter Kultus das Bild verschmähte, für das Privathaus oder allenfalls noch für das Rathaus und die Gildestube. Dort blieben daher die meisten und bedeutendsten Kunstwerke an ihrem ursprünglichen Orte, hier gingen sie von einer Hand in die andre über, wie dies mit privatem Gute zu geschehen pflegt. So kommt es, daß man Rafael und Michelangelo nur in Rom und Florenz wirklich kennen lernen kann; Rembrandt dagegen ist in Petersburg reicher vertreten als in Amsterdam, und viele seiner Gemälde schmücken jetzt auch schon die Paläste amerikanischer Milliardäre. Über sein gesamtes Werk einen vollständigen Überblick zu gewinnen und der Welt zu vermitteln, war daher eine äußerst schwierige Leistung, die Bode allein gelungen ist. Doch sein großes, beinahe abschließendes Rembrandtwerk mußte leider zu kostspielig sein, um von vielen gekauft zu werden. Wenn er jetzt von den 600 Gemälden des Künstlers 60 der schönsten und bedeutendsten auch einem größeren Publikum zugänglich macht, so dürfen wir dies mit Freude und Dankbarkeit begrüßen; denn daß die Auswahl nicht nur im höchsten Maße sachkundig, sondern auch geschmackvoll sein wird, kann man mit Sicherheit erwarten.

Die ersten drei Lieferungen, die uns bis jetzt vorliegen, bringen fast nur allbekannte und hochberühmte Gemälde, deren Aufnahme sich von selbst verstand. Doch mit Staunen sehen wir an ihnen, welche Fortschritte die reproduktive Technik in den letzten Jahren gemacht hat. Freilich bietet Rembrandt ihr einen ganz besonders günstigen Gegenstand; denn weil seine Wirkungen mehr auf der Verteilung von Licht und Schatten als auf der Farbe beruhen, verlieren seine Gemälde weniger bei der Wiedergabe in Schwarz und Weiß, als dies bei den Werken der meisten andern Künstler der Fall sein würde. Doch diese Blätter sind von einer so weichen, sammetartigen Wirkung, geben alle Abstufungen des Lichtes, alle Verschiedenheiten der

Pinselführung mit solcher Feinheit wieder, daß man fast auch die Farbe zu sehen glaubt. Es ist kaum zu begreifen, wie so Vorzügliches für diesen Preis hergestellt werden kann. Denn jede Lieferung kostet nicht mehr als 1,50 Mk. und jede enthält drei große Blätter und außerdem noch vier bis fünf Textabbildungen nach Radierungen und Handzeichnungen Rembrandts, so daß das einzelne Bild dem Käufer auf etwa zwanzig Pfennig zu stehen kommt, von dem Texte ganz abgesehen. Hoffen wir, daß so dies treffliche Werk eine sehr große Verbreitung gewinne und die Schöpfungen Rembrandts zum Besitze der breitesten Volksschichten mache.

Von der Biographie des Meisters, welche den Abbildungen beigegeben ist, sind bisher nur wenige Seiten erschienen. Sie bieten eine klare, knappe und doch tiefeindringende Darstellung des Jugendunterrichts, den er nach dem Beispiel seiner Standesgenossen empfangen haben muß. Bode stellt die Frage, ob Rembrandts Vater wohl das volle Verständnis für die Bedeutung des Sohnes gehabt habe. Ich glaube, daß sie sich unbedingt bejahen läßt. Denn bei den ersten Mal- und Radierversuchen des Jünglings hat er ihm immer wieder als geduldiges Modell gedient, und dies Kreuz nimmt keiner auf sich, der nicht rechte Freude an den Bildern und ihrem Schöpfer hat.

Besteht dieses Werk wesentlich aus den Reproduktionen von Bildern, zu denen der Text nur als erklärende Beigabe dient, so bietet das andre ausschließlich historische Darstellung, bei der die Kenntnis der besprochenen Gemälde vorausgesetzt wird. Es beginnt mit einer glänzenden Charakteristik Rembrandts und schließt an sie die Besprechung der Künstler an, die mit ihm zugleich tätig waren und die Glanzzeit der holländischen Malerei bezeichnen. Sittenbild, Landschaft und Stillleben werden im allgemeinen charakterisiert und dann ihre bedeutendsten Vertreter jeder für sich besprochen. Als Lücke empfinden wir, daß die Marine nicht berücksichtigt ist; Jan van de Cappelle hätte neben Albert Cuyp und Art van der Neer wohl einen Platz verdient. Hoffen wir, daß eine neue Auflage, die gewiß nicht lange auf sich warten lassen wird, diesen Mangel ergänzt. Die einzelnen Künstler sind verschieden behandelt, je nach dem wissenschaftlichen Bedürfnis. Wo Bode die Geschichte ihres Lebens und ihrer Kunst durch neue Beiträge ergänzen kann, wie bei Hercules Seghers, verweilt er ausführlich bei ihnen; wo ihr Bild im wesentlichen abgeschlossen vorliegt, wie bei Franz Hals, begnügt er sich mit einer kurzen, schlagenden Charakteristik. Als Anhang treten dem Buche noch drei Abhandlungen über vlämische Künstler hinzu, von denen sich zwei mit dem Antipoden Rembrandts, Rubens, beschäftigen, die dritte eine treffliche Biographie Adrian Brouwers gibt. Diese stellte dem Kunsthistoriker eine ganz besonders schwierige Aufgabe, weil Brouwer seine Gemälde niemals datiert und ihre zeitliche Anordnung, in der die Entwicklung des Meisters zum Ausdruck kommt, daher nur auf innere Gründe angewiesen ist. Bode sucht immer nach Übergängen, die von der einen Manier des Künstlers in die andre allmählich hinüberleiten sollen, und befolgt damit eine Methode, die in den meisten Fällen zweifellos richtig ist. Ob aber auch bei Adrian Brouwer? Er ist ein so launisches Genie, daß ich bei ihm viel eher an plötzliche Sprünge denken möchte, die durch die Einwirkung irgendeines Vorbildes hervorgerufen wurden. Daß er Schüler des Franz Hals gewesen ist, nimmt Bode selbst an, und doch sollen die Bilder, die der Art seines Meisters am nächsten kommen, nicht in seine Frühzeit gehören, sondern die spätesten sein. Ich möchte mir seine Entwicklung eher folgendermaßen denken: Am Anfang stehen jene bunten, derben Bauernszenen, die sich noch an das ältere holländische Sittenbild anlehnen und auch von Bode als die frühesten Werke des Meisters betrachtet werden. Wahrscheinlich hat er sie in seinen ersten Jünglingsjahren noch als Autodidakt gemalt. Dann kommt er in die Schule des Franz Hals und eignet sich die Art seines Lehrers an; es entstehen jene tonigen, beinahe farblosen Werke, die Bode an den Schluß seiner Laufbahn setzt. Als Brouwer dann nach Amsterdam übersiedelt, wirkt Herkules Seghers auf ihn ein, vielleicht auch schon der jugendliche Rembrandt. Vor allem die Mondscheinlandschaft in Berlin, dann

auch der herrliche Sonnenuntergang des Grosvenorhouse in London geben davon Zeugnis. Endlich zieht Brouwer nach Antwerpen und entwickelt unter dem Einfluß des Rubens jene blumige Farbigkeit, welche die meisten seiner Münchener Bilder auszeichnet.

Die Anknüpfung an den Lehrer vermissen wir auch bei dem Delfter Meer, so trefflich Bode ihn schildert. Jener Lehrer war Karl Fabritius, der nach seinen wenigen erhaltenen Bildern noch mit beiden Füßen in der Schule Rembrandts stand, als sein früher Tod ihn ereilte. Doch in seinen anerkannten Gemälden hat Meer weder mit Rembrandt noch mit Fabritius irgend etwas gemein; vielmehr stehen sie alle mit ihrer lichten Farbigkeit im ausgesprochensten Gegensatze zu den tonig dunkeln Werken seiner Meister. Nun pflegt aber jeder große Künstler von der Nachahmung seines Lehrers auszugehen, ehe er seine Eigenart voll entwickelt. Ich erinnere nur an das Verhältnis Lionardos zu Verrocchio und Rafaels zu Perugino. Ebenso ist auch Rembrandt in seinen frühesten Werken, wie dem neuentdeckten Bileam und der Darstellung im Tempel bei Weber in Hamburg, dem Pieter Lastmann zum Verwechseln ähnlich, und wenn man von Rubens kein Gemälde nachweisen kann, das seinem dreiundzwanzigsten Jahre vorausliegt, so wird dies eben daher kommen, daß die früheren noch mehr nach Otto van Veen als nach Rubens aussehen und dadurch bis jetzt nicht erkannt sind. Entsprechendes wird auch von Vermeer gelten; denn sein ältestes bekanntes Werk stammt erst aus dem Jahre 1656, in dem er schon seit drei Jahren anerkannter Meister war. Wie mir scheint, wäre es eine schöne Aufgabe der Kunstforschung, die Übergangswerke ausfindig zu machen, die den späteren Meer vorbereiten und von Rembrandt und Fabritius zu ihm hinüberführen. Man könnte an derartige Bilder denken, wie die Frankfurter Arbeiter im Weinberge oder die Berliner Erweckung von Jairi Töchterlein, die jetzt dem Eeckhout zugeschrieben wird, aber viel zu gut für ihn ist. Beide stehen noch ganz in der Schule Rembrandts; doch bei jenem erinnert der prächtige Teppich, der über den Tisch gebreitet ist, bei diesem die glänzende Porzellanvase und die Vorliebe für ein zartes Blau schon an die Entwicklung, die Meer später genommen hat.

Der Schriftsteller soll erst gefunden werden, in dessen Werk kein Kritiker eine Lücke zu entdecken weiß. So hoffe ich denn, daß meine bescheidenen Einwendungen keinem die Freude an den schönen Gaben stören werden, die uns der feine Geschmack und die unermüdliche Arbeitskraft Bodes zum Rembrandtjubiläum beschert haben.

Greifswald. Otto Seeck.

Dem Andenken Franz von Lipperheides.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheideschen Kostümbibliothek. Zwei Bände. Berlin, Franz Lipperheide. 1901—1905.

Das Werk, das jetzt geschlossen vor uns liegt, ist ein merkwürdiges Dokument eines wahrhaft genialen Sammeleifers, wie es nur auf wenigen Gebieten der Kunst- und Kulturgeschichte existiert. Zwei Bände in groß Oktav mit mehr als 1500 Seiten geben Kunde von der Kostümbibliothek, die Franz Freiherr v. Lipperheide geschaffen, dem Königl. Kunstgewerbe-Museum vermacht und alsdann mit hochherzigem Entschluß bereits 1899 überwiesen hat.

Diese Bibliothek mußte zunächst in gemieteten Räumen untergebracht werden, bei dem Neubau für die Unterrichtsanstalt und Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums

wurde für die Sammlung ein besonders würdiger Raum hergerichtet, in dem sie seit dem Spätsommer 1905 allgemein zugänglich ist. Bald darauf war auch der Katalog abgeschlossen, dessen Herstellung ebenso wie die Sammlung das ganz persönliche Verdienst des Freiherrn v. Lipperheide ist. Der Katalog ist 1896 nach dem genau ausgearbeiteten Plane des Besitzers begonnen, Band I ist 1901 vollendet, Band II nach dem ursprünglichen Plane weitergeführt durch die Verwaltung der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums unter Leitung des Direktors Dr. Jessen, auch dieser eine Gabe des Schöpfers der Sammlung.

Der Katalog bildet auch rein bibliographisch ein wahres Monument der verwandten Literatur. Die absolute Treue der Titelaufnahme gibt eine bis dahin fehlende Grundlage für dieses ganze Gebiet. Außer den Titelaufnahmen sind vielfach auch sachliche und literarische Anmerkungen zugefügt, die zum Teil auf umfangreichen Untersuchungen beruhen. Die nahezu 600 Abbildungen sind den wichtigsten Werken der verschiedenen Epochen und Sachgebiete entnommen; sie bieten in sich nicht eine geschlossene Übersicht der Trachtenkunde, sondern haben die Bestimmung, auf die Bedeutung der verschiedenen Gruppen hinzuweisen. Hierzu dienen auch einzelne schöne Titelblätter.

Mit wahrem Staunen sieht auch der Kundigste hier Schätze zusammengetragen, wie sie weit über den engeren Rahmen der Kostümkunde hinaus nur ein Sammler von geradezu leidenschaftlichem Eifer zu erstreben vermag, ein Sammler, der auch fast ein Menschenalter hindurch kein Opfer scheute, um unter fachmännischer Kenntnis des internationalen antiquarischen Buchhandels alles zusammenzutragen, was in das Gebiet seiner Liebhaberei hineinragt.

Über 10 000 Bände sind hier vereinigt, und dazu kommt noch die Sammlung von ca. 30 000 Einzelblättern, alles systematisch auf das sorgfältigste geordnet, so daß man nur hinzugreifen braucht, um nicht etwa auf das Jahrhundert — nein, auf das Jahr, selbst auf den Monat genau zu sehen, was das Trachtenwesen Merkwürdiges zutage gefördert hat.

Selbstverständlich gilt diese Genauigkeit nur für die Zeit, die bereits eine Tagesliteratur für das Trachtenwesen besaß. Je weiter man zurückschreitet, um desto mehr muß man Hilfsquellen verschiedenster Art erschließen, vor allem die Porträtwerke, wie die eines van Dyck, die Chroniken, die Stammbücher, die Bilderhandschriften im Original und in treuen Nachbildungen, zurückgehend bis auf die römischen Handschriften des Terenz und Virgil, die Legendenwerke, welche die heiligen Geschichten in der jeweiligen Zeittracht vorführen. Die Gebetbücher, die horae und heures der ersten Druckepochen, die Breviarien mit ihren Bildleisten, an der Spitze das Breviarium Grimani zu Venedig, alsdann die späteren Chroniken, die Kosmographien, das Theatrum Europaeum, die Prachtwerke aus der Zeit von Dürer und Holbein wie die für Kaiser Maximilian angefertigten Werke des Teuerdank und des Weißkunig, alles köstliche Riesen im Gebiete der Kunstliteratur, die hier eine wahrhaft monumentale Begleitmannschaft bilden für die eigentlichen Kostümwerke, die ja auch bereits im 16. Jahrhundert stattlich genug heranwachsen. Und so geht es weiter in das 17. und 18. Jahrhundert hinein, die eleganten französischen Kupferstecher mit den Sittenbildern ihrer Zeit, die Almanache, die neben den frischesten Blüten der Literatur, neben den Erstlingswerken eines Schiller und Goethe, die Stiche eines Chodowiecki, die anmutigsten Modebilder bringen und um 1780 zu den eigentlichen Modejournalen überleiten.

Neben dem großen Hauptstrom, der aber auch sorgfältig nach Ländern und Zeiten geordnet ist, gehen dann die enger begrenzten Volkstrachten, nicht nur der europäischen, sondern auch der fremden Länder und Erdteile.

Wieder als besondere Gruppen erscheinen die Trachten einzelner Stände: die Herrscherhäuser, die Geistlichen und Ordensleute, das Heer, die Bürger. Dann wieder die Trachten für besondere Veranlassungen, die Festlichkeiten, die Spiele, die Tafelsitten, Masken und Theater.

Besondere Abschnitte bilden einzelne Teile der Tracht: die Haare, die Schuhe, die Schmuckstücke u. dgl. Als wichtigste Ergänzung, wiederum in Gruppen geordnet, finden wir die Verordnungen über Kleider und Gebräuche, daran anschließend die Mißbräuche der Tracht in Spottschriften und Karikaturen.

Ein ganz besonderer, sehr umfangreicher Abschnitt behandelt die Herstellung der Kleidung: Weberei, Stickerei und jegliche Art weiblicher Handarbeiten.

Schließlich noch eine ganz umfassende Handbibliothek für das Hauptfach und alle Nebenfächer, die höchst kostbare Werke enthält, und zum Schluß geben sorgfältigst gearbeitete Sach- und Namenkataloge dem Werke den höchsten Grad guter Benutzbarkeit.

Diese Kostümbibliothek, deren geradezu monumentale Anlage sich erst jetzt auf Grund des Katalogs wirklich übersehen läßt, hat in der Welt nicht ihresgleichen. Es ist ein wahrhaft fürstliches Geschenk, das Freiherr v. Lipperheide hiermit dem öffentlichen Bildungswesen gemacht hat. Im Königl. Kunstgewerbe-Museum befindet sie sich im besonderen Raum, aber doch im engen Anschluß an die ausgezeichnete kunstgewerbliche Bibliothek des Museums. Sehr zu beiderseitigem Vorteil. Die Bibliotheksverwaltung bereichert die Kostümbibliothek aus ihrem alten Besitz und auch durch weitere Anschaffungen, so daß die Schenkung nicht nur ein abgeschlossenes Werk großherziger Kunstförderung, sondern ein lebendig weiterblühender Stamm ist, dessen Segen sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen soll.

In dem Augenblick, da mir die Korrektur dieses Aufsatzes zugeht, ereilt uns die Nachricht von dem Hinscheiden des Freiherrn Franz v. Lipperheide. Ein schwerer Verlust für den Stand, dessen Zierde er gewesen, ein schwerer Verlust für die Königl. Kunstsammlungen, denen er ein unvergleichlicher Freund und Gönner war. Außer der großen Stiftung der Kostümbibliothek, deren wir oben gedacht, hatte er dem Königl. Kupferstichkabinett schon vor Jahren Schenkungen im Werte von Hunderttausenden gemacht, um Kunstblätter allerersten Ranges, für welche die laufenden Mittel nicht hinreichten, zu erwerben. Ferner hatte er dem Antiquarium seine Sammlung von antiken Helmen überwiesen: griechischer, römischer, etruriſcher Herkunft, eine Sammlung, die an Zahl und Güte ganz einzig dasteht und in den neu hergerichteten Räumen der Antikensammlung einen der glänzendsten Säle abgeben wird. Auch der Waffensammlung des Königl. Zeughauses stand er als kundigster Berater und stets hilfsbereiter Freund zur Seite. Somit wird der Name Franz v. Lipperheides mit den heimischen Kunstsammlungen in ehrenvollster Weise auf immerdar verbunden bleiben.

Julius Lessing.

Hermann Kurz.

Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Von Isolde Kurz. München und Leipzig, G. Müller. 1906.

Mit einem gewissen Ernste nimmt man dies Buch zur Hand, in dem die Pietät der Tochter das Unrecht zu sühnen übernimmt, dessen die Mitwelt sich gegen ihren Vater schuldig gemacht hat — ihm, der alles im Leben entbehren mußte, worauf sein Genius Anspruch hatte. Ausgenommen den kurzen, aber meisterlichen Lebensabriß, den Paul Heyse, sein brüderlicher Freund, den gesammelten

Werken des Verstorbenen vorangestellt hat, fehlte bisher auch der Historiker, der sein Bild uns Nachgeborenen festgehalten hätte. Nun tritt Isolde Kurz, die Erbin seines Blutes und Geistes, mit ihrem Buche hervor — von je hat sie die Gabe besessen, aus den Gräbern ihrer Teuern unvergängliche Blüten sprießen zu lassen. Ich erinnere nur an die tiefsinnerlichen Totenklagen in ihren beiden Gedichtbänden, sowie die schöne Friedhofsbetrachtung „Agl' allori", die den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohl noch unvergessen ist. Wie ihr Vorwort besagt, erhebt sie nicht den Anspruch, einen abschließenden Überblick von ihres Vaters Schaffen zu geben, sie will vielmehr die Grundzüge seiner menschlichen Erscheinung für künftige Biographen treu wiedergeben, und ihr Buch hält also gewissermaßen die Mitte zwischen Geschichtschreibung und erzählender Poesie. Um die Person des Dichters selbst scharen sich die seiner Vorfahren, seiner Gattin und Kinder; die sozialen und literarischen Zustände seiner Zeit werden geschildert, und die künstlerische Gestaltungskraft der Verfasserin weiß dies reizvolle Mancherlei der Menschen und Dinge zu organischer Einheit zu verschmelzen, zu einem Familien- und Zeitgemälde, in dem das Überlieferte wie das Erlebte sich zur Dichtung erhebt. Alle Vorzüge, die ihre Leser von früher an Isolde Kurz kannten, scheinen hier auf der Höhe angelangt: die durchsichtige Klarheit ihres Stils, die nie versagende Beherrschung des Ausdrucks, die leidenschaftliche persönliche Wärme, der ein reifer, ja kritischer Verstand sich beigesellt. Es gibt bekanntlich zwei Arten von Liebe. Eine, von der es heißt, daß sie blind macht, und eine andre, die richtige Liebe, die im Gegenteil hellseherisch macht: sie verschweigt nichts, sondern weiß unser Verständnis an dem ihrigen zu stärken. Diese Liebe, die in der Kritik und Begeisterung sich paaren, überwiegt in der Darstellung, die Isolde Kurz von ihrem Vater gibt. Der von ihr beklagte Umstand, daß der Dichter seinen Kindern gegenüber, trotz aller Zärtlichkeit, wenig ausgiebig gewesen, daß sie daher in vielem auf die Hilfe andrer und nachträgliche Deutung angewiesen sei, birgt vielleicht den wichtigen Vorteil, der es ihr ermöglicht hat, so objektiv zu sein. Mehr als seitenlange Mitteilungen sagt unserm Empfinden der eine Satz, in dem Isolde von ihrem Vater berichtet: „Daß ich, die ein so frühreifes und feinhöriges Kind war, die Tragödie seines Lebens fast nur historisch und wenig aus persönlichen Eindrücken kenne, zeigt, wie er den kristallenen Spiegel seiner Seele von jeder Trübung reinzuhalten wußte." Zu stark und vornehm war diese Dichternatur, um die Seinigen darunter leiden zu lassen, daß man ihn nicht verstanden hat. — Demgemäß ist auch da, wo die Tochter unverhüllt darlegt, wie viel sein engeres und weiteres Vaterland an dem genialen Manne gefehlt hat, ihre Abrechnung frei von persönlicher Bitterkeit. Die Schwaben vornehmlich, die sich ja zumeist getroffen fühlen müßten, haben doch nicht Ursache, sich gekränkt zu fühlen; denn die gern gehörte Entschuldigung, daß ihr Reichtum an schöpferischen Geistern sie im Einzelfalle gleichgültig mache, klingt in den Vorwurf abschwächend hinein.

Außer des Dichters Persönlichkeit tritt vor allem seine Gattin in den Vordergrund der Darstellung. „Von ihr, die in ungetrübter Geistesfrische bei mir lebt," sagt Isolde Kurz, „konnte ich kein höheres Zeugnis ablegen, als indem ich überall die reine historische Wahrheit erzählte." — In der Tat: heiter und doch ehrfurchtgebietend mutet das Bild der zierlichen, feurigen Frau uns an, in deren Seele sich Mangel an Weltklugheit mit heldenhafter Weltüberwindung vereinigt. So rauh auch das Leben sie angefaßt, hat es sie doch nicht beugen können, weil sie stets die gleiche großartige Kindlichkeit ihm entgegensetzte. — Nächst der Mutter schildert die Verfasserin mit besonderem Stolze die Vierzahl ihrer begabten Brüder — deren drei dem Vater bereits im Tode gefolgt sind. Natürlich kann sie nicht wohl umgehen, auch von sich selbst zu reden — ist doch die Geschichte des Elternhauses immer ein Stück Autobiographie. Aber nur die Anfänge ihres geistigen Werdeganges sind in den Bericht verwoben; ihre wie ihrer Geschwister eigentliche Entwicklung liegt außer dem Bereiche des Buches, da jene mitzuerleben dem Vater nicht mehr vergönnt war.

Noch einer außer Isoldens eigener Sippe hat in dem Buche sein Denkmal empfangen: Paul Heyse, dem das Werk auch gewidmet ist. Ergreifend liest es sich, mit welcher Freundschaftstreue der jüngere Dichter dem Vereinsamten zur Seite stand; und wenn jene Freundschaft auch zu spät kam, um die durch Enttäuschungen gebrochene Schöpferkraft des Vielgeprüften nochmals zu beleben, so verschönte und verklärte sie doch dessen letzte Lebensjahre. — Sehr feinsinnig hat Carl Busse gelegentlich darauf hingewiesen, wie übereinstimmend aus allen Memoiren von Heyses Zeitgenossen ihm das Lob erklingt, daß er „nach oben und unten hin stets den Mut seiner Meinung gehabt und geholfen hat, wo er konnte". Dies Lob findet seine schönste Bestätigung in dem, was Heyse an Kurz getan, und wofür Kurz ihn „seinen Einzigsten" genannt hat.

Möge das vom Verlag sehr hübsch ausgestattete, mit Illustrationen geschmückte Werk viele Leser finden um des Andenkens dessen willen, nach dem es genannt ist, und um der Dichterin willen, die in ihrem Ruhme den des Vaters wieder auferstehen läßt.

Helene Raff.

δq. **William Pitt der Jüngere.** Von Dr. Felix Salomon, außerordentlichem Professor der Geschichte an der Universität Leipzig. Erster Band: Bis zum Ausgange der Friedensperiode. Zweiter Teil: Die politische Wirksamkeit. Mit dem Bildnis von William Pitt in Lichtdruck. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1906.

Im Jahre 1901 ist der erste Teil des vorliegenden Bandes erschienen und an dieser Stelle angezeigt worden. Er enthielt die „Grundlage" des ganzen umfassenden Werkes, d. h. die Darstellung dessen, was der jüngere Pitt aus der Vergangenheit sowohl seiner Familie als seines Landes übernommen hatte. Die beiden folgenden Teile, deren erster jetzt uns vorliegt, führen die Biographie bis zum Ende des Friedensministeriums Pitts (Februar 1793). Der Herr Verfasser hat eine große Masse neuen Quellenmaterials benutzt, indessen neu nicht nur in dem üblichen Sinne von handschriftlichem Material, das jetzt zum ersten Male hat eingesehen werden können, sondern auch gedruckte, aber kaum bisher benutzte Quellen, so unter anderm namentlich die im Parlamente gehaltenen Reden — Es liegt eine große Strecke Weges noch vor ihm bis zum Ende seiner Arbeit. Indessen, es war der Mühe wert, so viel ernste Forscherarbeit an dieses schöne Ziel zu setzen. — In dem neuen Teile (der mit seinen reichlich 600 Seiten den Namen eines „Bandes" für sich allein beanspruchen darf) scheint uns vorzugsweise anziehend und lehrreich jener denkwürdige Kampf Georgs III. um die Macht des persönlichen Königtums gegenüber dem englischen Unterhause — der letzte Kampf derart in diesem Lande, der auf eine gewisse Art siegreich verlief, siegreich durch die staatsmännische Kraft eines Jünglings von dreiundzwanzig Jahren, des jüngeren William Pitt. Die hiermit zusammenhängenden Parteigegensätze im Parlament, die Gegnerschaft von Charles Fox und seinen Genossen, der Wechsel der Ministerien, das Umschlagen der Majoritäten im Unterhause und im Lande selber — es sind die Vorgänge jenes großen Laboratoriums, das man die Politik eines freien Staatswesens nennt. Eben darum, weil sie so viel typische Wahrheit enthalten, meint man immer wieder, es sei von Ereignissen und Entwicklungen die Rede, die heute und gestern, nicht dort, sondern hier, sich vollzogen haben.

βλ. **Ria Larsky.** Ein russisches Familienleben. Von J. von Averina. Berlin, Hüpeden & Merzyn. 1906.

Es dunkelt in russischen Seelen und in der russischen Literatur. Wie sollte es nicht! Die Zukunft liegt verschleiert. In der Gegenwart drohen neue unvermeidliche Krisen. Der Riesenkörper des Slawenreiches ist vom Fieber geschüttelt. Aus solcher Stimmung heraus ist mit Talent die Geschichte einer Frau erzählt, die, im ersten Teil nach Aufzeichnungen ihres Tagebuches gedacht, nach Erzählungen einer Freundin und nach Beobachtungen der Verfasserin zu Ende geführt ist. Die Form ist gut gewählt: sie bringt Abwechslung und Bewegung in das Bild eines weiblichen Schicksals, das an den Klippen des Lebens zerschellt. Nach dem Maßstab der Originalität gemessen, würden nur wenige moderne Romane bestehen. Andre, wie dieser, entsprechen dem Geschmack des Tages, und das ist auch eine Berechtigung.

γ. **Erlebnisse zweier Brüder während der Belagerung von Paris und des Aufstandes der Kommune 1870/71.** Vom Feldmarschall-Leutnant Grafen Alexander Hübner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Die beiden Brüder sind der Baron Raphael Hübner, Mitglied der österreichisch-ungarischen Botschaft in Paris, und sein Bruder Alexander, der als Husarenrittmeister in der Stadt war und die Rolle eines einfachen Zuschauers spielte. Die Berichte über ihre Erlebnisse sind sehr interessant durch das, was die Brüder beobachteten, wie durch ihre Urteile. So lesen wir S. 9, daß die Kaiserin Eugenie nicht nötig gehabt hätte, sich am 4. September insgeheim zu flüchten; „sie würde im Gegenteil die Ehrenpforte der Tuilerien weit geöffnet und jedermann bereit gefunden haben, bei ihrer Abreise behilflich zu sein und ihr die ihrem Geschlecht und ihrem Unglück gebührende Achtung zu erweisen." Charakteristisch ist die Auffassung, die in Paris über die Erfolge von Thiers europäischer Rundreise herrschte: Mißerfolg in London, gute Worte in Wien, gute Hoffnung bezüglich Petersburgs (S. 40). Wenn man erfuhr, daß ihm in Wien gesagt worden sei, Österreichs Haltung hänge wesentlich von der Rußlands ab, so war das durchaus zutreffend. Ebenso ist S. 72 ff. eine interessante und der Sachlage entsprechende Schilderung von dem Gemütszustand der Pariser Ende Oktober 1870 entworfen. Das Schlußkapitel, in dem Graf Alexander Hübner die letzten Tage des Kommunaufstandes aus eigener Anschauung schildert, dürfte den Lesern der „Deutschen Rundschau" noch in Erinnerung sein.

γ. **Aus meinem Diplomatenleben.** Von Andrew D. White. Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von H. Mordaunt. Leipzig, Voigtländer. 1906.

Es ist sehr zu begrüßen, daß wir aus der zweibändigen „Autobiography" des berühmten Historikers, Gründers der Cornell-Universität (die das deutsche Vorbild nach Amerika verpflanzte) und Diplomaten hier denjenigen Teil in deutscher Übertragung erhalten, der sich auf Whites diplomatische Laufbahn bezieht. Da er in Petersburg und Berlin Gesandter, in Paris Weltausstellungskommissar und schließlich amerikanischer Vertreter auf dem Haager Friedenskongreß war, so hatte er reichliche Gelegenheit, bedeutende Männer kennen zu lernen und von wichtigen Dingen verläßliche Kunde zu erlangen. Er stand am Sarge Nikolaus I., wohnte den Anfängen Alexanders II. an, war oft Gast bei Bismarck, tat Einblick in die Seele des jetzigen Zaren und konnte die gesamten Glieder der Familie der Romanow nach ihrem Wert und Unwert kennen lernen; auch Kaiser Wilhelm II.

ist er nahe genug getreten, um ein kompetentes Urteil über ihn zu gewinnen. Wir notieren nur einiges aus der reichen Fülle der Mitteilungen. Bismarck erschien ihm bei näherer Bekanntschaft noch größer als er ihn sich gedacht hatte: „er ist der größte Deutsche seit Luther" (S. 337); von seiner Liebenswürdigkeit war auch White bezaubert, ohne aber zu übersehen, daß der Löwe, wenn er gereizt wurde, auch ganz anders sich gebaren konnte. Der bekannte Vorfall mit dem Geheimen Rat Rommel, durch den der Minister Eulenburg am 19. Februar 1881 zu Fall kam, wird S. 126 (nicht ohne Irrtum) erzählt. Kaiser Wilhelm II. wird die Entlassung Bismarcks als Beweis der Größe angerechnet; sein Großvater, sagt White, konnte mit Bismarck sich immer verständigen und blieb doch der Kaiser: Wilhelm II. aber hätte, wenn er 1890 nachgab, sich selbst in die Reihe der rois fainéants eingereiht. White ist der Überzeugung, „daß er einst unter den Männern genannt werden wird, die als Führer Deutschlands an der Vervollkommnung der Welt gearbeitet haben." Nikolaus II. entbehrt bei aller Liebenswürdigkeit der Energie, die vorhält. Thiers ist einer der größten Missetäter an seinem Volk, der alle bestehenden Regierungen unterminierte: er hätte bei längerem Leben auch die dritte Republik ruiniert, und Bismarcks Wertschätzung hat er nicht verdient.

34. **Le grand Électeur et Louis XIV. 1660—1688.** Par Georges Pagès. Paris, Société nouvelle de Librairie et d'Édition. 1905.

Zwanzig Jahre der Geschichte des Großen Kurfürsten, mit besonderer, aber nicht ausschließlicher Betonung seiner Beziehungen zu Ludwig XIV. bilden den Gegenstand der historischen Darstellung, die mit vollem Recht mehr zu sein beansprucht als eine bloße Monographie. Der Verfasser ist ein geschulter Historiker, der alle Hilfsmittel seiner Wissenschaft benutzt, die Archive durchforscht hat. Die Nationalität des Verfassers beeinträchtigt die Objektivität seiner Darstellung in keiner Weise; wenn es auch das erste Mal ist, daß ein Franzose es unternommen hat, die Persönlichkeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in selbständiger Weise zu behandeln, so lagen doch Arbeiten wie die Ehrenels und Haunants und Sammelwerke wie die Instruktionen an die französischen Gesandten vor, deren Inhalt erst seit zwei Jahrzehnten vollständig bekannt geworden ist. Pagès, der das Deutsche meisterhaft beherrscht, fand eine solche Fülle des Stoffes zu verwerten, daß er sich auf den Zeitabschnitt beschränken mußte, in dem, zwischen 1660 und 1668, die persönliche Politik Ludwigs XIV. die Situation bestimmte, ohne es verhindern zu können, daß der Große Kurfürst, unerachtet so vieler einzelner Mißgriffe seiner Diplomatie und wiederholter Niederlagen seiner Heere, dennoch sein Ziel erreichte und das künftige Preußen schuf. Zur Kenntnis dieser Epoche wird künftig der 600 Seiten starke Band von Pagès unerläßlich sein.

35. **Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660—1789.** Von Max Immich. (Aus: „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte". Herausgegeben von H. v. Below und F. Meinecke.) München und Berlin, R. Oldenbourg. 1905.

Durch seine gehaltvollen Arbeiten über das Zeitalter des Absolutismus war der leider zu früh verstorbene Verfasser die berufene Persönlichkeit für die vorliegende Darstellung. Mit Recht ist Immich nicht dem Brauch gefolgt, mit dem Jahre 1648, als dem Abschluß des Dreißigjährigen Krieges, der nur für die geschichtliche Entwicklung Deutschlands einen Einschnitt bildet, die Epoche zu beginnen; denn in dem gewaltigen, dem europäischen Staatensystem der vorhergehenden Zeit das charakteristische Gepräge gebenden Kampfe zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon entschied erst der Pyrenäenfriede von 1659 die Niederlage Spaniens, und Frankreich schickte sich nunmehr an, die von dem geschlagenen Gegner solange behauptete Vormachtstellung in Europa zu übernehmen. Auch erst in die Jahre 1660 und 1661 fallen die Friedensschlüsse von Oliva und Kardis, die für die nord- und osteuropäischen Begebenheiten von außerordentlicher Tragweite waren; die Aufgabe, die Immich sich stellte, war groß. Er beschränkte sich nicht darauf, einen umfassenden Überblick nach dem Stande der neuesten Forschung zu geben und diese selbst durch eigene neue Forschung zu bereichern. Er hat vielmehr, sehen wir von Leopold v. Ranke ab, als der erste seit 1809, da Heerens „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems" erschien, den rühmlichen und, wie uns scheint, wohlgelungenen Versuch gemacht, die „europäischen Zusammenhänge" zu schildern und „vom Standpunkte europäischer Gesamtgeschichte aus die Geschicke der Staaten im großen in ihrer Verflechtung miteinander für einen größeren Zeitraum darzustellen". Kommen die bibliographischen Übersichten, die durch die ausgedehnte Berücksichtigung der ausländischen historischen Literatur besonders wertvoll sind, naturgemäß nur für den Fachgelehrten in Frage, so haben die darstellenden Partien auch für den weiteren Kreis der Gebildeten Bedeutung und Interesse, da sie dem Leser ermöglichen, über einen bestimmten Vorgang, über bestimmte Zusammenhänge sich schnell und mit voller Zuverlässigkeit zu orientieren; er findet die wesentlichen Gesichtspunkte, die für das Verständnis oder für die Beurteilung in Betracht kommen, mit durchsichtiger Klarheit und in präzisester Form dargelegt. So dürfen wir unser Gesamturteil dahin zusammenfassen, daß der Verstorbene sich mit diesem Werke selbst das schönste Denkmal gesetzt hat.

36. **Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien.** Von Prof. Dr. Alexander Supan. Mit einem kolonialgeschichtlichen Atlas von 12 Karten und 40 Kärtchen im Text. Gotha, Justus Perthes. 1906.

Der bekannte Herausgeber von „Petermanns Mitteilungen" bietet mit diesem Werke eine ganz

hervorragende Leistung, die für alle Politiker und Historiker vom höchsten Werte ist. In gedrängter, klarer, überall aus dem Vollen schöpfende Darstellung, wie sie außer Supan nicht viele zu bieten vermöchten, wird uns die Entstehung des europäischen Kolonialsystems vorgeführt. Seine Bedeutung erhellt rein ziffermäßig daraus, daß heute fast 99 Mill. qkm, das ist fast 1/5 der Erdoberfläche (= 510 Mill. qkm), in der dreifachen Form reiner Einwandererkolonien, der Mischkolonien und Eingeborenenkolonien von der weißen Rasse besetzt, 665 Mill. Menschen unter europäischen Einfluß gebracht sind, und 105 Mill. Weiße, denen Europa selbst weder Raum noch Nahrung bieten könnte, auswärts versorgt sind. Die ganze Kolonialbewegung ist bis auf die neueste Zeit verfolgt; das letzte große Ereignis ist der mandschurische Krieg, dessen Wurzel Supan in der Meinung sieht, daß die Weißen Japan ganz aus der kolonisatorischen Entwicklung ausschalten könnten, ein Wahn, der sich schwer gerächt hat. Eine lange Reihe von Problemen ist in Supans Werke knapp und doch im wesentlichen erschöpfend behandelt; so, um nur eins zu nennen, die spanisch-portugiesische Grenzfrage, worüber man im allgemeinen glaubt, daß Papst Alexander VI. und der Vertrag von Tordesillas 1494 ausreichende Bestimmungen getroffen hätten; wie wenig das bei den mangelhaften Einzelbestimmungen und den ungenügenden Erdkenntnissen wirklich der Fall war, wird S. 16 vorzüglich entwickelt. Wir haben nur einen Wunsch: gerade hinsichtlich des Kartenmaterials auf Supans eigenstem Gebiete genügt das Buch praktischen Ansprüchen nicht immer; z. B sollte die vorderasiatische Karte für die Zeit um 1830 (S. 216) farbig ausgeführt sein; wie sie ist, erscheint sie recht verworren!

γ. **Innocent III. La croisade des Albigeois.** Par Achille Luchaire. Paris, Hachette. 1905.

Luchaire läßt auf sein Buch über „Innocenz III. und Italien" ein zweites über „Innocenz und den Ketzerkreuzzug gegen die Albigenser" folgen, woraus man vielleicht die Hoffnung schöpfen darf, daß er auch die andern Seiten der Lebensarbeit des großen Papstes in Einzeldarstellungen behandeln wird. Auch dieses Buch ist nach Form und Inhalt ein Meisterwerk. Die Ketzerei der Katharer kam nach Südfrankreich von Griechenland aus über Bulgarien, Bosnien und Norditalien. War das Waldensertum noch ein Versuch, die Kirche zu reformieren, so stellte das Katharertum eine völlig neue Religion dar, die, auf scharf dualistischer Grundlage fußend, die Welt des Geistes auf einen guten, die des Körpers auf einen bösen Gott zurückführte und von ihren eigentlichen Bekennern, den perfecti, völlige Ertötung des Fleisches, von der Masse, den credentes, bloß das Streben nach dieser Ertötung verlangte und ihnen, falls sie nur hart vor dem Tode das consolamentum, die letzte Taufe und Segnung, von einem perfectus empfingen, das ewige Heil zusicherte. Damit war die ganze katholische Kirche samt allen ihren Gnadenmitteln überflüssig gemacht. Die große Ausbreitung der Sekte erklärt Luchaire aus der den Südfranzosen eigenen Duldsamkeit und aus dem Verfall des Klerus, der so groß war, daß statt der Bekenerung: „Ich will ein Jude sein, wenn ich das getan habe," die andre aufkam: „Ich will ein Pfaffe sein, wenn ich das getan habe." Innocenz III. hat den Kreuzzug gegen die Häresie zwar organisieren lassen, indem er den Norden Frankreichs gegen den Süden ausspielte; er war aber gemäßigter als viele, namentlich als das Laterankonzil von 1215, und übte gegen das Grafengeschlecht von Toulouse große Nachsicht. Daß schließlich die Capetinger den Vorteil vom Kreuzzug hatten und Südfrankreich sich unterwarfen, betont auch Luchaire.

βλ. **Sanctuaires et Paysages d'Asie.** Par André Chevrillon. Paris, Hachette. 1905.

Herr André Chevrillon ist in bezug auf Darstellungskunst als ein Rivale Lotis zu bezeichnen; aber er ist zugleich gedankenreicher und tiefer als dieser, und von seiner kaum weniger glänzenden Prosa bleibt mehr als die Pracht der Schilderungen und Bilder. Denn Bilder sind es, die der Verfasser mit kunstvollem Reichtum aneinander reiht, in der bestimmten Absicht, das Wesen und den Urgrund brahmanischer Weisheit auf indischer Erde zu erforschen. Das buddhistische Ceylon, ein Morgen in Benares, die Weisheit eines Brahmanen, der Tod in Benares, der birmanische Buddha, ebenso viele Abschnitte, nicht einer Reisebeschreibung, sondern einer Betrachtung, die Chevrillon mit seinem ersten Bande über Indien begann und mit dem über die Thebais und Judäa, unter dem Titel „Terres mortes" fortsetzte. Sie hat ihn mit den vorliegenden Studien zurück in die indische Welt geführt. Er hat versucht, den letzten Schluß ihrer Philosophie, die Negation des Lebens, von den Lippen ihrer Weisen zu lesen, und über die Unmöglichkeit, auf der reinen Verneinung zu beharren, durch die Gedankentiefe ihrer Abstraktionen sich nicht hinwegtäuschen lassen. Es ist der Vorzug dieses Buches, daß es den Zauber der indischen Welt mit künstlerischem Vermögen widerspiegelt, ohne das Traumbild esoterischer Lehren auf die Wirklichkeit zu übertragen.

ις. **Notes sur l'Art japonais. La Peinture et gravure.** Par Tei-san. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Tai-san ist, wie es scheint, das Pseudonym eines Franzosen, der seine ausgezeichneten Kenntnisse der japanischen Kunst nicht an ihrem Ursprungsort, sondern in Pariser Sammlungen erworben hat. Zum Verständnis dieser, überhaupt von Sammlungen, wird das Buch vortreffliche Dienste leisten. Ohne solche oder ohne gleichzeitige Einsicht in ein illustriertes Werk wird ein Neuling aus den vielen Einzelangaben, denen Abbildungen fehlen, keine Vorstellung von der japanischen Malerei zu gewinnen vermögen. Für Sammler insbesondere ist der Anhang mit der Aufzählung aller Maler, nach Schulen geordnet, und sogar mit Stammbäumen von Künstler-

geschlechtern, sehr wertvoll. Leider fehlen die Künstlerzeichen; der Verfasser hofft sie noch nachträglich in einer besonderen Arbeit mitteilen zu können. In der ausführlichen Literaturangabe vermißt man die in Tokio erscheinende Monatsschrift „Kokka“ mit ihren vortrefflichen und sehr preiswürdigen Reproduktionen.

γ5. **Gemälde Alter Meister im Besitze Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen.** Unter Mitwirkung von Wilhelm Bode und Max J. Friedländer herausgegeben von Paul Seidel. Berlin, Leipzig, Wien und Stuttgart. Richard Bong, Kunstverlag. O. J.

Es war zu erwarten, daß die neue und wohlfeilere, aber an Schönheit der alten nicht nachstehende Art der Photogravüre, die zuerst für die von Bode im gleichen Verlag herausgegebenen, jetzt fertig vorliegenden „Meisterwerke der Malerei“ erprobt worden war, nicht nur für andre Publikationen Verwendung finden, sondern solche geradezu hervorrufen würde. Nachdem uns vor kurzem ein wundervoller Band mit den Kunstschätzen des englischen Königshauses aus dem Buckinghampalast beschert worden war, legt uns die Firma Bong die ersten Lieferungen eines ebenbürtigen Werkes über die Kunstsammlungen des deutschen Kaisers auf den Tisch, die nur zum Teil dem großen Publikum ganz flüchtig gezeigt werden, zum Teil aber nur wenigen Auserwählten zugänglich sind. Welche Kostbarkeiten die Mauern der Schlösser in Potsdam und Berlin umschließen, davon bekamen die meisten erst 1900 in Paris in den oberen Räumen des deutschen Hauses, die neben dem spanischen Pavillon nach einstimmigem Urteil aller Kenner den größten Anziehungspunkt der gesamten Weltausstellung bildeten, eine rechte Vorstellung. Aber die dort ausgestellten Gemälde zeigten nur eine Schule und selbst von dieser nur einen Teil. Von den deutschen und den niederländischen Schulen sind ja die meisten Hauptstücke schon 1830 in die Gemäldegalerie überführt worden. Was für Juwelen aber damals zurückgeblieben sind, davon geben einige Stiftungen des Kaisers aus den letzten Jahren, denen demnächst neue folgen werden, ein beredtes Zeugnis. Ein Blick auf das Verzeichnis der 72 Photogravüren, von denen je drei einer Lieferung beigelegt werden sollen und zu denen noch 128 Textabbildungen kommen werden, genügt, um uns ein Bild von dem Reichtum zu geben. Neben 9 Watteau, 7 Pater, 11 Lancret, 9 Pesne finden wir da unter andern 10 Rubens und 6 Cranach. Drei der feinsten Berliner Kenner alter Bilder haben sich in den Text geteilt. In den ersten Lieferungen würdigt Paul Seidel, der Dirigent der Kunstsammlungen in den königlichen Schlössern, den Kunstsinn und Sammeleifer der preußischen Herrscher, besonders des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, deren Verhältnis zur bildenden Kunst weit inniger gewesen ist, als man bisher geglaubt; dann wird der zweite Direktor der Gemäldegalerie, Max J. Friedländer, die altdeutsche und altniederländische Schule, der Generaldirektor Wilhelm Bode die italienische, vlämische und holländische und Seidel wiederum die französische Schule besprechen. Es handelt sich demnach hier um ein ganz einzigartiges, für das Kunststudium und den Kunstgenuß gleich wertvolles Werk, dessen Anschaffung aufs wärmste empfohlen werden kann.

γ5. **Der Kunstschatz.** Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Berlin und Stuttgart, Wilhelm Spemann. O. J.

Die Kunstgeschichte steht heute im Zeichen der Popularisierung um jeden Preis. Wandte sich schon das aus demgleichen Verlage stammende, an dieser Stelle mehrfach gerühmte „Museum“ an die sogenannten weitesten Kreise, so scheint der „Kunstschatz“ auch in solche Familien dringen zu wollen, die bisher den bildenden Künsten ganz verschlossen waren. Wenigstens werden hier fast nur allgemein bekannte Werke noch einmal gebracht. Nach den vorliegenden vierundzwanzig Lieferungen zu urteilen, ist die Auswahl nach sehr konservativen Grundsätzen erfolgt. Raffael 32 Seiten mit 57 Abbildungen, d. h. fast den zehnten Teil des ganzen Werkes, Correggio dagegen nur 2 Seiten mit 3 Abbildungen und Tintoretto gar nur eine Seite zuzuerteilen, das vereint sich nicht recht mit unserm heutigen Empfinden. Das ganze Florentiner Quattrocento wird auf 4 Seiten abgetan, Mantegna erhält 21 Zeilen, Botticelli und Perugino werden kaum erwähnt! Auch die volkstümlichste Kunstgeschichte dürfte doch nicht nur das bringen, was sich dem Auge des Laien sofort einschmeichelt, sondern müßte zu erziehen versuchen. Nach diesen prinzipiellen Einwendungen sei gern zugestanden, daß die Ausführung der Abbildungen, zumal in Anbetracht des außerordentlich billigen Preises (40 Pfennig für die Lieferung), ausgezeichnet ist, und der Text, an dem außer dem früheren Direktor des Aachener Museums auch einige jüngere Kunsthistoriker mitgewirkt haben, sich ihnen vortrefflich anschmiegt. Jedenfalls wird das fertige Werk einen sehr stattlichen und vornehmen Prachtband darstellen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amyntor. — Das Glossarium eines Menschen. (Ein Vermächtnis.) Von Dagobert v. Gerhardt Amyntor Leipzig, Walther Fiedler. 1906.

Annuaire de la législative du travail. — Publié par l'Office du travail de Belgique. 9e annee — 1905. Bruxelles, I. Lebègne & Cie. 1906.

Baedeker. — Schweden und Norwegen nebst den Reiserouten durch Dänemark und Ausflügen nach Spitzbergen und Island. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 42 Karten, 26 Plänen, mehreren kleinen Panoramen und Grundrissen. Zehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Bartels. — Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Eine Denkschrift von Adolf Bartels. Zweite Auflage. Weimar, Hermann Böhlau. 1906.

Bayer. — Grüne Wildnis. Gedichte aus vergangenen Tagen und aus jüngerer Zeit. Von Edmund Bayer. Magdeburg, R. Zacharias. 1906.

Bièvre. — Georges Mareschal, Seigneur de Bièvre, chirurgien et confident de Louis XIV (1658—1736). Par le Cte. Gabriel Mareschal de Bièvre. Avec deux héliogravures et quinze gravures hors texte. Paris, Plon. 1906.

Bocquet. — Les cygnes noirs. Poèmes par Léon Bocquet. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

Bonsels. — Ave vita morituri te salutant. Von Waldemar Bonsels. Mit Buchtitelzeichnung von Willi Geiger. Dritte Auflage. München, E. W. Bonsels. 1906.

Bossert. — Calvin. Par A. Bossert. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Boyé. — Correspondance inédite de Stanislas Leszczynski avec les rois de Prusse Frédéric-Guillaume Ier et Frédéric II (1736—1766). Publiée avec une étude et des notes par Pierre Boyé. Paris, Nancy, Berger-Levrault & Co. 1906.

Brandenburg. — Einsamkeiten. 1903, 1904, 1905. Von Hans Brandenburg. München, E. W. Bonsels. 1906.

Brees. — Les régies et les concessions communales en Belgique. Par Erneste Brees. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1906.

Browning. — Pippa passes, by Robert Browning. With an introduction by Arthur Symons, and a portrait of Browning by J. C. Armytage. London, William Heinemann. 1906.

Burggraf. — Was nun? Aus der kirchlichen Bewegung und wider den kirchlichen Radikalismus in Bremen. Von J. Burggraf. Gießen, Alfred Töpelmann. 1906.

Christensen. — Aus dem Leben eines Junggesellen. Von Christensen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1906.

Chronik der Familie. — Mit einer Einleitung. Von Franz Blanckmeister. Leipzig, Arwed Strauch.

Dobogory-Motkiewitsch. — Erinnerungen eines Nihilisten. Von W. Dobogory-Motkiewitsch. Mit einem Vorwort von Alexander Ular. Deutsch von H. Röhl. Zweite Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. 1906.

Dürer-Rüttenauer. — Unserer lieben Frauen Leben in 20 Holzschnitten von Albrecht Dürer, mit einer Einleitung von Benno Rüttenauer. Herausgegeben vom Jugendschriften-Ausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Sechzehntes bis zwanzigstes Tausend. Düsseldorf, Fischer & Franke.

Durgern. — König Karl von Rumänien und Deutschland. Von Otto Freiherrn von Durgern. Berlin, Herrmann Walther. 1906.

Fabre. — Das goldene Kalb. Schauspiel in fünf Akten. Von Emile Fabre. Aus dem Französischen von Stephan Eſtienne. Berlin, „Harmonie". O. J.

Falkenegg. — Kaiser Franz Joseph von Österreich. Ein Lebensbild von Baron von Falkenegg. Berlin, Boll & Pickard. 1906.

Fleischhauer. — 12 Sonette zu Fechners Büchlein vom Leben nach dem Tode. Vom Pfarrer O. Fleischhauer. Greußen i. Th., Georgische Hofbuchdruckerei. 1906.

Flugblätter für künstlerische Kultur. — Nr. 1. Habe ich den rechten Geschmack? Von Paul Johannes Rée. — Nr. 2. Kultur der Feste I. Von Willy O. Dreßler. Mit zahlreichen Textabbildungen und Tafeln. — Nr. 3. Neue Theaterkultur: Vom modernen Theaterbau. Von Karl Moritz. — Zur Theaterreform. Von Herbert Eulenberg. — Die neue Szene. Von Felix Poppenberg. Mit 3 Tafeln und 7 Textabbildungen. — Nr. 4. Vom Kulturgefühl. Von Willy Leven. Mit zahlreichen Textabbildungen und Tafeln. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1906.

Fournière. — Le règne de Louis Philippe (1830—1848). Par Eugène Fournière. Nombreuses illustrations d'après des documents de chaque époque. Paris, Jules Rouff & Cie. 1906.

Fromont. — Un expérience industrielle de réduction de la journée de travail. Par L. G. Fromont. Avec une préface de E. Mahaim. Bruxelles et Leipzig. Misch & Thron. 1906.

Fuchs. — Die Frau in der Karikatur. Von Eduard Fuchs. Achte bis dreizehnte Lieferung. München, Albert Langen.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Vierzehnter Band. Faust. Zweiter Teil. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Erich Schmidt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Grabowsky. — Inneres Leben, das höhere Leben, die höhere Liebe des Menschen. Ein Buch geistiger Neuerweckung für die Menschheit von Norbert Grabowsky. Zweite umgearbeitete Auflage von „Die Philosophie der Liebe". Leipzig, Max Spohr. 1906.

— Die männlich-weibliche Natur der Menschenseele. Von Norbert Grabowsky. Zweite umgearbeitete Auflage von „Die mann-weibliche Natur des Menschen usw." Leipzig, Max Spohr. 1906.

— Mein Wirken als Reformator des Innenlebens der Menschheit. Von Norbert Grabowsky. Zweite verbesserte Auflage von „Das Recht der geistigen Bahnbrecher usw." Leipzig, Max Spohr. 1906.

Heigel. — Biographische und kulturgeschichtliche Essays von Karl Theodor v. Heigel. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1906.

Henry. — Mesure des capacités intellectuelle et énergétique. Par Ch. Henry. Remarque additionnelle. Par E. Waxweiler. Bruxelles et Leipzig. Misch & Thron. 1906.

Heubner. — Napoleon. Von Richard Heubner. Leipzig, C. F. Amelang. 1906.

Hitz. — Dr. Joseph Claybaugh Gordon. By John Hitz. Published by the american Association to promote the teaching of speech to the deaf. Philadelphia.

Honzé. — L'Aryen et l'anthroposociologie. Étude critique. Par E. Honzé. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1906.

How Helen Keller was taught speech. — Washington, Gibson brothers. 1905.

Kanter. — Die Ermordung König Ladislaws (1457). Von Erhard Waldemar Kanter. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1906.

Kappstein. — Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch mit Benutzung ungedruckter Quellen von Theodor Kappstein. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Hüpeden & Merzyn. 1906.

Kattenbusch. — Das sittliche Recht des Krieges. Von Ferdinand Kattenbusch. Gießen, Alfred Töpelmann. 1906.

Kekule von Stradonitz. — Die griechische Skulptur. Von Reinhard Kekule von Stradonitz. Mit 155 Abbildungen. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Kinkel. — Vom Sein und von der Seele. Gedanken eines Idealisten von Walter Kinkel. Gießen, Alfred Töpelmann. 1906.

Kirchbach. — Deutsche Heimgeschichten. Von Wolfgang Kirchbach. Berlin und Leipzig, Hermann Hillger. O. J.

Kohut. — Die Gesangskönigtinnen in den letzten drei Jahrhunderten. Von Adolph Kohut. Fünfte bis achte Lieferung. Berlin, Hermann Kuhz.

Körösy. — Statistik des Unterrichtswesens der Hauptstadt Budapest für die Jahre 1895/96 bis 1899/1900. Von Josef von Körösy. Übersetzung aus dem Ungarischen. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1906.

Kosde-Thoma. — Hans Thoma. Ein Buch seiner Kunst. Mit einer Einleitung von Wilhelm Kosde. Herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz. 1906.

Krapotkin. — Memoiren eines russischen Revolutionärs. Vom Fürsten P. Krapotkin. Mit Vorwort von Georg Brandes. Volksausgabe. Zwei Teile in einem Bande. Zweite Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. 1906.

Lauckn. — Antje. Roman von B. v. d. Lancken. Berlin, Richard Taendler. 1906.

De Leener. — Ce qui manque au commerce belge d'exportation. Par G. de Leener. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1906.

Liebert. — Die deutschen Kolonien und ihre Zukunft. Von E. v. Liebert. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1906.

Linck. — Goethes Verhältnis zur Mineralogie und Geognosie. Rede von Gottlob Linck. Mit Bildern von Goethe und Lenz und einem Brieffaksimile. Jena, Gustav Fischer. 1906.

Lindner. — Die Hypnose im Alltagsleben. Von Max Lindner. Mit 15 Abbildungen. Dresden, E. Pierson. O. J.

Lohde. — Getrennte Welten. Roman von Clarissa Lohde. Berlin, Richard Taendler. 1906.

Luchaire. — Innocent III. La papauté de l'empire. Par Achille Luchaire. Paris, Hachette & Co. 1906.

Madeleine. — Der rote Champion. Roman von Marie Madeleine. Leipzig, Gretlein & Co. O. J.

Marcus. — Monismus und Verwandtes. Blätter zum Nachdenken. Von S. Ph. Marcus. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Mauprat. — Amours de Napoléon. Mariage de ministre. Par H. Mauprat. Paris, Perrin & Cie. 1906.

Mene, mene tekel upharsin! — Englands Überwältigung durch Deutschland. Von einem englischen Generalstabsoffizier. Autorisierte Übersetzung von einem deutschen Stabsoffizier. Hannover, Adolf Sponholtz. O. J.

Meneval. — Napoleon und Marie Louise. Erster Band. Geschichtliche Erinnerungen des Barons Meneval. Berlin und Leipzig, Hüpeden und Merzyn. 1906.

Meyers kleines Konversations-Lexikon. — Siebente gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erstes Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1906.

Meyer. — Zum Kulturkampf um die Sittlichkeit. Von Bruno Meyer. Frankfurt a. M., I. D. Sauerländer. 1906.

Meyer. — Die Rätsel der Erdpole. Von M. Wilh. Meyer. Mit zahlreichen Abbildungen. Neunte Auflage. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Franckhsche Verlagsbuchhandlung). O. J.

Möbius. — Gedanken über die Schule. Von einem alten groben Manne. Herausgegeben von P. J. Möbius. Leipzig, S. Hirzel. 1906.

Montgelas. — Bilder aus Südasien. Von Pauline Gräfin Montgelas. Mit sechs Abbildungen und einer Kartenskizze. München, Theodor Ackermann. 1906.

Müller. — Zur Tertiärzeit in Fritz Reuters Schriften. Von Carl Friedrich Müller. Mit einem Vorwort der Verlagsbuchhandlung. Leipzig, Max Hesse. 1906.

Nithack-Stahn. — Der Mittler. Roman von Walther Nithack-Stahn. Halle a. S., J. Fricke. O. J.

Noti. — Das Fürstentum Sardhana. Geschichte eines deutschen Abenteurers und einer indischen Herrscherin. Von Severin Noti. Mit 42 Bildern und einer Karte. Freiburg i. B., Herder. 1906.

Pannwitz. — Kultur, Kraft, Kunst. Charon-Briefe an Berthold Otto. Von Rudolf Pannwitz. Leipzig, Charonverlag, K. G. Th. Scheffler. 1906.

Paulsen. — Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Friedrich Paulsen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Petrucci. — Les origines naturelles de la propriété, Essai de sociologie comparée par R. Petrucci. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1905.

Petrucci. — Origine polyphylétique, homotypie, et non comparabilité directe des sociétés animates. Par R. Petrucci. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1905.

Poe. — The lyrical poems of Edgar Allan Poe. With an introduction by Arthur Symons and a portrait of Poe. London, William Heinemann. 1906.

Powell. — Cornell studies. Nr. XVII. Erichthonius and the three daughters of Cecrops. By Benjamin Powell. Published for the Cornell University by the Macmillan Company. 1905.

Rath. — Zur Frauenfrage. Populär gehaltene Erwiderung auf den „Habituellen Schwachsinn des Mannes" von Dr. med. Heberlin. Von S. Heinr. Rath. Dresden, E. Pierson. 1905.

Rein. — Grundriß der Ethik mit Beziehung auf das Leben der Gegenwart. Von W. Rein. Zweite Auflage. Osterwieck (Harz), A. W. Zickfeldt. 1906.

Rutari. — Londoner Skizzenbuch. Von A. Rutari. Zweite Auflage. Mit 11 ganzseitigen Abbildungen. Leipzig, H. A. Ludwig Degener. 1907.

Sar. — Ostern. Gedichte von Karl Sar. Zürich, Arnold Bopp. 1905.

Scheerbart. — Münchhausen und Clarissa. Ein Berliner Roman von Paul Scheerbart. Berlin, Österheld & Co. 1906.

Scherr. — Nemesis. Novelle. Von Johannes Scherr. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Schillermuseum, Das, in Marbach. — Stuttgart, Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1906.

Schott. — Wandrerphantasie. Von Helene Schott. Dresden, E. Pierson. 1906.

Simplizissimus-Kalender für 1907. — München, Albert Langen.

Sinclair. — Der Sumpf. Roman aus Chicagos Schlachthäusern. Von Upton Sinclair. Autorisierte deutsche Ausgabe von Eduard Eugen Richter. Hannover, Adolf Sponholtz. 1906.

Smend. — Die politische Predigt Schleiermachers von 1806—1808. Rede von Julius Smend. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. 1906.

Solvay. — Note sur des formules d'introduction à l'énergétique physio- et psycho-sociologique. Par E. Solvay. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1906.

Suttner. — Randglossen zur Zeitgeschichte. Das Jahr 1905. Von Bertha v. Suttner. Kattowitz i. Schl., Carl Siwinna. 1906.

Swoboda. — Die gemeinnützige Forschung und eigennützige Forscher. Antwort auf die von Wilhelm Fliesz gegen Otto Weininger und mich erhobenen Beschuldigungen von Hermann Swoboda. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

Thünen-Archiv. — Organ für exakte Wirtschaftsforschung. Herausgegeben von Richard Ehrenberg. Erster Jahrgang, fünftes Heft. Jena, Gustav Fischer. 1906.

Toilow. — Die österreichische Nordarmee und ihr Führer im Jahre 1866. Von Toilow. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Torres. — Il libero arbitrio e la vera libertà dell' uomo con un' aggiunta sullo stato presente della questione del libero arbitrio. Di Guido Torres. Seconda edizione rifatta. Verona-Padova Fratelli Drucker. 1906.

Trinius. — Heimatszauber und andere Erzählungen. Von August Trinius. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Urkull. — Ins Leben zurück. Novellen von Gräfin L. Urkull. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Volkelt. — Die Quellen der menschlichen Gewißheit. Von Johannes Volkelt. München, C. H. Beck. 1906.

Vortragsstoffe für Volks- und Familienabende. — Herausgegeben von Pfarrer Hermann Barth und Dr. Karl Schirmer. — 1. Ikaria. Ein sozialistischer Musterstaat. Von Dr. Karl Schirmer. — 2. Mirabeau. Von Pfarrer Hermann Barth. — 3. Polen und Deutsche. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. Hans Stoltenburg. — 4. Napoleon in Ägypten. Von Dr. Richard Nordmann. — 5. Johann Cicero. Joachim I. Nestor. Von Pfarrer Hermann Barth. — 6. Klopstocks Lyrik. Von Professor Dr. Karl Kinzel. Mit einem Bildnis Klopstocks. — 7. Gustav Freytag. Von Dr. Richard Nordmann. — 8. Die Jugend Friedrichs des Großen. Von Dr. Richard Nordmann. — 9. Petöfi. Von Pfarrer Hermann Barth. — 10. Aus dem alten Rom. Von Dr. Karl Schirmer. — Leipzig, Friedrich Engelmann. 1906.

Richard Wagner-Jahrbuch. — Herausgegeben von Ludwig Frankenstein. Erster Band. Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. 1906.

Wahrmund. — Ehe und Eherecht. Von L. Wahrmund. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Walter. — Pinselzeichnen. Vorbilder und Vorlagen von K. Walter. Erstes Heft. Ravensburg, Otto Maier.

Walz. — Pfingsten. Eine Novelle von Gallus Walz. Zürich, Arnold Bopp. 1906.

Waxweiler. — Esquisse d'une sociologie. Par E. Waxweiler. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1906.

Weislein. — Im Banne Roms. Zwei Geschichten von Karl Weislein. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson. 1906.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.128

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY